Deutsche Rundschau

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben
von
Julius Rodenberg.

5-2117

Band LXXXIV.

(Juli — August — September 1895.)

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Greek Simpel — **Amsterdam,** Seyffardt'sche Buchhandlung — **Athen,** Karl Wilberg — **Basel,** Emil Jenke's Buchhandlung — **Bukarest,** Carl Schoenhof — **Brüssel,** C. Muquardt's Hofbuchhandlung — **Budapest,** C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos Aires,** J. Peuser & Co. — **Bukarest,** Socecu & Co — **Chicago,** Alfred Kappendach — **Christiania,** Albert Cammermeyer — **Cincinnati,** Wilde & Co — **Dorpat,** Theodor Hoppe — **Florenz,** J. Sarano's Antiquitäts-Buchhandlung — **Kapstadt,** A. Crum — **Konstantinopel,** Socecu & Acil, Buchhandlung — **Kopenhagen** Andr. Fred. Host & Sohn, Hofbuchhandlung Mich. Peter's Hofbuchhandlung — **Liverpool,** Schut & Nicker — **London** Dulau & Co. C. Nutt & Gingle, Trübner & Co Williams & Norgate. — **Lugano,** Vaticchi's Buchhandlung — **Lyon,** H. Georg — **Mailand,** Mario Hoepli Hofbuchhandlung — **Milan,** Fr. Lumb — **Montevideo,** A. Jacobsen & Co **Moskau,** J. Deubner Alexander Long Sailhof'sche Buchhandlung — **Neapel,** Heinrich Detken, Hofbuchhandlung F. Fiorentino — **New-York,** Gustav E. Stechert E. Steiger & Co. D. Westermann & Co — **Odessa,** Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris,** C. Hildebrand Lemoine & Steinert F. Gerard — **Petersburg,** Max Gaudner Carl Rieker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung — **Philadelphia,** E. Schaefer & Koradi — **Pisa,** Ulrico Hoepli's Filiale — **Porto-Alegre,** A. Majeron. — **Reval,** Alage & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga,** J. Deubner N. Kymmel's Buchhandlung — **Rio de Janeiro,** Lammert & Co — **New Yorker & Co.** Hofbuchhandlung — **Rotterdam** W. J. van Hengel. — **San Francisco,** Fr. Mitly & J. Gerhard. — **Santiago,** C. Brandt — **Stockholm,** Samson & Wallin — **Tauganka** (Süd-Australien) F. Basedow — **Tiflis,** A. Moorwanow Nov. — **Valparaiso,** C. F. Niemeyer — **Warschau,** C. Wende & Co — **Wien,** Wilhelm Braumüller & Sohn Hof- & Universitäts-Buchhandlung Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. **Wang Soo** & L. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — **Yokohama,** G. Ahrens & Co Nachf. — **Zürich,** C. H. Beck. Meyer & Zeller Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten

Inhalts-Verzeichniß

zum

Vierundachtzigsten Bande (Juli — September 1895).

		Seite
I.	Die gute Lorelei. Novelle von **Adolf Wilbrandt.** XI./XX	1
II.	Persönliche Erinnerungen an den Krieg von 1870/71. Von **J. von Verdy du Vernois.** V./VIII	46
III.	Die Wahre Geschichte des Celsus. Von **F. Max Müller**	79
IV.	Der Rastatter Gesandtenmord. Von **Hermann Hüffer.** I./III.	98
V.	Iwan Gontscharow. Von **Eugen Zabel**	113
VI.	Das Buch Annette. Unbekannte Jugendgedichte Goethe's. Von **Bernhard Suphan**	139
VII.	Zur ostasiatischen Frage. Von **M. von Brandt**	146
VIII.	Politische Rundschau	151
IX.	Literarische Notizen	157
X.	Literarische Neuigkeiten	159
XI.	Türkische Geschichten. Von **Rudolf Lindau.** I. Der grüne Schleier — II. Die weiße Hand	161
XII.	Persönliche Erinnerungen an den Krieg von 1870/71. Von **J. von Verdy du Vernois.** IX./XI.	190
XIII.	Wilhelm Roscher (1817—1894.) Von **A. von Miaskowski**	214
XIV.	Der Rastatter Gesandtenmord. Von **Hermann Hüffer.** IV./VI.	239
XV.	Vierzehn Jahre ägyptischer Ausgrabungen. Von **Georg Steindorff**	261
XVI.	Gustav zu Putlitz	285
XVII.	Ein Räthsel. Von **Isolde Kurz**	296
XVIII.	Politische Rundschau	308
XIX.	Harnack's Dogmengeschichte	314
XX.	Prinz Victor Napoleon und Maxime Du Camp	317
XXI.	Literarische Notizen	318

(Fortsetzung umstehend)

Digitized by Google

		Seite
XXII.	Literarische Neuigkeiten	319
XXIII.	Der Dichter und sein Kind. Von **Paul Heyse**	321
XXIV.	Persönliche Erinnerungen an den Krieg von 1870/71. Von **J. von Verdy du Vernois.** XII./XV.	340
XXV.	Der Kaiser Wilhelm-Canal und seine Bedeutung. Vom Vicеadmiral **Batsch**	369
XXVI.	Zur Erinnerung an Gustav Hirschfeld. Von **Ernst Curtius**	377
XXVII.	Wer ist musikalisch? Nachgelassene Schrift von **Theodor Billroth.** III	385
XXVIII.	Aus Karl Friedrich Reinhard's Leben. Von **Wilhelm Lang.** Am Bundestag in Frankfurt a. M. (1816—1829)	408
XXIX.	Türkische Geschichten. Von **Rudolf Lindau.** III. Die Prinzessin Djevherî Hanum	439
XXX.	Bekenntnisse eines protestantischen Landpredigers	454
XXXI.	Arthur Chuquet. Der Krieg von 1870—71. Von **L. Bamberger**	460
XXXII.	Eduard Hanslick. Zu seinem siebzigsten Geburtstage. Von **Carl Krebs**	465
XXXIII.	Politische Rundschau	468
XXXIV.	Literarische Rundschau.	
	1. Zur Länder- und Völkerkunde	474
	2. Die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm	478
XXXV.	Literarische Neuigkeiten	480

Die gute Lorelei.

Novelle

von

Adolf Wilbrandt.

XL

Pauline kam vom Corridor, im Hut, ihren braunen Schirm in der Hand, ziemlich athemlos und wieder blaß, offenbar vor Aufregung. Als sie den jungen Menschen sah, schloß sie den Mund wieder, der schon sprechen wollte, machte eine ungeschickt grüßende Bewegung und blieb stehen. Sie schien dann zu winken, Käthe verstand es nicht. „Liebe gnädige Frau!“ sagte sie endlich mit recht wenig Luft. „Ich bin so gelaufen — die Treppe herauf gestürzt —“

„Warum denn? Was gibt's?“

„Ach, bitte einen Augenblick —!“

Schon wieder was zu flüstern, dachte Käthe und ging mit widerstrebenden Füßen zur Thür. „Sie entschuldigen!“ sagte sie zu Götz, dann trat sie vor Pauline hin. „Also was ist? Was ist?“

„Ach was recht Dummes,“ sagte Pauline leise. „Ich ging also vor dem Hause mit Herrn Feldmann auf und ab —“

„Sie haben ihm gesagt, daß er uns zum Spaziergang abholen soll?“

„Freilich, o ja, er wird kommen . . Aber wie ich nach mit ihm schwatz', kommt auf einmal der Hauptmann zurück, ich dachte, der ist weit weg! Und er geht grad' auf mich zu und redet mich an und sagt —“

„Und Sie haben ihm so geantwortet, wie zwischen uns abgemacht war?“

„Nein,“ flüsterte Pauline kleinlaut. „Nein, das hab' ich nicht. Mir verging der Muth. O, ich hab' mich so dumm benommen — — ich weiß nicht mehr, wie. Plötzlich lief ich fort. Zu Ihnen, um Hülfe!“

„O Sie —“

„Mir deucht aber, er kommt mir nach!“

„Er kommt Ihnen nach,“ wiederholte Käthe einen Augenblick verblüfft. „Das auch noch . . .“ Sie nahm sich aber ganz geschwind zusammen und faßte

ihren Entschluß. Den leichtbeweglichen Kopf zurückwendend, lächelte sie dem „Pflanzer" herzlich zu. „Lieber Vetter! Schwimmen Sie ab!"

„Ich? Schon wieder abschwimmen?"

„Ja," sagte sie rasch, indem sie verstohlen horchte, ob der Andere schon käme. „Ich bitte! Dumme Frauengeschichten, die sind nichts für einen so hochgemuthen Jüngling. Es hat aber Eile. Morgen kommen Sie wieder. Bekämpfen Sie Ihre „Melancholie", scheiden Sie als Held!"

Sie drückte ihm die Hand, er küßte die ihre dafür. Es war klar, daß er große Lust hatte, zu seufzen, aber auch jetzt verließ ihn eine gewisse „Vornehmheit" nicht nach seine Redewerise. „Schon thue ich es," antwortete er und nahm wieder seinen riesigen Hut. „Mit Resignation!"

„Guter dummer Junge," sagte Käthe, als er draußen war. Dann schlug sie aber die Hände zusammen. „Ach du lieber Gott! Und mein Sanskrit auf dem Balkan, was thu' ich mit dem? — Pauline!"

„Ja, ja!" seufzte die.

„Ich flitterte hier so harmlos — jetzt in lauter Nöthen! — Hat es nicht schon wieder geklopft?"

„Ja wohl," flüsterte Pauline, die zusammenfuhr. „Da ist er schon!"

„Nur nicht bange! — Herein!"

Es war in der That der Hauptmann Kastner, der jetzt in die Thür trat. Er bewegte sich so langsam, daß es Käthe nervös machte. Das gelbliche Gesicht hatte etwas Marmorbleiches, so daß die dunklen Augen noch schwermüthiger und finsterer wirkten als sonst. Seine linke Hand fuhr durch den großen schwärzlichen Schnurrbart, sie zog an ihm, er schien mit einer übermäßigen Erregung zu kämpfen. „Verzeihen Sie, gnädige Frau," brachte er erst nach einer Weile hervor. „Daß ich hier, und unter diesen Umständen, eindringen wage, das kann Ihnen nicht wunderbarer vorkommen als mir. Jedes Wort stockt mir in der Kehle. Aber — man schafft mir hier eine Situation, die ich nicht annehmen kann. Diese junge Dame weicht mir aus — ja, sie weicht mir aus — wie einem Feind. Sie sucht —"

Käthe unterbrach ihn. „Sie weicht Ihnen nicht aus, Herr Hauptmann. Wir hatten nur erwartet, Sie würden das Fräulein gestern Abend begrüßen —"

„Natürlich. Das versteht sich von selbst, ich bin ja nach bei Sinn und Verstand. Ich hätte Dich gestern sogleich begrüßt, wenn Du nicht mit diesem Herrn wie auf der Flucht aus mir hinaus gestoben wärst — und als Du dann wieder kamst, da — da kamen Alle." — Pauline wollte etwas erwidern, er sprach aber weiter, als errathe er, was sie sagen wollte. „Ich war allerdings auch verwirrt, befangen, wußte nicht recht, was ich — — vollends durch Sie verwirrt, gnädige Frau. Kurz ich — stürmte fort. Ich wanderte umher — weit weg — um Ruhe zu gewinnen. In der dunklen Nacht kam ich dann zurück —"

„Aber nicht zu mir," fiel jetzt Paulinens weiche klagende Stimme ein. „Du gingst —"

Digitized by Google

Plötzlich verstummte sie. Käthe, die, seit Kastner zum Fräulein sprach, ein paar geräuschlose Schritte gemacht und die Beiden gleichsam allein gelassen hatte, winkte jetzt von der anderen Seite mit verstohlenen, aber heftigen Armbewegungen, wie um Paulinen zu sagen: „Halt Deinen Mund! Laß Du ihn nur reden!“ — Pauline gehorchte und mitten im Wort ward sie still. Der Hauptmann erstaunte sehr. Er starrte sie an, wandte dann den Kopf zu Käthe. Die sah aber in die Luft oder auf die Wand, als sei nichts geschehen.

Kastner hatte die Hand wieder im Schnurrbart, dann nahm er von Neuem das Wort. „Du gingst ins Haus', wolltest Du wohl sagen, Pauline — allerdings, ich ging ins Haus, denn ich suchte Dich. Als ich an mein offenes Fenster trete, seh' ich, Du bist im Garten, da unten am Rhein, an dem langen Tisch — mit der ganzen Gesellschaft. Es ging lustig zu. Die Windlichter schienen sehr deutlich auf Dein vergnügtes, fröhliches Gesicht, es war Dir nicht anzusehen, daß Du Kummer hattest — oder daß ich Dir fehlte. Neben Dir —“

Pauline bewegte die Hand und die Lippen, um ihn wieder zu unterbrechen. Aber „still sein' ihn reden lassen!“ sagten wieder die stummen, ungestümen Gebärden, die ihr Käthe machte. Die fast erschrockene Pauline schwieg. Kastner stannte wieder. Er drehte langsam den Kopf nach der jungen Frau, die rechts von ihm stand, bemahe hinter ihm. Käthe sah in die Luft.

„Also neben Dir saß Herr Feldmann,“ fuhr er mit einem neuen Anlauf fort, „so heißt er ja wohl, dieser Höhenmensch. Du schenktest ihm fleißig ein, als wär' er Dein Gast. Du sangst auch auf seinen Wunsch rheinische Volkslieder, eines nach dem andern. Nun. Du hattest Deinen Lohn dafür, sein vergnügtes Lachen, dieses kurze, prasselnde Lachen — ungefähr wie eine Ratte lachen würde, wenn sie lachen könnte. Aber Dir gefiel das. Du lachtest dann herzlich mit —“

Pauline wollte wohl wieder reden, aber sie sah erst ihre Meisterin an, und richtig. Käthe winkte wieder ab. Der Hauptmann sprach diesmal auch unaufhaltsam weiter. „Jawohl Pauline Jonas, die angeblich Unglückliche, lachte herzlich mit! — Eine Weile hielt ich das aus. Endlich sagt' ich mir: sie hat an diesem unbedeutenden, diesem Nichts von einem Menschen, offenbar ganz genug; wozu braucht sie mich? Kurz — ich ging schlafen. — Wenigstens lag ich so da. — Wenigstens lag ich so da . . .“

Er wiederholte diese Worte, weil das Mädchen schwieg. Er sah ihr jetzt scharf, düster in die dunklen Augen und erwartete ihre Entgegnung. Sie stand aber ruhig da. Ihm stieg endlich eine böse Röthe ins Gesicht, mit einer jähen Bewegung wandte er sich zu Käthen herum. „Darf ich Sie bitten, gnädige Frau, gefälligst zu erlauben, daß Fräulein Jonas spricht?“

„Fräulein Jonas hat wahrscheinlich gedacht,“ sagte Käthe sanft und freundlich, „Sie wären noch nicht zu Ende. Ich hindere das Fräulein nicht; sie soll lüchlig reden. Reden Sie, Pauline.“

Der Hauptmann, ziemlich verwirrt, blickte wieder zu dem Mädchen hinüber. „Diesen Augenblick benutzte Käthe, um ihr zuzuwinken: „Jetzt jetzt! nur los! aber frei aus der Brust!“

Pauline nickte ganz verstohlen, als bewege sie nur zufällig den Kopf. Sie nahm all' ihr bißchen rheinländischen Uebermuth zusammen, und mit recht sanfter Ruhe, sich zum Wählen der Worte Zeit lassend, fing sie langsam an. „Lieber Helmuth," sagte sie (aber nicht zu warm), „ich glaube, Du siehst es anders als es ist. Ich war nicht übertrieben lustig, denn wie sollt' ich wohl, aber auch nicht tragisch — denn ich hatte mich schon gefaßt. Ich grollte Dir nicht mehr. Daß mir der Herr Feldmann im Ganzen gefiel, wozu sollt' ich das leugnen, er hat seine Vorzüge — wie Andere andere haben — und gegen mich ist er rührend gut. Vielleicht besticht mich das ein wenig, man will ja doch gerne gefallen . . ."

Käthe nickte heftig um Kastner's rechte Schulter herum. Ihr ganzes wetterleuchtendes Gesicht sagte: ‚So ist's recht!' geschieht ihm ganz recht! so mir immer weiter!"

„Du nennst ihn ein ‚Nichts von einem Menschen'," fuhr Pauline fort; ‚das sagst Du doch wohl nur so hin. Herr Feldmann ist ein *natürlicher, offener, kindlicher* Mensch —"

Käthe warf hinein: „Ein frischer, fröhlicher Bergsteiger —"

„Ja ein fröhlicher Bergsteiger," sprach Pauline ihr nach. „Und sein Humor thut mir gut; er weckt auch *meinen* Humor!"

„So scheint es," sagte Kastner zwischen den Zähnen, „so unbegreiflich es klingt. — Dennoch erlaube mir zu sagen, Pauline, mir ist, als hört' ich in Deiner Stimme doch ein leises Zittern — eine verstohlene verhaltene Klage — oder Bitterkeit. Sag' es mir doch offen! Ich leugne ja mein — Unrecht nicht —"

„Um Gottes willen, sprich nicht von ‚Unrecht'," fiel ihm Pauline ins Wort und suchte recht freundlich zu lächeln. „Dann müßt' ja am Ende auch *mir* das Gewissen schlagen. Nein, Helmuth, das lassen wir! Ich hab' von meiner lieben Freundin gelernt, das alles nicht tragisch zu nehmen —"

„Sondern als Naturerscheinung," setzte Käthe mit ihrer frischen Kraftstimme hinzu.

Pauline nickte eifrig. „Als Naturerscheinung. Und dann," sagte sie fast übermüthig lächelnd, „wir sind hier ja am freien Rhein! und nicht *allein* auf der Welt! Es gibt viele Menschen — Weiblein und Männlein!"

„Brava!" flüsterte Käthe nur so mit den Lippen. Sie stimmte mit Kopf und Augen und Brauen zu und klatschte unhörbar die Hände zusammen. Pauline mußte lächeln; sie konnte sich dann nicht enthalten, sich durch ein kurzes Mienenspiel zu bedanken.

Dies bemerkte Kastner. Er faltete seine bronzene Stirn und wandte sich diesmal langsam, zu der jungen Frau. Etwas gereizten Tones sagte er: „Meine Gnädige —!"

„Wie beliebt?" fragte Käthe sanft.

Ihr Gesicht entwaffnete ihn, er ward wieder ‚Ritter'. „O nichts," entgegnete er und mit einer leichten Verneigung, sich gewaltsam beherrschend. Ihm fiel aber etwas Anderes ein; er stellte sich so, daß er völlig zwischen Pauline und Käthe stand, wie eine Mauer, die zwei Zeichentelegraphen scheidet.

Mit einem wilden, gemachten Lächeln sah er dann seiner Braut ins Gesicht. „Mein Fränlein vom freien Rhein," sagte er, „bitte, noch ein Wort!"

Er verdenkt mich! dachte Käthe empört. Das laß' ich mir doch gewiß nicht gefallen! — Ihre Augen hinschten umher, sie entdeckte den hohen Schemel der zum Anzünden der Hängelampe gebraucht ward, er stand vor dem runden Tisch, an dem sie Sanskrit gelernt hatte. Plötzlich war sie oben und nickte über den Hauptmann hinweg zu Pauline hin.

„Bitte, noch ein Wort," wiederholte der mit der Sprache ringende Kastner, „ein ganz klares Wort wie es sich zwischen uns gehört — so furchtbar schwer sich auch das alles hier spricht. So kann es doch nicht bleiben, nicht wahr . . Ich bin auch dem Doctor Vollmar eben nur durchgegangen weil ich's nicht mehr aushielt! — Bitte, bedenke, wer zu Dir spricht, es ist Helmuth Kastner — dem Dein Herz — der Dir — — So sag' mir doch aus Deinem eigensten Herzen ein klares, offenes Wort!"

Da er so ernst und so gut zu ihr sprach, sank der armen Pauline der Muth. Die kleine, rundliche Gestalt fiel gleichsam in sich zusammen, die Mundwinkel begannen sich hinabzuziehen, wie bei einem gerührten Kind. „Helmuth!" sagte sie . . . Nun sah sie aber, wie sich hinter ihrem Helmuth ein langer Arm in die Luft hob, wie die junge Frau auf dem Schemel mit dem geschnittelten Kraushaar hin und her fuhr und winkte, als wolle sie ihr zurufen: „Nicht weich werden! aufrecht aufrecht!" — Pauline faßte sich wieder. „Helmuth!" sagte sie nach kurzem Besinnen noch einmal, aber mit anderer Stimme, gelassen freundlich, „Ein klares Wort sagst Du. Haben wir denn unklar gesprochen? — Wenn Du gern hier bleiben willst, der holden Frau zu Liebe, die mir's ebenso angethan hat wie Dir, so ist mir's ja recht —"

„Und Du?" unterbrach er sie.

„Meine Freundin Pauline" hörte er jetzt hinter sich aus der Höhe sagen, „die bleibt bei mir, das ist abgemacht!"

„Ah!" stieß er sehr überrascht heraus. „Da sind Sie jetzt."

Zu Befehl Herr Hauptmann," erwiderte Käthe gemüthlich. „Die Hängelampe hing schief."

Pauline wehrte sich vergebens, sie mußte über das unendlich verblüffte Gesicht ihres Helmuth lächeln. Ihr Uebermuth war wieder da, sich leise hin und her wiegend sagte sie in ihrem richtigen rheinländischen Ton: „Da hörst Du's halt. Ich soll noch mit fort. Bin hier auch so gern! bei der liebsten Frau!"

Käthe, vom Schemel heruntergestiegen, wieder neben Kastner nickte ihrer Freundin zu. „Wie nahe Sie beide sich stehen," sagte sie zum Hauptmann, „braucht hier ja Niemand zu wissen —"

„Und dieser ‚frische, fröhliche Bergsteiger'?" fuhr es aus Kastner hervor. „Was geschieht mit dem?"

Pauline zuckte liebenswürdig lächelnd die Achseln: „Du weißt ja, lieber Helmuth, Jeder hat seinen Geschmack. Herrn Feldmann's drolliges Lachen, das Dich an Ratten erinnert, mir ist es eher wie Vogelgezwitscher, das mich heiter macht. (‚Bravo" winkte Käthe.) Mir ist, als würd' ich mit ihm

wieder jünger, kindlicher, übermüthiger. Warum sollt' ich das nicht? Ich nehm' ihn wie ‚Sparkling Hock', er mousſirt so gut —"

Es hat lange nicht geklopft, dachte Käthe, darum klopft es mal wieder! — Es pochte Jemand an die Corridorthür. Nachdem sie Herrn gerufen hatte, erschien eben dieser ‚Sparkling Hock' der Mann mit dem Vogelgezwitscher, der Herr Gottlieb Feldmann. Er war in demselben Alpenſommercostüm wie gestern; mit der angenehm gebräunten Farbe seines frischen, röthlichen Gesichts und dem wohlgepflegten Vollbart nahm er sich durchaus wie ein hübscher Mann aus, hübscher als der Hauptmann. Nicht unbescheiden, aber zutraulich lächelnd — ‚fidel' wäre das richtige Wort — verbeugte er sich. „Meine verehrten Damen, Ihr Diener. Ich sollte die Ehre haben, em bißchen mit Ihnen zu lustwandeln —"

„Ah!" sagte Kastner. „Lustwandeln auch?"

„Ja," erwiderte Käthe und ging zu der Commode, auf der ihr Hut und ihr Sonnenschirm lag. „Wir wollen über den Rhein setzen und den schönen Silberpappelweg neben den Inseln gehen. Da will ich dem Herrn Feldmann meine Bildergalerie von eingerahmten Landschaften zeigen —"

Feldmann lachte sein kurzes Lachen, das der Hauptmann so hart angefochten hatte. „Bildergalerie! Sehr gut!"

„Und Fräulein Pauline," fuhr Käthe fort, „soll sie ihm erklären."

„In der Mittagssonne? fragte Kastner, der vor erstickter Wuth kaum mehr sprechen konnte.

„O, die thut uns nichts. Dann schmeckt's desto besser!"

Käthe nahm Schirm und Hut und ging zur Thür, das Fräulein und Feldmann drollig vor sich her treibend. Sie sah nicht mehr, daß Benno in seine Thür trat, den Hut auf dem Kopf, und über diese Gesellschaft im Salon verwundert, mit seinem abwartenden Phlegma stehen blieb. Sie sah auch ihren Sensskritiker nicht, den sie über diesen letzten Anregungen ganz vergessen hatte, und der jetzt vor unerträglich gewordener Ungeduld an seiner Balkonfensterthür erschien. „Dieser Höhen-Saulus," rief sie noch, „soll als Thal-Paulus wieder kommen, also vorwärts, marsch!"

Der Bergsteiger, Pauline, Käthe marschirten auf den Corridor hinaus, die Treppe hinab. Der Hauptmann sah ihnen nach, eine Art von Nebel vor den Augen. Ohne mich! dachte er. Von mir war gar nicht die Rede. Das ist doch — — Aber wenigstens auf diesem Ufer geh' ich doch eine Weile mit. Vielleicht hör ich ihn von drüben zwitschern; ich hör's gar so gern!

Er setzte seinen Hut auf, und die Zähne zusammendrückend, seine Schritte immer mäßigend, da sie mit ihm durchgehen wollten, zog er hinterdrein.

„Herr Hauptmann!" rief Benno. Kastner war aber schon auf dem Gang und hörte ihn nicht mehr. „Was haben Die denn?" sagte Benno und schüttelte den Kopf. „Wo wollen Die jetzt um Mittag noch hin? ‚Höhen-Saulus', ‚Thal-Paulus' ‚Vorwärts marsch'. Fehlt ihnen em Sonnenstich?"

Er zögerte eine Weile, dann ging er ihnen doch nach. Kaum war er hinaus, so trat Enzenberg durch die Balkonthür ein, that einen tiefen Athemzug der Befreiung und warf Max Müller's Grammatik auf den Tisch. Nun hörte

er aber draußen Frau Käthe sprechen und Herrn Feldmann lachen, er hörte die raschen Schritte auf dem Gartenkies. Sie entfernten sich. Er hörte dann andere, festere Schritte, offenbar der Hauptmann. Die verzogen sich auch, dann kam wieder Einer. Das ist Vollmar! dachte Enzenberg. Da geht er. Auch aufs Wasser zu . . . Eine unwiderstehliche Neugier befiel ihn, was die alle wollten. Er nahm auch seinen Hut und ging ihnen nach.

XII.

„Ach ja," seufzte Käthe. Sie saß in ihrem Schlafzimmer am Fenster doch so weit zurück, daß man sie von der Fahrstraße heraus nicht sehen konnte, einen kleinen Tisch hatte sie vor sich hin gestellt, auf dem lagen ihre Papiere, an dem arbeitete sie. Es war der zweite Abend, seit sie Sanskrit lernte, gestern Morgen hatte sie begonnen, nebenan im ‚Salon', damals seufzte sie noch nicht so wie jetzt . . . Die Hitze war's nicht. Es war allerdings rechtschaffen heiß, alle Leute stöhnten, sie nicht. Was machte sie sich aus der Hitze, sie trug himmlisch wenig bekleidet, das Fenster war geschlossen, die Sonne ging schon zu Bett, der Tag ging zu Ende. Nein, wozu sich was vormachen, sie seufzte über die ‚Ungeheuer' da auf dem Papier, über die Buchstaben, die dreiundsechzig, die ihr Herr von Enzenberg vorgemalt hatte, die sie seit mehreren Stunden, bei verschlossenen Thüren, nachzumalen suchte. Ungeheuer! dachte sie. Ja, es sind Ungeheuer. Es sind Ungeheuer. Sie wiederholte sich das noch einige Male, als würde ihr dann leichter. Sie bohrte ihren langen Bleistift tief in das Papier. Sie machte so eine Reihe von Punkten unter einander, dann neben einander. Pauline, die ihr auf der anderen Seite des Fensters gegenüber saß, beobachtete sie über das Buch hinweg, in dem sie mit wenig Aufmerksamkeit las, von Zeit zu Zeit lächelte sie ein wenig, aber ganz verstohlen.

„Pauline!" sagte Käthe endlich. „Haben Sie Sehnsucht nach Ihrem Hauptmann?"

„Das ist eine merkwürdige Frage," entgegnete das Mädchen. „So närrische, so schwere Tage wie diese hatt' ich noch nie im Leben. Ich hab' den Herrn ja doch gern . . ."

„Pauline! Ich sehne mich nach meinem Mann!"

„So? Sie auch?"

„Der geht jetzt spazieren, der Mann. Ich geh' nicht spazieren. Ich stell' mich faul, und sitz' da mit diesen — — Ich arbeite mich todt! — Das ist rührend, nicht?"

„Wollen Sie jetzt nicht aufhören, liebe, gute Frau Käthe?"

„Ich kann ja nach nichts."

„Sie können für heute ganz genug. Morgen fahren Sie fort!"

Käthe seufzte nur. Sie antwortete nicht. Ihre sonst so lebensfrohen, feurig braunen Augen sahen matt, schmachtend und bald auch verträumt auf den Abendhimmel hinaus. Sie dachte an ihren Mann. Sie dachte an die Zeit — o wie lange, lange her! — als sie zuerst gemerkt hatte, daß sie ihm gefiel, und mit diesem Gefühl wie mit einem tiefen Geheimniß herumging —

und es endlich nicht mehr in ſich hülen konnte. Sie kam zu ihrer guten Mutter, ihrer beſten Freundin, und es erging ihr wieder wie ſchon manches Mal zuerſt ſagte ſie nichts, dann lächelte ſie, die Hände auf dem Rücken, die Mutter von Weitem an, dann ſchlenkerte ſie ſich näher „Du! ich möcht' Dir 'was ſagen!" — „So ſag's" — „Nein ich kann doch nicht!" — „Sag's nur heraus damit." — „Nein es iſt unmöglich Mutter, es iſt unausſprechlich" — „Dann laß es nur ja, wo es iſt!" — Plötzlich aber erſtickte es ſie, und um ſich Luft zu machen, zog ſie die „Alte" vom Stuhl in die Höhe, küßte ſie, küßte ihr ganzes Geſicht und tanzte mit ihr im Zimmer herum. „Ich will Dir's doch ſagen, hör' zu dieſer Doctor Vollmar hat mir 'was geſagt. Ich hätte ſo ein ſonniges, entzückendes Lachen, hat er mir geſagt. Und dazu hat er Augen gemacht . . . Wollen noch einmal tanzen, Mutter!" — Und ſie walzte und ſprang mit ihr durch das Zimmer hin . .

Wie lange Jahre (mindeſtens vier) war das her, nun war ſie Doctor Vollmar's Frau. Und ſie liebte ihn ſehr und war glücklich, nur daß er ein Tyrann war und ſie nicht Sanskrit lernen laſſen wollte — das ſie nun doch heimlich lernte — und das ſie bald umbringen würde — denn es iſt grauslich! dachte ſie denn es iſt entſetzlich!

Ein langer Seufzer, den ſie hörte, weckte ſie aus ihren Gedanken auf „Um Gotles willen," ſagte ſie, noch halb im Traum — „wer hat denn eben ſo geſeufzt? Sie, Pauline?"

Das Mädchen ſchüttelte lächelnd den Kopf.

„Sie nicht? — Bin denn ich's geweſen?"

Pauline nickte. Sie ſtand dann auf und ſtellte ſich vor Käthe hin „Soll ich Ihnen einmal 'was ſagen, liebe, himmliſche Frau?"

„Ach ja ſagen Sie's, aber recht 'was Gutes."

„Ich will zum Herrn von Enzenberg gehen ich glaub' er ſitzt noch im Garten, und will einmal diplomatiſch mit ihm reden — verſtehen Sie."

Käthe's kluge Augen blickten das Mädchen forſchend an, ſie ſuchte zu errathen was Pauline meinte „Können Sie das?" fragte ſie dann nur.

„O ja!" — Pauline lächelte allerliebſt — „Ich bin ja recht dumm, aber ſo dumm doch nicht. Vielleicht ſeufzt der Herr von Enzenberg auch ganz ebenſo wie Sie."

„Soll geh'n!" ſagte Käthe Sie ſah mit einem muthloſen Blick auf die dreundſechzig Ungeheuer. „Manchmal denk' ich, die ganze Geſchichte war doch wohl ein Unſinn . . . Das heißt, wiſſen Sie nur in ſchwächlichen erbärmlichen Augenblicken denk' ich ſo 'was Ausknieſen thu' ich nicht. So feig bin ich nicht Aber wenn Herr von Enzenberg —!"

„Ja wenn der auskniffe! — Man kann ja doch einmal hören, nicht wahr. Nur ſo um die Ecke Soll ich einmal hinunter gehen?"

„Gehen Sie," ſeufzte Käthe, ohne anzuſtehen.

Pauline ſagte nichts mehr Leiſe faſt geräuſchlos ging ſie aus der Thür nachdem ſie ſie aufgeſchloſſen hatte, und durch den Salon auf den Gang hinaus Getäuſcht hatte ſie ſich nicht als ſie in den Garten kam, ſah ſie Enzenberg draußen ganz nahe am Waſſer ſitzen, den Hut auf dem Kopf Er ſaß an

demselben Tisch, an dem sonst Vollmar zu arbeiten pflegte, eigentlich lag er mehr, die Füße auf der Bank, den linken Arm auf den Tisch gestützt. So las er, das Buch in der rechten Hand. Hoffentlich ist's ein Roman! dachte sie und ging ein wenig näher. Es war weiter Niemand im Garten oder auf dem Uferweg.

Enzenberg schien ganz vertieft, denn er hörte sie offenbar nicht. Nach einer Weile fing er an, vor sich hin zu summen, es wurde bald eine Art von Gesang daraus. Pauline traute ihren Ohren nicht, als sie deutlicher verstand, was er sang. Aber das ist ja Sanskrit! dachte sie. Grade so klang ja, was mir Käthe vorlas! — Ueber den Rasen, damit der Kies keinen Lärm mache, ging sie noch eine Strecke weiter. Herr von Enzenberg, der an dem Klang der Worte sich zu weiden schien, declamirte mit verstärkter Stimme:

Râjâ sa — vinayam punar uvâcha;
Ritas api sumanas — sangât
â — rohati satâm schiras.

„Nein," sagte Pauline jetzt und schüttelte den Kopf, „das ist unbegreiflich!"

Enzenberg horchte träumerisch auf. „Ah, Fräulein Janos," murmelte er. — „Bitte, mein Fräulein, was ist unbegreiflich?"

Pauline antwortete, indem sie herantrat: „Sie stecken so tief im Sanskrit — jetzt singen Sie es sogar."

„Ich singe?"

„O ja. Eben sangen Sie ‚Rajasa' und so weiter. Ich war ja gar nicht mehr am Rhein, sondern am Ganges."

Enzenberg sah sie an, darauf nickte er tiefsinnig. „Ja, ja, Sie haben wirklich recht, das ist unbegreiflich. So tief kann ein Mensch sinken, der als Nichtsthuer so unerreichbar hoch stand! — Ja, ja, ich verliebe mich in diese verrückte Sprache, in den Blödsinn des Arbeitens, in —"

„Dann ist es ja äußerst zwecklos, daß ich komme!" sagte Pauline, nicht sehr diplomatisch, es entfuhr ihr so.

Enzenberg hob die Brauen. „Ah!" erwiderte er mit seinem feinen Lächeln. „Sie kommen zu mir? Welche Ehre. Doch nicht gar als Abgesandte der Frau Vollmar? Sie — — Sie haben so 'was."

„Bitte, was?" fragte sie, um ihre Verlegenheit zu bemänteln.

„So etwas — Diplomatisches."

„Was Sie Alles finden, Herr von Enzenberg! In diplomatischer Mission komme ich durchaus nicht. Ich wollte Sie einfach etwas fragen, sehen Sie."

„Ich sehe," entgegnete er, hob jetzt die Füße von der Bank und setzte sich wie zu einer regelrechten Unterhaltung hin. „Also bitte, thun Sie es."

„Jetzt ist's kaum mehr nöthig! — Frau Vollmar sitzt oben in ihrem Zimmer, an diesem himmlischen Abend auch über dem Sanskrit, wie Sie. Sie malt lauter Buchstaben — es ist zum Erbarmen. Ich sah ihr eine Weile zu, endlich sagt' ich ihr: ‚Aber wozu quälen Sie sich, wahrscheinlich ist es ganz nutzlos! Ihr Lehrmeister, Herr von Enzenberg, führt's ja doch nicht durch, auf einmal vergeht ihm die Laune' —"

„Entschuldigen Sie," unterbrach sie Enzenberg. „Sagten Sie das wirklich, aber hörten Sie von der schönen Frau etwas Aehnliches?"

„Bitte," sagte Pauline überlegen heiter, „sehen Sie mich nicht so übermenschlich klug an, dann erschrecken Sie mich. Ich sagte Ihnen ja —"

„Gewiß. Sonst wäre ja auch möglich, daß Frau Vollmar zu Ihnen gesagt hätte: ‚Ach wie quäl' ich mich!' Hoffentlich führt's mein Lehrmeister, der exprobte Faulpelz nicht durch; dann bin ich erlöst. Fragen Sie ihn doch einmal aus, Fräulein Pauline, aber recht geschickt!"

„Ich stanne über Ihren Scharfsinn —"

„Scharfsinn! Lieber Gott! Selbst Ihr neuester Verehrer der Herr Feldmann, mußte darauf kommen. Heute Morgen war die zweite Sanskritstunde, schon heute war die schöne Frau nicht recht bei der Sache — schweifte gerne ab — stieß sogar zuweilen einen kleinen, entsetzlich europäischen Seufzer aus. Und jetzt da es Abend wird —"

„Jetzt sitzt sie oben eingeschlossen und übt sich im Alphabet, als fällt' sie dadurch ihr Leben retten!"

Enzenberg zwinkerte mit den geistreichen Augen. „Das begreif' ich, o ja. Sie könnt' Ihnen zum Beispiel gesagt haben: ‚Das muß ich thun, Fräulein Pauline; ich darf nicht zuerst aufhören; o Gott welche Schande. Der Synopt muß aufhören — und das wird er ja wohl bald thun. Forschen Sie ihn einmal aus, legen Sie's ihm recht nahe, recht nahe. Zieht er sich in sein Synoptikeben zurück, dann sag' ich allein kann ich es nicht lernen, die Ehre ist gerettet, und die Grammatik fliegt unter den Tisch!"

„Wie hübsch Sie sich unsre Gespräche zusammendichten, mein Compliment. Herr von Enzenberg. Daraus machen Sie sich wohl nichts, daß die Wirklichkeit ganz anders ist —

„Sie kämen nicht im Auftrag?" fragte er und stützte beide Arme auf. „Und Frau Vollmar hätte nicht geseufzt?"

„Ich sag' Ihnen nur so viel: wenn Sie bei der Sache bleiben, so thut's Frau Vollmar gewiß!"

„Nun, was mich betrifft, da kann ich Ihnen jede Sorge nehmen: ich war nie so ganz bei der Sache wie jetzt. Ich bekomme Hochachtung vor mir, wahrhaftig. Ich finde, daß arbeiten das Spaßigste und Niedlichste ist, was es gibt. Denn mit dieser Frau —"

Er brach ab, er erhob sich von der Bank und machte einige, etwas schwerfällige Schritte. „Sehen Sie," sagte er, „ich kann kaum mehr gehen. So versitzt' ich mich. Heute bin ich kaum eine Stunde geschlendert, und gestern nur diesen Gänsemarsch am Rhein. Sie da drüben, wir hüben!"

Pauline lächelte etwas verlegen. „Ja, das war wohl komisch —"

„Der richtige Gänsemarsch!" rief Enzenberg und lachte, die Hände in die Jacke steckend. „Als Hauptmann Kastner ans Wasser kam, waren Sie drei schon mit der Fähre fort, er sah Ihnen offenbar sehr gedankenvoll nach, dann weiter sah er nichts auf der Welt. In einiger Entfernung von ihm blieb Doctor Vollmar stehen, der sah hin und her zwischen der Fähre und dem Hauptmann. Ich stand noch weiter zurück — gerade hier — und ich sah das

Meist er die Fähre, den Hauptmann und den Doctor Vollmar. Endlich kamen Sie drüben an und gingen nun auf dem Ufer unter den Silberpappeln hin, da setzt sich drüben auch der Hauptmann in Bewegung, wie wenn er durch einen Faden unter dem Rhein mit den drei Herrschaften zusammenhinge und zieht hier stromabwärts. Hinter ihm, so ein hundert Schritte später der Doctor, hinter dem Doctor ich. Wir wollten offenbar alle etwas verstehen, das wir nicht verstanden; und der majestätische, feierliche Ernst des Hauptmanns —"

„Jo jo es war drollig!" fiel ihm Pauline ins Wort. Wie gern hätte sie ihn schon längst unterbrochen aber ihm ihre Hand auf den Mund gelegt, ihr fehlte nur der Muth. Jetzt hatte sie ihn endlich gefunden . . . „Also Sie bleiben fest beim Sanskrit?" sagte sie dann, um rasch ein Ende zu machen.

Enzenberg verneigte sich. „So lange wie Troja belagert wurde — wenn Frau Vollmar will!"

XIII

Benno Vollmar kam aus dem Hause, Pauline sah ihn zuerst und deutete verstohlen hin. Herr von Enzenberg begann von etwas Gleichgültigem Harmlosem zu sprechen; er hörte erst auf als Benno herankam der in seiner stillen Art den Kopf schüttelte und ein halb spaßhaft ernstes Gesicht machte. „Schonen guten Abend," brummelte er und lüftete den Hut. „Sagen Sie, liebes Fräulein, was ist denn mit meiner Frau?"

„Mit Ihrer Frau? Wieso?"

„Als ich jetzt vom Spaziergang heimkomme und zu ihr hineingehen will, hat sie sich eingeschlossen. Ich klopfe und ich frage, ‚bitte, laß mich jetzt!' Weiter antwortet sie nichts — und macht auch nicht auf. — Weihnachten ist doch noch ziemlich in der Ferne. Und mein Geburtstag war im April. Was hat diese merkwürdige kleine Frau?"

Pauline lachelte. „Wahrscheinlich ein merkwürdiges kleines Geheimniß —"

„Vor mir? Sie hat mir ja furchtbar feierlich und ganz freiwillig gelobt, vor mir nie eins zu haben —"

„Und nun doch?" sagte Pauline so unbefangen heiter wie möglich. „Die erste Inconsequenz bei einer Frau, von der ich höre, Herr Doctor. — Ich will mal hinaufgehen und fragen — und bring' Ihnen dann Bescheid!"

Sie grüßte und die volle aber jugendliche Gestalt ging hurtig ins Haus. Benno sah ihr mit beifälligem Nicken nach. „Eine entzückende junge Dame," sagte er, indem er sich mit seinem Taschentuch über den Hals fuhr. „Und immer frischer und heiterer, je länger sie bei uns ist. — Aber Enzenberg! Sag', was ist in Dich gefahren? Da liegen wieder die Handbooks, die ich Dir heute auch noch leihen mußte. Ohne Sanskrit sieht man Dich gar nicht mehr. Hältst Du mich zum Narren? oder ist es Dir wirklich ernst?"

„Ganz erbarmungslos ernst," erwiderte Enzenberg. „Ich hab' jetzt auch beschlossen, keine Unterrichtsstunde mehr von Dir anzunehmen, die von heut' war die letzte."

„Teufel! Ganz allein?"

„Ja, ja, ‚Teufel'. Sehr richtig. Der Teufel des Ehrgeizes ist in mich gefahren, — diesen unruhigen Herrn kannt' ich gar nicht mehr! — Aber was kammt denn da für 'ne matte Fliege?"

Auf dem Uferweg, von der Fähre her, schlich etwas leuchtend Gelbes heran, es war der Student, Ludwig Götz, heute wieder in dem an Ehrna erinnernden Anzug, in dem er sich hier zuerst gezeigt hatte. Er ging aber auf seinen dicken Stock gestützt und machte überhaupt einen lebensmüden, niedergeschlagenen, so zu sagen greisenhaften Eindruck. Sein Gang war noch träger und taegender als sonst. An der Gartenthür blieb er stehen und warf durch die kleinen schwimmenden Augen einen leblosen Blick herein. „Guten Abend," sagte er dann und nahm mit der linken Hand, in der er sein kleines Taschentuch hatte, sich den Hut herunter. Ebenso träg, wie dies geschah, setzte er ihn wieder auf, dann fächelte er mit dem Taschentuch gegen sein heißes Gesicht.

„Guten Abend, Vetter," sagte Benno und ließ den jungen Mann näher kommen. „Was ist denn Dir geschehen? Du siehst so tiefstragisch aus."

Götz setzte sich auf einen der einfachen, hölzernen Stühle, so sehr er diese harten Dinger sonst haßte. Langsam murmelte er. „Ich hab' einen unauslöschlichen Durst."

„Woher haben Sie den?" fragte Enzenberg.

„Vom Arbeiten."

Benno horchte sehr verwundert auf. „Du hast gearbeitet? — Was denn?"

„Alles," seufzte Götz und bekräftigte dieses „Alles" mit einer Handbewegung gleichsam durch die ganze Welt. „Auf jede Weise. Mit der Hacke. Mit der Hand. Mit der Rebschere. Mit dem Spaten. Mit dem Blasbalg. Vom Morgen bis zum Abend. Mir scheint jetzt, ich war verrückt!"

„In Deinen Wembergen?" fragte Benno.

Der Unglückliche nickte.

„Bei der Hitze heute?"

Er nickte wieder.

„Mensch, wie ist denn das über Dich gekommen?"

„Durch Dich," hauchte Götz.

„Durch mich?"

„Weil Du diese Frau geheirathet hast, die mich dazu verlockt hat. Die einen Idealsten aus mir machen wollte —"

„Ah! Meine Frau!"

Götz nickte. „Ja, Deine Frau. Mit der Halbheit und Verdrossenheit. — Ich hab' einen unauslöschlichen Durst!"

Enzenberg, sein Lächeln unterdrückend, fragte mit tiefem Ernste: „Haben Sie denn nicht versucht, ihn zu löschen?"

„O ja, kalt lächelnd, eine ziemliche Menge Wein. — Nutzlos."

„Mit Wein werden Sie ihn auch nicht unterkriegen —"

„Was soll ich sonst trinken?" entgegnete Götz, der den Kopf auf die Brust gesenkt hatte und die Arme niederhängen ließ. „Apollinaris? Pfui Teufel. Und das andre Wasser? Das Waschwasser? Geht nicht in mich hinein. Bier hab' ich mir abgewöhnt, es macht mich zu dick und auch zum Hychander." —

Digitized by Google

Er sah an sich hinunter, befühlte sich mit einer Hand: „Ich bin wie aus Stroh!“

Käthe und Pauline kamen Arm in Arm vom Hause her, die Lange und die Kurze gingen im gleichen Schritt, was sich drollig ausnahm. Auf Käthens Gesicht lag's noch wie ein Schleier, eine Spannung der schwarzen Brauen, etwas Schmachtendes, sie bemühte sich aber, wie sonst die bekannte „Lustige Käthe“ zu sein. „Was sitzt da für ein Haufen Unglück?“ fragte sie, als sie Götz entdeckte. „Ist das unser Vetter?“

Götz stand schwerfällig auf und verneigte sich.

„Er ist ein Opfer der Tugend, scheint mir,“ sagte Benno mit stillem Vergnügen.

„Vetter!“ fragte Käthe. „Was ist Ihnen geschehen?“

„In viel gearbeitet hat er —“

Götz fiel dem Benno ins Wort. „Vom Morgen bis zum Abend. Da haben Sie nun die Geschichte. Ich hab's ja machen wollen, Cousine, wie Sie mir's kalt lächelnd anempfohlen hatten. Hab's auch ja gemacht, heftig. Aber —“

Enzenberg fiel ein. „Aber nun hat er einen unauslöschlichen Durst!“

„Ja,“ sagte Götz, „und der weiße Anzug ist hin!“

Der junge Mann war zu komisch, Käthe mußte ein wenig lächeln. Sie schaute ihn dann aber mitleidig an: „Armer, tapferer Vetter. — Da haben Sie eine Hand!“

Er nahm die Hand, die sie ihm hinhielt, und drückte seine Lippen darauf, wie um ihr zu zeigen, daß er sie trotz alledem nicht haßte. „Wirklich, Sie bewähren sich!“ sagte Käthens herzliche Stimme. „Wissen Sie, was ich jetzt für Sie fühle? Vierzig Procent Mitleid und sechzig Procent Bewunderung. Nun bleiben Sie den Abend hier, löschen Ihren Durst —“

Er schüttelte ungläubig den Kopf.

„Ja, ja, löschen Ihren Durst und genießen dann das Bewußtsein Ihrer Tugend — Was willst Du, Tyrann?“

Benno hatte eine Hand um ihre Schulter gelegt, er nahm jetzt ihren Arm und führte sie von den Andern fort, nach der Terrasse am Hause zu. „Meine süße Käthe,“ sagte er mit gemüthlich vertraulicher Dämpfung der Stimme „da Du gerade von diesem Abend und vom Hierbleiben sprichst: ich wollte Dich eigentlich entführen. Ja, Dich.“

„Wahin?“

„Nach Bann; für die Nacht. Ich muß den Professor Mylius endlich einmal gründlich besuchen, und auch die Professorin. Sie laben so standhaft ein. Der Mann ist mir so nützlich, so hülfreich.“

Entführen? dachte Käthe. Nein, lieber nicht! Lieber er allein nach Bann, er bleibt dann auch den Vormittag fort — und ich versuch's hier noch einmal mannhaft mit dem Sanskrit! — Sie drückte sich an Benno und sagte: „Hast Recht, hochgelahrtes Haus Schenk' ihm einen Abend. Brich das schöne Herz seiner glattgescheitelten Frau!“

„Die Nachtzüge halten hier nicht, man müßte also bei ihnen bleiben. Ich hätt' auch morgen Vormittag auf der Bibliothek zu thun. — Will die Käthe mit?“

Nein, mein Bub' antwortete ſie, ſich geſchwind ein Herz faſſend, „die Käthe dankt.“ — Sie näherte ſich ſeinem Ohr, als wärs ein beſonderes Geheimniß: „Die Käthe iſt faul will ich Dir ſagen. Sommerabendfaul!“

Benno wunderte ſich doch Er blieb ſtehen unter der Terraſſe „Ich ſoll ohne mein Weib verreiſen?“

Sie lächelte etwas unſicher: „Ja denk' einmal. Das war noch nicht da, ſeit wir — —“

Es ſchien ihr nun doch ſelber furchtbar unnatürlich, ſie verlor faſt den Muth Ach was! dachte ſie dann wieder, eine einzige Nacht! Aber ins Geſicht mochte ſie ihm nicht ſehen, ſie ſpielte darum an ſeinen Weſtenknöpfen und ſagte in etwas künſtlich koſendem Ton: „Mach Dir's nur recht gemüthlich, Schatz — Unſre erſte Trennung!“

„Wird ſie Dir gar zu leicht Käthe? — Am dreiunddreißigſten Tag —“

„Einer muß ja der erſte ſein!“

Es war etwas Sonderbares, Fremdes in ihrer Stimme, das ihm nicht gefiel. Ein paar Augenblicke ſah er ſtill vor ſich hin, dann nahm er ihre beiden Arme und drehte ſie zu ſich herum. „Bitte, Käthe Wollmar,“ ſagte er, „ſchau' mich einmal an.“

„Sehr wohl, mein Herr Sie wünſchen?“

„Nur ein bißchen Wahrheit, ſonſt nichts Was iſt denn mit Dir? Seit vorgeſtern biſt Du ſo merkwürdig ſo — — als wärſt Du eine untergeſchobene andre Frau Du gehſt lieber nicht mit, wenn ich ausgehe Du trennſt Dich immer ſo heroiſch von mir, entbehrſt mich ſo geduldig. Und, was geradezu Meineid iſt Du haſt offenbar Geheimniſſe vor mir, Käthe! Was treibſt Du denn?“

„Was ich treibe?“

„Ja!“

Sie war eine Weile ſtill, endlich ſeufzte ſie In ihre heiteren Augen kam ein ganz eigener, halber Ernſt, mit dem ſah ſie ihm ſo recht voll ins Geſicht Langſam, wie ſie ſelten ſprach, ſagte ihre weiche Stimme: „Ach Benno, wie iſt das dumm!“

„Was iſt dumm?“

„Schau, wären wir nun ſchon dreißig Jahre verheirathet dann wird's Du jetzt ſagen: ‚verſteh' ſchon, meine gute Alte! Hab' Du nur Deine kleinen Geheimniſſe vor mir, ich weiß ja ſchon — oder kann's nur denken. Ich kenn' Dich ja — wie Sanskrit!‘ — Aber nun iſt Dir Alles ganz ganz neu, was die junge Frau thut. Iſt ſie einmal überraſchend dumm ſo ärgert es Dich, und iſt ſie überraſchend klug — oder gar geheimnißvoll — dann wundert oder erſchreckt es Dich. Hab' ich Recht, Benno?“

Sie ſchmiegte ſich an ihn, und vor Innigkeit ward die Stimme leiſer „Und ich möcht' ſo gern, daß Du immer, immer an mich glaubteſt — Siehſt Du' — ſie verſuchte zu ſcherzen — ‚wir hätten dreißig Jahre früher heirathen ſollen: dann wären wir nun ſo weit!“

„Ja, ja,“ ſagte er nach einer Stille, in der er ſie nur zärtlich anſah und über das ganze Geſicht liebreich lächelte, Käthe fühlte auf einmal ganz tief, wie

sehr er sie liebte. „Ja, ja," wiederholte er und nahm ihren Kopf zwischen seine Hände, „das läßt sich noch machen. Man braucht ja nur zu denken, es wär' ja' — Also ‚meine gute Alte' — ich fahr' allein und komme morgen wieder. Im Uebrigen — versteh' schon. — Käthe! Ist's nun recht?"

Sie nickte. Sagen that sie nichts.

Er blickte auf seine Uhr. „Es wird Zeit," murmelte er. „Ich hole meine Handtasche und geh' dann zur Bahn. Gute Nacht, mein Schatz!"

Er hatte sie auf die Stirn, sie drückte seine beiden Hände. Sie mochte noch nicht reden. Endlich flüsterte sie, dankbar gerührt: „Gute Nacht, mein Benno" — Er schien noch etwas mehr zu erwarten, da sie sich aber nicht regte, ließ er ihre Hände los und ging auf die Hausthür zu. Jetzt stürzte sie ihm nach, ergriff ihn an den Schultern und warf sich ihm an die Brust. „Bennal Bist mein Abgott! Muß Dich ja noch küssen, Benno. Da. Da. Da. Jetzt mach', daß Du fortkommst!"

Sie ließ ihn aus ihren Armen, und er ging ins Haus.

XIV

Pauline sah daß Käthe wieder allein war, auf dem Uferweg sah sie jetzt Hauptmann Kastner kommen, sie machte ihrer Unterhaltung mit Enzenberg und Götz ein unauffälliges Ende und zog sich zu der jungen Frau zurück, die nach unter der Terrasse stand. Enzenberg, dem der Student allein nicht genügte, nahm sein Buch vom Tisch und ging auch dem Hause zu. „Gehen Sie mit auf die Terrasse?" fragte Götz ihn nachschleichend. „Eine Flasche trinken?'

„Ich danke," antwortete Enzenberg. „Ich bleibe bis zum Nachtmahl oben in meinem Zimmer —'

„Bei den Büchern?"

„Ja."

„Bei dem Wetter?"

„Ja."

Enzenberg grüßte mit der Hand und verschwand ins Haus. Wie affig! dachte Götz. Also dann allein! — Er ging ihm nach, aber auf die Terrasse, und rief den Kellner nun irgend Etwas zu trinken oder auch zu essen.

Kastner kam mittlerweile in den Garten und trat auf die Damen zu. Er grüßte in seiner etwas feierlichen Weise und sagte, mehr zu Pauline gewendet: „Ich war also eben auch da drüben auf diesem berühmten Silberpappelnweg. Hab' die eingerahmte Natur studirt, leider ohne Führung."

„Die braucht ja nur, wer zu bekehren ist!" entgegnete Pauline und drängte sich ganz an Käthe, als habe sie ein leidenschaftliches Bedürfniß mit ihr zärtlich zu sein. Sie drückte sie auch mit einer Hand an sich heran, „a Sie goldene Frau!" sagte sie.

„Da sehen Sie!" murmelte der Hauptmann, der die Stimme so viel wie möglich dämpfte.

„Was?" fragte Käthe.

„Da steht sie wieder vor mir zu Ihnen!"

„O nein, das nicht. Nur weil sie mir gut ist —"

Erlauben Sie," sagte Kastner mit einem erzwungenen, unmuthsvollen Lächeln „daß ich widerspreche!" — Er ging neben den Damen her die auf den Kreuzwegen weiterschlenderten, „überhaupt" fuhr er fort, „gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen — da ich Sie endlich einmal allein finde — daß ich mich über Sie zu beschweren habe. Sie entfernen Pauline von mir Sie entfremden sie mir Ja, Sie schütteln den Kopf aber es ist doch so. Ich sehe sie nie allein. Kurz — eine offenbare Verschwörung!"

Pauline nahm das Wort: „Verschwörung'! Also auch ich stehe vor Gericht Hoffentlich kein Kriegsgericht!"

„Da sehen Sie auch die Wirkung, gnädige Frau," sagte der Hauptmann und deutete auf das junge Mädchen „Diese Heiterkeit! Diese übermüthige neckende Frohlichkeit! Grad' als ginge von Ihrem Wesen etwas auf Pauline über —"

„Ist Ihnen das lieb oder unlieb?" fiel ihm Käthe ins Wort.

Er sah ihr verblüfft ins Gesicht „Wie — wie meinen Sie?" stotterte er fast „Unlieb — unlieb natürlich nicht Aber ich halt' es nicht länger aus, daß Sie —"

Auf einmal tauchte vor ihm Herr Feldmann am Abendhimmel auf, er fuhr leicht zusammen und sprach nicht weiter Feldmann kam auf dem Uferweg aber nicht von der Fähre sondern von der andern Seite vom Landungsplatz der Dampfschiffe her Er hatte den Hut etwas schief auf dem Kopf, sein röthliches Gesicht war noch stärker gefärbt als sonst, es schien sogar, daß er sich ein wenig unsicher auf den Hüften wiegte Indessen kam er doch mit guter Haltung, nur behaglich lächelnd, in den Garten herein, hier grüßte er etwas verwegen mit dem geschwenkten Hut „Guten Abend meine Damen und Herren," sagte er sehr vergnügt „Der Drachenfels und Königswinter lassen grüßen Der rothe Aßmannshäuser im Europäischen Hof läßt grüßen"

„Sie kommen zu Schiff?" sragte Pauline Ein Dampfer war eben zu Berg vorüber gefahren während Kastner in den Garten trat

Feldmann nickte heiter „Ich sag' Ihnen, auch auf dem alten Dampfer war's diabolisch schön, überhaupt, was das für ein Abend ist!" — Er betrachtete die beiden Damen und grüßte sie noch einmal „Aber am schönsten ist's hier! Bei Gott Zwischen meinen ‚Leitsternen', wie sich die Damen heute Morgen nannten. Meine Damen, Sie haben sich's selber zuzuschreiben Sie werden mich nun nicht mehr los Hier bleib' ich Ich geh' nie mehr fort!"

„Aber Ihre Bergpartien?" fragte Kastner „Sie wollten ja gestern Morgen schon fort? und auf Berge steigen?"

Feldmann lachte auf in seiner Weise die der Hauptmann so liebte

„Warum lachen Sie?"

„Ueber das ‚auf Berge steigen'. Entschuldigen Sie Das klingt mir jetzt so komisch Davon könnt' ich Ihnen allerlei erzählen Herr Hauptmann (er trat zutraulich näher, der Hauptmann wich aber unmerklich aus) wie diese geistreichen Damen mit ihren ‚Bildergalerien' und Erklärungen —"

Pauline fiel ihm ins Wort. „Sie sollten ja nach schweigen, Herr Feldmann! Was zum Abendessen!“

„Zum Abendessen? Wieso?“

„Es scheint der Ahmannshäuser hat Ihr Gedächtniß etwas — — Kommen Sie, Herr Feldmann. Ich helf' ein wenig nach!“

Sie nahm seinen Arm — diese Lustigkeit stand ihr sehr gut — und führte ihn mit ihren kurzen Schritten, denen er sich anzupassen suchte, nach dem Wasser zu. Sie redete leise in ihn hinein. Als sie draußen auf dem Uferweg waren, gingen sie dort auf und ab, indem sie hinter den Bäumen des Gartens bald nach rechts, bald nach links verschwanden.

Kastner sah ihnen finster nach. Er benutzte sich gar nicht mehr zu verbergen, wie es in ihm aussah. Käthe betrachtete ihn eine geraume Zeit, ohne ein Wort zu sprechen, sie lächelte nur vor sich hin.

Endlich sagte sie mit ihrem lustigen Ernst: „O wie weit, weit sind Sie von mir weg!“

Aus seinem Brüten aufgeschreckt fragte er: „Ich?“

„Ja Sie. — Ueberhaupt Sie haben sich tüchtig verändert; in Ihnen hab' ich mich schön getäuscht! Was bildete ich mir nicht Alles ein auf Ihre verschlafene düster interessante Huldigung, — ja jetzt sag' ich's offen. Und nun sind Sie so himmlisch beruhigt, so gesund abgekühlt!“

Der Hauptmann ward dunkelroth, so sehr war er verwirrt, diese junge Frau brachte ihn immer aus der Fassung. „Sie — — Sie irren doch“, sagte er, aber ziemlich kleinlaut. „Woher sollte ich nur den Muth nehmen, Ihnen meine Gefühle mit Worten —“

„So mein' ich's nicht,“ unterbrach sie ihn. „Wir Frauen, wir *sehen* ja. Ich hab' ja auch *früher* Ihre Gefühle nur gesehen, nicht gehört!“

Er starrte sie an. „Verzeihen Sie, gnädige Frau . . . Was soll ich davon denken? *Ermuthigen* Sie mich oder *verhöhnen* Sie mich?“

„Kein's von beidem. Nur —“

„Also kein's von beidem. Was dann? — Ich fühle ja für Sie wie ich *immer* fühlte. Ich —“

Vor den Honnefer Bergen und dem abgeblaßten Himmel marschirte wieder das Paar auf, Feldmann und Pauline. Langsam plaudernd, die Andern gar nicht bemerkend schlenderten sie von links nach rechts. Als Kastner sie sah, ward er stumm. Er murmelte nur noch eine kleine Weile, Käthe verstand ihn nicht. Er schien selber gar nicht zu bemerken, daß er aufgehört hatte zu sprechen, mit den tiefen, melancholischen Augen ging er den Beiden nach.

Da starrt er wieder, dachte Käthe, wie Frankreich nach dem Elsaß! — Ehe Feldmann nach rechts verschwand, stand er still, er hatte sich offenbar in Eifer geredet, jetzt nahm er Paulinens geschlossenen Sonnenschirm, spannte ihn auf, und unter lebhaftem Gebärdenspiel — so hatte Käthe ihn noch gar nicht gesehen — ließ er seine Finger an der Wölbung des Schirms allmälig in Windungen hinaufklettern. Es mußte sich um eine Bergbesteigung handeln, denn zuletzt stand sein Zeigefinger oben auf der Schirmspitze und drehte sich langsam herum, als genieße er die umfassende Rundsicht.

„Was macht er da mit ihrem Schirm?“ fragte Kastner wieder tief verfinstert während dies geschah

„Mir scheint, er beschreibt ihr eine Bergpartie“

„Die der Herr gemacht hat?“

Käthe hatte große Mühe, ein Lächeln zu ersticken „Es scheint so“ sagte sie sanft

„Jetzt ist er oben.“

„Ja.“

Der Hauptmann murmelte zwischen den Zähnen: „Ich wollt', er wär' oben — irgendwo in Tirol!“

Käthe that, als hätte sie's nicht gehört. Die Beiden auf dem Uferweg standen noch auf demselben Platz, Pauline nahm nun ihren Schirm zurück sie ließ ihn aufgespannt, aber sie drehte ihn um. Indem sie ihn mit der Linken hielt, so daß man in die innere Rundung hineinsah, spazierte sie mit den trippelnden Fingern ihrer Rechten langsam in die Tiefe, also *umgekehrt*. Sie sprach lebhaft dazu, mit den vollen, blühenden Lippen. Feldmann blickte andächtig in die braune Wölbung.

Kastner's Fußspitze knirschte auf dem Kies „Was treibt denn jetzt *sie* mit dem Schirm?“

„Es scheint,“ sagte Käthe, „sie beschreibt ihm *auch* was —“

„Was denn? — Eine Senkung —“

„Vielleicht einen Bergsee, der tief eingemuldet ist. Aha! Sie steigt bis zum Grund hinunter.“

„Richtig,“ warf der Hauptmann hin und runzelte die Stirn. „Sie schildert diesem Menschen eine Partie, die wir einst mit einander machten —“

„Sehen Sie? Jetzt zeigt sie mit dem einen Finger. Wie herrlich schauten wir dann von unten hinauf! — Ach, das war sehr drollig — Wie reizend sie den Herrn Feldmann belehrt. Und wie verständnißvoll er jetzt nickt. Wie er sie versteht!“

Ich bin eigentlich ein grausames Geschöpf, dachte Käthe, indem sie den verdüsterten Hauptmann so verstohlen ansah. Er wandte sich jetzt mit einer plötzlichen Bewegung von den Beiden ab. Sie gingen übrigens weiter — Pauline hatte ihren Schirm wieder geschlossen — und verschwanden nach rechts.

Käthe ward noch einmal grausam und sagte: „Aber wir sind ja von unserem Gespräch wieder abgekommen, Herr Hauptmann; durch die beiden Bergsteiger!“

Sie bereute dann doch fast, daß sie es gesagt hatte, denn er sah mit so funkelnden, unheimlichen Augen in die ihren hinein, daß es ihr ins Mark ging. Nach einem beklemmenden Schweigen erwiderte er langsam: „Gnädige Frau, Sie treiben offenbar Ihren Spott mit mir. Was sind Sie denn eigentlich? Wenn man in dieses unschuldige, kindliche, liebliche Gesicht sieht . . . Dieses räthselhafte . . . Ich beschwöre Sie doch, reizen Sie mich nicht, sonst —!“

„Was denn sonst?“

Er antwortete nicht. Pauline und Feldmann kamen schon zurück, er sah sie, Pauline, die ihren Begleiter herzlich über die Schulter anblickte, trällerte, wie auf seinen Wunsch eine kurze, drollige Melodie. Kastner horchte, er schloß aber die Augen und biß sich auf die Lippe.

„Wie allerliebst sie das trällert," warf die noch immer unbarmherzige, standhafte Käthe hin.

Die Melodie war zu Ende, Feldmann lachte kurz und hell auf, dann klatschte er Beifall.

„Und wie diese Ratte lacht!" wüthete Kastner mit fast erstickter Stimme.

„Und wie geschwind," dachte Käthe triumphirend, „dieser Hauptmann seine Gefühle für mich vergißt!"

XV.

Es dämmerte schon eine Weile, nach und nach ward's dunkel. Die Kellner kamen und deckten einen der langen Tische, die der Hecke und dem Uferweg zunächst standen; dort war es luftiger, freier als auf der Terrasse, man saß so nahe am Rhein, man sah die Dampfer mit ihren schimmernden Lichtern kommen und gehen. Dort hatte man die letzten Abende gegessen, Käthe, als „Tyrannin", ordnete es auch für heute an. Pauline fand sich mit Feldmann ein, dann auch Enzenberg, zuletzt schlenderte Götz heran, mit dem Wirth, der aus Ergebenheit gegen die „Frau Doctorin" durchaus mit bedienen wollte. „Vetter, Sie essen mit uns!" rief Käthe dem Honneser zu.

„Danke, geht nicht mehr!" sagte Götz, der wieder ein wenig munterer war, sogar seinen Stock schwenkte. „Schon hab' ich eben mit Pomp gegessen; das heißt, so viel bei diesen fünfzig Grad Réaumur möglich ist. Trinken thu' ich aber noch mit! enorm!"

„Heut' trinken wir wohl alle ‚enorm'," bemerkte Enzenberg und setzte sich neben die junge Frau. „Ich jedenfalls!"

„Ich auch'," sagte Käthe übermüthig. „Ich wieder von Ihrem Eigenbau, Herr Wirth, wie gestern; der war wirklich gut. Meine Herrschaften, leider sitzen wir hier heut' ohne meinen Mann, er bleibt über Nacht in Bonn. Zum ersten Mal im Leben Strohwittwe . . . Ich werd' mich zum Trost betrinken, fürcht' ich."

„Da stehen wir Ihnen bei!" tröstete Enzenberg, der schon seine Flasche vor sich hatte — gleichfalls Eigenbau — und sich erlaubte, auch ihr daraus einzuschenken. An seine andere Seite setzte sich Pauline, neben diese Feldmann, Kastner, der sich wieder von dem Fräulein getrennt sah und ihr gegenüber wohl nicht sitzen mochte, rückte möglichst weit von dem „Bergsteiger" weg, an die Schmalseite des Tisches, Käthen gegenüber. Auf der Rheuserte saß nur Götz, die Andern wollten das Wasser und die Berge sehen. Die Nacht kam in all' ihrer sommerlichen Schönheit, leise säuselnd, erfrischend, mit mildleuchtender Sternenstickerei auf dem blaßblauen Himmel. Man konnte den dunkel gewordenen Rhein leise rauschen hören. Zuweilen kam es auf ihm in gleichmäßigem Takt wie mit dem schweren Flügelschlag märchenhafter riesiger Nachtvögel heran, aus der weichen Finsterniß wickelte sich's dann heraus, ein

langer, leuchtender, stampfender Körper, und dampfte vorüber flußaufwärts oder zum Siebengebirge hinab.

„Ein besonders gutes Filet, gnädige Frau", sagte der kleine Wirth empfehlend, da Käthe sich ihr Nachtmahl bestellte.

Sie lehnte aber mit einer ganz entschiedenen Handgebärde ab. „Gehen Sie mir mit Ihrem Filet, Herr Wirth. Etwas Leichtes, Nedliches, etwas, das sich von selber ißt. Dies ist einer von den Tagen, an denen man doppelt bedauert, daß man das Essen nicht trinken kann!"

Pauline nickte ihr zu. „Hätten wir nur wenigstens die Beefsteak-Pille, von der Herr von Enzenberg gestern phantasirte. So eine kleine Pille, die man einfach hinter die Zunge wirft, in die aber der ganze Geschmack und die ganze Kraft eines guten Beefsteaks hinein concentrirt ist. Die wär' jetzt das Rechte!"

„Ich würf sie in meinen Wein," rief Feldmann, „und trank' sie mit hinunter!"

Er leerte sein Glas, als wär' die Pille schon drin. „Trinken Sie nur nicht gar so geschwind," warnte ihn Pauline, indem sie lächelnd mit dem Finger drohte. „Sie kommen schon vom Ahmannshäuser."

Kastner murmelte an seiner Ecke vor sich hin: „Zarte Fürsorge!"

„Ich kann viel vertragen, mein Fräulein," sagte Feldmann lustig. „Da machen Sie sich keine Gedanken. Das hab' ich auf manchen hohen Bergen bewiesen —"

„Mag sein, aber wir sind hier im Thal!"

Käthe, die geschwind etwas von Paulinens kaltem Aufschnitt gegessen hatte, klingte an ihr Glas. „Ah!" sagte Götz, in dem der Student erwachte, — „die Frau Cousine will reden!"

Die junge Frau schüttelte den Kopf. „Eine eigentliche Rede reden, nein, das will sie nicht. Aber da eben von Berg und Thal gesprochen wird, ich muß den Herrschaften eine Mittheilung machen. Die Sie alle ergreifen wird. Zwei unternehmenden Frauenzimmern ist es nämlich gelungen, Einen von dem starken Geschlecht und zwar einen Bergriesen, so zu bändigen, daß er in ihre Hände seinen Irrglauben abgeschworen und sich zu ihrer milderen Weltanschauung bekehrt hat —"

Sie unterbrach sich und sagte mit drolliger Selbstbewunderung: „Ich spreche wie ein Professor!"

„Hört, hört!" rief Pauline und hob ihr Glas; es begann wieder ihre Lustigkeit, wie immer Abends, beim Wein, am Rhein.

„Da sitzt unser bekehrter Saulus," fuhr Käthe fort und deutete auf Feldmann, „da sitzt er. Wir haben ihn herunter. Von den Bergen, mein' ich. Er verachtet schon die umfassenden Rundsichten. Er verwirft Bädeker. Er lebt und stirbt für das Malerische. Darum schätzen wir ihn — und trinken auf ihn. Ich trinke auf sein Wohl!"

„Herr Feldmann hoch!" rief Pauline. Alle stießen an und tranken. Auch Kastner erhob sein Glas, trank dem Gefeierten zu, wenn auch höflich kühl.

Käthe lächelte voll Hochachtung, sie hatte es gesehen. „Ich danke Ihnen, Herr Hauptmann," sagte sie über den Tisch hinüber; „Sie trinken so willig mit. Ein andermal, wenn wir Sie bekehrt haben, trink' ich auf Ihr Wohl!"

„Wozu wollten Sie mich bekehren?" fragte er mit seinem verschleierten, etwas scharfen Lächeln.

„Nun, das findet sich!" warf sie hin und wandte sich zu dem Fisch, den sie statt des Fleisches bestellt und den der Wirth eben gebracht hatte.

Jetzt schlug Feldmann mit dem Messer an sein Glas und stand auf. Er räusperte sich, dann fing er aber mit frischer, natürlicher Stimme an: „Verzeihen Sie, wenn ich vor dieser werthen Gesellschaft auch ein paar Worte rede; ich wollte nur sagen: ja es ist richtig. Es ist buchstäblich richtig. Ich hätt's nie geglaubt! Aber diese liebenswürdigen Damen, mit ihrer hohen Bildung und ihrer verteufelten —"

Er ward roth, lächelte und verbesserte sich: „Mit ihrer halbseligen Verdrießlichkeit, wollt' ich sagen —, die haben mir beigebracht, daß das Niedere doch das Höhere ist. Sie verstehen schon, wie ich's meine: das Niedere doch das Höhere. Und überhaupt," wo diese liebenswürdigen Damen sind, da ist es malerisch — und da ist man glücklich. Hier unten sind wir glücklich. Die Damen sind das Höhere! Auf die anwesenden Damen!"

Enzenberg hob sein Glas: „Alle anwesenden Damen hoch!" — Es ward wieder ein allgemeines Klingen und Trinken. Göh, der entschieden zu hastig trank, um seinen unvergänglichen Durst zu löschen, stand auf und wollte die Windlichter ausblasen, es sei ohne sie schöner, die Sterne seien hell genug, er ward aber zur Ruhe verwiesen, und man aß und trank bei den Lichtern fort. „Meine Damen und Herren", sagte Enzenberg nach einer Weile und nahm seinen Hut ab, „es rührt sich ein kühlendes Wasserlüftchen, die erste Rheinluft taucht herauf. O, das thut gut. Ich sollte Ihnen nicht länger vorenthalten, daß dies einer der schönsten Abende meines Lebens ist —"

Pauline lachte. „Das haben Sie auch gestern gesagt!"

„Dann hoff' ich, es auch morgen zu sagen. Meine Herrschaften singen wir dieser erfrischenden Rheinluft ein Dankbarkeit ein kleines Lied!"

„Fangen Sie an ' sagte Käthe.

„Sehr gern', entgegnete Enzenberg. „Etwas, das auf meinen Zustand paßt!" — Er hatte wenig Stimme, aber in einem sehr angenehmen Parlando fing er an:

Ich hab' den ganzen Vormittag
In Einem fort studirt —

„Nein, nein!" rief jetzt Feldmann dazwischen. „Erlauben Sie — ja was nicht. Ein Rheinlied! Wir sind am Rhein! — Fräulein Jonas, Sie kennen all diese schönen Lieder. Sie machen einen ganz sandelweich damit. Fangen Sie an — was Rheinisches, Gemüthliches — den Schluß singen wir im Chor!"

„Wie Sie wünschen, Herr Feldmann," sagte Pauline herzlich. Kastner zuckte mit dem Kopf und klopfte leise mit der geballten Hand auf den Tisch, das Mädchen bemerkte es, sie stockte. Doch sie überwand das; dem Herrn Feldmann wieder scherzhaft mit dem Finger drohend, warnte sie: „Trinken Sie nur nicht so rasch! — Ich könnte also das gute alte Lied vom Papa Hölty singen —"

Auf einmal ward ihr wohl sehr weich ums Herz, sie blickte auf Kastner, einen langen ergebenen Blick, als fragte sie ihn: soll ich singen oder soll ich nicht? Der Hauptmann wich aber, die Stirn zusammenziehend, ihren Augen aus und starrte auf seinen Teller. „Nur zu!" rief jetzt Käthe, die das Alles gesehen hatte; „Papa Hölty — nur zu!"

Pauline begann. Nach der Melodie des Liedes „Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust" sang sie mit ihrem weichen, eigenthümlich rührenden Sopran:

Ein Leben wie im Paradies
Gewährt uns Vater Rhein,
Ich geb' es zu ein Kuß ist süß
Doch süßer ist der Wein!
Ich bin so fröhlich wie ein Reh
Dus um die Quelle tanzt
Wenn ich den lieben Schenktisch seh'
Und Gläser drauf gepflanzt
Heda! Juchhe!
Und Gläser drauf gepflanzt!

Auf ein Zeichen Paulinens fiel zuerst Feldmann, dann fielen auch die Andern — ohne den Hauptmann — ein und wiederholten:

Heda! Juchhe!
Und Gläser drauf gepflanzt!

Der begeisterte Feldmann trank der Sängerin zu; „Bravo! bravo!" rief er. „Die Rheinnixe da stirbt vor Neid, wenn sie Sie so singen hört. Bitte, noch einen Vers!"

Pauline, deren Mund sich heimlich traurig verzog, blickte wieder fragend auf Kastner, der schien es aber nicht zu sehen. „Herr Feldmann will offenbar noch eine Strophe' sagen," bemerkte er trocken. „Also noch 'ne Strophe, wir bitten!"

Sie nickte schwach mit dem Kopf. Ihre Stimme zitterte zuerst ein wenig, als sie wieder einsetzte:

Die Erde wär ein Jammerthal,
Wie unser Pfarrer spricht,
Des Menschen Leben Müh' und Qual
Hält' er den Rheinwein nicht.
Drum lebe das gelobte Land,
Das uns den Wein erzog,
Der Winzer der ihn pflanzt' und band
Der Winzer lebe hoch!

Sie gab schon jetzt das Zeichen, und die Gesellschaft sang mit:

Heda! Juchhe!
Der Winzer lebe hoch!

Götz stand auf. Die hellgelbe Erscheinung mit dem weißen Strohhutschleier und der blauen Cravatte, von den Windlichtern phantastisch beleuchtet, kam Käthen auf einmal so kamisch vor, daß sie lachen mußte. „Meine Herrschaften!“ sagte er mit schon etwas schwerer Zunge — er hätte weniger trinken sollen — und nahm seinen Hut ab. „Sie lassen mich, den Winzer, leben . . . Ich dank' Ihnen sehr! Ja der Winzer, der bin ich. Der Winzer, der ihn pflanzt' und band' . . . Gepflanzt hab' ich ihn nicht, aber gebunden; gegraben, geschnitten. In Folge dessen hab' ich heute Abend einen unauslöschlichen Durst!“

„Sie überraschen uns durch diese Mittheilung,“ sagte Enzenberg, darauf stand er so plötzlich auf, daß Götz sich unwillkürlich wieder niedersetzte. Enzenberg hatte sein Glas in der Hand; seine Wangen hatten sich leicht geröthet, in den klugen Augen war ein sanftes liebenswürdiges Feuer das sich zuerst auf sein Gegenüber, den Hanneser, dann aber seitwärts auf die schwarzbraune Käthe richtete. „Es ist aber merkwürdig,“ fuhr er fort, „wir kommen heute ins Redenhallen. Ich muß offen sagen, ich bin im Ganzen ein Gegner von vielen Tischreden, dennoch holt' ich jetzt selber eine, — so ist der Mensch. Denn sehen Sie, meine Herrschaften“ — seine Augen gingen wieder zu Käthe — „es reißt mich! — Wir reden von den Nixen des Rheins. Man singt und sagt hier so viel von der Lorelei und meint immer die schlimme, die den Schiffer verlockte, bis sein Schifflein brach, — nun, die Sorte kennt man. Ich — — ich kenne viele davon, hab' leider die Lorelei's viel zu viel studirt. Sie sind den Menschen wirklich gefährlich: das kann ich versichern. Ich warne Sie, junger Pflanzer . . . Aber es gibt auch gute Lorelei's, leider nicht so viele. Von denen spricht man zu wenig, vielleicht weil sie so selten sind. Wunderbare Frauen, die uns auch berücken, aber es thut uns gut; die uns auch verlocken, aber zum Besseren. Sehen Sie, so eine weiß ich jetzt. Nennen thu' ich sie nicht. Ich schau' sie nur so von der Seite an, in ehrerbietiger Huldigung. Die gute Lorelei von Rolandseck lebe hoch!“

Pauline nickte Käthen herzlich zu, dann rief sie mit all ihrem rheinländischen Feuer aus: „Ja, sie lebe hoch!“ — „Hoch!“ riefen nun auch die Andern, stießen an und tranken.

„Herr von Enzenberg, das war gut!“ sagte Käthe und lächelte gerührt. „Das hätt' ich nicht —“

Weiter kam sie nicht, denn Götz war wieder aufgestanden, schob den Hut von der Stirn zurück, hob einen Zeigefinger, gleichsam gegen Enzenberg, und nahm mit sichtbarer Anstrengung das Wort. „Herr von Enzenberg,“ brachte er etwas unklar heraus, „ich beschwere mich.“ Er versuchte es noch einmal und besser zu sagen: „Herr von Enzenberg ich beschwere mich!“

„Worüber beschweren Sie sich?“ fragte dieser, der sich wieder gesetzt hatte.

„Sie haben meine Rede geredet. Diese Rede wollte ich reden —“

„Ganz dieselbe, Herr Götz?“

„Ganz dieselbe nicht,“ erwiderte Götz und schüttelte seinen Zeigefinger. „Aber ähnlich. Etwas Aehnliches. Wie stehe ich nun da —“

„Dann setzen Sie sich!“ rief Feldmann, der Paulinens Warnung nicht beigelagt und viel zu hastig getrunken hatte, daher sprach er auch schon zu laut mit zu hoher Stimme.

„Unterbrechen Sie mich nicht, mein Herr,“ sagte Götz auf den Bergsteiger herunterblickend. Er sah dann zu Enzenberg hinüber: „Schon wollte ich das Wort ergreifen,“ — sich zu Käthe wendend, wiederholte er: „Schon wollte ich das Wort ergreifen. Herr von Enzenberg hat meine Rede geredet! Ich beschwere mich!“

Käthe winkte ihm ab: „Vetter, hören Sie auf. Herr von Enzenberg hat gar hoch geredet, ich dank' ihm vom Herzen. Sie sind zu lang, Vetter, wenn Sie stehen; gehen Sie wieder sitzen.“ — Er gehorchte zögernd — „Trinken Sie lieber nicht mehr, Sie haben schon ‚heftig‘ genug!“

Feldmann lachte auf, so hoch wie nur je.

„Worüber lachen Sie?“ fragte Götz.

Feldmann deutete unendlich vergnügt mit dem Finger auf ihn. „Sie können wohl nicht viel vertragen, junger Herr. Die gnädige Frau hat ganz Recht!“

Götz betrachtete diesen ‚Philister‘ als traute er seinen Ohren nicht. „Sie kritisiren mich, älterer Herr? Das ist ja **enorm**. Da muß ich Ihnen kalt lächelnd —“

„Bitte, bitte, nicht streiten!“ unterbrach ihn Käthe. „Bleiben Sie gemüthlich, meine Herren, sonst ziehen sich die Damen zurück. Horchen Sie lieber! Da! das ist hübscher!“

Vom Landungsplatz der Dampfschiffe her hörte man Musik. Sie blieb eine Weile gedämpft — so lange der Dampfer dort hielt —, dann kam sie näher, von einem rauschenden Stampfen wie von dem Baß der Wassergeister begleitet. Das lange Fahrzeug glitt heran und vorüber, den dunklen Rhein wunderlich beleuchtend, die Lichter sprangen und schlängelten auf dem Wasser, die Radschaufeln pochten, auf dem Verdeck blitzten die mächtigen Instrumente der Bläser, Haufen von Menschen wehten lustig mit den Taschentüchern. Es war ein schöner Marsch, den die Musikanten bliesen. So rauschte das Schiff unter dem weichen Sternenhimmel vorbei, bis es hinter den Bäumen verschwand.

„Der will noch nach Köln,“ sagte Enzenberg.

Feldmann horchte mit erhitztem und verzücktem Gesicht. „Wie fidel das klingt! — So den Fluß hinunter. Noch Köln, Kölner Dom. Der Dom von Köln. — Ja der Rhein, der Rhein! Unser poetischer deutscher Rhein!“

„Sehr richtig,“ erwiderte Enzenberg.

Feldmann erhob sich, die Hand an seiner Stuhllehne, stand er herausfordernd und gegen irgend Etwas auflegehrend da. „Wer sagt was gegen den deutschen Rhein?“ fragte er über den Tisch in die Nacht hinaus. „Wer wagt es in Europa, gegen den deutschen Rhein zu mucken?“

„Niemand,“ sagte Enzenberg.

„Feigling!“

„Feigling? Wer?

„Wer? Eben dieser Niemand. Er wagt es nicht, weil er ein Feigling ist. Ich erkläre hiermit vor der ganzen Gesellschaft, daß ich ihn verachte!“

Enzenberg nickte mit seinem ernsthaftesten Gesicht. „Das wird ihm zur Lehre dienen —“

„Ich komme ihm einen Verachtungsschluck!“ rief Feldmann, nahm sein halbvolles Glas und trank es aus.

„Um Gottes Willen!“ sagte Pauline und schlug ihre kleinen Hände zusammen. „Herr Feldmann, trinken Sie nicht mehr!“

„Ich?“ fragte er. „Warum nicht? Warum sollt' ich nicht? Der Wein ist ja gut —“

„Ihnen ist er nicht mehr gut!“

Feldmann lächelte. Seine Heiterkeit wuchs unendlich, er schüttelte seine Stuhllehne nur aus Uebermuth. „Weil ich schon zu viel habe!“ fragte er und lachte. „Wir haben ja alle zu viel,“ — mit einem etwas geringschätzigen bedauernden Blick auf Kastner berichtigte er sich: „nur der Herr Hauptmann nicht. Sie haben auch zu viel, Fräulein Jonas, und das stehl Ihnen gut. Warum auch nicht. An so einem warmen, durstigen Abend, am Rhein, Unserm deutschen Rhein. Niemand wagt es, Niemand! Wir sind Germanen und Sie sind Germaninnen. Darum trinken wir. Oder darauf trinken wir. Alle Germaninnen hoch!“

Er schenkte sich wieder ein und öffnete den runden, fidelen Mund zu einem neuen „Hoch!“, Käthe aber fiel ihm ins Wort. „Nein, nein!“ sagte sie — selber schon ein klein wenig „bespitzt“, ebenso wie Pauline — „keine Hoch's mehr! die steigen so geschwind zu Kopf. Lieber singen, singen. Herr von Enzenberg, singen Sie noch ein Lied!“

„Wie Frau Lorelei befehlen!“ entgegnete er und stand auf. In demselben Augenblick fuhr auch Götz in die Höhe und winkte abwehrend mit der rechten Hand. „Ich beschwere mich!“ sagte er. „Dieses Lied will ich singen. Alles der Herr von Enzenberg — das ist ja enorm!“

„Vetter, setzen Sie sich!“ rief ihm Käthe zu.

„Wenn ich dieses Lied gesungen habe —“

„Was für ein Lied?“

„Das Herr von Enzenberg singen will —“

Enzenberg fiel ihm ins Wort. „Das kennen Sie ja gar nicht!“

„Dann ein ähnliches. Frau Cousine — ich fordere Sie auf — was haben Sie gegen mich. Sie haben mir Ihre Achtung versprochen. Sie wollten mit mir Brüderschaft — — Ja, Sie wollten mich achten. Sie achten aber nur auf Herrn von Enzenberg. Das halt' ich nicht aus. Das — das —“

Er schlug auf seine Brust. „Da schwimme ich lieber ab!“

„Nun, so schwimmen Sie ab,“ sagte Käthe und warf ihre lange Hand in die Luft. „Sie stören unsern Frieden. Ich halte Sie nicht zurück!“

„Sie halten mich nicht zurück —“

„Nein!“

Auch Pauline winkte ihm nun lustig mit der Hand. „Gehen Sie nach Hause!“

Verwirrt starrte er sie an. „Da muß ich über den Rhein —“

„Gehen Sie in den Rhein!“ sagte Kastner aus seiner Ecke.

„Gehen Sie zu Bett!“ setzte Enzenberg hinzu.

„Sie sind entlassen, Vetter!“ rief Käthe. „Also gute Nacht!“

Der Jüngling erschrak nun doch sehr, er sah den Tisch hinauf und hinunter sah all' diese lächelnden, gerötheten, spottenden Gesichter, er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Nein,“ sagte er sich entschieden ernüchternd, „so schmachvoll zieh' ich mich nicht zurück. Ich bin akademischer Bürger. Frau Cousine!“

„Was noch?“

„Der Herr da hat Sie in meiner Rede — oder seiner Rede — eine ‚gute Lorelei‘ genannt. Eine gute Lorelei, die ist nicht so grausam. Allerschönste Cousine —“

Auf einmal kam ihm der Gedanke, es sei am besten, vor ihr zu knien. Er trat aus seiner Bank, ließ sich auf ein Knie nieder und blickte mit den klarhellen Augen zu ihr auf. „Allerschönste Cousine, lassen Sie mich hier!“

„Was für ein rührendes Bild,“ sagte Pauline, die dies unsinnig ergötzte. „Da schließ' ich mich an!“ — Sie stieg aus ihrer Bank hinaus und kniete auf Käthens anderer Seite, ihre Hände faltend, bittend. „Erhabene Lorelei! ‚Der Winzer, der ihn pflanzt' und dankt‘ — Lassen sie ihn hier!“

„Ein göttliches Frauenzimmer,“ sprach Feldmann entzückt vor sich hin. Plötzlich kniete er auch. „Lassen Sie ihn hier! Lassen Sie ihn hier!“ sagte er zu Käthe hinauf.

„Sie sind alle toll!“ murmelte Kastner, der nicht mehr an sich halten konnte. Man hörte ihn aber nicht; Käthe war aufgestanden mit einer großmüthigen Gebärde, streckte sie ihre Hand über dem kurzgeschorenen Haupt des Verbrechers aus. „In Gottes Namen!“ sagte sie mit ernstem Gesicht, nur mit den Augen lachend, „ich begnadige ihn. Er lösche *hier* seinen Durst!“

„Brava! Brava! Da capo!“ rief Feldmann. Warum er ‚Da capo‘ rief, wußte er wohl nicht.

Der Hanneser küßte Käthens Hand. „Mit *der* Dankbarkeit —!“

Die Knieenden standen auf. Pauline ging zu ihrem Platz zurück, sie hob ihr Glas, obwohl nichts mehr drin war, sie bewegte es durch die Luft hin und her: „Es lebe die Gnade! — Es lebe der Durst! — Es lebe die Freiheit!“

„Hab' ich's nicht gesagt?“ sprach Feldmann wieder vor sich hin, Pauline mit der aufrichtigsten Bewunderung betrachtend. „Eine göttliche — —“

Er war schon bei seinem Glas, er klingte damit gegen die Flasche. „Meine Damen und Herren!“ begann er etwas überlaut, als spräche er zu einer größeren Versammlung. „Wir haben hier *nach* eine Lorelei — warum läßt denn *die* Niemand leben — das versteh' ich nicht. Eine Zauberin, jawohl, ich bitte und ersuche, nicht zu widersprechen. Eine Zauberin sie hat mich von den hohen Bergen ins That hinuntergezaubert — denn *sie* hat's gethan. Diese Dame da, ich nenne sie nicht. Wie ein *Magnet*, um es bild-

lich zu sagen, hat sie mich gezogen — und ich salg' ihr nun, wie sie will und wohin sie will —"

Der Hauptmann stand auf; längee bezwang ee sich nicht. „Mein Herr," sagte er, „nun ist's genug! Sie treiben die ‚Freiheit' doch etwas zu weit. Brechen Sie Ihre Rede hier ab. Wie danken Ihnen sehr!"

„Sie danken mir sehr?" fragte der verblüffte, wohl auch nicht ganz klare Feldmann. „Wofüe?"

„Daß Sie nun nicht mehr reden. Es war grade genug!"

„Es war grade genug?" — Feldmann's menschenfreundliche Augen blitzten auf, so gut sie das konnten, seine Wangen glühten. „Wer sind Sie, mein Herr? — Ich bin ein freier deutscher Mann, rede ja viel ich will —"

Kastner sah ihn finstee an: „Wenn es sein muß, ich auch!

„Thun Sie das, mein Herr. Steigen Sie auf die hohen Berge, da können Sie in die Ferne reden, und da stört Sie Niemand. Da stören Sie auch Niemanden —"

„Bitte, Ruhe! Ruhe!" rief Käthe und stand auf.

Feldmann war aber nicht zu hemmen, mit lebhaften Armbewegungen sprach er weiter: „Gehen Sie in die Eifel, mein Herr! Hiee beunruhigen Sie uns und den Rhein durch Ihr unfideles Gesicht!"

Der Hauptmann war bleich geworden, jetzt wurde er roth. Sich mit Anstrengung fassend erwiderte er: „Sie werden morgen mehr von mir hören. Heut' würden Sie mich ja doch nicht verstehen."

„Gute Nacht!" setzte er hinzu, indem er die Andern würdevoll grüßte, den Bergsteiger sah er nicht mehr an. Mit großen, festen Schritten ging er ins Haus.

„‚Morgen'," flüsterte die tief erschrockene Pauline, die hinter Käthe getreten war. „‚Morgen' . . . O Gott!"

Käthe raffte sich auf, sie zwang sich zum Uebermuth, die Andern durften doch nicht merken, wie es hier stand. „Das findet sich," sagte sie leise, „Courage!" — Dann nahm sie ihr Glas. „Meine Herrschaften," sagte sie lustig, „nun alledem war nur ein Wort vernünftig: die andere Lorelei soll leben. Fräulein Jonas hoch!"

„Sehe hach!" rief Feldmann. „Sehe hach!" — Er stieß mit den Andern an, sagte dann aber zu Enzenberg: „Was soll ich denn morgen mehr von dem Hauptmann hören?"

„Lassen Sie mich gehen," antwortete Enzenberg. „Es lebe das Sanskrit!"

„Es lebe die Tapferkeit!" sagte Käthens herzhafte Stimme, indem sie ihr Glas gegen Pauline schwenkte.

„Es lebe der deutsche Rhein!" rief Feldmann wieder bei seinem kürsten Gedanken. Dann beugte er sich über den Tisch gegen Götz vor und fragte: „Und warum würd' ich den Hauptmann heute nicht verstehen?"

„Ich weiß es nicht," gab Götz zur Antwort. „Ich hab' einen unauslöschlichen Durst!"

XVI.

Nach diesem närrischen Abend war Käthe wie die Andern bald zu Bett gegangen, hatte aber schlecht geschlafen, sie träumte von Duellen, schreckte aus diesen Träumen auf, stritt darauf im Wachen mit den ‚dummen, hitzigen Monnern', dachte seufzend an ihren Benno, und fand endlich, es sei in ihrem Leben die heftigste ungemüthlichste Nacht. Katzenjammer hatte sie am Morgen nicht, sie war trotz alledem ganz gesund, als sie aber zur verabredeten Stunde — war dem Schlafengehen hatten sie's abgemacht — mit Herrn von Enzenberg wieder in ihrem Salon an dem runden Tisch saß, vor Max Müller's Grammatik, so entfiel ihr doch bald das Herz. Es ist nur zu furchtbar klar dachte sie nach dem ersten tapferen Anlauf: ich hab' mich überschätzt. Und Der überschätzt mich noch. O wie unwürdig Käthe Käthe o welche Schmach. Daß er immer noch weiterliest. Wär's nur erst vorbei!"

„Bitte, lesen Sie jetzt die Uebersetzung," hörte sie ihn sagen. Er sprach so freundlich, so gut. „Sehen Sie, hier, diese Stelle . . . Ich halte Ihnen das Buch!"

Er hält mir das Buch dachte sie gedankenlos. Sie folgte seinem Finger, sie begann auch wieder, mit zuerst gehobener, kräftiger, allmälig aber sinkender Stimme:

„Der König freundlich wieder sprach, ein Wurm selbst durch Blumen-Zusammenkunft besteigt der Edlen Haupt" . . .

Jetzt drückte sie das Buch auf den Tisch nieder. „Ach," sagte sie, „das nützt ja nichts."

„Sie verstehen dieses Deutsch nach nicht," erwiderte Enzenberg sanft. „Ich erklär' es Ihnen —"

„Und wenn Sie mir's auch erklären, was nützt das. Wenn ich dann auch die Uebersetzung verstehe, versteh' ich ja doch den alten Indier nicht. Ich plappre das nur so hin wie ein Papagei ‚rāyā sa-vinayam' —"

„Es kommt noch gnädige Frau!"

Sie lächelte wehmüthig. „Hören Sie doch einmal ganz ruhig an, was ich Ihnen sage. Mir ist wie wenn ich an einer hohen Parkmauer entlang gehe — ich hör' dahinter die Vögel zwitschern und singen, ich riech wohl auch etwas Blumenduft — in den Park komm' ich aber nie hinein." Sie tippte auf das Buch, unter einem tiefen Athemzug. „Die Mauer sind diese Buchstaben. Ich lern' nie Sanskrit!"

„Sie müssen nur die Buchstaben mehr üben —"

„O Gott" seufzte sie, „wie hab' ich gestern vor diesem verrückten Abend geübt! — Es hilft nichts. Entweder ist die Mauer zu dick, oder" — sie legte eine Hand an ihre Stirn — „oder hier das Brett! — Widersprechen Sie nur nicht aus Höflichkeit. Es muß endlich heraus. Ich bin nicht ein Sprachgenie, wie Sie, sondern ein Sprach-Gretinl"

„Erlauben Sie," warf er lachelnd ein, „nur Sanskrit wird Ihnen ja schwer —"

„Dann sagen wir also milder: ich bin ein Sanskrit-Trottel! — Aber wie ich mich vor Ihnen schäme, dafür hat die Sprache gar kein Wort. Sie, der ‚Synapt' sind so unermüdlich, und ich —!"

Digitized by Google

„Was mich betrifft“ sagte er mit seinem weichsten Lächeln, „das läßt sich erklären. Das Arbeiten mit Ihnen — sehen Sie diese megekannte Schutzmeisterfreude — die hat ein Wunder an mir gethan. Und wenn ich Ihnen weiter nichts verdankte, liebe gnädige Frau, als daß Sie mich von meiner Synapten-Theorie bekehrt, daß Sie mir wieder gezeigt haben, wie viel Leben und Kraft und Jugend noch in mir ist — so wär's unaussprechlich viel!“

Käthe lächelte herzlich, sie wollte etwas erwidern, als Pauline eintrat, vom Corridor her. Pauline war sehr gedrückt. „Ich muß wieder stören,“ sagte sie mit einem kläglichen Achtelnicken. „Eben hör' ich vom Kellner, daß — — daß der Herr Hauptmann den Herrn von Enzenberg sucht und dringend zu sprechen wünscht.“

Enzenberg stand zögernd auf, Käthe faßte ihn aber unverzagt am Arm und zog ihn zurück. „Nein,“ sagte sie rasch, „Sie bleiben hier! Er will Sie natürlich zu diesem sackgroben Feldmann schicken, wegen gestern Abend. Es soll ein Duell geben, — es gibt aber keins. Ich duld's nicht. Ich hab' von dem schrecklichen Zeug schon genug geträumt!“

„Was soll aber —“

„Lassen Sie mich nur machen!“ fiel sie ihm ins Wort und sprang auf. Es ward ihr besser zu Muth, Gott sei Dank, dachte sie, ich hab' wieder was zu thun! — Von ihrer Schreibmappe, die festwärts auf dem Tisch lag, nahm sie ein Briefkärtchen und einen Umschlag, im Stehen sich vorbeugend, die Arme aufgestützt, schrieb sie mit ihren hurtigen Fingern, ohne sich zu besinnen. Ihre kräftigen Buchstaben mit den stark auslaufenden Grundstrichen flogen aufs Papier, in der Erregung zeigte sie mehrmals ihre Zunge, wie sie als Kind beim Schreiben gewohnheitlich gethan hatte. Einzelne Worte murmelte sie auch halblaut vor sich hin. „Und ja ein unbedenkender“ — — „Genugthuung“ — — „mir zu Liebe verzichten“ . . . Sie steckte das Kärtchen in den Umschlag, warf die Aufschrift hin. „Meine gute Pauline“ sagte sie, während sie noch schrieb, „wollen Sie das dem Kellner geben? für den Hauptmann Kastner?“

„Sofort,“ antwortete Pauline. Heimlich verzagt stieß sie hervor: „Hoffentlich hilft's!“

„Wird schon helfen!“ sagte Käthe kurz. Ihre schlanken, mädchenhaften Wangen brannten, sie fühlte sich wieder wie „ein Mensch“. Sie ging einmal durchs Zimmer hin, als Pauline fort war. Sie warf einige Haare zurück, die ihr beim Schreiben vor die Augen gefallen waren. Langsam, die Hände auf den Rücken legend, kam sie dann zurück und stellte sich vor den Tisch Enzenberg gegenüber.

„Nun?“ fragte sie.

„Nun?“ fragte er auch.

„Ja — so weit sind wir nun — Was ward nun aus uns? — Ich hab' Ihnen gestanden, daß ich zu dumm bin, oder was sonst, kurz, daß ich am Sanskrit verzage. Sie haben mir gestanden, daß Sie wieder arbeiten geternt haben. Sie Glücklicher . . . Was werden Sie nun thun?“

„Was ich —?“

„Werden Sie nun dabei bleiben? auch ohne mich?“

Sie sagte diese letzten Worte so harmlos, wie ihr irgend möglich war, ihn durchführen sie aber doch wie ein Schlag. Er öffnete zuerst nur die Lippen, ohne etwas zu sagen. „Ohne Sie?“ wiederholte er dann.

„Ja,“ antwortete sie „Natürlich. — Oder muß ich noch eine Weile die Ulme sein, an der Sie hinaufranken?“

Enzenberg steckte die Hände in die Taschen, wie um hinter dieser behaglichen Haltung die Unruhe seines Herzens zu verbergen; auch er saß nicht mehr. Seine Augen suchten zu lächeln, sie sahen aber mit schlecht verhehlter, furchtsamer Zärtlichkeit auf die junge Frau. So schlank so blüthenhaft mit so klugen Augen, mit so weizend durchglühten Wangen stand sie da. Er betrachtete sie fort und fort. „Wie treuherzig Sie dabei ausschauen,“ sagte er endlich, während Sie mir das von der Ulme erzählten. Was meinen Sie damit? — Ich rathe und räthsele an Ihnen herum, was Sie denn eigentlich sind? Ein unschuldiges ahnungslos sicher nachtwandelndes Kind — oder eine feine, kluge Frau, klüger als wir alle?“

Käthe lächelte ein wenig. „Ich bin das verschleierte Bild zu Sais, Herr von Enzenberg.“

„Wenn ich den Schleier einmal lüften dürfte —“

„Das dürfen Sie eben nicht.“

Ihre Worte und ihre Gestalt, ihr Blick, Alles riß ihn hin. Ihm entfuhren die Worte: „O wenn ich Ihnen einmal sagen dürfte —“

Hier hielt er aber schon inne, von dem Blick ihrer braunen Augen gebannt.

„Sie dürfen mir Alles sagen, was gut und was gesund ist,“ antwortete sie mit ihrem besten Lächeln, „und weiter wollen Sie ja auch nichts!“

Enzenberg schwieg. Sie kam langsam um den Tisch zu ihm und hielt ihm unwiderstehlich treuherzig ihre Hand entgegen: „Lieber Herr von Enzenberg, ich bin Ihnen ja noch eine Hand schuldig, für die Rede gestern Abend, von der guten Lorelei. Da hab' ich gemerkt, Sie meinen mir's wirklich gut! Sie sind mir schon wie ein Freund! — Es geht mir auch nach. Heut' Morgen, bei meinem einsamen Strohwittwenfrühstück, hatt' ich eine Phantasie . . . Wollen Sie die wissen?“

„Ich bitte!“ murmelte Enzenberg unsicher, zwischen Schwermuth und Freude.

„Ich phantasirte nämlich, daß wir alle etwas älter geworden wären, — etwa bis zum Winter, und Sie lebten mit uns in derselben Stadt und studirten Sprachen — schrieben ein Buch — oder was Sie wollen. Und es wäre Abend; Schauplatz: Käthe Vollmar's Wahnzimmer ungeheuer gemüthlich. Am rothglühenden Kamin in malerischer Beleuchtung der urbehagliche Vollmar, die urvergnügte Käthe, und der ur — ur —“

Sie konnte das Wort nicht finden. „Der urbane Enzenberg“, sagte er aushelfend.

„Wie können Sie jetzt einen Kalauer machen — Nein, der urunbefreundete Enzenberg! Und Sie erzählten geistreich von Ihren Arbeiten, und ich risse die Augen auf vor immerneuer Hochachtung. Wir plauderten von Rolandseck, wo das alte Sanskrit uns zusammenführte — und wären uns sehr gut. Und so lebten wir dann hunderttausend Jahre!“

Digitized by Google

Mehr als er wollte bewegt erwiderte Enzenberg, mühsam scherzend: „Die Zeit wär' mir recht. — Und diese ganze Phantasie ist — so schön und so gut wie Sie. Aber ernstwerden, fürcht' ich, für mich noch zu gut!"

„Warum fürchten Sie das?"

„Weil — weil — — Sehen Sie mich doch nicht so bald an, während Sie das fragen. — Weil Sie halt doch eine Lorelei sind — wenn auch eine gute!"

XVII.

„Und wahr wird es doch!" sagte Käthe, mit herzlicher Zuversicht nickend. Es pochte aber, sie ging vom Tisch und von „Max Müller" hinweg und rief dann: „Herein!" Der jüngere Kellner erschien, ein Briefchen in der Hand. „Ein Billet, gnädige Frau," sagte er und trat näher, „eben abgegeben ‚Sogleich zu bestellen'."

Käthe nahm es und schickte den Kellner wieder fort. „Sie erlauben!" sagte sie und öffnete den Brief, er war, wie sie erwartet hatte, vom Hauptmann. Rasch durchflog sie ihn; dann schlug sie mit der Hand darauf: „Ja, da haben wir's! Er ist Officier, — der Herr Kastner nämlich. Die Unbedeutendheit und Betrunkenheit des Herrn Feldmann, schreibt er, enthebt ihn nicht der Verpflichtung, für seine beleidigte Ehre — — Schrecklich, wie viel Ehre es gibt!"

Enzenberg lächelte. „Sie haben vielleicht Recht —"

„Da muß was geschehen!" rief sie, schon entschlossen. Sie lief zu ihrer Schlafzimmerthür und riß sie auf, dort saß Pauline jetzt am Fenster, wieder als angestellte Wache, falls der Gatte käme. Käthe lief zu ihr und hielt ihr das Schreiben hin. „Bitte, lesen Sie das! Und wenn Sie sich zu Ende erschrocken haben, suchen Sie Herrn Feldmann. Er wird wohl noch im Garten sitzen . . ."

„Ach, mein Gott!" seufzte Pauline, als sie das Briefchen überflogen hatte. „Was für eine schreckliche Geschichte . . . Zum Herrn Feldmann? Ich?"

„Ja, das müssen Sie," erwiderte Käthe kurzweg. „Sie dürfen doch nicht dulden, daß die Beiden um Ihretwillen —"

„O Gott! Nein!"

„Also auf, zu Feldmann. Er muß abbitten — seine Ausfälle zurücknehmen — beschwichtigen Sie ihn, ‚magnetisiren' Sie ihn. Sie können ja zaubern, sagt er —"

„Ach Gott!"

„Geschwind, geschwind, eh's zu spät ist!" sagte Käthe drängend und zog und schob sie zur Thür. „Rühren Sie ihn durch unsere Hochachtung, erschüttern Sie ihn durch unsern Zorn!" — Pauline ging durch ihr eignes Zimmer auf den Gang hinaus; sie schien noch zu seufzen. Käthe kam in den Salon zurück. „Ah!" höhnte sie jetzt. „Von diesen schwulen Abenden am schönen Rhein hab' ich jetzt genug!"

„Wer ist denn in Ihres Mannes Zimmer?" flüsterte Enzenberg.

Sie stand still und horchte. „Himmel!" flüsterte sie nach einer Weile. „Das ist doch nicht möglich . . . Ja! Das ist sein Schritt!"

Ihr Mann —"

„Ja. Schau zurück! — — Bitte, gehen Sie fort. Das vom Sanskrit soll er nie erfahren, ich schämte mich jetzt. Er darf Sie nicht sehen . . . Bitte, bitte, fort!"

„Wohin?" fragte Enzenberg leise, achselzuckend. Er wollte um den Tisch zur Thür, Käthe, die mit schief gewendetem Kopfe horchte, wies ihn durch eine schnelle Bewegung zurück. „Er kommt. Zu spät . . Wieder auf den Balkon! Rasch, rasch! Bis ich Sie befreie!"

Die letzten Worte flüsterte sie hinter ihm her, denn er war schon hinaus. Sie sah ihn hinter der Glasthür nach links verschwinden, wieder ganz wie vorgestern. Der wird Stammgast auf unserm Balkon . . . Herr Gott, das Buch! dachte sie auf einmal. Das hatt' ich vergessen! — Sie nahm die Sanskrit-Grammatik, warf sie in die Schublade des Tisches, schob diese wieder zu.

Es war aber ein wenig zu spät. Benno trat schon ein. Er hatte in seinem Zimmer Hut und Stock abgelegt, das Reisetäschchen auch, und kam mit dem sicheren, männlichen Wohlgefühl, das sie an ihm so gern hatte, ja dann aber verwundert umher. „Du bist allein?" fragte er.

„Ja," sagte sie, ohne sich zu rühren.

„Merkwürdig!"

„Wieso merkwürdig? — Du bist schon zurück?"

„Wie Du siehst," antwortete er und blickte sie mit seinem ruhig forschenden Lächeln an. „Was worfst Du denn da eben in die Schublade hinein?"

„Ich?"

„Ja. Du. — Schriebst Du etwas?"

Käthe blieb, als müsse sie die Schublade schützen, dort am Tische stehen. Nach kurzem Besinnen antwortete sie, mit einer unbestimmten, flackernden Handbewegung: „Ich weiß nicht. — Vielleicht."

„Ist das auch ein Geheimniß?" fragte er und lächelte wieder. Sie schwieg. Sie setzen sich kühl und heiter an. — „Uebrigens," nahm er wieder das Wort, „sprachst Du nicht mit Jemandem, ehe ich hereinkam?"

„Ich? Daß ich nicht wüßte."

„Mir war doch ganz entschieden so, als hörte ich Dich sprechen. Nicht laut, sondern leise, hastig."

Sie schüttelte den Kopf. Mit einem verstohlenen Blick schaute sie nach dem Balkon und dachte: Enzenberg läßt doch nichts von sich sehen?

„Jetzt will sie nicht gesprochen haben," sagte Benno ungläubig. „Schon wieder ein Geheimniß? — Warum schielest Du eben nach der Balkonthür, Frauenzimmer Du?"

„Wer sagt denn, schielen', pfui. Gibst mir auch nicht einmal einen Wiederzehenskuß —"

„Du mir auch nicht, darüber wund'r ich mich ja eben."

„Ach Du dummer Benno — da hast Du also einen Kuß!" — Sie huschte zu ihm hin und schlang die Arme um ihn, küßte ihn auch herzhaft. Eine Unruhe aber verließ sie nicht, das dumme schlechte Gewissen und doch auch das Verlangen, ihm ihre große „Schmach" zu verbergen. Sie hängte sich in

seinen Arm und führte ihn langsam, schmeichelnd, gegen ihre Thür, um ihn vom Balkon zu entfernen. Kosend fuhr sie ihm in das weiche blonde Haar, „Sag mir, wie Dirs ging!“

„Na,“ sagte er, „es ging mir ja einigermaßen gut, — aber nicht so ausschweifend gut wie Euch. Ich hör' eben vom Kellner Ihr seid gestern Abend sehr ‚fidel‘ gewesen. Im Garten sah ich den Bergsteiger sitzen, jammerhaft, bleich, beinahe interessant. Also Du lebst so lustig, wenn Dein Mann verreist?“

„Ich wollte mich betäuben, Benno. Aber wie schlecht Deine Cravatte sitzt.“ — Sie that, als wolle sie sie zurecht ziehen, gab es aber auf: „Und wie Du sie zerdrückt hast! So 'nen Mann darf man nie allein lassen. Komm, Knabe, wir wollen Dir eine andere heraussuchen und um Deinen edlen Nacken schlingen!“ — Indem sie ihn zu seinem Zimmer führte, wandte sie das Gesicht wie zufällig nach dem Balkon und setzte mit stärkerer Stimme hinzu, damit Enzenberg sie hören könnte: „Komm, ich führ' Dich fort!“

„Muß es sein?“ fragte Benno.

„Ja. Du mußt immer unwiderstehlich schön sein —“

Mitten im Wort fuhr sie zusammen. Aus dem Garten herauf hörte sie Feldmann in seinen hohen, jetzt etwas heiseren Tönen rufen: „Erlauben Sie, was beobachten Sie da auf dem Balkon Herr von Enzenberg?“

Benno blieb verwundert stehen. „Herr von Enzenberg? — Ist der auf unserm Balkon?“

Der Käthe fiel etwas aufs Herz, sie begann zu zittern. Warum zittr ich denn? dachte sie. Es ist ja nichts Böses geschehen! — Aber es durchfuhr sie auf einmal wie ein böser Traum, eine gräßliche Phantasie: ihr Mann stünde im Ernst so da, entsetzt, an ihr zweifelnd, und fragte: „Wer ist auf unserm Balkon?“ — — Sie kam sich wie närrisch vor, sie schüttelte es ab. „Auf unserm Balkon?“ sagte sie laut, mit einem Anflug von Lachen. „Warum?“

„Du hast ja doch gehört, dieser bleiche Feldmann — — Was hast Du?“ fragte er in neuem Erstaunen. „Du zitterst ja?“

„Ich bin so schreckhaft, weißt Du —“

„Aber gib doch Antwort. Ist der Herr von Enzenberg auf unserm Balkon?“

„Wie kam' er dahin?“

„Komische Gegenfrage. Ist Jemand auf dem Balkon?“

Käthe faßte sich, sie bewegte heimlich den Kopf, wie um damit den Gedanken loszuschütteln, den sie brauchte, er kam auch schon los. — „Mag so sein,“ sagte sie mit muthwilligem Lächeln. „Ich weiß nicht. — Es gibt am Haus mehr Balkons.“

„Soll ich einmal nachschauen, Käthe?“

„Wenn Du neugierig bist — warum nicht.“

„Gut, ich schaue nach!“ — Er war nach kurzem Zögern entschlossen und drehte sich, um an dem runden Tisch vorbei zum Balkon zu gehen. Sowie er sich von ihr entfernte, fuhr sie wie der Blitz zu ihrer Schlafzimmerthür, riß sie auf und rief hinein: „Hitopadescha! Mahabhárata!“

Benno stand still, diesmal sehr betroffen. „Was ist das?“ murmelte er. Nach einem ungewissen Blick auf Käthe, die schon wieder von der Thür zurückgetreten war, ging er rasch, mit mächtigen Schritten, in ihr Schlafzimmer hinein. Sie sah ihm nach, bis er verschwand. Dann lief sie zum Balkon, öffnete dessen Thür und flüsterte: „Kommen Sie! Schnell, schnell! Durch mein Zimmer hinaus!“

Enzenberg erschien sofort; an ihr vorbei, so geräuschlos wie möglich, entfloh er in Benno's Zimmer. Wie der schweben kann! dachte sie. Ebenso leise ging sie an den runden Tisch zurück, lehnte sich an ihn, stützte beide Hände auf und erwartete ihren Mann.

Er kam auch endlich, aber später, als sie gedacht hatte; die Thür offen lassend, Röthe im Gesicht, offenherzig verstimmt, beschämt. „Mir scheint,“ sagte er zögernd, „wir sind beide närrisch — Was treibst Du für Possen?“

„Wen hast Du gefunden?“ gab sie nur zur Antwort.

„Gefunden? Niemand —“

„Auch im Zimmer der Pauline nicht?“

„Auch im Zimmer der Pauline nicht. — Warum riefst Du denn an dieser Thür ‚Hitopadescha‘ und ‚Mahabharata‘?“

Ihre Spitzbuben-Augen lachten. „Du nennst mich ja so gern Deinen ‚Kobold‘, Benno.“

„Wie kommst Du aber zu diesen langen indischen Wörtern?“

„Die hab' ich Dir so abgejagt, wenn Du Dich in Dein Sanskrit vertieftest.“

„Und — und —“

Er stockte zweimal. Zuletzt brachte er doch heraus: „Und Du meinst auch auf dem Balkon ist Niemand?“

„Wollt'st ja nachsehen, Benno. — Wie der arme Mann unentschlossen da steht; er schämt sich und möchte doch — Wart' ich helf' Dir, Benno, ich zeig' Dir die schöne Aussicht auf das Siebengebirg'.“

Sie führte ihn an der Hand zum Balkon und drängte ihn sanft in die Thür. „Gott,“ sagte sie, „der Drachenfels macht sich heute gut?“

Benno schwieg und trat wirklich hinaus. Als er zurückkam, wunderte sie sich aber über den Ausdruck in seinem Gesicht. Es war weder sein gelobtes heiteres Phlegma drin noch das Ueberlegene, Unverschämte, sondern etwas Fremdes, Gesponnenes, Beunruhigendes, das sie nicht verstand. Die weiße Stirn war ein wenig geröthet, die Wangen aber blaß und sogar die Lippen. Seine großen Denkeraugen, die schönen, grauen lagen forschend auf ihr, es war, als bohrten sie sich durch sie hindurch, ihr bangte fast, ihn anzusehen. „Ja, ja,“ sagte er nach einer Stille, die ihr endlos schien. „Du hattest gestern doch Recht.“

„Worin hatt' ich Recht?“ fragte sie.

„Worin? Daß so einem Neuvermählten ‚Alles ganz ganz neu‘ ist, was die junge Frau thut. Und ‚ist sie überraschend klug, dann erschreckt es uns‘.“ — Er wiederholte nach einer Weile: „Dann erschreckt es uns — — Wo ist Fräulein Jonas?“

Google

„Ich weiß nicht“ antwortete Käthe, die gegen ihre Beklommenheit kämpfte. „Hm! — Also ich will — —“

Er sagte aber nicht, was er wollte, er kam stumm und sah dabei in die Luft. „Was willst Du?“ fragte sie endlich, da sie dieses Schweigen nicht aushielt.

„Ich weiß nicht,“ murmelte er. „Ich — —“

Auf einmal zwang er sich zu einem Lächeln, einem fremden, als hätt' er es sich von irgendwem geliehen, und schaute sie wieder an. „Auf Wiedersehen, Kobold!“ — Dann ging er. Eh' sie sich noch fassen konnte, war er aus der Thür und auf dem Corridor.

„Benno!“ rief es jetzt plötzlich aus ihr. „Mein Benno!“ — Die Thür war aber schon wieder zu, sie hörte seine Schritte. Herr Gott, dachte sie verstört, und es überlief sie. Wo geht er denn hin? Was will er? Was denkt er? — Doch nicht gar, daß ich — —

Sie lachte hell auf, wenn auch gar nicht lustig, „ach, ich bin wohl toll!“ sagte sie laut. „Ganz einfältig toll. Mir ist nur hier ums Herz so verrückt zu Muth, weil ich ihm was vormache — ich diesem Mann! — Da geht er jetzt. Was will er denn? Er denkt doch nicht von mir, die ist gar zu klug? Er zweifelt doch nicht gar an mir — —.“

Sie fing an, durchs Zimmer zu gehen. Es kam ihr zu lächerlich vor, sie verzog das Gesicht. „Komischer Gedanke!“ dachte sie. „Das ist doch zu dumm. Da muß ich doch lachen —“

Sie lachte aber nicht, sondern sie brach in Thränen aus. Auf den nächsten Stuhl setzte sie sich nieder, die Hände vor dem Gesicht, und weinte und schluchzte krampfhaft wie ein Kind.

XVIII

„Sie weinen!“ hörte sie nach einiger Zeit eine mitfühlende Stimme sagen. Sie hatte gar nicht gehört, daß Enzenberg wieder eingetreten war, er stand neben ihr. Als sie die Hände von den Augen nahm, sah sie in die seinen, auf deren grünliche Farbe jetzt das volle Licht fiel. Ihr schien, daß sie lächelten, zugleich waren sie aber gerührt, aber bewegt. Sie mochte ihn aber nicht sehen, mochte auch nicht reden — „Gnädige Frau!“ sagte er nach längerem Warten, noch weicher. „Sie haben geweint!“

„Ja,“ stieß sie jetzt hervor. „Dieses verwünschte Sanskrit! — Und Sie! Sie! — Was wollen Sie wieder hier?“

„Entschuldigen Sie. Nur fragen, wie es ausging; Ihr Mann ging so hastig fort. Ich stand in meiner Thür am Flur, sah ihn vorbeikommen, ohne daß er mich — — Beste gnädige Frau! warum weinten Sie?“

„Was wollen Sie davon wissen?“ sagte sie herb, noch in allen Nerven gereizt. „Solche Thränen verstehen Sie ja nicht!“

Er mußte gegen seinen Willen lächeln. „Aber erlauben Sie, auf Frauenthränen versteh' ich mich leider nur zu gut —“

„Das sind Weiberthränen. Die wirklichen Frauen kennen Sie ja nicht! — Sie sagten es ja gestern selbst, die Lureler's haben Sie studirt —

die ‚gefährlichen'. Warum unsereins weiml, woher wollen Sie das verstehen!'

Enzenberg biß sich auf die Lippe. Nachdem er sich etwas gesammelt hatte, vermeinte er sich: „Nun geben Sie mir den Rest, gnädige Frau — Aber nur zu. Wenn es Sie irgend erleichtern kann, schonen Sie mich nicht!"

„Nein," sagte sie wieder gutherzig, freundlich und blickte zu ihm auf, denn sie saß noch immer. „Nein — ich will Sie nicht kränken — Warum ich gewemt habe? Weil ich die allerglücklichste Frau war — und nun nicht mehr bin. Weil ich vor dem allerbesten Mann am vierunddreißigsten Tag so ein verrücktes Geheimniß habe —"

Enzenberg unterbrach sie: „Sie konnten ihm ja einfach sagen, da steht Herr von Enzenberg, ich lernte mit ihm Sanskrit!"

„Ja, aber grade das mag ich und will ich ihm nicht sagen. Und dann — — auf einmal fiel mir aufs Herz: und wenn er nun ganz ernsthaft betroffen dastände — vor seiner jungen Frau — und mich so ungewiß, so zweifelhaft — — davon stürb' ich, wissen Sie — Darum sagt' ich nichts. Und darum hab' ich geweint. Und nun gehen Sie, bitte!"

„Ich gehe, gnädige Frau," entgegnete Enzenberg nach einigen stummen Augenblicken. „Sie sehr, wie Sie nur wünschen können . . ."

Käthe sah ihn an, als fragte sie: was heißt das?

Er antwortete nicht darauf. Mit sichtbarer auf den Wangen zuckender Bewegung kämpfend, schaute er auf seine weißen Finger und die zugespitzten Nägel und warf so leicht wie möglich hin: „Nur ein letztes Wort lassen Sie mich noch sagen . . . Was die ‚Lorelei's' betrifft, so haben Sie ja im Ganzen Recht. Aber doch nicht ganz. Einmal hab' ich doch auch eine ‚wirkliche Frau' kennen gelernt — und darum kann ich mitreden. Eine Frau — eine merkwürdig gute — die mich sehr verwirrt, sehr beschämt hat — aber doch auch sehr gehoben hat — der ich viel verdanke. Der sich, wie es scheint, kein Mensch nähern kann, ohne von den kleinen feinen Händen — ihren Seelenhänden, mein' ich — gleichsam angepackt und so ein wenig umgeformt zu werden . . . Man darf nur nicht zu lange bleiben, denn sa eine Frau die könnte aus einem Don Juan einen Werther machen —"

Ihr Kopf fuhr empor.

„Ja, ja einen Werther — Darum werden Sie mich wohl auch einstweilen nicht wiedersehen, denk' ich . . . Wie freundlich, daß Sie mich unterbrechen wollen. Ich danke. Lassen Sie das nur. Aber später, hoff' ich . . . Wenn ich den Synapl ganz überwunden habe, was ich nun wirklich für möglich halte, dann nehm' ich Sie beim Wort, mit dem Kamin und der Freundschaft verstehen Sie. Das wird einstweilen nur so blinken, was man einen Leitstern nennt . . . Uebrigens sollen Sie, was mich betrifft, vor Ihrem Mann kein Geheimniß haben, dafür sorg' ich schon. Auf Wiedersehen" — jetzt endlich gelang ihm ein Lächeln — „auf Wiedersehen am zehnten Kamin!"

Er nahm nicht ihre Hand, obwohl sich ihm die entgegenbewegte, vielleicht vergaß ihm der Mut oder die Kraft. Er lächelte aber noch einmal und ging dann hinaus.

Käthe sah ihm nach, voll Mitgefühl und auch voll Verwunderung schüttelte sie den Kopf. Wie der lächeln kann, dachte sie. Das kam wie aus einer anderen Abtheilung. Enzenberg Nummer Zwei! — Also fort will er? ganz fort? — Oder hab' ich das falsch verstanden? — Sie legte sich eine Hand auf die heiße Stirn, und dann auf das Herz das sich gar zu breit machte. Ich bin ja confus . . Und mir ist, als hätt' ich irgendwo im Herzen eine schreckliche Stelle, wo ich Wittwe bin!

Pauline kam aus Käthens Schlafzimmer mit ihrem bekannten sorgenvollen Gesicht. Käthe sprang auf und ihr entgegen. „Ah, da sind Sie wieder. Haben Sie meinen Mann gesehen? Er fragte nach Ihnen . . Hat er Sie gesprochen?"

„Ja," antwortete Pauline, „unten in der Vorhalle —"

„Was hat er Ihnen gesagt?"

„Nichts. Nur was man so sagt. Er freue sich mich wiederzusehen —"

„Weiter nichts?"

„Nein — Er sah mich wohl einen Augenblick an, als wolle er noch was sagen, dann murmelte er aber nur so und ging —"

„Wahin?" fragte Käthe hastig.

„Auf die Straße hinaus. — Ach, gnädige Frau, bei diesem Feldmann bin ich abgeblitzt, da ist nichts zu machen! Er kann als Civilist sagt er vor diesem Officier nicht klein beigeben, das sähe wie Feigheit aus, und er sei ein freier deutscher Mann —"

„Wo ist er?" warf Käthe dazwischen, aus ihren eigenen Gedanken erwachend.

„Ich hab' ihn wenigstens aus dem Garten in sein Zimmer persuadirt, damit er nur nicht dem Helmuth — dem Hauptmann — begegnet. Der ist so aufgeregt, sagt der Kellner, geht in seiner Stube auf und ab, spricht laut mit sich selbst. Liebste beste Frau, was haben wir da gemacht!"

Käthe ging durchs Zimmer, dann blieb sie vor Pauline stehen. „Wir können's ja noch anders machen. Warten Sie — mit diesem freien deutschen Mann muß ich selber sprechen!"

„Was wollen Sie ihm sagen?" fragte das Mädchen, völlig hoffnungslos.

Käthe zuckte lächelnd die Achseln, wieder beherzt und frisch. „Was ich ihm will? Ein bißchen schwindeln, mein Herz, durch so 'ne dicke Hornrinde kommt man sonst nicht durch!" — Sie marschirte wieder durchs Zimmer, ja ja, dachte sie, ich will jetzt wieder nur an die Andern denken, dann findet sich das Eine von selbst! — „Wo ist dieser Feldmann?" fragte sie, als sie zurückkam.

Pauline wollte antworten, drehte dann aber den Kopf und horchte. „Mir scheint," flüsterte sie, „er ist wieder ausgebrochen! Ich glaube, ich hör' ihn auf dem Corridor —"

Käthe horchte auch. „Ach was!" sagte sie dann, da sie die Stimme draußen nicht sogleich erkannte, „das werden wir ja sehen!" Sie öffnete die Thür. Richtig, auf dem Gang standen der Wirth und der belehrte Bergsteiger, dieser den Hut auf dem Kopf. Er wollte zur Treppe, wie es schien.

„Herr Feldmann!“ rief sie sogleich. „Bitte, auf ein Wort! Haben Sie die Güte!“

Pauline flüsterte hinter ihr „Er wollte einen sauren Hering essen —“

„Ja ja,“ flüsterte Käthe mit ihrem alten Humor. „In zehn Minuten geb' ich ihn der Natur zurück!“

XIX.

Feldmann trat ein, bleich, unverkennbares „Elend“ in den matten Zügen, die sanft flachen Augen hatten sich vertieft, sogar die runden, fidelen Wangen schienen eingefallen. Seine glatte Stirn zog sich zusammen, als er in der Thür sichtbar wurde, es konnte aber ebensowohl Aufregung als Katzenjammer sein. Er verneigte sich mit so düsterem Ausdruck, daß Käthe gern gelacht hätte. „Sie haben gewünscht, gnädige Frau,“ sagte er mit etwas heiserer Stimme. „Schönen guten Morgen. Wenn Sie aber versuchen wollten, in der bewußten Sache — — das wär' ganz vergebene Mühe. Was das Fräulein nicht kann kann Niemand!“

„Ich weiß ich weiß,“ erwiderte Käthe herzlich und gab ihm so recht beruhigend gemüthlich die Hand. „Und ich freue mich daß Sie so sind. Was denken Sie denn? Mir geht nichts über einen tapferen Mann, der gradaus seinen Weg geht!“

Feldmann zuerst überrascht, wandte sich mit einem triumphirenden Blick an Pauline. „Da hören Sie es, Fräulein! — Wenn der Herr Hauptmann sich beleidigt fühlt — ich kann ihm nicht helfen!“

Käthe, die ihn einlud, sich zu setzen, stimmte nachdrücklich zu. „Das können Sie natürlich nicht. Und einem Officier dürfen Sie schon gar nicht weichen —“

„Da hören Sie es, Fräulein!“

„Uebrigens begreif' ich auch nicht,“ sprach Käthe mit einem verwunderten Achselzucken weiter, „wie der Herr Hauptmann sich beleidigt fühlen kann, was haben Sie ihm denn gesagt: ‚Sie können wahl nicht viel vertragen, Herr Hauptmann‘, ist denn das so schlimm?“

Feldmann starrte sie durch sein Augenglas an. „Erlauben Sie,“ sagte er, „das ist doch wohl anders. Das sagte ich zu dem jungen Herrn, Ihrem Vetter —“

„Verzeihen Sie,“ fiel ihm Käthe ins Wort — sie saß ihm gegenüber — und lächelte mit einer ganz besonderen Heiterkeit. „Sonst wissen Sie gewiß mehr als ich, aber was gestern Abend gesprochen wurde, weiß ich doch wohl besser. Sie werden mir nicht abstreiten, nicht wahr, daß Sie ein bißchen — wie sagt man — daß Sie einen kleinen —“

„Einen kleinen Schwips hatten,“ ergänzte er und lächelte nun auch. „Ich hatte sogar einen großen, fürcht' ich. Aber daß ich das dem jungen Herrn gesagt habe und nicht —“

„Das glaubt man, Herr Feldmann, das glaubt man. Das sind ja eben die kleinen Blendwerke, die so 'ne Zusammenmischung von rothem Aßmannshäuser und weißem Unkeler hervorbringt. Meinem Vetter Götz haben

Sie ganz andere Dinge gesagt, da würden Sie ziemlich grob! Er soll ‚auf die hohen Berge steigen.‘ denn da ‚stört er Niemanden‘, er soll ‚in die Esel gehen‘ — und so allerlei!“

Feldmann war so verdutzt, daß er sich mit beiden Händen auf die Schenkel schlug. „Aber erlauben Sie — erlauben Sie!“ rief er aus. „Wenn ich das gesagt habe — und es ist mir so — dann war's ja eben gegen den Hauptmann —“

„Meinen Sie!“ sagte Käthe und lachte. „Hören Sie, Pauline! Wie reizend Herr Feldmann das durch einander mischt!“

Pauline lachte auch, sehr lustig, sie war nun ganz bei der Sache. „Ja, das ist drollig!“ rief ihr Sopran. „Verzeihen Sie!“ sagte sie zu Feldmann, dann lachte sie von Neuem.

Dieses Lachen schien ihn anzustecken, er begann einen von seinen Trillern, doch sein blasses Gesicht erstarrte wieder, und die unsichern Augen irrten von Einer zur Andern. „Na ja!“ sagte er, „das wäre allerdings sehr drollig — wenn das wirklich so ist. Aber, meine Damen, ich kann Sie versichern —“

„Daß Sie einen kleinen Schwips hatten,“ unterbrach ihn Käthe.

Pauline setzte hinzu: „Sie fürchten sogar, einen grafen —“

„Und daß schon zu bewundern ist,“ nahm wieder Käthe das Wort, „daß Sie sich überhaupt noch an was erinnern, denn eigentlich hätten Sie das gar nicht nöthig!“

Feldmann schmunzelte, nun ganz verwirrt. „O, Sie heitere Frau Doctorin — war ich wirklich so —? Dann muß ich mich ja in die Erde hinein schämen —“

Käthe schüttelte gemüthlich den Kopf: „Bleiben Sie nur oben. Wir beide verstehen das sehr gut. Der Rhein hat das so an sich. Aber meinen Vetter Götz —“

Sie stand plötzlich auf, denn eben kam ihr der letzte entscheidende Gedanke, den sie noch gesucht hatte. In ihren Augen leuchtete der Schalk, aber der menschenfreundliche, gute. Die Hände hinter sich auf den Tisch legend, fing sie mit ihrem einschmeichelnd hellen Ton wieder an: „Aber meinem Vetter Götz könnten Sie wohl ein gutes Wort geben, gegen den waren Sie tüchtig schraff!“

„Es ist unbegreiflich,“ entgegnete Feldmann. „Ich hätte doch schwören wollen, daß ich ungekehrt —“

„Kurz,“ fuhr sie fort, „nach meiner Meinung thun Sie ganz genug, wenn Sie zum Beispiel auf ein Blatt Papier eine allgemeine Erklärung schreiben, ‚Was ich gestern Abend in etwas starker Fidelität gesagt habe, war jedenfalls nicht bös gemeint. Sollte sich Jemand dadurch verletzt fühlen, so nehm' ich es gern zurück!‘ — Das wär' hauptsächlich für meinen Vetter gemeint — der sich allerdings auch etwas beschwert hat. Und so einen harmlosen, guten Jungen will man ja nicht kränken —“

„O nein,“ betheuerte Feldmann, „ganz und gar nicht. Wenn ich wirklich dem das —“

Sie nickte.

„Ich möchte nur schwören, daß ich —“

„Schwören Sie nicht!“ fiel sie ihm ins Wort. „Meineid ist entsetzlich! Nehmen Sie lieber die Feder in die Hand, denn das Gute soll man gleich thun — vor dem sauren Hering!“ — Sie holte ihn und führte ihn zum Tisch, an die große Schreibmappe. Im nächsten Augenblick saß er, von ihrer sanften Hand auf den Stuhl niedergedrückt, er fühlte die Feder zwischen den Fingern, die sie ihm hineinsteckte und sah, wie der Stiel ins Tintenfaß fuhr. „So!“ sagte sie, ‚als würd' ihm nun wieder wohl und als fühle sie das mit. „Nun schreiben Sie die paar Worte, zur Erleichterung Ihrer Seele! ‚Ich Endesunterfertigter‘ — oder wie Sie wollen —“

„Meinen Sie wirklich?“ fragte Feldmann

„Ja!“ sagte sie.

Die Thür zu Benno's Zimmer ging auf, aber nicht der Gatte trat ein, sondern Götz, der seinen Vetter suchte. Der junge Mann auch ein wenig bleich und mit einem schwärzlichen Schatten unter den kleinen Augen doch nicht so unverkennbar ‚elend‘ wie Feldmann, verwunderte sich offenbar die Drei hier zu sehen. Er staunte aber noch mehr als er das Bild am Schreibtisch sah: die lange etwas vorgebeugte Käthe, die halblaut diktirte und den jammerhaften „Bergsteiger“, der mit so ernstem und schlafsigem Antlitz schrieb. Käthe blickte flüchtig auf, als sie aber den Honneser erkannt hatte, diktirte sie ruhig, nur etwas leiser, weiter.

„Verzeihen Sie!“ flüsterte Götz, als wolle er nicht stören. „Ich wußte nicht — ich suchte Vetter Benno —“

Käthe unterbrach ihn. „Einen Augenblick!“ — Sie sprach noch einige unverständliche Worte zur Feldmann, „Vetter!“ sagte sie dann. „Wenn Sie das lesen werden, was Herr Feldmann schreibt, dann wird von dem Groll nichts mehr übrig bleiben, von dem Sie mir gestern beim Abschied erzählten!“

„Groll?“ fragte Götz. „Ich erinnere mich nicht —“

Sie winkte ihm so lebhaft, so plötzlich daß er mit halb offenem Mund verstummte. Während sie am Tisch entlang zu ihm ging — Feldmann schrieb weiter —, sagte sie ganz eigenthümlich schneidig. „Sie werden sich erinnern. Gestern Abend —“

Er schien etwas erwidern zu wollen, jetzt fuhr sie ihn leise an. „Widersprich mir nicht!“

„Ah!“ sagte Götz, dem die Ueberraschung, die Freude in die Wangen fuhr. „Sie nennen mich Du!“

„Ich? Was hab' ich gesagt? — Na ja, da sind wir plötzlich beim Du. In der Aufregung.. Ach was!“ fuhr sie übermüthig fort — es durchblitzte sie der Gedanke ‚dann hab' ich ihn für den guten Zweck!‘ — ‚ach was, rief sie, ‚dabei bleibt's! Nach Ihren gestrigen Heldenthaten im Weinberg — — Was haben Sie heute Vormittag gemacht?“

„Heute? Heute — konnt' ich nicht. Die Menschen nennen es Jammer. Aber morgen geh' ich wieder ans Werk!“

„Und vollenden es?“

„Aus Ehre und Reputon!“

„Sie imponiren mir, Vetter. — Nein," verbesserte sie sich, „Du imponirst mir. Du. Dabei bleibt's. Hier vor diesen Zeugen geb' ich Dir meinen Hochachtungskuß!"

Sie küßte ihn auf die Wange, dann, da er sie sehr enttäuscht anblickte, auch auf den Mund. „Ah!" sagte er und strahlte vor Glück.

„Ah!" klang es auch vom Schreibtisch her, Feldmann hatte zu Ende geschrieben und war aufgestanden. Er sah noch eben den Kuß, sein „Ah" war offenherziger Neid. Doch nahm er sich nun besser zusammen und ging ehrerbietig auf Käthe zu. „Hier ist die Schrift," gnädige Frau, „wollen Sie sie dem Herrn Götz —"

Käthe nahm sie ihm geschwind aus der Hand. „Nachher!" antwortete sie. „Erst wird er Sie zum sauren Hering führen, nach dem haben Sie Sehnsucht hör' ich. — Ich dank' Ihnen; das war gut!"

Sie drückte ihm die Hand. Mit ihrer Linken hob sie das Papier und zeigte es dem Vetter Götz, indem sie ihm zugleich über die Schulter ganz verstohlen winkte: „Hier hat Deine liebe Seele Frieden," sagte sie, „ich geb' Dir mein Wort! Jetzt hast Du keinen Groll mehr, nicht wahr —"

„Ich? Nicht die Spur! — Aber —"

Er schien die Sache doch noch nicht ganz zu verstehen, dummer Junge! dachte Käthe. Ihr macht's Einem schwer! — Sie hob die Stimme, um recht deutlich zu reden: „Also zur Versöhnung. Duzbruder, führst Du jetzt Herrn Feldmann zum Hering. Er braucht ihn."

„Mit Pomp!" erwiderte Götz. „Ich selbst esse kalt lächelnd zwei!"

XX.

Die beiden Männer gingen Arm in Arm zur Thür, erleichterten Herzens blickte Käthe ihnen nach. Gott sei Dank! sagte sie sich, ich hab' schauderhaft schwindeln müssen, aber dafür ist's nun auch gut! — Dies war allerdings eine Uebereilung, denn als Götz die Thür zum Corridor öffnete, stand draußen der Hauptmann, der eben klopfen wollte. Das Licht fiel ihm grade ins Gesicht, während er sanft im Schatten stand, Käthe sah den nervös erregten, mühsam an sich haltenden Ausdruck darin, den sie schon an ihm kannte. Die Beiden, die hinaus wollten, blieben unwillkürlich stehen, wie wenn etwas Unheimliches ihren Weg gekreuzt hätte, Feldmann nahm wieder eine ernste kriegerische Haltung an. Eine Frau wie Käthe aber, die mit so viel Selbstverleugnung schon so viel erreicht hatte, verlor nicht die Fassung. Sie kam dem Hauptmann heiter entgegen, wie von Freude glänzend. „Sehen Sie nur," sagte sie und deutete auf Feldmann und Götz, wie zeigend. Es ist uns geglückt, die beiden Gegner von gestern Abend friedlich zu versöhnen. — Also gehen Sie, meine Herren, und trinken Sie auf unser Wohl!"

Kastner verstand kein Wort, er schaute Alle nach der Reihe an. „Gewiß, gewiß gnädige Frau," sagte Feldmann, den der Anblick des Hauptmanns wieder irre machte, „das werden wir..." Er setzte murmelnd hinzu „Obgleich ich wieder schwören möchte —"

„Nein, nein," entgegnete Käthe rasch, als wäre von Götz die Rede, „er grollt Ihnen nicht mehr. Nicht wahr Vetter?"

„Kein Gedanke!" erwiderte Götz treuherzig. „Kommen Sie, Herr Feldmann! Ein Kater, ein Herz!" — Er zog ihn mit hinaus, an Kastner vorbei, der inzwischen eingetreten war, und machte die Thür hinter sich zu.

„Entschuldigen Sie," sagte Kastner jetzt — „ich verstehe kein Wort!"

„Sie werden gleich verstehen, Herr Hauptmann," gab Käthe mit ihrem schönsten Ernst, über den doch ein ungewolltes Lächeln flog, zur Antwort. „Die Sache ist nämlich so — — die Versöhnung gilt eigentlich Ihnen Bitte, lesen Sie das!"

Sie gab ihm mit zwei Fingern das von Feldmann beschriebene Blatt. Kastner starrte hinein. „Ich Endesunterfertigter," begann er mit halber Stimme zu lesen, dann las er schweigend weiter. Sein Gesicht ward immer finsterer, drohender, so lange das währte; Pauline fing an leise zu zittern. Endlich that er einen langen tiefen Athemzug und blickte von dem Papier zu Käthen auf, die von ihrer Bangigkeit sich nichts merken ließ. „Hm!" sagte er, seine Hände zusammenziehend. „Also auch das noch. Noch zu allem Andern. Sie haben also diesen Herrn — —"

In seiner Aufregung drückte er die Schrift zusammen, daß sie ein unförmlicher Klumpen ward. „Verzeihen Sie, gnädige Frau! In aller Ehrerbietung muß ich Ihnen doch sagen, Sie treiben es zu weit. Sie mengen sich in jede meiner Angelegenheiten, als wären Sie dafür angestellt. Sie ‚versöhnen' diesen Herrn mit mir gegen meinen Willen. Sie haben sich meiner Braut bemächtigt, sie in Ihre Schule genommen — entschuldigen Sie den Ausdruck — ihre harmlose Seele auf ziemlich (er stockte) verwegene Gedanken gebracht — und ein prächtiges Dreieinander geschossen . . . Ich bewundere Sie, ich mache Ihnen mein Compliment — aber meine Geduld ist erschöpft!"

Käthe erwiderte eine Weile nichts. Sie warf einen Seitenblick auf Pauline, der dem Hauptmann unklar blieb, dann legte sie beide Hände auf den Rücken und sah ihn mit einem strahlend herzigen Lächeln an. „Nicht wahr ' sagte sie, „Sie sind doch der Herr der mich letzten Montag ‚verehrte' Das thun Sie jetzt offenbar nicht mehr So viel hab' ich erreicht. — Wenn Sie mich nun auch noch verwunschen wollen — ich möchte Sie so ungern einschränken, bitte Herr Hauptmann, genieren Sie sich nicht!"

Kastner's gelbliches Gesicht wurde so roth, daß es ihr schon leid that, er erwiderte nichts, er schien auch gar keine Worte zu suchen, er drückte nur seine Zähne auf die Unterlippe. Auch Pauline rührte sich nicht, die Arme ineinandergelegt, stand sie ruhig da. Ein etwas bitteres, wenn auch nicht unfreundliches Lächeln verzog aber ihren Mund, und sie sagte endlich: „Lieber Helmuth, Du bist doch wohl etwas ungerecht gegen die gnädige Frau. Mich dünkt, sie war doch sehr gut — gegen Dich und mich. Zwei so wildfremder Menschen hat sie sich angenommen, als wären's ihre besten Freunde . . Was hat sie denn gewollt? Nichts weiter, nichts, als Dich von ihr hinweg führen und zu — — Weiter hat sie nichts gewollt. Nicht wahr, eine etwas selbstsüchtige, eitle Frau hätte das nicht gethan. Wenn sie's vergebens gethan

hat, so war's ja doch liebreich gemeint. Sag' mir Böses, wenn Du willst, und so viel Du willst, aber der Frau Vollmar nicht!"

„Pauline!" brach es jetzt aus ihm hervor. „Ich Dir Böses sagen . . . Bitte, sprich nicht so. Ich — — ich bin so wund, ich kann nichts mehr hören. Ich hadre ja nur mit mir. Diese ganze Zeit hab' ich — — Ja, ich bin wohl nicht sehr bei Verstand gewesen . . . Gnädige Frau!" sagte er völlig zerknirscht, mit einem unerwarteten, rührenden Ausdruck, sich zu Käthe wendend. „Wenn Sie etwas Nachsicht mit mir haben könnten. Ich bin nicht recht bei mir, hab' mich verfahren, verstiegen, verrannt — weiß nicht, wo ich bin!"

„Ach," antwortete Käthe, „daran bin ich ja schuld. Ich war ja das Irrlicht. Und dann hab' ich mich eingemischt — furchtbar unverschämt — verzeihen Sie. Ich weiß selbst nicht mehr, wie es kam, ich wollt's ja gar nicht, wollte ganz was Anderes! — — ‚Verstiegen', sagen Sie. Sie hätten sich verstiegen . . ."

Sie schaute zu Pauline hinüber, deren Augen feucht wurden, auch Kastner hatte den Blick auf das Mädchen geheftet, Käthe that aber, als merke sie es nicht. „Sehen Sie sich nur um," sagte sie mit einem schüchternen Versuch, zu scherzen; „vielleicht sind Sie doch schon wieder auf dem rechten Fleck!"

„Meinen Sie?" murmelte Kastner. Er sah immer noch Pauline an. Seine Brust arbeitete schwer, er war stark bewegt. Er hob die Hände und schien im Begriff, zu seiner Braut zu gehen. Dann trat er aber doch auf Käthe zu. „Gnädige Frau!" sagte er weicher, als sie für möglich gehalten hätte — „wie Sie mich beschämen. Aber wie sanft, wie zart. — Ja, so haben Sie mich auch diese Tage mit den sanften, freundlichen Händen geführt, gegen meinen Willen. Ich seh' das nun alles . . . Haben mich wild gemacht — unsinnig — und zuletzt gesund. — Wie soll ich Ihnen das danken!"

Er ergriff ihre Hand und küßte sie, mit Wärme, mit Feuer und doch mit einer zarten Zurückhaltung, die sie ernstlich rührte. „Lieber guter Freund," sagte sie. Aber leise, mit einem flüchtigen Lächeln, setzte sie hinzu: „Bitte, vergleichen Sie, Pauline hat hübschere Hände als ich."

Der Hauptmann nickte, ohne etwas zu erwidern. Er ging zu seiner Braut hinüber, die sich gar nicht regte, ihre Hände hingen wie leblos herab. „Pauline!" flüsterte er. „Pauline!" wiederholte er mit etwas Ton in der Stimme. Nun bewegten sich ihre Arme ein wenig. „Ach, Pauline!" sagte er leise. Weiter konnte Käthe nichts verstehen. Sie sah nur, daß das Mädchen endlich seine Hände nahm, daß sie flüsterten, daß sie so mit einander, langsam, wie unbewußt, ins Nebenzimmer gingen, in mein Schlafzimmer! dachte Käthe lächelnd. Die Thür blieb offen, sie hörte einzelne Worte, bald Baß, bald Sopran. In dem Spiegel, der ihr gegenüber hing, sah sie auch die beiden Gestalten, die noch neben einander standen, immer Aug' in Auge, noch nicht Mund an Mund.

„Herr Gott!" entfuhr ihr auf einmal; Benno stand vor ihr. Sie hatte ihn nicht kommen hören, auch nicht herantreten sehen. Er hatte ein Briefchen in der linken Hand, in der andern den Hut. Um seinen blühenden, bärtig schönen Mund spielte ein sonderbares Lächeln . . . Ueberhaupt, wie schön war

er heute! Auf der großen, breitbrustigen Gestalt dieser schlanke Kopf mit der weißen Stirn, die schmale, männliche Nase — oder auch diese tiefen, durchdringenden Augen, die sie heute schon einmal durchbohrt hatten. Das Sanskrit! dachte sie. Wie schäm' ich mich vor ihm! — Es erging ihr aber wunderlich, obgleich sie sich vor ihm schämte — aber gar weil sie's that — liebte sie ihn fast noch mehr ... Sie begriff es nicht. Aber wie Vieles begriff sie nicht ... „Benno! Du!" sagte sie nur, während sie mit Blitzesschnelle das alles fühlte und dachte.

„Ja, kleine Frau, ich bin's," sagte er sonderbar gemüthlich. „Mein berüchtigtes Phlegma hatte mich also heut' doch einmal verlassen; — nimmst mir's wohl nicht übel, Käthe. Da hab' ich übrigens ein merkwürdiges Billet von Freund Enzenberg; willst Du's lesen?"

„Bitte," antwortete sie tonlos. Sie nahm das Briefchen — es roch schwach noch Veilchen — öffnete es und las.

„Lieber Vollmar! Die Sache ist diese: ich hab' Deine Frau Sanskrit lehren wollen —"

Sie fuhr zusammen, dann blickte sie auf. „Ach, Benno!" sagte sie beschämt.

„Lies nur weiter, Kind."

Sie las wieder: „Darum hab' ich's geschwind gelernt . . "

„Was!" rief sie und sah wieder auf. „Von mir." sagte Benno ruhig. „Lies nur weiter, mein Herz."

„Es kam aber anders, wie jener Athener sagte; sie hat denn mich 'was gelehrt, und 'was Besseres Sie mag Dir's erzählen. Ich gönne sie Dir und beneide Dich. Bis ich sie Dir nur noch gönne, verschwind' ich lieber. — Ihr sollt aber noch von mir hören, und nur Gutes, hoff' ich. Das besprechen wir dann am Komin!"

Käthe faltete den Brief wieder zusammen — sie war wie im Traum — und schaute ihren Gatten an.

„Er war also auf dem Balkan, Käthe," sagte Benno's ‚urbehagliche' Baßstimme.

„Ja freilich," antwortete sie.

„Du hast ihn aber ‚gebessert'," meint er.

„Wenn er es meint, Benno, mag's ja auch so sein."

Sie fühlte seine Hand an ihrer Schulter (wie gut! dachte sie); er drehte sie so weit, daß sie wieder in den Spiegel sah, in dem man die beiden Anderen im Schlafzimmer beobachten konnte. Der Hauptmann hielt jetzt Paulinens Hände, Pauline nickte ihm mit einem unsagen, ernsten, offenbar verzeihenden Lächeln zu. „Und die Beiden da," sagte Benno gedämpft — „es scheint, denen hast Du auch geholfen."

„Ja es scheint so, Benno."

„Und wen sah ich eben im Garten? Den Vetter und Feldmann; die tranken begeistert auf Dein Wohl — wahrhaftig — und aßen Hering dazu. An denen hast Du ja auch Deine Kunst geübt —"

Käthe hielt ihm den Mund zu: „Wie kannſt Du von Kunſt reden, pfui. — Aber ich hab' ja wohl ganz 'was Anderes getrieben, als ich eigentlich wollte!'

„Es ſcheint ſo. — Na, der Vetter und Feldmann — was Du auf die hinaufſtackirt haſt, das hält wohl nicht lange. Aber Enzenberg — und die Beiden da — . . Soll ich Dir 'was ſagen, Käthe?"

„Bitte!"

„Aus dem Sanskrit iſt wohl nicht viel geworden —"

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Wozu auch. Siehſt Du, junge Frau!' — Er klopfte mit der Hand auf Enzenberg's Brief und deutete in den Spiegel, auf Kaſtner und Pauline. — „Das iſt Euer Sanskrit!"

„Das iſt unſer Sanskrit," ſprach Käthe ihm halb gedankenlos nach. Auf einmal wachte ſie völlig auf, ſie ſah ihm in die Augen, ſah dann in die Luft. Tief nachdenkend wiederholte ſie: „Das iſt unſer — —"

„Mann!" rief ſie plötzlich aus. „Das kam nicht aus Deinem dummen Kopf! Das kam Dir von anders woher!"

„Woher denn?" fragte er

„Von da ganz ganz oben!"

Sie bog ſeinen Kopf als ſallte er das „Ganz ganz oben" ſehen, von wo es gekommen war. Darauf faßte ſie ihn an beiden Ohren, ſelig taſt vor Verliebtheit, und küßte ihn auf den Mund. — —

Nebenan ward zärtlich geflüſtert. Als Käthe wieder aufblickte, verrieth ihr der Spiegel, daß nur Pauline noch aufrecht ſtand. Kaſtner kniete vor ihr, er hielt ihre Hände, die er beide küßte. „Ach ſchau' hin!" ſagte Käthe leiſe, mit dem Kopf nach dem Spiegel deutend — „Wie hübſch."

„O, das kann ich auch," flüſterte Benno. In ihrem grenzenloſen Erſtaunen — er hatte es noch nie gethan — ließ ſich der große, ſtarke Mann auf das rechte Knie nieder und ſah mit einem Lächeln, in dem unbegreiflich viel Liebe war, zu Käthe hinauf. „Meine gute Käthe!" ſagte er.

Sie lachte leiſe vor Glück. „Wahrhaftig, er kann's!' — — Aber nein," ſagte ſie dann, „wie kann der Fels vor der Welle knieen." Sie zog ihn geſchwind empor und zog ihn an ihre Bruſt: „Ach Du! Du mein Fels!"

Persönliche Erinnerungen an den Krieg von 1870/71.

Von

J. von Verdy du Vernois.

[Nachdruck untersagt.]

V.

Am 8. August verließ das Hauptquartier Mainz und ging per Bahn nach Homburg. „Wir kamen gegen 9 Uhr Abends hier an, unsere Pferde erst um 2 Uhr Morgens. Letztere fanden kein Unterkommen, mußten biwakiren, was bei dem strömenden Regen nicht angenehm war. Doch habe ich heute (den 9.) ein Dutzend Ochsen aus ihrem Logis herausgetrieben und in demselben unsere Pferde untergebracht — Die Fahrt bot an und für sich sehr viel Schönes. Nur waren wir sammt und sonders von den letzten durchwachten Nächten und den Arbeiten etwas abgespannt. Ueberall trafen wir auf Truppenmassen. Theils waren die Mannschaften, da ihre Züge unserthalben hatten mußten, ausgestiegen, theils kamen wir bei den bereits auf dem Fußmarsch befindlichen Abtheilungen aller Waffengattungen vorüber. Ueberall schwenkten die Truppen ein und mit ihren Hurrahs den König zu begrüßen, während die Musikcorps patriotische Weisen spielten. Auch die gesammte in der Nähe befindliche Bevölkerung hatte sich in Massen versammelt, der Jubel war um so größer als die Siegesnachrichten von Wörth und Spicheren bereits bekannt geworden waren. Der erfreuende Eindruck, den Alles dies machte wurde noch durch die Schönheit des Haardtgebirges, welches wir durchzogen, unterstützt.

„Aber auch der Ernst der Situation trat heran. In Ludwigshafen erfuhr Stosch, daß sein Bruder der Commandeur des Regiments 46, geblieben, dann Walbersee, daß sein Vetter, der Commandeur der fünften Jäger, tödtlich verwundet worden sei. Später hörte man Gleiches von anderen Bekannten. Die Einzelheiten der Gefechte und Verluste gelangen früher zu Euch als zu uns. Wer nur irgend Gelegenheit findet, telegraphirt nach der Heimath. Wir bekommen nur das dienstlich Nothwendige und können uns mit dem, was geschehen ist, nicht aufhalten. Gegenwart und Zukunft erfordern, daß man sich davon losläßt. So erfahren wir nur, wo das Gefecht gewesen, gegen wen, und den Ausgang desselben. Die Armee ist zu groß, als daß die Details anders als durch Zufall zu uns dringen könnten — Allgemeine

Situation gut, aber bis jetzt (9 Uhr Abends) ist noch keine Meldung von einer einzigen Armee über die Ereignisse des Tages eingegangen. Seine Königliche Hoheit der Kronprinz von Sachsen, dessen Corps hier liegt, beehrte und erfreute mich durch einen längeren Besuch in meinem Quartier. Greifen uns die Franzosen nicht morgen an, was immerhin möglich ist, wenn auch durchaus nicht wahrscheinlich, so werden wir übermorgen, wo die gesammten Kräfte versammelt sind, sie aufsuchen." —

Unmittelbar nach dem Feldzuge von 1866 waren sächsische Generalstabsofficiere zu unserem Großen Generalstabe commandirt worden, wodurch wir uns bei gemeinschaftlicher Arbeit näher kennen lernten und sich ein sehr kameradschaftliches Verhältniß entwickelte. Namentlich sind mir aus jener Zeit die Namen v. Holleben und v. Tschirschky, die späteren langjährigen Commandeure der beiden sächsischen Divisionen, noch stets in der Erinnerung (v. Holleben war auch 1870/71 unserem Stabe im Großen Hauptquartiere zugetheilt und war uns in demselben ein ebenso lieber und treuer Kamerad wie werthgeschätzter Gehülfe.) Nun wollte es der Zufall, daß kurz vor dem Kriege, im Jahre 1869, General v. Moltke eine Generalstabs-Uebungsreise im Königreich Sachsen unternahm. Hierbei begleitete uns Se. Königl. Hoheit der Kronprinz mehrfach auf unseren Ritten, so lange wir diese von Dresden aus unternahmen, und bei dieser Gelegenheit war es, daß sich auch nähere Beziehungen zwischen dem Kronprinzen und General von Moltke anbahnten, die während des Feldzuges sich mit jedem Tage fester und inniger gestalteten. Derartige Beziehungen zwischen den obersten Führern, welche sich auf persönliche Bekanntschaft, der daraus entspringenden Hochschätzung und dem unbegrenzten Vertrauen gründen, sind für den glücklichen Verlauf der Operationen vom allergrößesten Werth und bieten Garantien für das Gelingen der gemeinschaftlichen Thätigkeit. Es kam dies hier um so mehr zum Ausdruck, als unmittelbar nach der Schlacht von Gravelotte eine neue Armee gebildet werden mußte, deren Führung Se. Königl. Hoheit dem Kronprinzen Albert übertragen wurde.

„Homburg, am 9. August, früh.
(Aus Homburg früh Morgens vor der Abfahrt nach Saarbrücken.)

„Der Feind scheint auf allen Stellen im Abzuge. Dann wird er sich vielleicht erst hinter der Nied zu setzen suchen, und es dauert wiederum acht Tage, bevor die Entscheidung fällt." —

„Saarbrücken den 10. August, Abends 9 Uhr.

„Da wir gestern noch viel zu thun hatten und unser im neuen Quartier noch mehr Arbeit harrte, mußten wir uns beeilen, hierher zu kommen. Moltke und Podbielski nahmen je Einen von uns in ihren Wagen, den meinigen kutschirte Alten, der hierzu eine außerordentliche Fertigkeit besitzt. Claer, Holleben, Krause und Blume befanden sich mit mir im Schlachtenwagen. Der Weg herher ist wunderschön. Erhöht wurde natürlich für uns sein Reiz noch dadurch, daß wir bei den Marschcolonnen des sächsischen Corps und den Biwaks des IX. Corps vorbei kamen. Das letztere bildete ein paar Meilen

lang mit seinen mehr als 30 000 Mann Spalier an den Straßen. Mir summt noch der Kopf von dem Hurrahgeschrei und dem Getöse der Musikcorps, da wir unmittelbar hinter Seiner Majestät fuhren."

„Saarbrücken liegt reizend und sieht selbst sehr hübsch aus. Aber zu dem freundlichen Bilde bietet einen ernsten Contrast, daß jedes Haus mit Verwundeten überfüllt ist. Die Opfer des Gefechtes am 6. August sind hier sehr bedeutend. Ich schätze sie auf nahe an 5000 Mann unsererseits. Verwundete Franzosen und Preußen, Alle liegen hier durcheinander. Auch der kleine Kaminsky ist wieder angeschossen und befindet sich hier. Ich werde sehen, ob ich ihn morgen früh einen Augenblick aufsuchen kann. Die Stellung, welche unsere 26 Bataillone angriffen, ist so stark, daß man ihre Ueberwältigung kaum für glaublich halten sollte.

„Was die allgemeine Lage betrifft, so scheinen die Franzosen sich unter dem Schutz von Metz hinter die Mosel zu ziehen. Wir folgen auf allen Punkten. Morgen geht das Hauptquartier nach St. Avold, wohin die Eisenbahn bereits wieder im Betriebe ist. — Aus Paris kommen für den Kaiser Napoleon sehr beunruhigende Nachrichten. Es ist möglich, daß er sich aus dem Staube macht. Das wäre für uns nicht angenehm, da alsdann fremde Mächte kommen könnten und sagen: Nun wäre es wohl Zeit, mit dem Kampfe zu enden. Wir hätten ja selbst erklärt, wir führten nicht mit Frankreich, sondern nur mit dem Kaiser Krieg. Glücklicher Weise denken Bismarck und die übrigen maßgebenden Herren anders darüber. Wir wollen die Sache durchfechten, damit die Franzosen uns in ein paar Jahren nicht wieder kommen, sondern für längere Zeit genug haben. Sie müssen fühlen, was es heißt, seinen friedlichen Nachbarn zum Kampf auf Tod und Leben herauszufordern, der ganzen französischen Nation muß die Lust dazu vergehen, und da ist es gleichgültig, ob ein Napoleon, ob ein Orléans oder ein Bourbon, aber wer es sonst sei, regiert. Dixi." — Man braucht auf diese Gedanken keinen besonderen Werth zu legen; doch führe ich sie an, um zu zeigen, wie man damals im Generalstabe des großen Hauptquartiers über die Lage dachte.

„St. Avold, 11. August. Abends.

„Heute um 1 Uhr von Saarbrücken abgefahren und um 4 Uhr hier eingetroffen, befinden wir uns zum ersten Male auf französischem Grund und Boden. Gegend ein sehr schönes, waldbestandenes Bergland mit hübschen von Wasserrissen durchzogenen Thälern. Doch sieht man wenig Bewohner, da eine große Zahl derselben entflohen ist. — Nach den neuesten Nachrichten soll, nachdem Bazaine das Commando der französischen Armee übernommen hat, diese Miene machen, sich noch diesseits Metz zu stellen. Dann könnten, wenn sie uns nicht entgegen kommen, am 14. oder 15. August entscheidende Kämpfe stattfinden.

„Zu unserem Erstaunen fanden wir, als einige unserer Herren vorgeritten waren, die directe Straße von St. Avold auf Metz völlig von unseren Truppen frei, und zwar war dies eine Folge von Anordnungen des Generals v. Steinmetz, welcher seine Armee nicht so weit links hinüber geschoben hatte, wie es nach

den Absichten des großen Hauptquartiers geschehen sollte. Das zufällig in der Nähe befindliche 15. Ulanenregiment unter Oberst v. Alvensleben wurde zunächst herbeigeholt und auf diese Straße gesetzt, damit wir doch einigen Schutz in unmittelbarer Richtung auf die Franzosen hatten. Außerdem wurde dem III. Armeecorps das Leibregiment nach St. Avold beordert und ein Bataillon desselben außerhalb der Stadt vorgeschoben.“

Am 12. August, an dem wir uns ebenfalls in St. Avold aufhielten, wurde es nach Zusammenstellung der verschiedenen eingegangenen Meldungen wieder unsicher, ob die Franzosen wirklich diesseits Metz noch Stand halten würden. In Folge dessen ritt General v. Moltke mit uns zum Recognosciren vor. Obgleich wir weit über die Vorposten die jetzt die schwarzkragigen Dragoner übernommen hatten, hinaus kamen, war der Feind doch in zu großer Entfernung, um von ihm irgend etwas bemerken zu können.

„St. Avold, den 12. August.

„Die Schlachten von Wörth und Spicheren scheinen auf die französische Armee einen außerordentlichen Eindruck gemacht zu haben, was wohl sehr erklärlich ist. Wie es augenblicklich wieder den Anschein gewinnt, wollen sie den Rückzug noch hinter die Mosel fortsetzen. Aber ihre Massen stopfen sich derart, daß sie noch unter den Wällen von Metz einige Corps stehen lassen müssen. Unsere Cavallerie geht heute oberhalb und unterhalb der Festung über die Mosel um zu sehen, ob sie den zurückeilenden feindlichen Colonnen noch Schaden bereiten kann. Sie klebt an dem Feinde, nimmt ihm unter seinen Augen Verpflegungscolonnen fort, sprengt in seinen Linien Eisenbahnen u. s. w. Auch unser junger Freund, Lieutenant Neumeister vom Ingenieurcorps, hat heute Nacht einen sehr hübschen Coup in dieser Richtung ausgeführt. Die vordersten Abtheilungen der Infanterie erreichen heute ebenfalls die Mosel und Meurthe. — Hier hat es mit unserer Verpflegung, trotz Koch und Requisition, etwas schmal ausgesehen, da das Land schon ziemlich ausgezogen ist. Jetzt geht es um 1 Uhr weiter, und zwar nach Herny. Die Eisenbahn hat Brandenstein bereits bis in die Vorpostenlinie wieder herstellen lassen.“

„Herny, den 14. August.

„In den Schulräumen der Mairie von Herny, woselbst unser Büreau etablirt ist, befinden wir uns augenblicklich, während vor unseren Fenstern das IX. Armeecorps mit klingendem Spiel vorbei zieht. Herny ist ein französisches Dorf mit etwa 900 Einwohnern und sieht mit seinen Steinhäusern ganz gut aus. Es liegt etwa 1½ Meilen westlich Fautquemont. Das große Hauptquartier hat sich getheilt; die nicht arbeitenden Mitglieder sind in jener Stadt geblieben.

„Vor unserer Abfahrt von St. Avold brach dort noch Feuer aus, welches unsere Mannschaften löschten, die Passage in den engen Straßen wurde dadurch etwas gehemmt. Um 1 Uhr fuhren wir ab, aber statt um 3 Uhr kamen wir erst um 5 Uhr hier an. Es war eine ganz abscheuliche Fahrt, indem wir uns immer zwischen zwei und drei Reihen von Trainwagen zweier Armeecorps

auf dem ganzen Wege durchwinden mußten. Seine Majestät welcher nach uns ankam, bemerkte uns bereits bei der Arbeit und warf uns einen freundlichen Gruß zu. Heute (am 14. August) werden wir wahrscheinlich hier bleiben wenn es nichts Ernsteres vor Metz gibt, da noch immer stärkere Abtheilungen des Feindes auf dem Glacis der Festung liegen und die I. Armee in dieser Richtung im Vorgehen begriffen ist.

„In dieser Nacht haben wir die ersten Berichte über die Schlacht von Wörth erhalten. Sie können ebenso wie die Verlustangaben natürlich auf volle Genauigkeit keinen Anspruch machen, um so weniger als z. B. beim V. Corps der größte Theil der Regimentscommandeure todt oder verwundet ist. Auch unser kleiner Heineccius, der als Generalstabsofficier zu Bose commandirt war, ist leider geblieben. Die Verluste beziffern sich bei Wörth auf etwa 10500 Mann. Wenn man bedenkt, daß auf diesem Schlachtfelde sich von uns nur 4½ Armeecorps im Gefecht befanden, während wir bei Königgrätz 7½ Armeecorps stark waren und dort nur etwa 9000 Mann verloren, so sieht man, um wie viel blutiger unsere heutigen Kämpfe sind.

„Die allgemeine Situation ist sonst nach unserem Wunsche. Heute werden wir darüber klar sehen, ob die Franzosen auch hinter der Maasel den Rückzug nach weiter fortsetzen. Morgen gehen wir voraussichtlich nach Pont-à-Mousson. — Hier sprechen die Leute nur noch ausnahmsweise Deutsch, was zu den komischsten Mißverständnissen bei ihren Unterhaltungen mit unseren Mannschaften führt. Meist sind in den Dörfern die Männer, die noch rüstig, geflohen, da man ihnen gesagt hat, daß wir sie einstellen und an der Spitze unserer Truppen gegen ihre Landsleute ins Feuer schicken würden; aber allmälig werden sie doch wieder erscheinen — Unsere gemeinschaftliche Menage fängt wie es scheint, jetzt an, in Gang zu kommen" — Thatsächlich haben wir von da an unsere Hauptmahlzeit stets zusammen genommen, wenn es überhaupt zu einer solchen kam. Außer dem gesammten Generalstabe betheiligten sich noch General Stosch mit seinem Sohn und Meydam.

„Im Uebrigen wackelt das Reich des 2 Decembers in seinen Grundvesten. Aber Frankreich macht jedenfalls verzweifelte Anstrengungen, seine Streitkräfte zu vermehren. Es hilft doch nichts. Eine sehr blutige Entscheidung wird und muß es noch geben, möge sie bald kommen!

„Während des Nachmittags hörten wir verzweifelt Geschützfeuer aus nördlicher Richtung. Es konnten nur vor Metz Abtheilungen der I. Armee im Kampfe mit den Franzosen sein." — Ueber die Bedeutung desselben wurden wir jedoch erst klar, als Brandenstein und Winterfeldt, die dorthin geschickt waren, in der Nacht zurückkehrten. Sie brachten nähere Mittheilungen über den Verlauf der Schlacht, welche inzwischen bei Colombey dort geschlagen worden war, sowie über deren für uns siegreichen Ausgang. In Folge dessen wurde aus dem beabsichtigten Marsch nach Pont-à-Mousson am 16. August nichts. Seine Majestät wollte noch das Schlachtfeld besichtigen. Wir begaben uns ebenfalls dorthin und zwar, da die Entfernung über drei Meilen betrug, zu Wagen, welchen unsere Reitpferde folgten. Ich selbst fuhr mit General Stosch, meinen Wagen den Anderen überlassend.

Auch diesmal war die Schlacht durch die Initiative eines Vorpostencommandeurs entbrannt. Bei der Avantgarde des VII Armeecorps welche Generalmajor Freiherr v. d. Goltz führte, hatte man in den vor ihr befindlichen französischen Lagern bedeutende Bewegungen bemerkt, diese Bewegungen waren, wie bei Wörth und Spicheren, diesmal aber in völlig zutreffender Weise, auf einen Rückzug des Feindes gedeutet worden. General v. d. Goltz ging jedoch von einem weiteren Gesichtspunkte aus, indem das von ihm nunmehr befohlene Vorgehen seiner verstärkten Brigade nicht bloß aus dem Drange erfolgte, dem Feinde noch möglichst Schaden zuzufügen. Er selbst, ein früherer sehr tüchtiger Generalstabsofficier und ein tapferer Truppenführer, der im hohen Grade das Vertrauen seiner Untergebenen besaß — namentlich bei den Westfalen, in deren heimathlicher Provinz er einst ein Regiment commandirte — hatte sich in Folge einiger ihm bekannt gewordener Anzeichen ein Bild der großen Verhältnisse gemacht, das völlig zutreffend war. Nach diesem schien es ihm darauf anzukommen, daß die französische Armee so lange wie irgend möglich noch diesseits Metz festgehalten würde, damit die weiter südlich die Mosel überschreitenden Corps der zweiten Armee einen Vorsprung gewännen und durch denselben in bedrohlichster Weise auf die feindliche Rückzugslinie einwirken könnten.

Auf diese Anschauung gegründet, hatte er seine Brigade vorgeführt und hiervon nicht nur Meldung gemacht sondern auch das I Corps wie die übrigen in der Nähe befindlichen Truppen davon benachrichtigt und um deren Unterstützung ersucht. Diese war allseitig erfolgt, theils von selbst, sobald überhaupt die ersten Kanonenschüsse erschallten. Rechts eilte General v. Manteuffel mit dem I Armeecorps herbei, von hinten die übrigen Truppen des VII Armeecorps und zur Linken die 18. Division vom IX Armeecorps unter dem General Freiherrn v. Wrangel. Außerdem betraten noch zwei Cavalleriedivisionen das Gefechtsfeld. Die Betheiligung der 18 Division, welche zur Armee des Prinzen Friedrich Karl gehörte, war durch die Anordnungen des großen Hauptquartiers ermöglicht worden. Zwar war es nicht wahrscheinlich, daß die Franzosen, während ein Theil unserer Armee sich noch vor Metz befand und der andere Theil, südlich um diese Festung herum greifend, die Mosel überschritt, diese Trennung benutzten, um noch auf dem rechten Ufer einen Vorstoß zu machen, immerhin blieb eine derartige Operation nicht ausgeschlossen. Die zweite Armee hatte daher Anweisung erhalten einen Theil ihrer Kräfte bereit zu stellen, daß man wenigstens am Tage nach Beginn einer derartigen französischen Offensive auch noch auf dem rechten Moselufer ausreichende Kräfte zu versammeln vermochte, um dem Feinde alsdann entgegen treten zu können. Als äußerster Flügel dieser Abtheilungen der zweiten Armee befand sich die Division Wrangel zur Zeit dem Gefechtsfelde am nächsten, was dem General gestattete auch seine Truppen noch zu dem Kampfe vorzuführen welcher sonst im Wesentlichen durch die beiden Corps der ersten Armee durchgefochten wurde. Das dritte Corps dieser Armee das Göben'sche hielt der Obercommandirende, General v. Steinmetz, fest, da es seiner Absicht nicht entsprach, heute mit der

Armee überhaupt zum Angriff vorzugehen. So gelangten nur fünf Infanterie- und zwei Cavalleriedivisionen zur Theilnahme an der Schlacht.

Die ersten preußischen Abtheilungen, welche auf den Gegner stießen, fanden überlegene Kräfte desselben — zum Theil eben im Abmarsch begriffen — hinter einem scharf eingeschnittenen Flüßchen in überaus starker Stellung. Die zunächst angegriffenen französischen Truppen machten Front und entwickelten sich. Aber auch von rückwärts her wurden ihnen Verstärkungen zu Theil, insbesondere kehrte General Lebrun voult, der mit seinem Corps bereits die Mosel überschritt, sofort wieder um und führte dasselbe in einer Richtung vor, die sehr bedrohlich für das Gefecht unseres rechten Flügels und somit für die Entscheidung der Schlacht werden konnte. Den auf langer Front entwickelten Franzosen gegenüber hatten sich die zuerst kämpfenden preußischen Truppen nach den verschiedensten Richtungen hin in kleinere Abtheilungen zerlegen müssen, überall aber hatten sie, trotz der feindlichen Uebermacht die Offensive ergriffen, waren aber dabei in sehr schwere Kämpfe verwickelt worden. Auch die nacherlenden Verstärkungen konnten nicht in größeren Massen zusammengefaßt, in den Kampf eingreifen, da ihre sofortige Verwendung, sobald sie überhaupt auf dem Schlachtfelde eintrafen, nach den verschiedensten Richtungen fast stets dringend erforderlich wurde. Trotzdem gelang es der außerordentlichen Tapferkeit der Truppen, überall auf dem jenseitigen Ufer der Bäche festen Fuß zu fassen und den gefährlichen Stoß in der Flanke abzuwehren. Die einbrechende Nacht sah den Gegner auf dem Rückzuge.

General v. Steinmetz war spät auf dem Schlachtfelde eingetroffen. Um den Truppen weitere Verluste zu ersparen, welche sie beim Beginn des nächsten Morgens durch das Feuer der schweren Geschütze aus den Forts erleiden konnten, befahl er ihren Rückzug; indeß setzte es General v. Manteuffel durch, daß sein Corps auf dem siegreich behaupteten Felde in Biwaks blieb.

Dies ist in allgemeinen Zügen der Gang der Schlacht, wie er uns am 15. August auf dem Gefechtsfelde klar gemacht wurde. Schon beim Eintreffen auf demselben, als wir eben die Pferde bestiegen, stieß ich auf den Generalmajor v. d. Goltz, der noch voller Freude über den glücklichen Ausgang des schweren Kampfes war, indeß doch nicht recht sicher sein konnte, ob sein eigenmächtiges Vorgehen auch an höchster Stelle gut geheißen wurde. Ich vermochte ihn darüber zu beruhigen, indem ich ihm sagte, daß sein Verfahren für die allgemeinen Absichten von ganz besonderem Werth gewesen wäre, denn der Aufenthalt, den die Franzosen durch den Kampf erlitten hatten, war im Sinne der von uns beabsichtigten Operationen und konnte nur zum Vortheile derselben dienen.

Das Gefechtsfeld sah schon merkwürdig aufgeräumt aus, trotzdem doch erst verhältnißmäßig wenig Stunden seit Beendigung des Kampfes vergangen waren. Nur in einem kleinen Wäldchen befanden sich noch einige Hundert verwundeter Franzosen, auch fanden wir eine große Zahl noch unbestatteter Todter vor.

Der König sprach mit den Generalen v. Steinmetz und v. Manteuffel, dann ritt er in der Richtung auf Metz weiter vor, wir Alle folgten. Nach

einer Viertelstunde bemerkte ich daß wir uns bereits weit über die Vorposten hinaus befanden, schon längst hatten wir die Bedeckungen der schwarzen Husaren hinter uns gelassen. Ich ritt an den General v. Moltke heran und machte ihn darauf aufmerksam, daß unser allergnädigster Herr sich ohne Sicherung in der Richtung auf den Feind vorbewege. Moltke wies mich an, voraus zu reiten, aber so, daß es nicht auffällig erschiene; Hauptmann Zingler begleitete mich hierbei. Nach einem Umwege über den Sturzacker begaben wir uns beide nach einiger Zeit wieder vorn auf die Straße. Dies geschah dicht an dem Abschnitt, an welchem am vorigen Tage der heftigste Kampf gewüthet hatte. Die kleine Schlucht auf beiden Hängen mit Bäumen und Gebüsch bestanden, war verhältnißmäßig steil und tief; nach jenseits hatte man keine Aussicht, da dort die Höhen weiter anstiegen und zum Theil dichter Wald dieselben bedeckte. An diesen Höhen sah man noch in den von den Franzosen aufgeworfenen Schützengräben zahlreiche Todte liegen. Wir ritten auf der Landstraße weiter vor um jenseits einen Blick auf Metz zu gewinnen. Gleich hinter den vordersten Baumgruppen fanden wir ein Schlößchen, in dem eine preußische Ambulance thätig war. Nach unserer flüchtigen Orientirung mußte es Colombey sein. In der Nähe desselben hielt ein Zug blauer Husaren vom VII. Corps, gedeckt hinter einer waldigen Kuppe. Als wir letztere überschritten hatten — Seine Majestät war inzwischen jenseits des Abschnittes bereits umgekehrt — sahen wir Metz vor uns liegen. Wir ritten in einer kleinen Allee weiter, in der massenhaft französische Todte lagen. Zingler stieg ab, um den Tornistern derselben einzelne Dienstbücher zu entnehmen, welche einen Anhalt über die Truppentheile bieten konnten, welche dort gefochten hatten, bezw. über die von ihnen vorher ausgeführten Märsche. Nicht weit vor uns lag ein kleines Dorf, wahrscheinlich Barny, bei welchem eine französische Ambulance thätig war, halb links eine mächtige Verschanzung, an der noch eifrig gearbeitet wurde, nach rechts zu ein Fort, aus dem einige Kanonenschüsse fielen, bis ein Trompetensignal hier Halt gebot, es führte von einem preußischen Parlamentär her, den General v. Manteuffel wegen Beerdigung der Todten abgeschickt hatte. In der Ebene selbst breitete sich Metz aus, in einen bläulichen Duft gehüllt, aus welchem sich die mächtigen Formen seiner Kathedrale erhoben. Dahinter sah man die ziemlich steilen Abhänge des Mont St. Quentin und der übrigen Berge des linken Moselufers. Während wir sorgsam das ganze Gelände durchforschten, sahen wir links von uns am Rande eines Waldes Bronsart, der auf seine eigene Hand hier vorgeritten war. Von feindlichen Truppen diesseits Metz war nichts mehr außerhalb der Festungswerke zu erblicken. Nur auf dem Glacis schienen noch einige Bewegungen stattzufinden. Dagegen bemerkten wir ganz deutlich starke Colonnen, welche jenseits die Höhen des linken Moselufers erstiegen und auf die uns zuerst die Staubwolken und das Blitzen der Waffen aufmerksam machte.

Nach einiger Zeit kehrten wir zurück und nachdem noch Verschiedenes mit dem Stabe der ersten Armee besprochen worden war, begaben wir uns wieder nach unserem Quartier in Herny. Seine Majestät hatte nicht unterlassen

wollen, den tapferen Truppen auf dem Schlachtfelde seinen königlichen Dank auszusprechen, und hielt sich daher noch länger auf demselben auf.

Bei dieser allgemeinen Sachlage mußte es nun vom höchsten Werth sein bald zu erfahren, wie sich die Ereignisse auf dem linken Moselufer gestalten würden. Die Theile der zweiten Armee hatten bereits den Fluß überschritten und mußten mit den zurückgehenden französischen Colonnen jedenfalls in irgendwelche Berührung kommen. Am nächsten dem Feinde stand, außer der vorgeschobenen Cavallerie, das III. Armeecorps unter dem General Konstantin v. Alvensleben. Die Aufgabe, die sich für ihn im Laufe der Zeit dort entwickeln konnte, schloß schwierige Gefechtsmomente voraussichtlich in sich ein. Aber General v. Alvensleben genoß eines so hohen Rufes als Truppenführer, daß man ihn auch den schwierigsten Aufgaben gewachsen hielt. Wir waren daher wohl sehr gespannt auf das, was sich bei ihm ereignen würde, hatten aber keinerlei Besorgnisse außer der, daß der Feind uns vielleicht entrinnen könnte, wenn es ihm gelang seinen Abmarsch zu beschleunigen. Um daher rechtzeitig über Alles, was sich dort ereignen konnte, unterrichtet zu sein, und gleichzeitig, um dem General v. Alvensleben die Anschauungen der obersten Heeresleitung zu unterbreiten, wurde Bronsart noch an demselben Abend zum III. Armeecorps geschickt, auch diesmal unter Benutzung des „Schlachtenwagens".

Unter meinen Notizen am 16. August Morgens finde ich noch folgende: „Was unsere Operationen betrifft, so waren wir auf ein Stehenbleiben der Franzosen wie auf ihren Abzug gefaßt. Hielten sie nicht Stand, so mußte rastlos vorwärts gerückt werden. Letzteres aber auch, wenn sie bei Metz verweilten. Die Märsche erforderten in diesem Falle nur sorgfältigere Anordnungen, damit wir durch einen Vorstoß des Gegners nicht in Verlegenheit geriethen. Die Maßregeln waren so getroffen daß, wenn das blutige Gefecht am 14. August Nachmittags noch größere Dimensionen (Schlacht von Colombey) annahm, sechs Armeecorps am Morgen des 15. August zur Schlacht vereinigt werden konnten. Das lange Verweilen der Franzosen bei Metz gibt uns die Hoffnung, daß die in forcirten Märschen vorbringenden Theile der Armee des Prinzen Friedrich Karl ihnen noch heute oder morgen bedeutenden Schaden zufügen können."

Am 16. August trafen wir in Pont-à-Mousson, einer sehr hübsch gehaltenen und im Moselthal schön gelegenen Stadt ein. Dieselbe war bereits stark belegt, das Quartier, das ich angewiesen erhielt, bestand in einer Tischlerwerkstatt mit offenem Thor und großem Fenster. Ueberdies war in derselben Alles vollgepfropft mit Arbeitsmaterialien und der Fußboden so hoch mit Hobelspänen bedeckt, daß man nur mit Mühe ein paar Schritte thun konnte. Ich begab mich daher sofort auf die Suche nach einem andern Unterkunftsraum und fand einen solchen auch glücklich in einem kleinen Gartenhäuschen hinter dem Gebäude, in welchem Moltke und Podbielski Quartier genommen hatten. Eine daselbst anwesende Dame war so liebenswürdig, mich auf den Pavillon aufmerksam zu machen, und ich veranlaßte sofort meinen Umzug in denselben.

VI

Schon bei unserem am Nachmittag erfolgenden Eintreffen in Pont-à-Mousson erhielten wir Nachricht von dem heftigen Kampfe, der an diesem Tage bereits auf dem linken Moselufer um Vionville und Mars-la-Tour wüthete. Verwundete aus höheren Stäben, Ordonnanzen mit Meldungen und Befehle für weiter zurückbefindliche Abtheilungen trafen in ununterbrochener Reihenfolge ein, durch die Stadt rasselten Munitionscolonnen und Ambulancen in größter Eile in Richtung auf das Schlachtfeld zu, während geschlossene Truppenmassen vom rechten Ufer her eintrafen und hier, sowie weiter vorwärts nach forcirtem Marsche gegen Abend Ruhe suchen mußten. Selbst noch auf den Kampfplatz zu eilen, war es zu spät geworden, wir hätten ihn erst in der Dunkelheit zu erreichen vermocht. Die etwa auf denselben zu treffenden Anordnungen fielen überdies in die Befehlsbefugnisse des Prinzen Friedrich Karl, der zur Stelle war. Die aufregenden Nachrichten mehrten sich gegen Abend; je größer die Zahl derer wurde, die aus dem Gefecht zurückkehrten und deren Erzählungen übereinstimmend den Eindruck hervorriefen, daß der Kampf ein überaus heftiger und verlustreicher sein mußte. Die siebenten Kürassiere sollten aufgerieben sein, eine Brigade des hannoverschen Corps vernichtet, bekannte Persönlichkeiten wurden als todt angegeben, so die Commandeure der beiden Gardedragoner-Regimenter, v Arnswald und Graf Finckenstein. Von großen Reiterkämpfen, wie von starken Verlusten der Artillerie wurde ebenfalls berichtet. Aus Allem schien jedoch hervorzugehen, daß das III. Armeecorps, unterstützt durch das X. und noch einigen anderen Truppentheilen sich siegreich auf dem Felde behauptet hatte, und es den Franzosen nicht gelungen war, den Marsch in westlicher Richtung weiter fortzusetzen. Völlige Klarheit brachte uns in später Abendstunde das Eintreffen Bronsart's, der auch über die Einzelheiten des Kampfes mit der bei ihm stets sich gleich bleibenden Ruhe und Sicherheit berichtete.

Jetzt galt es, die durch so schwere Opfer erlangte überaus günstige Lage weiter auszunutzen, den im Kampf gegen die ganze französische Armee gestandenen geringen Truppenkräften die nöthige Unterstützung zuzuführen und den am heutigen Tage glücklich verhinderten Abmarsch der Franzosen dauernd zu verwehren.

Sehr früh brach das Hauptquartier am Morgen des 17 August nach dem Schlachtfelde auf, wir Generalstabsofficiere bereits um 1½ Uhr Nachts. Die Straße von Pont-à-Mousson links der Mosel in Richtung auf Metz, die wir verfolgten, war bedeckt mit Wagen, die Verwundete zurückführten, mit Gefangenentransporten und Truppentheilen, die vorwärts marschirten, sowie mit Munitions- und Verpflegungskolonnen. Trotzdem wurde gute Ordnung gehalten, so daß wir ohne wesentlichen Aufenthalt in die Nähe von Gorze gelangten, wo wir unsere Pferde bestiegen.

Wir ritten alsdann den steilen Hang, welcher sich über dem Thale von Gorze erhebt, hinauf und trafen, sobald wir oben das plateauähnliche Gelände erreichten, auf Anzeichen, daß der Kampf des vorigen Tages sich bis hierher ausgedehnt hatte. Gleich am Rande der Höhe lag die Leiche eines jungen

Artillerieoffiziers mit der Adjutantenschärpe, dann stieß man auf zahlreiche Todte vom Regiment 52, welches furchtbare Verluste erlitten hatte. Hier war auch der tapfere Generalmajor v. Döring gefallen und unter seiner Kamerad aus dem Generalstabe, Graf Schlippenbach, an der Spitze seines Bataillons schwer verwundet worden.

Auf der Höhe südlich Flavigny vereinigte sich das gesammte Hauptquartier. Dort verblieben wir im Wesentlichen während des größten Theils dieses Tages, da man von ihr aus eine ziemlich ausreichende Fernsicht hatte. Nur auf kurze Zeit ritt General v. Moltke mit uns über die Straße Bionville-Rezonville hinaus weiter nach Norden vor, wo jedoch Waldungen sehr bald die Fernsicht beschränkten. Die Luft war glühend, der Boden hart, und überall sah man noch die Spuren des gestrigen blutigen Kampfes. Das zunächst liegende Dorf war im Laufe der Nacht oder erst am Morgen von den Franzosen geräumt worden. Ueber dasselbe hinaus erkannte man auf einem der vor Metz parallel streifenden Höhenzüge deutlich die weißen Linien der kleinen Zelte, unter welchen bedeutende französische Streitkräfte lagen.

Es war der dringende Wunsch des Generals v. Moltke, bereits heute den Kampf wieder aufzunehmen. Aber die von allen Seiten herbei beorderten Truppen der verschiedenen Armeecorps konnten, so sehr sie sich auch anstrengten, nur allmälig auf dem Plateau erscheinen, es brach schon der Nachmittag herein, und noch immer nicht waren alle die Kräfte versammelt, welche wir überhaupt für ein Gefecht heranzuziehen vermochten. So viel ließ sich jedoch sehr bald übersehen, daß die Franzosen heute nichts mehr unternehmen würden. Nur dann und wann fielen vereinzelte Kanonenschüsse von den von ihnen besetzten Höhen, auch hörten wir hier zum ersten Mal den überaus lauten, knarrenden Klang der Mitrailleusen. Wir brauchten uns daher für die weitere Durchführung unserer Absichten nicht zu überstürzen. Die südliche und nächste Rückzugslinie nach dem Innern Frankreichs war dem Gegner verlegt, und die ihm frei gebliebenen nördlichen Straßen hatte er jedenfalls heute noch nicht mit seinen Marschcolonnen betreten. Diese Straßen konnten zunächst nur durch Cavallerie beobachtet resp. gesperrt werden.

Nach einer persönlichen Rücksprache des Generals v. Moltke mit Goeben, der seinen Truppen vorauseilend ebenfalls auf der Höhe von Flavigny eingetroffen war, wurde der Beschluß gefaßt, den Feind, wenn er Stand halten sollte, erst am nächsten Morgen anzugreifen. Man war sich bei uns klar darüber, daß man alsdann entweder zum Angriff der von ihm besetzten Höhen schreiten aber, wenn er unter dem Schutze von Truppen mit den Hauptmassen die nördlichen Straßen erreichen wollte, sich gegen diese wenden mußte. Indem das große Hauptquartier hier mit dem Obercommando der ersten Armee in unmittelbare Berührung trat, kannte mit diesem sowohl die gesammte Lage wie die aus derselben sich ergebenden verschiedenen Maßnahmen je nach dem Verfahren des Gegners auf das Eingehendste erwogen und die Directiven mündlich gegeben werden. In gleicher Weise wurde mit dem hier bereits frühzeitig eingetroffenen Oberquartiermeister der I. Armee, Oberst Graf Wartensleben, alles Erforderliche besprochen; auch erhielt General v. Gaben unmittelbar

durch unseren Chef diejenigen Weisungen, welche das Verhalten seines Corps für den folgenden Morgen regelten.

Dieses ewige Abwarten und fortwährende Beobachten des Gegners durch die Fernröhre rief, unter Einwirkung der Hitze auf der schattenlosen Höhe schließlich eine gewisse Abspannung hervor. Zum Glück hatte Graf Nostitz es zu Stande gebracht für uns Generalstabsofficiere unter Benutzung der von den Erschossenen umherliegenden Kochgeschirren etwas Warmes zum Essen zuzubereiten, dessen erstes Ergebniß Seiner Majestät offerirt wurde. Leider reichte das Quantum nicht auch für die übrigen Mitglieder des Hauptquartiers aus, die sich zum großen Theil mit Nahrungsmitteln nicht vorgesehen hatten.

„Während der langen Stunden, die wir dort verweilten, mischten sich in den Ernst der Lage auch einzelne Züge ein, die unwillkürlich einen komischen Eindruck hervorriefen. Zwei derselben seien hier angeführt.

„An der Stelle, an der wir uns den ganzen Tag befanden, lagen noch zahlreiche Leichen umher, zu deren Bestattung ein paar in der Nähe befindliche Pionier-compagnien beordert wurden. Manche der Mitglieder des großen Hauptquartiers fühlten bei der brennenden Hitze das Bedürfniß sich während nichts zu sehen und nichts zu thun war, ein wenig auszuruhen und streckten sich auf den Boden nieder. Unter diesen befand sich auch der russische Militärbevollmächtigte, Graf Kutusow, der mit dem Gesicht zur Erde gewandt, sehr bald in einen tiefen Schlaf verfiel. Während Bronsart und ich zusammen sprachen, bemerkten wir, wie ein paar Pioniere an ihn herantraten und nach einiger Berathung übereinkamen, daß der Herr in seiner fremdländischen grünen Uniform wohl ein höherer französischer Jägerofficier sein müßte. Durch die Regungslosigkeit des Grafen getäuscht, vielleicht auch durch den Geruch der neuen Juchtenausrüstung desselben irritirt, betrachteten sie ihn eine Weile und schlossen ihre Betrachtungen mit den Worten: „Der ist todt also vorwärts!" — Und sofort fingen sie auch an unter der Mitte seines Körpers die Erde auszuheben. Man kann sich das Staunen der Leute denken, als diese nun plötzlich den todt Geglaubten wieder lebendig werden sahen, aber wohl auch den Ausdruck des Grafen, als er die eigenthümliche Manipulation erkannte, welche man soeben mit ihm hatte vornehmen wollen. Wir traten schnell hinzu, und unter allseitiger Heiterkeit fand dieser Vorfall seine glückliche Lösung.

„Da ich hier den Namen des Grafen Kutusow erwähnt habe, sei nicht unterlassen, hinzuzufügen, daß derselbe ein in hohem Grade beliebtes Mitglied unseres Hauptquartiers war. Seine herzliche gewinnende Weise, sein biederer Charakter hat bei uns während des ganzen Feldzuges so große Hochschätzung und Anerkennung gefunden, daß es für Jeden von uns stets eine besondere Freude war mit ihm zusammen zu treffen.

„Der zweite Vorfall an diesem Tage betrifft eine Scene, welche zunächst Entrüstung, dann aber ebenfalls die allgemeine Heiterkeit erweckte. Als wir Alle noch dicht gedrängt zu Pferde hielten, erschien plötzlich mitten unter uns, rücksichtslos sich Platz machend, eine ganz eigenthümliche Gestalt, ein Civilist, der den Typus eines Fremdländers trug, reichlich behangen mit

all' den Attributen, welche vielfach den Kriegscorrespondenten schon von Weitem kennzeichneten. Dazu saß diese Figur auf einem Pferde, das die Ausrüstung eines französischen Kürassierpferdes trug. Als wir ihm nun zu Leibe gingen, wer er wäre, und was er hier suchte, erklärte er ganz naiv, daß er Correspondent eines ausländischen Blattes sei, sich im Besitz eines Erlaubnißscheines der französischen Heeresleitung befände, bisher sich bei der französischen Armee aufgehalten und bei dieser auch die Schlacht am vergangenen Tage mitgemacht habe. Nun hätte er sich an diesem Morgen eines der umherlaufenden ledigen Pferde bemächtigt und wäre herübergekommen, um zu sehen, wie die Sachen denn eigentlich bei uns ständen! Eine unglaubliche Naivität! Er wurde sehr schnell vom Pferde herunter expedirt und fand weitere Beförderung nicht bloß vom Gefechtsfelde, sondern zunächst auch vom gesammten Kriegsschauplatz. Ob er irgendwo anders wieder aufgetaucht ist, weiß ich nicht. Sein Pferd wurde mir zugesprochen, da eben eins der meinigen bereits in Folge von Anstrengungen gefallen war.

Wir kehrten schließlich gegen Abend nach Pont-à-Mousson zurück. Zum Verständniß der sich demnächst entwickelnden Ereignisse ist es erforderlich, sich die Vertheilung unserer Gesammtstreitkräfte zu vergegenwärtigen.

Diese befanden sich am Abend des 17. August an folgenden Punkten:

Auf oder in nächster Nähe des Schlachtfeldes vom 16. August von der Armee des Prinzen Friedrich Karl das III., IX., XII. und Gardecorps nebst 2 Cavallerie-Divisionen.

Von der Armee des Generals von Steinmetz das VIII. und VII. Corps, letzteres noch im Moselthal mit vorgeschobener Avantgarde und eine Cavallerie-Division.

Auf dem rechten Moselufer bei Metz: Das I. Armeecorps.

Im Anmarsche auf Pont-à-Mousson das II. Corps, ferner gelangte das IV. Armeecorps auf den rechten Flügel der III. Armee, von der im Uebrigen die vordersten Corps den Madonnfluß erreichten, über den die zwei Cavalleriedivisionen hinaus vorgeschoben waren, während die hintersten Abtheilungen sich noch an der Meurthe von Nancy bis in die Gegend von Lunéville befanden (V., XI. und VI. preußisches, I. und II. bayr. Corps, württembergische Felddivision, sowie 2 und 4. Cavalleriedivision). Die badische Felddivision war im Elsaß verblieben und befand sich vor Straßburg, sie wurde daselbst durch die Garde- und die Landwehrdivision verstärkt, sowie durch Linientruppen, welche bisher zur Besatzung der Festungen hatten zurückgelassen werden müssen.

Von den übrigen, noch in der Heimath befindlichen Truppen näherte sich die 3. Landwehrdivision bereits Metz, während die 17. Infanterie- und 2. Landwehrdivision um Mitte August ebenfalls nach dem Kriegsschauplatz beordert wurden.

Nach den vom Feinde eingegangenen Nachrichten vermuthete man, daß Marschall Mac Mahon seine theilweise in ziemlich großer Auflösung zurückgegangenen Truppen bei Châlons sammele und dorthin auch die im Innern des Landes noch vorhandenen Kräfte herangezogen werden würden.

Als ich in meinem kahlrten Hintergebäude am Morgen des 18 August erwachte und noch der Uhr sah, bemerkte ich, daß die von mir zum Wecken bestimmte Zeit bereits überschritten sei. Man muß sich eben auf das Wecken verlassen, denn bei den Anstrengungen und den Arbeiten bis spät in die Nacht kann man nicht mit Sicherheit darauf rechnen von selbst aufzuwachen. Ich besorgte schnell meine Toilette und eilte hinunter, um zu sehen, woran das lag. Zwei meiner Trompeldaten waren mit den Reitpferden auf dem Schlachtfelde geblieben, die beiden anderen lagen mit den Wagenpferden in der Stadt etwas entfernt von meiner Wohnung. Indem ich nach dem Vorderhause schritt, fiel mir auf daß Alles noch so still war bis ich denn zu meinem Schrecken im Büreau hörte, daß die Generale und sämmtliche Officiere bereits vor einiger Zeit abgefahren wären. Nun eilte ich dorthin, wo ich meinen Wagen und meine Pferde wußte. Aber keine Spur von ihnen! Wie sich später herausstellte, waren unsere Officiere mit demselben bereits fortgefahren, da ihnen fälschlicher Weise mitgetheilt wurde daß der General v Moltke mit mir bereits die Stadt verlassen hätte. Jetzt begann mir meine Lage doch peinlich zu werden, der Gedanke tauchte auf, zu spät oder gar nicht auf dem Schlachtfelde eintreffen zu können. Ich begab mich daher schleunigst noch der Commandantur wo mir versichert wurde, daß weder Wagen noch Pferde aufzutreiben seien; Alles wäre zum Transport der Verwundeten in Bewegung. Da wie ich herausstrete, höre ich zu meiner Freude das Gerassel eines Wagens in einer der Nebenstraßen. Ich biege dorthin ein und sieße da, es war Staisch mit seinem Gefährt, das ich nun wie so oftmals während des Krieges auch auf diesem Wege mit ihm theilte. Bei der Fahrt sahen wir unsere Feldtelegraphen-Abtheilung mit Herstellung der telegraphischen Verbindung noch Gorze nach beschäftigt. Einen sehr komischen Eindruck machte es, dabei an jeder bereits hergestellten Telegraphenstange einen französischen Bauern in blauer Blause und weißer Zipfelmütze sitzen zu sehen. Die Ortschaften waren nämlich für jede Zerstörung der Stangen ꝛc. verantwortlich gemacht worden und hatten nun auf diese Weise die Bewachung übernommen, um sich vor Strafe zu schützen. Im Uebrigen gelang es uns noch vor Gorze den Anschluß an die anderen Wagen des Hauptquartiers zu erreichen. Hier bestiegen wir unsere Pferde kletterten den Abhang auf das Plateau hinauf, gleichzeitig mit der großherzoglich hessischen Division, deren Truppen einen vortrefflichen Eindruck machten.

Was nun die Schlacht von Gravelotte und St. Privot betrifft, so gelang es mir in den folgenden Tagen, einen zusammenhängenden Bericht über dieselbe abzufassen, der beendigt wurde, als wir am Morgen des 23. Pont-à-Mousson, wohin wir am Abend des 19. wieder zurückgekehrt waren, dauernd verließen. Ich will zunächst diesen Bericht hier wörtlich mittheilen.

VII.

„Die Franzosen hatten sich zu lange bei Metz aufgehalten. Dies gab die Möglichkeit ihren beabsichtigten Abmarsch auf Châlons zu verhindern. Verschiedene Rückzugswege standen ihnen offen. Am 16. stießen unsere vordersten

Truppen auf die zunächst zu erreichende feindliche Abzugsstraße, und der Gegner wurde durch die Schlacht von Vionville und Mars-la-Tour verhindert, seinen Abmarsch an diesem Tage durchzuführen. Die Schlacht war zwar mörderisch, ihr Zweck aber wurde erreicht. Unser III und X. Corps, das 11. Regiment und eine Brigade des VIII. Corps schlugen sich wie die Löwen. Alle Waffen wetteiferten. Fast die gesammte französische Hauptarmee fiel über die Unseren her, aber die von ihnen erreichte südliche Rückzugsstraße wurde festgehalten. Unsere Verluste waren außergewöhnliche, aber auch die des Feindes sehr bedeutend, wie sich dies aus der noch jetzt umherliegenden großen Zahl seiner Todten ergibt.

„Nunmehr war die Möglichkeit geboten, auch die übrigen Straßen zu verlegen, wenn die Franzosen den Abmarsch weiter nördlich versuchen sollten. Am 17. wurden deshalb die Truppen, die man überhaupt heranziehen konnte, dazu gesammelt. Am 18. mußte die Entscheidung fallen, wenn sich der Feind nicht unter den Schutz der Kanonen von Metz zurückzog. Aber die Leitung der Armeen war eine ungemein schwierige, weil für den Fall, daß der Feind die mehr nördlich befindlichen Straßen benutzen wollte, der größere Theil unserer Streitkräfte zunächst in dieser Richtung vorbewegt werden mußte, während der andere Theil gegen einen etwaigen Vorstoß des Feindes von Metz aus diese Bewegung zu decken hatte. Ferner war ins Auge zu fassen, daß wenn der Feind von einem solchen Unternehmen Abstand nahm und sich darauf beschränkte, in seiner jetzigen Stellung zu verbleiben, was sich erst im Laufe des Vormittags herausstellen konnte, wir ihn dann bei Metz angriffen. Es ist nun wirklich keine Kleinigkeit, eine Viertelmillion Menschen in der kurzen Spanne eines halben Tages so zu dirigiren, daß man sie je nach den Eventualitäten in der Hand behält, um sie in verschiedenen Richtungen zu verwenden, damit man den anderen halben Tag dann noch zum Schlagen benutzen konne.

„Wir begaben uns wieder nach jener Höhe unweit Vionville südlich Flavigny, wo wir am Tage vorher gewesen waren. Diese bot zunächst eine ausreichende Umsicht, so daß sich von ihr aus — wenigstens für die Entwicklung — das Ganze am besten leiten ließ. Links hinüber sah man hinter Vionville unter einer großen Pappel das Obercommando der zweiten Armee, nach rechts hin erblickte man die letzten Höhen vor dem Mont St. Quentin, wo die Franzosen ihren linken Flügel hatten. Deutlich hoben sich vom Horizont die Pappelreihen der großen Straße ab, wie die einzeln dort liegenden Fermen, die bald ein Raub der Flammen werden sollten. Dazwischen bemerkte man entwickelte französische Batterien und noch weiter zurück bedeutende Zeltlager. Einen eigenthümlichen Eindruck machte es als wir auf der Karte die Namen der einzelnen Punkte, welche von Wichtigkeit werden konnten, aufsuchten und dabei bemerkten, daß die in der französischen Linie uns zunächst liegenden beiden Fermen die Namen Moskau und Leipzig führten. Kein gutes Omen für unsere Gegner!

„Während nun mehrere Stunden in gespanntestem Abwarten verging, bis sich die Situation in Bezug auf die Bewegungen des Feindes klärte, und

unsere Truppen inzwischen sich immer weiter ausbreiteten, wurde ich zweimal zum Prinzen Friedrich Karl geschickt, um dort die Situation zu besprechen, seine Ansichten und Absichten anzuhören und die bei uns herrschenden Anschauungen ihm mitzutheilen. Ich fand den Prinzen und seinen Stab voll guten Muthes und froher Hoffnung, in einer angenehmen Frische.

„Längere Zeit schwankten hier wie bei uns die Ansichten, da sich beim Gegner verschiedentlich Bewegungen auf den von ihm besetzten Höhen bemerkbar machten, ob derselbe im Abzuge begriffen sei oder Anstalten treffe, sich zum Gefecht zu entwickeln, oder ob er Massen zum Vormarsch auf die nördlichen Straßen in Bewegung setze. Inzwischen hatte uns Graf Nostitz wieder eine annehmbare Ueberraschung bereitet, indem es ihm gelang, schnell ein kleines Frühstück herzustellen.

„Endlich, um 10½ Uhr, erschien die Lage völlig geklärt. Der vor uns befindliche Feind hielt Stand, die Meldungen der nach Norden entsandten Cavallerie bestätigten, daß er den Versuch aufgegeben hatte, heute den Rückzug auf Paris anzutreten. So war der Moment gekommen, mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl eine große Rechtsschwenkung zu machen, damit sie in einer Linie mit den nach gegen Metz zu seiner Deckung aufgestellten beiden Corps des Generals v. Steinmetz, dem VII. und VIII., gegen den Feind vorgehen konnte. Von der Armee des Prinzen schloß sich das IX. Corps den Truppen der I. Armee an, und neben diesem sollte sich die Garde und auf dem äußersten linken Flügel das sächsische Armeecorps ausbreiten, welche nur allmälig diese Schwenkung vollziehen konnten. Ein Eingreifen der letzteren durfte somit erst gegen 4 Uhr erwartet werden. In Reserve behielt der Prinz noch das III. und X. Corps. Als allgemeine Reserve war das II. Corps des Generals v. Franseckt aus der Richtung von Pont-à-Mousson im Anmarsch.

„Der Theil der feindlichen Stellung, welchen wir vor uns hatten, war so stark, daß man beschloß, den Angriff in der Front nicht früher zu unternehmen, als bis die äußersten Flügelcorps in die Flanken des Feindes einzugreifen vermochten. Diese Absicht kam zunächst nicht zur Ausführung, da der Gegner seinen rechten Flügel weiter ausgedehnt und vorgeschoben hatte, als dies durch die ersten Meldungen festgestellt worden war, so daß die Umfassung durch die Sachsen erst später erfolgen konnte, als anfangs angenommen wurde. Nach den bisherigen Meldungen glaubte man, daß die feindliche Schlachtlinie noch diesseits St. Privat, und zwar bei Amanvillers ende. Außerdem führte aber noch ein anderer Umstand dazu, daß der Kampf zunächst gegen die starke Front frühzeitig in heftigerer Weise entbrannte, als dies ursprünglich beabsichtigt war. Das IX. Corps als Pivot der Rechtsschwenkung der Armee des Prinzen Friedrich Karl, gerieth nämlich hierbei so nahe an den Gegner, daß es sogleich sich in einen recht schwierigen Kampf verwickelt sah. Als nun etwa um 12 Uhr heftiges Geschützfeuer von dort hörbar wurde, fühlte sich die I. Armee veranlaßt, um nicht das IX. Corps im Stich zu lassen, auch ihrerseits in den Kampf einzutreten. Wir sahen die Batterien des VIII. Corps sich am Fuße des Höhenzuges vor uns entwickeln

und ein langsames Feuer eröffnen. Sofort schallte ein Höllenlärm von den vom Feinde besetzten Höhen zu uns herüber.

„Ueberall blitzte es auf und stieg der Pulverdampf feuernder Geschütze längs des ganzen Höhenzuges in mächtigen Ballen empor. Eine Masse von Gronoten und Shroynels, letztere durch ihre weißen ballonartigen Wölkchen, die sich beim Sprengen längere Zeit in der Luft hielten, kenntlich, beantworteten den Schlachtengruß, der hier von unserer Seite erfolgt war. In denselben übertönte das knorrende Geräusch der Mitrailleusen den gesammten Schlachtenlärm.

„Sehr bald erkannte man an den an verschiedenen Stellen sich erhebenden dichteren und mehr ins Schwarze spielenden Rauchsäulen, daß bereits einige Gehöfte in Brand gerathen waren. Hierdurch, wie in Folge des Pulverdampfes wurde die bisher für uns so gute Uebersicht theilweise doch wesentlich beeinträchtigt.

„Gleich darauf hörte man auch aus den holdlinks von uns vorliegenden Waldtheilen das schnelle, feine Geknatter des Infanteriegewehres beim IX. Corps. Zur Unterstützung dieses Corps entwickelte sich demnächst auch die Infanterie des VIII. Corps, ihr darauf avancirte die Artillerie. Das Bild wurde immer lebhafter, immer bewegter. Alle Abspannung, vom langen Stehen und durch fortwährendes Betrachten durch die Fernrohre hervorgerufen, war mit Beginn des Feuers verschwunden.

„Auch auf weitere Entfernungen nach holb links hin, in der Gegend, in welcher das Gardecorps sich befunden mußte, zeigten die über den Wäldern sich erhebenden lichten Dampfstreifen, daß dort gleichfalls der Kampf bereits begonnen haben mußte, und es währte nicht mehr lange, als wir auch unmittelbar vor uns, über Rezonville und Grovelotte hinaus, die Infanterie des VIII. Corps in das Gefecht eintreten sahen.

„Somit war auf der ganzen Linie die Schlacht entbrannt und es vergingen nun wohl ein paar Stunden — die unter den aufregenden Eindrücken wie Minuten verschwanden —, ohne daß sich das Bild wesentlich veränderte. Man gewann nur den Eindruck, daß von den einzelnen Corps allmälig mehr und mehr Truppen eingesetzt wurden und die Heftigkeit des Kampfes in gewaltiger Weise zunahm.

„Endlich kam die Meldung vom General v. Steinmetz, daß die vor ihm liegenden Höhen genommen wären und er die Cavallerie zur Verfolgung vorgeschickt hätte. Diese Meldung und der Vorschlag eines höheren Officiers, welcher weiter vor gewesen war und einen anderen Standpunkt für besser hielt, veranlaßte, daß wir unseren bisherigen Platz verließen. Hatte letzterer zwar auch nicht ausgereicht das ganze Schlachtfeld zu übersehen, so erhielten wir doch von dort aus durch die Dampfsäulen, welche sich über Wald und Berge erhaben, wenigstens einen ungefähren Anhalt über den Stand des Gefechtes im Centrum und am linken Flügel, während wir unseren rechten Flügel unmittelbar vor Augen hatten.

„Diese Uebersicht wurde jedoch von dem neuen Standpunkt östlich Rezonvilles nicht in ausreichendem Maße geboten, so daß eine noch weiter

vorwärts gelegene Stelle nordwestlich von Gravelotte für den ferneren Aufenthalt des großen Hauptquartieres gewählt wurde. Dies erschien um so eher angezeigt, als wir die Corps des Generals von Steinmetz nach der Meldung von der Besitznahme der Höhen auf denselben bez. im weiteren Vorgehen vermutheten.

„Wie wir aber bald sehen mußten, lagen die Verhältnisse hier ganz anders als wir es voraussetzten. Und so kam es denn, daß wir unmittelbar hinter der entwickelten Artillerie des VIII. Corps, also in größerer Nähe der Gefechtslinie, unsere Aufstellung nahmen. Nun ist es aber nicht zweckmäßig, wenn die obere Leitung sich nahe an die fechtende Truppe heranzieht. Hier machen sich alsdann die Einzelheiten des Kampfes in der unmittelbaren Umgebung auf das Eindringlichste bemerkbar und nehmen die Aufmerksamkeit derartig in Anspruch, daß der Blick für das Ganze gestört wird. Auch liegt dann die Versuchung nahe, sich in Einzelheiten zu mischen, um die sich die oberste Führung nicht kümmern sollte, da ihr wichtigere Aufgaben zufallen. Jedenfalls wird man in nächster Nähe der Gefechtslinie mehr durch Alles, was sich dort ereignet, berührt und beeinflußt, als dies für die Erwägungen der gesammten Schlachtenleitung dienlich ist. Diese Erfahrung ist uns auch am 18. August nicht erspart geblieben.

„Da wir von unserem neuen Standpunkte aus den Kampf des Centrums und des linken Flügels nicht mehr verfolgen konnten, so mußte fortwährend durch Absendung von Officieren die Orientirung über das, was dort vorging, gesucht werden. Außerdem befand sich Brandenstein mit noch einem oder zwei unserer Officiere bereits seit dem Morgen beim Prinzen Friedrich Karl und versah uns mit Nachrichten über die bei dessen Armee sich abspielenden Ereignisse und die Anschauungen ihres Obercommandirenden. Trotzdem darf nicht übersehen werden, daß beim Ueberbringen von Meldungen bei den größeren Entfernungen Zeit vergeht und daß, wenn die oberste Leitung einen geeigneten Standpunkt findet, sie Vieles bedeutend früher wird erkennen können, als dies auf dem Wege der Meldung der Fall ist, welche überdies, sobald sie aus der vordersten Gefechtslinie erfolgte, noch vielfach erst verschiedene Instanzen durchlaufen muß.

„Vor uns war ein tiefer, schluchtähnlicher Einschnitt. Darüber hinaus stieg nun in größerer Nähe das Gelände auf, wie ich es schon vorher beschrieben habe: die Höhenstellung des Feindes mit theilweis steilen Rändern, der Pappelallee und den verschiedenen Waldungen. Einzelne Gehöfte auf der Höhe wie neben uns brannten noch lichterloh. Rechts seitwärts hatten wir das an der Hauptstraße, auf welcher wir gekommen waren, sich entlang ziehende, weitgestreckte Dorf Gravelotte, hinter welchem wiederum waldbedeckte Höhen aufstiegen und ebenso, wie dies nach dem linken Flügel zu der Fall war, eine weitere Umsicht absperrten.

„In der feindlichen Stellung, und namentlich auch etwas vorgeschoben, zeigten sich die französischen Tirailleurlinien, zum Theil, wie es den Anschein hatte, in etagenweise über einander befindlichen Schützengräben eingenistet und beschossen sich mit unserer Infanterie. Diesseits der Schlucht stand ein Theil

unserer Artillerie mit ihrer rechten Flügelbatterie etwa 250 Schritt links vorwärts von uns. Von den feindlichen Geschützen sah man nur wenig, das Kanonenfeuer war mäßig; überhaupt machte es, als wir anlangten, den Eindruck, als ob das Gefecht hier einen Stillstand erfahren habe. Namentlich auffallend war die Unthätigkeit der Artillerie des Gegners. Was sollte das bedeuten? Hatten sie sich verschossen? Waren sie bereits unterlegen? Zog der Feind überhaupt ab und hatte er nur Arrièregarden uns gegenüber belassen? Darauf war zunächst keine Antwort zu geben. Dagegen wurde uns sofort etwas Anderes und zwar keineswegs Erfreuliches klar, nämlich, daß die Hohen, die uns die Steinmetz'sche Meldung als genommen bezeichnet hatte, sich keineswegs in unserem Besitz befanden, und daß die Cavalleriedivision Hartmann, welche die Verfolgung übernommen haben sollte, nicht jenseits sondern diesseits des Défilés stand, rechts vor uns auf dem Hange nach Gravelotte zu. Der König ritt zu dieser Division hinunter, welche ihn mit lautem Jubelruf empfing. Wir vereinzelten uns, um uns über die Verhältnisse weiter links zu orientiren, und ritten zurück, als der König wieder kam. Da ergab es sich denn, daß irgend welche Verhältnisse oder vielleicht auch eingegangene Meldungen beim Obercommando der ersten Armee die Ansicht hervorgerufen hatten, daß die gegenüber liegenden Höhen nach dem heftigen Kampfe welcher bis dahin um dieselben geführt worden war, genommen seien. Thatsächlich war daher auch die Cavalleriedivision vorbeordert worden, um die Verfolgung zu übernehmen.

„Das Défilé von Gravelotte gestattete nur, die Cavalleriedivision in schmaler Colonne vorzuführen. Die Tête derselben, Radecke mit seinem Ulanenregiment Nr. 4, gerieth, aus demselben heraustretend, sofort in starkes Infanterie- und Artilleriefeuer, unter welchem das Regiment sich entwickelte. Dasselbe verlor in einigen Augenblicken an 50 Mann und 100 Pferde und mußte ebenso wie die gesammte Cavalleriedivision bei dieser Sachlage wieder über das Défilé zurückgenommen werden. Major v. Radecke selbst wurde vermißt, nur sein verwundetes Pferd war allein zurückgekommen. Man hielt ihn für todt. Glücklicher Weise war dies nicht der Fall, sondern er hatte sehr bald sein Regiment wieder erreicht.

„Gleich darauf meldete Graf Wartensleben, der Oberquartiermeister von Steinmetz, daß das Gefecht zurückginge, wohl hatte man die Höhen genommen gehabt, wäre aber von ihnen durch einen starken Gegenangriff wieder heruntergeworfen worden. (Es war eben einer dieser hin- und herwogenden Gefechtsmomente, in welchen man bald vorwärts gelangte, bald wieder zurückgedrängt wurde.)

„Demnächst kam auch Steinmetz mit seinem Stabe an. Seine Majestät wies darauf hin, daß, wenn die Höhen genommen gewesen und man sie wieder verloren hätte, jetzt Alles geschehen müsse, um sich wieder in ihren Besitz zu setzen. General v. Stemmetz kehrte in Richtung auf Gravelotte zurück, um die weiteren Befehle zu ertheilen. Wiederum verging wohl etwa eine Stunde. Die Truppen des VIII. Corps hatten schon bedeutende Verluste gehabt, die Stellung ihnen gegenüber war sehr stark, aber sie wurden zum neuen Sturme

Digitized by Google

formirt. (In Wirklichkeit haben sich diese Verhältnisse alle etwas anders zugetragen, ich gebe sie jedoch hier nach dem Eindruck, den wir damals hatten.) Der Pulverdampf und abnehmender Tag gaben dem ganzen Bilde eine eigenthümliche Färbung.

„Ich war inzwischen zu einer der vor uns befindlichen Batterien geritten und ließ mir von dem am rechten Flügel befindlichen Zugführer — einen sehr frischen jungen Artillerieofficier, als ehemaliger Hannoveraner an der großen Medaille mit gelbem Bande kenntlich — die Stellen zeigen, an denen unter dem Schutze kleiner Vertiefungen sich die feindliche Artillerie befand, mit denen unsere Batterien vorher im Kampfe gestanden hatten. Indem ich dabei mit dem Fernrohr die Gegend weiter links absuchte, bemerkte ich in demselben ein eigenthümliches, rothes Flimmern. Ich stellte das Fernrohr auf weitere Entfernung ein und bemerkte jetzt, daß dieses Flimmern von den rothen Pantalons zahlreicher französischer Infanterie herrührte, welche, untermischt mit Wagen und Geschützen, in großer Eile von ihrem Centrum oder rechten Flügel her in Richtung auf Metz zurückstrebten. Wo sie herkamen ließ sich nicht recht erkennen, da die Aussicht nur durch einen kleinen Einschnitt in dem dicht vorliegenden Walde geboten wurde, jedenfalls gewann ich aber den Eindruck, daß hier eine ausgesprochene Rückzugsbewegung des Feindes gegenüber den Angriffen der Garde und des sächsischen Corps vorliegen mußte. Ich begab mich sofort zum Chef und General v. Podbielski zurück, theilte ihnen meine Wahrnehmung mit und bat beide Generale, nach dem betreffenden Punkt zu kommen und sich selbst zu überzeugen. Aber bevor wir ihn noch erreichten, wurde unsere Aufmerksamkeit auf den uns zunächst befindlichen Theil des Schlachtfeldes in sehr eindringlicher Weise abgelenkt.

„Vor uns hatte in der letzten Zeit das Gefecht einen verhältnißmäßig ruhigen Charakter angenommen, das Artilleriefeuer war sogar an dieser Stelle fast gänzlich verstummt. Inzwischen war ein neuer allgemeiner Angriff der Infanterie vorbereitet worden, und wie dieser jetzt erfolgte, veränderte sich mit einem Schlage das gesammte Bild. Plötzlich leuchtete es auf den jenseitigen Hängen auf, als ob man eine großartige Illumination vor sich hätte, unzählige kleine Flämmchen zuckten aus allen Etagen hervor, hellblaue Dampfwolken legten sich darüber hin, oben auf dem Rücken, im Grunde, überall ging der Lärm wieder los. Längs der Pappelallee zeigten sich stark entwickelte Infanterielinien, deren ununterbrochen rollendes Schnellfeuer einen gewaltigen Eindruck hervorbrachte. Und nun fanden sich auch, wie aus der Erde entsprungen, plötzlich die französischen Batterien wieder ein, Shrapnels, Granaten, Mitrailleusengeschosse brausten von der Höhe in wirrem Durcheinander hernieder. Auch bei uns wurde das Pfeifen der Kugeln jetzt vernehmbar, sowie hoch oben über unseren Köpfen das Platzen einiger Shrapnels, deren Stücke mit hellem Klange die Luft durchschnitten. Das Ganze war an und für sich eins der belebtesten und schönsten Schlachtenbilder, die man sich vorstellen konnte. Jedenfalls gewann man aber die Ueberzeugung, daß bei der Stärke des Gegners und bei der Ungunst der Bodenverhältnisse an dieser Stelle keine Aussicht auf ein Gelingen des Angriffes vorhanden war, sehr

bald sah man auch stärkere Abtheilungen der Unserigen wieder den Hang zurückkommen.

„Inzwischen war das II. Corps als Reserve im Anrücken. Eine Division stand schon jenseits Gravelotte, eine andere war noch zurück. Zu ersterer wurde geschickt, sie solle zur Aufnahme vorrücken. Im selben Augenblick kam Bronsart, der dorthin entsandt worden war, zurück und meldete, daß der Commandirende des II Corps, General v. Fransecky, ihm gesagt habe: er würde jetzt mit seinem Armeecorps vorgehen und die Höhen erstürmen.

„Aber eine andere Erscheinung trat jetzt hervor und forderte unsere ganze Aufmerksamkeit heraus. Diesseits des tiefen Thalemschnittes des uns zugekehrten Saumes von Gravelotte und durch dieses Dorf hindurch sah man plötzlich einzelne Leute, dann stärkere Abtheilungen eiligst in rückwärtiger Bewegung, immer schneller und schneller wälzte sich die Schar fort, endlich in vollem Laufe, dazwischen jagten vereinzelte Reiter, sowie Fuhrwerke verschiedener Gattungen hindurch, dann gewann man den Eindruck, als ob auch Artillerie in vollem Abzuge sich befände, und auch nach uns zu breitete sich diese ganze Bewegung jetzt weiter aus, indem die sechs Regimenter der nördlich Gravelotte stehenden Cavalleriedivision kehrt schwenkten und zurückgingen. Dabei wurde das Feuer immer lebhafter, während man bei der einbrechenden Dunkelheit in der Bewegung verschiedener Abtheilungen auf dem Hange einen Gegenstoß der Franzosen zu erblicken glaubte.

„Eine vollständige Panik lag vor unseren Augen, und manches Gesicht mag wohl in diesem Augenblick einen bedenklichen Ausdruck gezeigt haben. Zunächst mußte der König hier herausgeführt, mußten die Fliehenden zum Stehen gebracht werden. Alles warf sich auf die Pferde. Einige von unseren Generalstabsofficieren eilten nach dem Dorfe hin, um letzteres zu besorgen, wir Anderen scharten uns dicht um den General, um im Getümmel bei der Hand zu sein. Nachdem der Weg festgestellt war, auf dem Seine Majestät zurückreiten sollte, kehrte Moltke mit uns um und ritt nach Gravelotte zu wo an der dem Feinde zugekehrten Seite das Infanteriegefecht sehr heftig geworden war, allerdings noch jenseits der Schlucht. Doch hatten wir damals den Eindruck, daß es bereits dicht beim Dorfe im Gange wäre. Schlimm konnte die Sache übrigens niemals werden, da die eine Division des II Corps zur Hand war und ich die andere ganz bestimmt als in nächster Nähe befindlich bezeichnen konnte da ich eben noch im Pulverdampf die sich nähernden dunklen Linien derselben deutlich erkannt hatte. Immerhin blieb der Eindruck der ganzen Begebenheit ein peinlicher.

„Bevor wir indessen noch das Dorf erreichten, war die Bewegung schon zum Stehen gekommen. Auch die Cavalleriedivision, welche bisher dicht an der Schlucht stehend, nur soweit zurückgegangen war, um ein Attackenfeld zu erhalten, schwenkte wieder Front. Moltke selbst ritt mit uns im Schritt vor ihr vorderstes Treffen vorbei, was im Granatfeuer nicht verfehlte Eindruck zu machen, unsere abgesandten Officiere fanden sich auch hier wieder bei uns ein.

„Was hatte sich nun überhaupt ereignet? Als der Feind den Kampf wieder aufnahm und an einer Stelle von ihm ein Gegenstoß erfolgte, waren

die Handpferde eines Stabes plötzlich in heftiges Feuer gerathen und eiligst die Chaussee zurückgegangen. Da glaubten denn die massenhaft zu beiden Seiten befindlichen Verwundeten, ihre Begleitungsmannschaften sowie Versprengte, der Feind folge dicht auf und suchten sich ihm noch Kräften zu entziehen. Eine entgegenkommende Munitionscolonne wollte aus dem Getümmel heraus und schwenkte im Trabe ab, es waren dies die Gespanne, welche wir für Artillerie gehalten hatten, und denen andere Gruppen von Handpferden sich anschlossen, und so hatte diese ganze Schar von Kampfunfähigen und Nichtcombattanten, welche eiligst zurückströmte, schließlich den Eindruck einer Panik hervorgebracht. Aber nicht ein geschlossener Truppentheil, nicht eine Gruppe der aufgelöst fechtenden Schützenschwärme war zurückgegangen. Noch jenseits des Rovins auf dem Hang und oben an der genommenen Ferme St. Hubert hatten die gelichteten Bataillone des VIII. Corps den Angriff abgeschlagen.

„In dieser Episode sah ich plötzlich neben mir ein paar Reiter auf die ich durch irgend einen Umstand aufmerksam wurde. Näher hinblickend, erkannte ich Hahnke, sowie einen Adjutanten des Obercommandos der III. Armee, welche den weiten Ritt vom Hauptquartier unseres Kronprinzen an diesem Tage bis hierher zurückgelegt hatten. Auf meine Frage an Hahnke: „Was machst Du denn hier?“ erhielt ich die Antwort: „Ich will nur sehen, was bei Euch eigentlich los ist.“ So war er immer. Wo etwas „los“ war, mußte er stets dabei sein. Er trat noch an demselben Abend den Rückritt an und brachte dem Kronprinzen die ersten Nachrichten von der Schlacht.

„Es war etwa 8 Uhr und bei dem sich in den Senkungen lagernden Pulverdampfe fast völlige Finsterniß eingetreten, als wir in Gravelotte hineinritten. Vor uns avancirte die 3. Division. Hinter uns rohte die 4., an der Tête die Einundzwanziger. Nur brennende Häuser erlaubten noch stellenweise, etwas näher zu sehen. Nie werde ich vergessen, welch' einen erhebenden Eindruck das Vorgehen dieser Bataillone machte. Man muß nicht übersehen, daß dieses Armeecorps als das letzte von Berlin abgefahrene, die Armee nur durch sehr anstrengende Märsche erst jetzt zu erreichen vermochte und, seit heute früh 2 Uhr auf dem Marsche, sich um 8 Uhr Abends thatsächlich mit ihr in einem entscheidenden Moment vereinigte. Jetzt angesichts der Hunderte von Verwundeten, die aus dem Gefecht zurückströmten, angesichts der eben erlebten Panik, mitten unter einschlagenden Granaten, rückten die festgeschlossenen Colonnen in stolzer Haltung mit lauten Ausrufen der Freude, daß sie die Pommern noch zur Thätigkeit gelangen sollten durch das Dorf. Das sind Momente, in denen man fühlt, daß den Tod auf dem Schlachtfelde ein hochstrahlender Nimbus umgibt. Viele Officiere, theils von der Kriegsakademie her, theils aus anderen Verhältnissen mir bekannt, als sie mich bei den ladernden Flammen erblickten, sprangen aus den Gliedern und reichten mir noch freudig die Hand.

„Wir ritten neben den Truppen noch eine Strecke im Dorfe entlang, wobei wir überall auf sich sammelnde Abtheilungen der bisher im Kampfe Gestandenen trafen. Auch General v. Strubberg fand ich dort. Vor uns marschirten das 14. und 54. Regiment. Als das Gewehrfeuer auf allen Seiten an Heftigkeit

zunahm bogen wir rechts aus dem Dorfe ab, um im Freien einen Ueberblick zu gewinnen, so weit solcher durch das Aufblitzen der Schüsse überhaupt zu gewinnen war. Das Echo derselben, welches an einem langen, neben uns befindlichen Stallgebäude widerhallte, machte den Eindruck, als ob wir uns unmittelbar in der Feuerlinie befänden, obwohl diese noch eine ganze Strecke jenseits des Grundes entfernt war. Wir hatten uns in der Dunkelheit in dem Getümmel merkwürdig zusammengehalten; selbst alle unsere Handpferde folgten uns dicht auf. Aber auch hier konnten wir nur noch wenige Hundert Schritt weit vor uns sehen. Die Dunkelheit wurde zu groß, nur die glühenden Gebäude auf der Höhe traten aus derselben gespensterhaft hervor.

„Da ertönte plötzlich der Trommelschlag der vorgehenden pommerschen Bataillone, und wieder illuminirten sich die langen Reihen der feindlichen Schützengräben und wieder ließ sich das ununterbrochene Rollen des Schnellfeuers der Franzosen vernehmen. Dazwischen erklang an einer Stelle unser lang gezogenes Signal: „Das Ganze avanciren!“ Von allen Seiten wurde es wiederholt, aus allen Richtungen erscholl das Hurrah der braven Truppen und deutlich hörte man nun auch das Geknatter unserer Zündnadelgewehre. Bald darauf verstummte auch das Feuer aus den Schützengräben, was wir dahin deuteten, daß die Unseren in dieselben eingedrungen waren. Immer weiter schmetterten aber nach die Signalhörner und immer von Neuem tönte von Zeit zu Zeit das preußische Hurrah zu uns herüber.

„Wir ritten hierauf wieder in das Dorf und durch dasselbe eine Strecke lang weiter vor, um uns, wenn möglich, von dem Ergebniß zu überzeugen. Nur an einzelnen Stellen war noch Gefecht und nur vereinzelte Kugeln pfiffen noch zwischen uns hindurch. Die Höhe war (nach unserer damaligen Ansicht) glücklich erstürmt, allerdings nach blutigen Verlusten, wobei mancher der Unseren in dem Dämmerlicht von befreundeten Kugeln getroffen sein mochte. Von den vor uns avancirenden Vierzehnern und Vierundfünfzigern war der eine Regimentscommandeur todt, der andere verwundet.

„Nachdem wir hier den Eindruck gewonnen, daß Alles nach Wunsch ging — daß es auf anderen Stellen gut gegangen war, wußten wir schon früher durch zurückkommende Officiere —, hatte es weiter keinen Sinn, daß sich General v Moltke, ohne etwas nützen zu können, noch weiter der persönlichen Gefahr aussetzte. Hierauf aufmerksam gemacht, blieb er jedoch noch einige Zeit auf der Chaussee halten und kehrte erst später um.

„Auf dem Rückritt kam uns der Flügeladjutant Graf Lehndorff bereits entgegen, um dem General Mittheilung zu machen, daß Seine Majestät sich bei Rezonville befände und seinem Bericht über den Stand der Schlacht entgegensähe. Wir setzten uns nun in Trab. Kaum aber hatten wir Gravelotte passirt, so fühlte ich mich bewogen, dem General zu sagen, er möge lieber Schritt reiten, da die Rückwärtsbewegung dieses ziemlich beträchtlichen Haufens Verwundeter in eiliger Gangart bereits anfing, auf die zu beiden Seiten der Chaussee befindlichen Verwundeten und Versprengten Eindruck zu machen, so daß befürchtet werden mußte, wieder eine Panik entstehen zu sehen, wie wir sie vor einer Stunde erlebt hatten.

„Der General ließ demzufolge sein Pferd in Schritt fallen, und so erreichten wir den westlichen Ausgang von Rezonville. Südlich der Chaussee, hart an derselben, hatten Seine Majestät neben einer niedergebrannten Scheune sich an einem Feuer niedergelassen, welches, aus verschiedenen Thüren, Luken ꝛc. angefacht, emporloderte. Da ich gerade an der betreffenden Seite der Chaussee neben dem General v. Moltke ritt, war ich nach dem Absteigen der Erste, der hier an Seine Majestät herantrat. In demselben Augenblick hörte ich, wie ein höherer Officier sehr eindrucksvoll dem Könige sagte: „Nun aber, Euer Majestät, ist meine unmaßgebliche Ansicht, daß wir bei den großen Verlusten des heutigen Tages morgen den Angriff nicht fortsetzen, sondern die Franzosen erwarten." Mir erschien diese Idee so ungeheuerlich, daß ich nicht umhin konnte, laut die Worte herauszustoßen: „Dann weiß ich nicht, warum wir heute überhaupt angegriffen haben!" Natürlich erhielt ich die nicht in gerade sehr freundlichem Tone gehaltene Antwort: „Herr Oberstleutenant, was wollen Sie?" Aber in demselben Augenblick drängte sich Moltke, der diese Unterhaltung mit angehört hatte, zwischen uns beiden hindurch und sagte in seiner ruhigen und bestimmten Weise: „Eure Majestät haben nur nach den Befehl zur Fortsetzung des Angriffes zu geben, wenn morgen der Feind nach außerhalb Metz Stand halten sollte." Die Abfassung dieser Befehle erfolgte dann auch sofort. Ebenso wurde hier die nach Berlin gerichtete Depesche des Königs — es ging auf 10 Uhr Abends — vom Grafen Bismarck niedergeschrieben, und dann der Beschluß gefaßt, die Nacht in Rezonville zu bleiben.

„Unsere Handpferde, selbst mein Wagen, welcher sich den königlichen angeschlossen hatte waren zur Stelle. Moltke trug seit ein paar Stunden einen Mantel umgehängt, der einem auf dem Schlachtfelde liegenden Todten entnommen war, auch mein Trainsoldat brachte einen solchen für mich. Graf Waldersee hatte inzwischen ein nicht von Verwundeten belegtes Haus entdeckt, in welchem vor nicht langer Zeit, wie deutlich erkennbar war, ein Sanitätsdetachement sich befunden hatte, das aber, mitten in der Mahlzeit gestört, vorgehalt worden war. Die Reste der Mahlzeit des, wie es schien, in dieser Beziehung sehr gut ausgestatteten Detachements kamen uns zu Gute. Während wir im engen Raum, theils in Soldatenmantel gehüllt, an dem mit allen möglichen Utensilien gefüllten Tisch saßen und zwischen den Resten der Speisen arbeiteten — und zwar bei einer Beleuchtung, die aus einzelnen kleinen, in Flaschen gestellten Lichtendchen bestand, trat plötzlich Seine Majestät herein mit den Worten: „Er wolle doch sehen, was wir noch machten." Am anderen Tage bemerkte der hohe Herr, er hätte bei seinem Eintreten in dem von den vielen Personen eingeengten Raum und bei der mangelhaften Beleuchtung, welcher das Chaos kaum zu entwickeln gestattete, geglaubt, sich plötzlich in einer Räuberhöhle zu befinden.

„Schließlich überließen wir die Stube, in welcher sich in der Wand eingelassen, nach zwei Betten vorfanden, den beiden Generalen und suchten für uns eine Lagerstelle. Blume, Hallebeu, Alten, Krause, Clever und ich legten uns, wie wir da waren, in einen langen Wirthschaftsstall, in welchem unsere

Pferde bereits Unterkunft hatten, in dem es aber bei den zerschlagenen Fenstern und zerbrochenen Thüren abscheulich zog auf Unterlagen, die wir nicht weiter auf ihren Bestand untersuchten, zur Ruhe. Ungeachtet des Stöhnens und Jammerns der nebenan befindlichen Verwundeten schliefen wir sehr bald ein, wurden jedoch alle Augenblicke wieder aufgeweckt durch Leute, die hier ebenfalls ein Unterkommen suchten, sowie durch den Spectakel, den zeitweise unsere unruhig werdenden Pferde verursachten.

„Am anderen Morgen um 5 Uhr machte ich mitten auf der Dorfgasse meine Toilette, mich in der oberen Hälfte entkleidend, mit Hülfe eines alten Stallemers, in dem mein Bursche etwas trübes Wasser glücklich herbeigebracht hatte. Emsig damit beschäftigt, hörte ich plötzlich ein herzliches Lachen und bemerkte erst jetzt, daß ich dieses Schauspiel dem an den nächsten Fenstern befindlichen höchsten Herrschaften, dem Prinzen Luitpold von Bayern und dem Großherzoge von Weimar bot.

„Im Laufe des Vormittags, in welchem nun von allen Seiten Meldungen herbeiströmten und mit ihnen auch die vielen traurigen Nachrichten über unsere Verluste bei denen bereits die Namen von so manchem alten guten Bekannten genannt wurden, erhielt ich den Auftrag, nach Metz als Parlamentär zu reiten. Der Auftrag bezog sich auf die noch auf dem Schlachtfelde liegen gebliebenen französischen Verwundeten. Von Capitulations-Verhandlungen konnte jetzt noch keine Rede sein, doch sollte ich bei dieser Gelegenheit in Metz darauf hinweisen, daß die dortige französische Armee nunmehr von unseren Streitkräften eingeschlossen wäre und ihr Schicksal besiegelt erschien, da der Ueberschuß unserer Kräfte uns gestatte, alle etwaigen Entsatzversuche der noch im Felde befindlichen verhältnißmäßig nur geringen französischen Truppen zu verhindern.

„Winterfeldt begleitete mich bei diesem Ritte, er kaufte nach am Ausgang des Dorfes einem alten Frauchen eine Serviette ab, in deren Besitz sich diese zufällig befand, um uns für unser Geschäft auszurüsten. Nachdem wir das Défilé von Gravelotte überschritten hatten, stießen wir auf ein Dragonerregiment des II. Armeecorps, von dem ich mir einen Trompeter geben ließ und mit Hülfe einer langen Stange und des erwähnten Tuches wurde eine Parlamentärflagge hergestellt.

„Der Ritt über das Gefechtsfeld an dieser Stelle machte insofern einen recht betrübenden Eindruck, als wir die großen Verluste die wir hier erlitten hatten, an der bedeutenden Zahl der Leichen unserer Leute deutlich erkennen konnten, während wir das auf französischer Seite im Besitz gewesene Gelände nur mit sehr wenig Todten bedeckt sahen. Bloß in einigen Schützengräben lagen bei ihnen, die Gewehre über den Aufwurf wie schußbereit vorgeschaben, eine größere Anzahl von Leuten, wie in Reih' und Glied auf dem Boden, so daß wir zuerst in einiger Entfernung stutzten und glaubten, eine entwickelte französische Schützenlinie vor uns zu sehen. Näher herantretend, hatten wir den Eindruck, als ob diese Gräben plötzlich durch das Feuer unserer Artillerie in die Flanke gefaßt worden und so die Verluste des Gegners hier entstanden waren. Bei der weiteren Fortsetzung unseres Rittes blitzten plötzlich aus dem

Gebüsch, welches einen kleinen Steilabfall zur Chaussee krönte, uns von jenem Gewehrläufe entgegen. Diesmal gehörten dieselben jedoch Mannschaften unseres VII. Armeecorps an, deren vorderste Abtheilung bis hierher vorgeschoben war.

„Während die Bergpartien rechts von uns einen weiteren Einblick verwehrten, zeigte sich links der Chaussee, etwas tief eingeschnitten, zunächst ein hübsches Thal mit verschiedenen Anbauten, größtentheils zum Dorfe Rozerieulles gehörig. Darüber hinaus stiegen ziemlich steile Hänge zum Mont St. Quentin hinauf, von dessen Befestigungen dann und wann der Dampf eines Schusses aus schwerem Geschütz sich emporballte. Auf diesem Hange sowie in der Nähe des Forts waren bedeutende Zeltlager sichtbar. Zwischen den Höhen rechts der Chaussee und jenem Bergmassiv öffnete sich nach vorwärts das Gelände zur Ebene, in welcher, nachdem einige Windungen der Straße passirt waren, wir Metz zu unseren Füßen erblickten. Aus dem bläulichen Dunst der Häusermenge ragten wiederum die mächtigen Formen der Kathedrale hervor.

„Der Genuß dieser landschaftlichen Schönheiten wurde jedoch bald in eigenthümlicher Weise gestört. Denn aus dem unten gelegenen Dorfe jagten hinter einander einzelne feindliche Cavalleriepatrouillen von zwei und drei Mann aufs Eiligste in Richtung auf Metz zurück, welche so freundlich waren, sobald sie mit uns in gleicher Höhe gelangten, auf eine Entfernung von etwa hundert Schritt ihre Carabiner auf uns abzuschießen, so daß die Kugeln uns um die Ohren flogen. Dieser Anfang war vielversprechend, sollte aber noch überboten werden. Denn als wir, um eine neue Windung der Chaussee biegend, uns einem auf etwa achtzig Schritt weiter vor liegenden Gehöfte näherten, erblickten wir an demselben einen französischen Infanteriedoppelposten. Ich ließ halten, Signal geben und mit der improvisirten Fahne winken. Als Antwort erhielten wir Feuer von den beiden Leuten. Das Blasen wurde fortgesetzt und dabei versucht, ohne den Platz zu verlassen, durch Zurufe uns zu erkennen zu geben. Sofort aber schwärmte eine kleine Abtheilung französischer Infanterie am Gartenrande aus und überschüttete uns mit Schnellfeuer, nach dem Tönen der vorbeisausenden Kugeln zu urtheilen aus Tabatière-gewehren. Die Mannschaften schienen Mobilgarden zu sein. Aber gleichviel wer es war. Da wir keine Aussicht hatten, das Feuer zum Stapfen zu bringen, war unseres Bleibens nicht mehr länger, wir machten kehrt und galoppirten davon. Nach wenigen Schritten bemerkten wir daß der Trompeterschimmel uns ohne Reiter folgte. Zum Glück konnten wir uns den nachgeschickten Kugeln sehr bald durch die Windungen des Weges entziehen. Hier zeigte es sich nun, daß der Schimmel leicht an einem Vorderbein verletzt war, aber auch den Trompeter sahen wir bereits zu Fuß nacheilen, ihn hatte ein Schuß durchs Nasenbein vom Pferde geworfen. Wir warteten ihn hinter einer Ecke ab und begaben uns dann zurück. Der Vorfall selbst gab noch zu verschiedenen diplomatischen Noten Veranlassung.

„Als ich Seiner Majestät über den Verlauf meiner Sendung Meldung machte, trug der hohe Herr noch in seinen Zügen den Ausdruck des tiefen Kummers über die großen Opfer, welche der gestrige Tag gefordert hatte.

Von einem erneuten Versuche, mit dem französischen Obercommando in Verbindung zu treten, wurde für jetzt Abstand genommen."

VIII.

Bevor ich hier von der Schlacht von Gravelotte scheide, sei noch eine Bemerkung zu derselben hinzugefügt, zunächst zu der hier gegebenen Darstellung. Ich habe diese Darstellung so belassen, wie sie damals in den nächsten Tagen nach der Schlacht niedergeschrieben wurde. Sie giebt somit den Eindruck, welchen man im Stabe des großen Hauptquartiers während des Verlaufs des Kampfes gehabt hat. Geschichtliche Aufklärungen haben seitdem gezeigt, daß selbst in dem Verlaufe eines Kampfes, den man in der Nähe unter Augen hat, sich während der Action doch recht falsche Anschauungen ausbilden können. Dies trifft auch hier hervor, zunächst bezeugt in der Ansicht des Obercommandos der I. Armee über die Besitznahme der Höhenstellung des Feindes ferner in den Eindrücken, welche auch wir über den Verlauf des Kampfes auf den Höhen, sowie über die Erfolge des II. Armeecorps empfingen. Der Verlauf des Kampfes auf den Höhen ist im Einzelnen ein wesentlich anderer gewesen, als er sich uns dargestellt. Einzelheiten des Gefechts können während desselben einer ganz verschiedenen Auffassung unterliegen, je nach dem Standpunkt des Beobachters aber des Zeitpunktes, in welchem dieser dem Gefecht beiwohnt. Namentlich werden mangelnde Uebersicht des Geländes und vor Allem, wenn diese durch die einbrechende Dunkelheit fast gänzlich verloren geht, dazu beitragen, irrthümliche Anschauungen hervorzurufen. Völlige Klarheit über die Einzelheiten bringt vielfach erst die gewissenhafteste Geschichtsforschung hervor und selbst dieser gelingt es nicht immer, Alles so darzustellen, daß sie für die Richtigkeit einstehen kann.

So ist es uns auch bei Gravelotte aus mangelnder Uebersicht entgangen, daß thatsächlich bald nach dem Beginn des Infanteriegefechts die Ferme St. Hubert auf der Höhe in unsere Hände gefallen war und gegen alle Versuche der Wiedernahme behauptet wurde. Ferner war unsere Ansicht, daß schließlich das II. Corps die Höhen genommen hätte, eine irrthümliche. Der Feind behauptete sich in der Stellung am Point du jour und zog erst in der Nacht aus derselben ab. Dieser Irrthum entstand dadurch, daß wir nur noch auf das Hören angewiesen waren und nichts mehr sehen konnten. Da machten die Angriffssignale, das kurze heftige Feuergefecht und dann das zeitweise Erlöschen desselben den Eindruck erfolgreicher Angriffe. Thatsächlich ist das II. Corps gar nicht oder höchstens nur auf kurze Entfernungen, über die Linie der seit langer Zeit hier fechtenden Truppen des VIII. Corps vorgedrungen.

Gleichzeitig mag hier auch noch einer Legende gedacht werden, die gleich nach der Schlacht sich auszubreiten begann, nämlich der, daß General v. Moltke persönlich das II. Armeecorps zum Angriff vorgeführt habe. Sie dürfte aus dem Umstande entstanden sein, daß der Generalstab des großen Hauptquartiers sich eine Zeitlang im Bereich der Vorwärtsbewegung dieses Corps befunden hat. Ein persönliches Vorführen des II. Corps seitens des Chefs des Generalstabes hätte den Obliegenheiten eines solchen nicht entsprochen und hat daher

auch nicht stattgefunden. Im Uebrigen würde der erprobte Commandirende des Armeecorps, der tapfere General v. Fransecky sich einen solchen Eingriff in seine Befugnisse niemals haben gefallen lassen.

Ueberseht man die Schlacht in ihren großen Zügen so ergibt es sich, daß ihre Einleitung eine sehr schwierige war, indem man von Anfang an nicht wissen konnte, nach welcher Richtung hin die Hauptmassen zu verwenden waren, da dies von den Bewegungen des Feindes abhing. Erst als man sicher war, den Gegner vor sich auf den Höhen noch diesseits Metz in Stellung zu finden, wurde die Leitung eine einfachere. Hierbei waren wir anfangs nicht ausreichend orientirt worden, wie weit der rechte französische Flügel sich ausdehnte. Wir glaubten nach den Meldungen geraume Zeit daß dieser nur bis Amanvillers reichte. Je weiter aber dieser Flügel nach Norden sich hinzog, desto später konnten die zur Umfassung desselben bestimmten Kräfte in das Gefecht eingreifen. Sehr richtig hatte man von Anfang an die Ansicht gewonnen, daß die feindliche Stellung zu stark war, um sie allein in der Front anzugreifen, und es wurde daher der größte Werth auf diese Umfassung gelegt. Aber die Stunden rannen hin, ehe dieselbe zur Ausführung gelangen konnte. Das IX. Corps, welches das Pivot der Schwenkung für die Armee des Prinzen Friedrich Karl bildete war hierbei frühzeitig in einen äußerst heftigen Kampf mit dem nahen Gegner verwickelt worden, und dies hatte dazu geführt, die Truppen der ersten Armee eher einzusetzen, als dies sonst geschehen wäre. Den gemeinschaftlichen Angriffen der Garden und Sachsen erlag der rechte französische Flügel, wodurch der Verlust der Schlacht für die Franzosen herbeigeführt und diese genöthigt wurden, noch im Laufe der Nacht auch die starken Stellungen des linken Flügels zu räumen, in denen sie sich am Abend des 18. August noch behauptet hatten.

Unsere Verluste beliefen sich auf zwanzigtausend Mann, die des Gegners auf zehntausend Mann. Daß zwei Geschütze des IX. Armeecorps in die Hände des Feindes gefallen waren, erfuhren wir erst nach einigen Wochen, als die näheren Berichte der Truppen eingingen und wir späterhin Zeit fanden, diese zu lesen.

Aber noch eine weitere Bemerkung möchte ich zum Schluß an diesen Schlachttag anknüpfen. Sie betrifft die Nachtgefechte. Die Entwicklung der Waffentechnik, die größere Wirkung des heutigen Pulvers lassen voraussetzen, daß auch die Wirkung der Feuerwaffen eine größere sein wird als dies in unseren letzten Kriegen der Fall war. Damals schon war die Wirkung unter Umständen eine solche, daß sie vollständig ausreichte, Alles niederzuwerfen. In Anbetracht dieser Verhältnisse hat man in der Form der Truppengliederung und auf anderen Wegen sich Mühe gegeben, Mittel zu finden, um die zu erwartenden Verluste möglichst abzuschwächen. Dabei ist man auch von Zeit zu Zeit auf den Gedanken verfallen, die Kämpfe möglichst des Nachts durchzuführen. Nun ist mir gänzlich unverständlich, wie man sich von einem principiellen Betreten dieses Weges überhaupt etwas versprechen kann. Wer einmal ein Nachtgefecht aber überhaupt nur ein Gefecht in der Dunkelheit erlebt hat, wie wir es in den letzten Abendstunden des Tages von Gravelotte erlebten, wird schwerlich sich dafür begeistern können nächtliche Kämpfe herbeizu-

führen. Gewiß werden sich in Zukunft noch ferner Lagen ergeben, bei denen sich ein Nachtgefecht nicht vermeiden läßt, auch ist es nicht ausgeschlossen, daß ausnahmsweise Verhältnisse eintreten, in welchen selbst Truppenmassen mit Aussicht auf Erfolg sich zu einem solchen veranlaßt sehen, aber principiell die Nacht zu Kämpfen zu bestimmen, um Verluste zu vermeiden, dürfte nicht anzurathen sein. Die Truppe will doch sehen, mit wem sie kämpft und das kann sie in der Dunkelheit nicht, wohl aber wird jeder Mann in einem solchen Gefechte sehr bald die Ueberzeugung erlangen, daß in dem unvermeidlichen Gewirre mindestens ebenso viel Verluste durch die Kugeln der befreundeten Abtheilungen entstehen wie durch die des Gegners. Jede Führung aber eines größeren Kampfes ist auf dem Zusammenfassen der größeren Kräfte zu gemeinschaftlichem Ziele gegründet. Eine Führung, die nichts sieht, zu der keine Meldungen gelangen, die durch eigene Eindrücke im Dunkeln ganz falsche Anschauungen erhält, wie wir dies an jenem Abend selbst erlebt haben, kann überhaupt nicht functioniren. Handelt es sich nur darum, Truppen anzusetzen und sie dann aus der Hand zu lassen, wäre damit die gesammte Führung erschöpft, dann ging es ja allenfalls noch. Aber an die Führung großer Massen treten doch noch andere Aufgaben bei der Durchführung des Kampfes heran. Und wer glaubt, daß man durch Uebung im Frieden große Massen hierfür vorbereiten kann, der ist im Irrthum, bei kleineren Verbänden ist dies eher zu ermöglichen, besonders aber muß dies geschehen für alle Anforderungen des sogenannten kleinen Krieges, im Vorpostendienst, für Patrouillen, Ueberfälle u. dgl.

Am Nachmittag des 19. August kehrten wir einzeln nach Pont-à-Mousson zurück. Moltke nahm Winterfeldt und mich auf seinen Wagen, und schweigend fuhren wir unseres Weges. Nur dreimal unterbrach der Chef den stillen Lauf unserer Gedanken. Das erste Mal war es als wir auf dem Wege von Rezonville nach Gorze einen Theil des Gefechtsfeldes vom 16. August durchfuhren und hier auf die Massen der noch unbeerdigten hingestreckten französischen Gardevoltigeurs stießen, in deren vordersten Reihen ein junger Unteroffizier vom unserem 11. Regiment das gefällte Gewehr noch von seinen Händen umschlungen lag. Da sagte der General: „Das war der Tapferste der Tapferen!“ Weiterhin bemerkte er plötzlich: „Ich habe doch wieder gelernt, daß man auf dem Schlachtfelde nicht stark genug sein kann.“ Diese Bemerkung bezog sich darauf, daß, als das II. Armeecorps sich dem Schlachtfelde näherte und Meldungen hiervon eingingen, man einige Zeit lang der Ansicht war, daß man desselben überhaupt nicht mehr bedürfen würde, und sich daher auch mit dem Gedanken getragen hatte, ob man es nicht halten und ruhen lassen sollte. Die letzte Aeußerung aber des Generals erfolgte, als wir uns Pont-à-Mousson näherten und im Abendlicht vor uns die Kirchthürme und Häusermassen der Stadt malerisch beleuchtet dalagen und darüber sich die Höhe des rechten Ufers mit einer alten Capelle oder Ruine erhob, wodurch das Ganze zu einem schönen Bilde abgerundet wurde. Da gab der General dem Gedanken Ausdruck: „Mit welchen Gefühlen würden wir jetzt hier entlang fahren, wenn wir die Besiegten gewesen wären!“

Die Schlacht am 18 August ist mit umgekehrter Front geschlagen worden, das will sagen: wir standen mit dem Rücken gegen Paris, und zwischen uns und der Heimath befand sich der Feind. Eine derartige Lage birgt manche Gefahren in sich. Im Falle einer Niederlage kann diese sich in eine Katastrophe für den unterliegenden Theil verwandeln. Wir hatten uns freiwillig in diese Gefahr begeben in der Ueberzeugung, auf diesem Wege das größte Resultat zu erhalten, und waren fest davon durchdrungen, daß es uns gelingen werde, in der Schlacht den Sieg über die uns entgegenstehenden feindlichen Kräfte zu erringen. Unter diesen Umständen war bei den Besprechungen niemals die geringste Besorgniß darüber hervorgetreten, daß wir die Schlacht voraussichtlich mit verkehrter Front schlagen würden. Unsere Operationen erschienen uns als eine selbstverständliche Folge der sich darbietenden Lage und zur Ausbeutung der erfolgreichen Märsche und Kämpfe, sowie der Fehler des Gegners.

Indeß liegt die Frage nahe, was erfolgt wäre, wenn der 18 August sich für uns in eine Niederlage umgewandelt hätte. Schlimm konnten die Folgen auch dann nicht werden. Hinter unserem rechten Flügel befand sich das II Armeecorps, welches an diesem Tage nur kurze Zeit im Gefecht gewesen war, und im Laufe der Nacht wie am folgenden Morgen hätte man vermocht den größten Theil auch des I. Armeecorps auf das linke Maasufer herüberzuziehen. So wäre hier immerhin eine Streitmacht vorhanden gewesen, welche jeden ihr gegenüber möglichen Vorstoß des Feindes jedenfalls so lange aufgehalten hätte, als die Armee des Prinzen Friedrich Karl Zeit bedurfte, um ihre Rückwärtsschwenkung durchzuführen. Die Schwenkung selbst wäre bei der noch vorhandenen starken Reserve der zweiten Armee — III. und X. Armeecorps — unbedingt durchführbar gewesen. Jedenfalls war alsdann die Vereinigung mit der Armee des Kronprinzen gesichert und mit dieser eine solche Uebermacht über den Gegner vorhanden, daß mit Bestimmtheit auf den glücklichen Ausgang einer weiteren Schlacht gerechnet werden konnte.

Mein Parlamentärritt vom 19. August hatte für mich in Pont-à-Mousson noch ein sehr komisches Nachspiel. Die Kunde von demselben war schon vor unserem Eintreffen dorthin gelangt, allerdings mit dem Zusatz, daß ich bei dieser Gelegenheit geblieben wäre. Am Morgen des 20. August war ich in das Vorderhaus zu einer Besprechung mit einem unserer Herren hinauf gegangen, welcher in der oberen Etage wohnte. Beim Herunterkommen stieß ich an einer Wendung der Treppe plötzlich auf die Dame, welche mir vor einigen Tagen das Quartier auf diesem Grundstücke angewiesen hatte. Auch diese hatte mich bereits für todt gehalten und muß wohl im ersten Augenblick wie sie meiner ansichtig wurde, die Auffassung gehabt haben, daß mein Geist vor ihr stände, denn sie stieß einen gewaltigen Schrei aus. Einige Worte beruhigten sie darüber, daß ich noch vorhanden wäre, und beim schnellen Uebergang vom Phantasiegebild zur Wirklichkeit siegte bei der liebenswürdigen Feindin das menschliche Herz über alle sonstigen Bedenken, so daß sie mich in der ersten Freude herzlich umarmte. In demselben Augenblick öffneten sich die Thüren zu beiden Seiten des an diese Treppe stoßenden Flurs, rechts blickte der Kopf Moltke's, links

der Podbielski's heraus, beide herbeigelockt durch den Schrei. Ich werde nie den komischen Ausdruck vergessen, welcher beim Anblick dieser Scene ihre Züge überflog. Man kann sich denken, daß ich lange nach hiermit geneckt worden bin!

Da die französische Armee bis in die Festungswerke von Metz zurückgeworfen war, bedurfte es nicht mehr der gesammten Kräfte der ersten und zweiten Armee, um sie in denselben auch fest zu halten. Es wurde daher das Gardecorps und das XII. (königlich sächsische) Armeecorps von der Armee des Prinzen Friedrich Karl abgezweigt und aus ihnen unter Zutheilung des IV. Armeecorps (von der dritten Armee) nunmehr eine Armeeabtheilung unter dem Oberbefehl Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen Albert von Sachsen gebildet. Der Name „Armeeabtheilung" verwandelte sich sehr bald unter der Hand in den Namen der „Maasarmee". In der That hatte eine so starke Truppenmacht recht auch gerechten Anspruch darauf, als „Armee" bezeichnet zu werden, hatten wir doch im Jahre 1866 selbst der Main- und Elbarmee, welche nur aus je drei Divisionen bestanden, diese Bezeichnung gegeben.

Generalmajor v. Schlotheim, der Generalstabschef der Elbarmee 1866, ein ebenso hochgeschätzter Generalstabsofficier wie Truppenführer, welcher bisher die großherzoglich hessische Reiterbrigade geführt hatte, wurde zum Generalstabschef bei der neu gebildeten Armee ernannt. Das Commando des XII. königlich sächsischen Armeecorps ging auf Se. Königl. Hoheit den Prinzen Georg von Sachsen über. In Verbindung mit der Armee des Kronprinzen von Preußen, welcher nach Abzweigung der badischen Division, die im Elsaß Verwendung gefunden hatte, das VI. Armeecorps zugetheilt worden war, wurde so eine ausreichende Truppenmacht zusammengestellt, um den Vormarsch in das Innere Frankreichs fortzusetzen und Alles im freien Felde zu bekämpfen, was der Gegner zur Zeit an formirten Truppen noch besaß.

Nachdem einige Tage der Ruhe den stark mitgenommenen Truppen nothwendig geworden und diese ihnen gegönnt worden waren, wurde die Vorwärtsbewegung angetreten. Das große Hauptquartier verließ Pont-à-Mousson am 23. August.

Hier seien nach aus mehreren Briefen, welche bis zu dieser Zeit geschrieben wurden, ein paar allgemeine Notizen hinzugefügt, welche für unsere Auffassung und Stimmung in jenen Tagen einigen Anhalt gewähren. So heißt es in einem Briefe aus Pont-à-Mousson vom 21. August: „Die Operationen haben die französische Hauptarmee in eine völlig verzweifelte Lage gebracht. Sie ist in Metz blockirt. Wir lassen siebenundeinhalb Corps vor der Festung zurück, mit allen übrigen setzen wir den Marsch gegen Paris fort. Es ist nun nicht unmöglich, wenn auch unwahrscheinlich, daß die in Metz eingeschlossene französische Hauptarmee mit verzweifelten Anstrengungen irgendwo durchbricht. Das hat aber nicht viel auf sich, denn die alsdann von allen Seiten gegen sie vorgehenden deutschen Corps würden ihr ein Entkommen unmöglich machen. Gelingt ihnen der Durchbruch aber nicht, dann müssen sie in einiger Zeit aus Mangel an Lebensmitteln capituliren.

„General v Chouvin, welcher die gesammte Militärtelegraphie unter sich hat, war mir besonders dankbar, daß ich, da er auf ein paar Tage nach dem Kriegsschauplatz gekommen, die Veranlassung wurde, daß er am 18. August noch dort verblieb und so der Schlacht beiwohnen konnte. — Unsere Verluste in der Schlacht müssen bedeutend größer sein als die der Franzosen, wegen der formidablen Stellung welche jene inne hatten. Ich will zufrieden sein, wenn wir mit fünfzehntausend Mann abkommen; ich fürchte mehr. Nach den Bekannten frage ich nicht mehr, denn überall, wo man hin hörte, ist die Antwort „Todt!" oder „Verwundet!" Ich will sie betrauern wenn Alles vorüber ist; jetzt brauchen wir frischen Muth, um freudig die Sache zu Ende zu führen und, Gott sei Dank, den haben wir. Mich überraschen die großen Verluste durchaus nicht, ich habe sie erwartet.

„Was unsere häuslichen Angelegenheiten betrifft, so bemerke ich, wir empfangen unsere Portionen wie jeder Mann, lassen sie durch den Koch zubereiten, einen sachverständigen Trainsoldaten, wenn nicht, wie hier, in einer größeren Stadt, ein Hôtel für uns in Beschlag genommen wird. Die Zeit des Mittagessens ist sehr verschieden, manchmal um zwölf Uhr Mittags, manchmal um acht Uhr Abends. Im Uebrigen theilen wir Alles redlich, was wir aus der Heimath gesandt bekommen. Mit den Biscuits sind wir bereits längst fertig. Zu den etwa achttausend Einwohnern hier, von denen allerdings Viele entflohen sind, kommen an Stäben und Truppen noch weit über dreitausend Mann, und über viertausend Verwundete, sowie immer mehrere tausend durchmarschirende Gefangene.

„Die getheilte Stimmung über die ersten größeren Kämpfe vor Metz wird sich wohl jetzt gelegt haben, und unseren guten Berlinern wird wohl eine Ahnung von den glänzenden Operationen inzwischen aufgegangen sein, die mit der Schlacht am 18. August abschlossen. Der 14., 16. und 18. August bilden ein zusammenhängendes Ganze, jeder Tag ist ein Erfolg für uns, trotz aller französischen Bulletins. Wenn aber die Menschen zu Hause sich jetzt schon so ängstigen, wo Alles glatt und gut geht, so gebe der Himmel, daß wir nicht irgendwo eine kleine Schlappe erleiden. Das liegt doch nicht außer dem Bereich der Möglichkeit. Die Flotte stört zwar unsern Handel, aber sie hat höchstens ein paar tausend Marinesoldaten an Bord. Sollten diese irgendwo landen, was kaum zu glauben ist, so hat auch dies nichts Wesentliches auf sich; sie werden bald und eiligst zurückkehren. Die Regimenter, welche Frankreich ursprünglich zur Seeexpedition bestimmt hatte, mußten bereits zum Theil hier bei den Entscheidungen verwendet werden; ihre Todten bedecken die Schlachtfelder massenhaft."

„Nun können wir bei Châlons noch eine feindliche Armee vorfinden. Aber was für eine! Nur zwei Divisionen Failly und etwa zwei neue Divisionen sind intact, die übrigen sind die Reste Mac Mahon's, dann ferner vierte Bataillone, Mobilgarden — lauter eilige Formationen. Gegen diese marschiren wir mit achtundeinhalb Armeecorps vor, erprobten Truppen. Hat Gott es nicht anders bestimmt, so werden wir mit diesen gründlich fertig werden. Ein paar Tage müssen wir unseren vorgeschobenen Corps nach den vielen Anstrengungen noch Ruhe geben."

„Pont-à-Mousson, den 21. August. Abends.

Ich weise nochmals auf die Möglichkeit hin, daß die Franzosen aus Metz vielleicht auf dem rechten Moselufer durchbrechen. Dadurch würden alle unsere Verbindungen mit der Heimath auf kurze Zeit eine Unterbrechung erleiden und Ihr inzwischen überhaupt nichts von uns zu hören bekommen. Aengstigt Euch in diesem Falle nicht; denn eine solche zeitweilige Unterbrechung hat durchaus nichts auf sich. Wir sind auch auf eine solche gefaßt. Uebrigens ist es nur eine Möglichkeit.

„Unser Sonntagsdiner war heute so knapp und schlecht, daß die Herren stürmisch den mir als Liebesgabe zugegangenen Ingwer verlangten. Sie haben denselben wie Gemüse gegessen! Vom Mittagessen kommend, sagte man mir, daß Graf Bylges von den Gardehusaren noch mir hätte sagen lassen, er läge hier im Hospital. Ich fand Zeit, nach einen Augenblick zu ihm zu gehen. Er hat Unglück gehabt; unmittelbar nach der Schlacht hat beim Oeffnen eines Scheunenthores ein Thorflügel ihn und sein Pferd niedergeworfen. Doch scheint es nicht gefährlich zu sein. Eine in der Eile mitgenommene Kiste Cigarren ließ ich bei ihm. Dem Dragoner Graf Bylges geht es gut. Durch die Säle des Lazareths gehend, rief mich mancher Bekannte an, den ich kaum wiedererkannte, unter diesen auch der tapfere Major v. Willich (Regiment Franz), auf dessen Schimmel Du als Kind in Thorn geritten, und der unser liebenswürdiger Begleiter in Rom war, von er sich von einer schweren Verwundung aus dem Jahre 1866 erholte. Diesmal ist er leider wieder sehr schwer verwundet. Auch unser alter Freund Otto Koch soll einen Schuß in den Unterleib erhalten haben."

* * *

Mit unserem Fortgehen aus Pont-à-Mousson war der erste Act des großen Dramas glücklich geschlossen. Am 6. August hatten stärkere Kräfte der ersten und zweiten Armee die französische Grenze überschritten und den Sieg von Spicheren auf französischem Boden erkämpft. Noch drei weiteren großen Schlachten war fast die gesammte französische Hauptarmee in dem kurzen Zeitraum von zwölf Tagen durch das Ergebniß des 18 August in die Festung Metz hineingeworfen und sah nun, von ausreichenden Streitkräften in dem engsten Kreis umschlossen, einer fast unausbleiblichen Katastrophe entgegen. Während dieser Zeit hatte die Armee des Kronprinzen von Preußen, welche bereits am 4. August die französische Grenze überschritt, durch die Siege von Weißenburg und Wörth die französische Nebenarmee unter Mac Mahon aus dem Elsaß vertrieben, und war in deren Verfolgung über die Vogesen in das Innere Frankreichs eingedrungen. Die Verbindung zwischen ihr und den bei uns befindlichen Streitkräften war hergestellt, während eine ihrer Divisionen sich gegen Straßburg wandte und gleichzeitig mit der Eroberung des Elsasses betraut wurde.

In kürzester Frist hatten die gewaltigen Schläge des August die Antwort auf die Siegeshoffnungen der Franzosen gegeben. Durch glänzende Erfolge gehoben und im Bewußtsein unserer Ueberlegenheit über die noch im Felde vorhandenen Streitkräfte, sahen wir mit Zuversicht der Zukunft entgegen!

(Weitere Abschnitte folgen.)

Die Wahre Geſchichte des Celſus.

Von

F. Max Müller.

[Nachdruck unterſagt.]

In einem im diesjährigen Märzheft der „Deutſchen Rundſchau“ erſchienenen Aufſatz „Ueber das Religions-Parlament in Chicago“ drückte ich mein Erſtaunen aus, daß dieſes Ereigniß, welches ich als das in meinen Augen bedeutungsvollſte des Jahres 1893/94 bezeichnet hatte, in Deutſchland ſo wenig bekannt geworden, daß die Redaction des Wiener Fremdenblattes es für nöthig hielt, zu erklären, was für ein Parlament denn das zu Chicago gehaltene geweſen ſei. Ebenſo als ich auf die Frage, was ich in meinem Fach für die wünſchenswertheſte Entdeckung des kommenden Jahres halten würde, die Antwort ertheilte die Entdeckung des Sermo verus des Celſus, ſchien auch dies ein ſo wenig bekanntes Werk, daß die Redaction glaubte hinzufügen zu müſſen, daß Celſus ein berühmter Philoſoph des zweiten Jahrhunderts geweſen ſei, der das ſich immer mehr verbreitende Chriſtenthum zum erſten Male in ſeinem Sermo verus einer gründlichen Kritik unterworfen habe. Der Wunſch, ja ſogar die Hoffnung, daß dieſes uns verlorene gegangene Buch, von dem wir uns aus der Replik des Origenes einen mehr oder weniger zureichenden Begriff machen können, ſelbſt wieder zum Vorſchein kommen möge, war durch die jüngſten Entdeckungen alter griechiſcher Handſchriften in Aegypten nahe gelegt. Wo ſo viele unerwartete Entdeckungen gemacht worden waren, durfte man auf noch weitere Funde hoffen. Denn wer hätte geglaubt, daß man alte griechiſche Texte in den Mumienkaſten finden würde, wo die griechiſchen Papyrusblätter ſorglos zuſammengeballt waren, um als Kiſſen für Kopf und Glieder eines Skeletts zu dienen. Es war klar, daß dieſe Papyrusblätter als Maculatur verkauft worden waren, und daß ſie wahrſcheinlich aus den Häuſern griechiſcher Beamten und Officiere herrührten, welche während der Macedoniſchen Occupation ſich in Aegypten heimathlich eingerichtet hatten und deren Mobiliar bei ihrem ſchnellen Abzug mit Allem, was dazu gehört hatte öffentlich verkauft und verſchleudert worden war. Es fanden ſich nicht nur Bruchſtücke von claſſiſchen Texten, wie Homer, Plato, und die

bisher unbekannte von Aristoteles, wenn nicht verfaßte, so doch benutzte Schrift „Ueber die Staatsverfassung der Athener", sondern auch manche Fragmente christlicher Literatur, die es wahrscheinlich machten, daß auch die Büchersammlungen christlicher Familien damals auf den Markt geworfen wurden, und daß man die Papyrusblätter wenn sie zu nichts Anderem nützlich schienen, als Maculatur oder als eine Art von papier-maché verbrauchte.

Warum sollte denn nun aber gerade die Wahre Geschichte des Celsus, der λόγος ἀληθής oder Sermo verus, unsere Wißbegierde erregen? Der Grund ist ziemlich klar. Wir wissen im ersten, im zweiten, selbst im dritten Jahrhundert fast nichts von der Geschichte der Lehre Christi, außer was uns von christlichen Schriftstellern überliefert worden ist. Nun ist es aber eine alte Regel, daß es Recht ist sich auch vom Feinde belehren zu lassen. Was est et ab hoste doceri. Celsus war nun ein sehr entschiedener Feind der neuen christlichen Lehre und wir würden jedenfalls aus seiner Schrift ersehen können, wie die christliche Religion sich in den Augen eines gebildeten Mannes des zweiten Jahrhunderts darstellte, der, wie es scheint, in manchen wichtigen Punkten mit der philosophischen Anschauung der christlichen Gemeinde übereinstimmte aber wenigstens mit derselben vertraut war, namentlich mit der Logoslehre der aber nicht begreifen konnte, wie Männer, welche die durch den Logos bedingte Weltanschauung einmal verstanden und sich angeeignet hatten, damit den Glauben an Christus als den fleischgewordenen Logos vereinigen konnten. Dem Celsus ist die christliche Religion etwas Objectives, in allen andern Schriften der ersten drei Jahrhunderte ist und bleibt sie meist ganz subjectiv Es konnte dies kaum anders sein, denn eine in der Entstehung begriffene Religion existirt kaum für die Außenwelt. Was war damals Jerusalem und Palästina in den Augen der sogenannten Welt? Eine wenig einträgliche, oft aufrührerische Provinz. Die Juden und ihre Religion hatten schon die Aufmerksamkeit von Rom und Athen durch ihre Sonderbarkeiten auf sich gezogen, aber die Secten unter den Juden interessirten die classische Welt weit weniger als die Secten der platonischen und stoischen Schulen. Die Christen betrachtete man als Juden, sowie man vor nicht zu langer Zeit bei uns Buddhisten, Sikhs Jainas und Brahmanen als indische Götzendiener zusammenwarf. Wie sollte man auch damals in Rom die Differenzen verstanden haben, welche die Christen von den Juden, welche Juden-Christen von Heiden-Christen trennten? Uns erscheint natürlich der Schritt, den namentlich Paulus und seine Genossen thaten, ein ungeheurer, ein wahrhaft weltgeschichtlicher, aber was für ein Interesse konnten diese Dinge außerhalb Palästina's haben? Daß die Juden die sich für ein ganz besonderes Volk hielten, die keine Fremden zulassen keine Heirath zwischen Juden und Nicht-Juden dulden wollten die bei allen Kränkungen und Niederlagen, die sie erfahren hatten, ihre Hoffnung auf einen Befreier, auf einen irdischen Messias und auf irdische Herrlichkeit ihrer Nation mit aller Energie festhielten, daß diese nun auf einmal das, was ihnen als unrein gegolten, für rein erklären, daß sie ihr Nationalgefühl in ein Humanitätsgefühl umwandeln sein, daß sie ihren Messias in einem gekreuzigten Missethäter wiedererkennen sollten, das bezeichnet einen völligen Umschwung in

der Geschichte dieses Volkes, aber das Volk selbst war und blieb wenn nicht ein unbeachtetes so doch ein verachtetes Volk in den Augen der Welt. Es sollte uns daher nicht in Erstaunen setzen daß kein classischer Schriftsteller uns eine wirklich historische Darstellung der neuen christlichen Religion gegeben oder auch nur mit einem Worte die wunderbaren Ereignisse erwähnt hat, welche die Erde aus ihren Angeln gehoben haben würde, wenn sie wirklich so stattgefunden, wie die Evangelien sie beschreiben. Celsus ist der einzige nicht-christliche und nicht-jüdische Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts, der nicht nur mit Vertretern des Judenthums und Christenthums bekannt war sondern auch wie es scheint, Theile des Alten und des Neuen Testaments sorgsam gelesen hatte. Er prahlt sogar und rühmt sich diese Religionen besser zu kennen als viele ihrer Anhänger (II. 12) Daß ein solcher Mann diese neuchristliche Secte für wichtig genug hielt, um sie einer eingehenden Untersuchung zu unterwerfen, beweist jedenfalls seinen Scharfblick und zugleich die zunehmende Machtstellung der christlichen als einer von der jüdischen unabhängigen Religion. Was dieser Celsus sonst war, ist nicht leicht zu ermitteln. Selbst sein Gegner Origenes scheint nur wenig von ihm zu wissen jedenfalls sagt er uns nichts über ihn und über seine Lebensstellung, so selbst über sein Datum sind wir noch immer im Unklaren. Man hat gemeint, er sei derselbe Celsus dem Lucian (129—200 A. D.) sein Werk über den falschen Alexander gewidmet. Es mag so sein aber Celsus ist ein sehr gewöhnlicher Name, und Origenes selbst spricht von zwei Männern dieses Namens, die beide Epicuräer gewesen und zur Zeit Nero's (54—68 A. D.) und Hadrian's (118—138 A. D.) gelebt haben sollen[1]). Man hat geglaubt, dem Letzteren die Abfassung des Sermo verus absprechen zu müssen, weil in demselben, wie es scheint, die Secte der Marcelliner erwähnt, die erst im Jahre 155 unter Bischof Anicetus gegründet sein soll. Man hat aber übersehen, daß Origenes hinzufügt, Celsus möge noch über Hadrian's Regierung hinaus gelebt haben. Allerdings spricht Origenes von dem Sermo verus als einem schon längst bekannten Werke da aber Origenes erst im Jahre 253 A. D. starb, so wäre das Werk des Celsus, auch wenn es noch 155 A. D. geschrieben, doch schon zu seiner Zeit ein altes und long bekanntes gewesen. Es ist viel Gelehrsamkeit auf die Identification und das Datum unseres Celsus verwendet und, wie mir scheint, verschwendet worden. Das Merkwürdige ist daß Origenes selbst sich so wenig Mühe gegeben hat seines Gegners hohhaft zu werden. Er läßt die Frage offen, ob er derselbe Celsus gewesen, der zwei andere Bücher gegen die Christen verfaßt habe (Contra Celsum IV, 36). Zu Ende seines Werkes redet er von ihm, als ob er ein Zeitgenosse gewesen, und er versichert, ein zweites Werk von ihm gegen die Christen, welches noch nicht vollendet oder ihm noch nicht zugekommen sei, ebenso wie seinen Sermo verus, gründlich widerlegen zu wollen. So spricht man doch nur von Zeitgenossen. Könnten wir beweisen, daß Celsus der Freund des Lucian gewesen sei, nun so wüßten wir, daß er, nach Lucian's Urtheil, ein wohrheitsliebender, edler und gebildeter Mann war. Es war nicht im Interesse des Origenes, gerade diese Seiten des Charakters seines Gegners her-

[1]) Contra Celsum I, 8.

vorzuheben doch muß man es dem Origenes zur Ehre anrechnen, daß er so empört er durch einige der Anschuldigungen des Celsus war, doch nie seinen persönlichen Charakter verdächtigte. Vielleicht war es nicht ganz gerecht wenn Origenes den Celsus beschuldigt, daß er sich seines Epicuräismus schäme und seine eigenen philosophischen und atheistischen Ueberzeugungen verheimlicht habe um bei Juden und Christen leichteren Eingang zu finden[1]). Es scheint mir dies nicht ganz gerecht denn es war ein sehr verzeihlicher Kunstgriff daß Celsus einen Theil der christlichen Lehre zuerst unter der Maske eines Juden angriff bei seine Religion als die ältere und respectoblere hinstellt und die Christen zu überzeugen sucht, daß sie besser gethan, bei ihrer väterlichen Religion zu verbleiben. Im Gegentheil, do Celsus selbst er mag nun gewesen sein, was er wolle, nur nicht ein Jude, eine wirkliche Vertheidigung des Judenthums kaum mit gutem Gewissen hätte unternehmen können. so war es ganz natürlich daß er einen Juden zum Advocaten der jüdischen Religion wählte, und diesem wie einem zweiten Phila, Ideen in den Mund legte, die allerdings eher platonisch als epicuräisch klingen. Daß er dabei oft aus seiner Rolle gefallen, war Origenes vollkommen berechtigt nachzuweisen, und hat es auch mit vielem Geschick gethan.

Mag also Celsus gewesen sein wer oder was er wolle, ein Epicuräer oder, wie man auch zuweilen behauptet hat, ein wirklicher Neuplatoniker jedenfalls war er kein unbedeutender Gegner und des Schwertes des Origenes nicht unwürdig. Weshalb hätte sich auch sonst Origenes gedrungen gefühlt ihn so eingehend zu widerlegen? Er sagt allerdings er hätte dies nur auf Bitten seines alten Freundes und Beschützers des Ambrosius gethon. Abee das ist, was viele Schriftsteller unter ähnlichen Umständen gesagt haben und noch sagen. Wir haben jedenfalls viel durch den Untergang (die Zerstörung?) aller Handschriften des Celsus verloren. Er besaß nicht nur eine Kenntniß der hauptsächlichsten philosophischen Schulen des Alterthums er scheint auch die Religionen der alten Welt mit Vorliebe studirt zu haben, wie sie zu jener Zeit den Gelehrten, namentlich in Alexandrien, bekannt waren, von denen wir aber nur sehr dürftige Kunde haben. Origenes bemerkt ausdrücklich (I. 14) daß Celsus die verschiedenen Völker beschrieben habe, die im Besitz von religiösen und philosophischen Systemen waren, da er der Meinung gewesen, daß alle diese Ansichten eine gewisse Verwandtschaft unter einander besäßen. Hier ist ohne Zweifel viel für uns verloren gegangen, nicht nur für die Geschichte der griechischen Philosophie, sondern auch für die Geschichte der orientalischen Religionen und Philosophien deren Vertreter damals in Alexandrien zu Hause waren, über deren persönlichen Einfluß wir aber fast ganz im Dunkel sind. Celsus soll über die Lehren der Aegypter der Assyrer, der Juden, Perser, Odryser Samothracier und Eleusiner auch der Samanäer d. h. Buddhisten (I. 24), geschrieben und diese als besser beglaubigt hingestellt haben, als die der Juden. Wir sehen immer von Neuem, was für Schätze in Alexandrien aufgehäuft waren, und wir fühlen es um so tiefer, daß sie für uns unwieder-

[1]) Contra Celsum I, 8.

bringlich verloren ſind. Der Wunſch, ja die Hoffnung auf Wiederentdeckung des Werkes des Celſus war alſo ſehr natürlich für Jeden, der in die geiſtige Atmoſphäre des zweiten und dritten Jahrhunderts etwas tiefer einzudringen wünſchte, und namentlich für ſolche, die ſich eine klare Vorſtellung zu machen ſtrebten, wie philoſophiſch gebildete Männer dieſer Zeit, Männer alſo wie Clemens und Origenes ſelbſt ſich zum Chriſtenthum bekennen oder bekehren oder das Chriſtenthum anderen Philoſophen gegenüber vertheidigen konnten, ohne dach ihrer philoſophiſchen Ueberzeugung im geringſten untreu zu werden. Daß die niederen Claſſen unter Juden und Griechen der neuen Lehre folgten, läßt ſich weit leichter begreifen, auch ohne auf die Beweiskraft der Wunder zu damaliger Zeit zu viel Gewicht legen zu wollen. Die große Menge war eigentlich ohne jede praktiſche Religion. Die griechiſchen Denker hatten Syſteme der Phyſoſophie und der Moral geſchaffen, aber der althergebrachte Gottesdienſt war zu einer bloßen Schauſtellung herabgeſunken. Auch bei den Juden war die alte Religion zu einem ſtarren Tempeldienſt geworden, der dem ſchwachen Menſchenherz nur wenig Troſt und Hoffnung bot. In den Augen der meiſten Philoſophen jener Zeit galt jede Religion als verderblicher Aberglaube, gut genug für die Menge, aber für die Gebildeten kaum der Beachtung werth. Daß alſo Celſus die chriſtliche Religion zum Gegenſtand einer eindringenden Behandlung und Widerlegung macht, ſpricht nicht nur für ſeine vorurtheilsfreie Beurtheilung ſeiner Mitwelt, ſondern zeigt uns zu gleicher Zeit, wie das Chriſtenthum zu jener Zeit, ganz unabhängig von der jüdiſchen Religion, an Bedeutung gewonnen, ja angefangen hatte, ſelbſt in den Augen eines heidniſchen Philoſophen als etwas Wichtiges, als etwas Gefährliches, als etwas, das mit philoſophiſchen Waffen bekämpft werden mußte, zu gelten.

Das Chriſtenthum verdankte jedenfalls ſeine ſchnelle Verbreitung hauptſächlich ſeiner praktiſchen Seite, namentlich der thatkräftigen Liebe, die es Allen entgegen brachte, die mühſelig und beladen waren. Chriſtus und die Apoſtel hatten es verſtanden, die Armen, die Sünder, die verachtetſten Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft um ſich zu verſammeln. Sie boten ihnen Verzeihung für ihre Sünden, Liebe und Theilnahme, wenn ſie nur verſprachen ſich zu bekehren und nicht ferner zu ſündigen. Von einem Religionswechſel in unſerem Sinne des Wortes war bei dieſen früheſten Nachfolgern Chriſti kaum die Rede. Das Chriſtenthum war zuerſt viel mehr ein neues Leben als eine neue Religion. Die erſten Schüler waren ja und blieben Juden in den Augen der Welt und daß ſie aus den verachtetſten Claſſen kamen, ſtellt ſelbſt Origenes nicht in Abrede. Celſus hatte den Chriſten vorgeworfen, daß die Apoſtel, um deren Häupter zu ſeiner Zeit ſchon ein Heiligenſchein zu leuchten angefangen hatte, Männer von ſchlechtem Charakter geweſen Miſſethäter, Schiffer und Zöllner. Origenes gibt zu, daß Matthäus ein Zöllner geweſen, ebenſo Jakobus und Johannes Schiffer, wahrſcheinlich auch Petrus und Andreas, behauptet aber, daß man von den andern Apoſteln nicht wiſſe, wie ſie ſich ihren Lebensunterhalt verdient hätten. Daß ſie aber Miſſethäter und Verbrecher geweſen will Origenes durchaus nicht in Abrede ſtellen. Er bezieht ſich auf den Brief des Barnabas, wo es heißt daß Jeſus Männer zu ſeinen Apoſteln wählte, die

mehr als alle anderen Missethäter sich der Sünden schuldig gemacht“ [1]). Er beruft sich auf die Worte des Petrus, wenn er sagt: „Herr gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch [2])!“

Ebenso sagt Paulus in seinem Briefe an Timotheus [3]): „Denn das ist ja gewißlich wahr, und ein theures werthes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der vornehmste bin.“

Aber Origenes erkennt gerade darin die göttliche Macht der Persönlichkeit und der Lehre Christi, daß durch sie Männer, die tief in Sünden versunken waren, zu einem neuen Leben erhaben werden konnten, und er erklärt es für unrecht, daß man denen, die ihre früheren Sünden bereut und ein reines und Gott wohlgefälliges Leben angetreten, ihren früheren sündhaften Lebenswandel vorwerfen sollte. Er macht sogar keinen Unterschied in dieser Beziehung zwischen den Aposteln und Männern wie Phädo und Paleme, die durch die Philosophie aus dem Pfuhl ihrer Sünden gerettet wurden, und erkennt in der Lehre Christi eine noch größere Macht als in der griechischen Philosophie, weil sie eben ohne alle Künste der Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit ihre rettende und beseligende Kraft bethätigt habe. Was die Apostel waren und was sie durch das Evangelium wurden, erläutert Origenes selbst durch die Worte des Paulus [4]), „denn wir waren auch weiland unweise, ungehorsame irrige, dienend den Lüsten und mancherlei Wollüsten, und wandelten in Bosheit und Neid, und hasseten uns unter einander.“

Er rechnet es den Aposteln zur Ehre an, daß, selbst wenn ihre Selbstanklagen übertrieben waren, sie ihre Sünden so offen bekannt hätten, um den rettenden Einfluß des Evangeliums in ein desto klareres Licht zu stellen. Aber die Thatsache selbst, daß die Apostel sündige und verachtete Menschen gewesen seien, läßt auch Origenes ehrlich bestehen. Wir wissen ja auch, wie wahrhaft menschlich Christus selbst die Ehebrecherin behandelte, wie er die Pharisäer aufforderte, wenn sie selbst frei von Sünde wären, den ersten Stein auf sie zu werfen. Und wer bewundert nicht die alten Pharisäer, die schweigend hinausgingen, Einer nach dem Andern, von den Aeltesten an bis zu den Geringsten, ohne einen Stein zu werfen? Wir haben keine solchen Pharisäer mehr! Jesus aber entließ die Ehebrecherin mit den mitleidsvollen Worten: „Sündige nicht wieder!“ Daß eine solche Behandlung der sündenbeladenen Menschheit von Ihm, der keine Sünde kannte, einen tiefen Eindruck auf die Menge machte, läßt sich vollkommen begreifen. Wir sehen eine merkwürdige Parallele dazu in dem ersten Auftreten Buddha's und seiner Schüler in Indien. Auch ihm wurde vorgeworfen, daß er Sünder und Ausgestoßene zu sich lud und ihnen Mitleid und Hülfe entgegen brachte. Auch er wurde ein Arzt ein Heiland der Kranken genannt, und wir wissen welch' unzählige Menge der kranken Menschheit bei ihm Heilung gefunden hat. Alles Dies ist menschlich

[1]) Origenes, C. C., I, 63.
[2]) Evangelium Lucä V, 8.
[3]) Brief an Timotheus I, 1, 15.
[4]) Brief an Titus III, 3.

ganz begreiflich. Eine Religion ist ihrem Wesen nach keine Philosophie, und Niemand könnte dem Christenthum einen Vorwurf machen wenn es sich einzig und allein der Heilung menschlicher Gebrechen gewidmet und alle metaphysischen Fragen abgewiesen hätte. Wir wissen, wie auch Buddha persönlich alle philosophischen Discussionen ablehnte. Als einer seiner Schüler ihm Fragen vorlegte über metaphysische Probleme, deren Lösung jenseits der Grenzen der menschlichen Vernunft liegt, berief er sich darauf, daß er nichts sein wolle als ein Arzt, um die Gebrechen der Menschen zu heilen. So sagt er zu Málunkyaputta: „Was habe ich Dir früher gesagt? Sagte ich, komme zu mir und sei mein Schüler, damit ich Dich belehre, ob die Welt ewig ist oder nicht, ob die Welt endlich oder unendlich ist, ob das Lebensprincip mit dem Körper identisch ist oder nicht, ob der vollkommene Mensch nach dem Tode lebe oder nicht?"

Málunkyaputta erwiderte: „Meister, Du hast das nicht gesagt."

Da fuhr Buddha fort: „Hast Du denn gesagt: Ich will Dein Schüler sein, aber beantworte mir erst diese Fragen?"

„Nein," sagte der Schüler.

Darauf sagte Buddha: „Ein Mann ward einmal von einem giftigen Pfeile verwundet und seine Freunde riefen einen erfahrenen Arzt herbei. Was nun, wenn der Kranke gesagt hätte, ich werde mir meine Wunde nicht untersuchen lassen, bis ich weiß wer der Mann war, der mich verwundete, ob er ein Edelmann, ein Brahmane, ein Vaisya oder ein Sudra war, was sein Name ist, zu welcher Familie er gehört, ob er klein oder groß oder von mittlerer Größe ist, und wie die Waffe aussah, mit der ich verwundet wurde. Wie würde es mit einem solchen Mann gehen? Würde er nicht ganz sicherlich an seiner Wunde sterben?"

Der Schüler kommt dann zur Einsicht, daß er als ein Kranker zu Buddha gekommen sei und von ihm als einem Arzt Heilung gewünscht habe, nicht aber Belehrung über Dinge die weit über den menschlichen Horizont hinaus liegen.

Man hat es oft Buddha zum Vorwurf gemacht daß er für seine Religion einen so ausschließlich praktischen Charakter beansprucht und statt Philosophie nichts als Moral gepredigt habe. Diese Vorwürfe datiren aus sehr früher Zeit wie sie in den berühmten Gesprächen zwischen Nágasena und Milinda, dem König Menandros, etwa 100 v. Chr. Geburt. Und doch wissen wir, wie trotz aller Warnungen von Seiten des Stifters des Buddhismus diese Religion bald von Metaphysik ganz überwuchert worden ist, ja wie schließlich die Metaphysik als Abhidharma einen anerkannten Platz im heiligen Kanon der Buddhisten gefunden hat.

Aehnlich war es auch im Christenthum. Zu Anfang wollte es nur die Sünder zur Buße rufen. Die Starken wie Jesus selbst sagte, bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Er betrachtete sich also als Arzt, ganz so wie in früherer Zeit Buddha es gethan. Er erklärte, daß er gekommen sei nicht um das Gesetz zu zerstören, sondern um es zu erfüllen. An den Früchten sollte man die Wahrheit seiner Lehre erkennen, und von philosophischen Discussionen oder gar von Angriffen auf die Schule der griechischen Philosophie

hören wir fast nichts in den Evangelien. Aber auch hier zeigte es sich bald, daß für eine praktische Reform des Lebenswandels eine höhere Weihe unumgänglich ist. Man erkannte, was schon ein indischer Philosoph dem Sokrates gesagt haben soll, daß Niemand das Menschliche verstehen könne, der nicht zuerst das Göttliche verstanden. Griechisch gebildete Männer, die sich von den moralischen Grundsätzen der kleinen christlichen Gemeinden angezogen fühlten, wollten doch bald mehr. Sie hatten ja auch den Schritt, den sie gethan, sie hatten das Christenthum, zu dem sie sich bekennen wollten oder bekannt hatten, gegen ihre früheren Freunde und Meinungsgenossen zu vertheidigen, und so entstanden sehr bald die sogenannten Apologien des Christenthums und Darlegungen der theologischen und philosophischen Anschauungen, welche die Grundlage der neuen Lehre bildeten. Eine Religion, die sich nur aus armen Sündern und Zöllnern recrutirte, hätte kaum in die höheren Schichten der Gesellschaft eindringen und sich in den Hörsälen und Palästen gegen philosophisch gebildete Mitglieder der vornehmen Kreise behaupten können, wenn ihre Vertreter wie Buddho alle philosophischen, namentlich alle metaphysischen Fragen einfach abgelehnt hätten.

Wie kamen also hochgebildete, hochgestellte, ganz unabhängige Männer dazu, sich zum Christenthum zu bekennen? Wie machten sie es ihren Freunden und früheren Meinungsgenossen begreiflich, daß sie einen solchen Schritt bona fide gethan hatten? Um dies zu verstehen, hilft uns Celsus und ebenso sein Gegner Origenes.

Die Brücke, welche von der griechischen Philosophie zum Christenthum hinüberführte, war der Logos. Es ist merkwürdig, wie sehr diese Fundamentallehre des Christenthums später in den Hintergrund trat, wie wenig sie selbst unter den Gebildeten unserer eigenen Zeit verstanden und wie oft sie von ihnen unberücksichtigt bei Seite gelassen wird. Im christlichen Alterthume war dies wohl eine Folge der praktischen und politischen Entwicklung der neuen Religion. Man schnitt aber der christlichen Religion dadurch den Lebensnerv ab, der sie mit den höchsten geistigen Errungenschaften der alten, namentlich der griechischen Welt, aufs Engste verband. Erst mißverstand man den Logos, das Wort als den Sohn Gottes, und dann griff man zur Mythologie, um das mißverstandene Dogma begreiflich zu machen. In neuerer Zeit hat man durch fortgesetzte Vernachlässigung der Logoslehre dem Christenthum den wichtigsten Boden unter den Füßen weggenommen und somit seine historische Berechtigung, seinen lebendigen Zusammenhang mit dem griechischen Alterthum fast ganz aus den Augen verloren. Bei uns in Deutschland scheint es fast als ob Goethe in seinem Faust daran Schuld sei, daß die Logoslehre in den weitesten Kreisen als etwas Dunkles, Unbegreifliches, Mystisches betrachtet wird. Viele, wenn sie den Anfang des vierten Evangeliums lesen, „Im Anfang war das Wort", sagen sich das versteht kein Mensch, und lesen weiter. Wer sich nicht ernstlich und ehrlich bemüht, diesen Anfang des Evangeliums zu verstehen, zeigt oder bedingt, daß er sich wenig um das innerste Wesen des Christenthums kümmert, wie es im vierten Evangelium klar dargelegt ist. Er vergißt, daß zu einer Religion nicht nur Glaube sondern auch

Denken gehört. Es ist keine Entschuldigung, zu sagen: Hat nicht der gelehrte Dr. Faustus sich abgequält um herauszufinden, was das Wort hier bedeute, und hat es doch nicht gefunden! Er sagt bei Goethe:

Geschrieben steht: „Im Anfang war das Wort!"
Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort.
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muß es anders übersetzen!

Das mußte er aber eben nicht. Er mußte gar nicht übersetzen, sondern Logos als einen Kunstausdruck der griechischen Philosophie acceptiren. Er würde dann gesehen haben, daß man das Wort unmöglich zu hoch schätzen könne, wenn man nur zuerst gelernt, was das Wort in der Sprache der damaligen Philosophie bedeutete. Selbst einem Faust hätte Goethe eine solche Unwissenheit nicht bemessen sollen, wie wenn er dann, ohne alle historische Kenntniß, zu speculiren fortfährt:

Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin
Geschrieben steht: „Im Anfang war der Sinn."
Bedenke wohl die erste Zeile
Daß deine Feder sich nicht übereile!
Ist es der Sinn, der Alles wirkt und schafft?
Es sollte stehen: „Im Anfang war die Kraft."
Doch auch indem ich dieses niederschreibe
Schon warnt mich was daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rath,
Und schreibe getrost: „Im Anfang war die That."

Hätte Goethe die unhistorische Hermeneutik der modernen Theologen recht geißeln wollen, er hätte es nicht besser thun können, als in diesem Versuch eines vom Geiste sich erleuchtet wähnenden, aber von aller Kenntniß der Geschichte verlassenen Bibelerklärers. Kenntniß der Geschichte der griechischen Philosophie des ersten und zweiten Jahrhunderts n. Chr. Geburt gehört allerdings dazu, um ein Wort wie Logos zu verstehen, das auf griechischem Boden emporgewachsen und mit seinen ersten Wurzeln weit in das hohe Alterthum des griechischen Geistes hinaufreicht, das sich eben deshalb gar nicht übersetzen läßt, weder in das Hebräische noch in das Deutsche, sondern das historisch verstanden werden will, ebenso wie alle anderen termini technici, z. B. Logik, Metaphysik, Analytik, Organon &c. sich nur historisch begreifen und verstehen lassen. Nun kann man wohl nicht in Abrede stellen, daß selbst jetzt die Mehrzahl der gebildeten Leser den ersten Satz des vierten Evangeliums, „Im Anfang war das Wort", entweder rein formelhaft wiederholt oder glaubt, daß Etwas darin verborgen liege, was für den gewöhnlichen Menschenverstand viel zu tief sei. Das ist ja nun auch theilweise wahr und kann nicht anders sein bei Religionen, welche nicht nur für Unmündige sondern auch für Weise und Kluge bestimmt sind, die starke Speise sein wollen für die Vollkommenen und nicht nur Milch für junge Kinder. Die Schuld liegt aber hauptsächlich an der Uebersetzung, ja daß man überhaupt daran gedacht ein Wort zu übersetzen, anstatt es als das, was es war, als ein Fremdwort, stehen zu lassen. Dies wird noch viel schlimmer, wenn wie z. B. bei gewissen Uebersetzungen in

orientalische Sprachen der neubekehrte Christ zu lesen hat: „Im Anfang war das Hauptwort aber das Zeitwort.“ Die richtige Uebersetzung im Deutschen wäre natürlich: „Im Anfang war der Logos.“ Denn Logos ist hier nicht das gewöhnliche Wort lagos, sondern ein terminus technicus, den man ebensowenig aus dem Wörterbuch übersetzen kann als man daran denken würde Messias oder Christus einfach etymologisch durch der ‚Eingeölte‘ zu übersetzen, oder Angelos durch ‚Laufbote‘ oder ‚Nuntius‘. Lasen nur zu Anfang des Evangeliums: „Im Anfang war der Logos“, so wüßte wenigstens ein Jeder, daß er es mit einem fremden, einem griechischen Wort zu thun habe, und daß er sich ein Verständniß desselben aus der griechischen Philosophie verschaffen müsse, ebenso wie dies bei solchen Worten wie Atom, Idee, Kosmos ꝛc. nothwendig ist. Es ist merkwürdig, was sich der menschliche Verstand gefallen läßt. Millionen von Christen hören und lesen, „zu Anfang war das Wort“, denken sich entweder nichts oder die unbegreiflichsten Dinge dabei und lesen dann weiter, nachdem sie den Schlüssel zum vierten Evangelium einfach weggeworfen haben. Daß Denken und Nachdenken auch ein Gottesdienst sei, vergessen sie nur zu leicht, und doch gehört gar nicht viel Nachdenken und Nachlesen dazu, um sich den ersten Vers des vierten Evangeliums wenigstens im Allgemeinen zugänglich und verständlich zu machen.

Eine Erklärung von Logos in der griechischen Philosophie ist viel einfacher, als man gewöhnlich glaubt. Man muß nur nicht vergessen, daß für die Griechen Gedanke und Wort unzertrennlich waren und sie daher beide unter demselben Ausdruck nämlich Logos, verstanden, wenn sie auch zwischen dem innern und äußern Logos unterschieden. Es ist eine der merkwürdigsten Verirrungen des menschlichen Geistes, zu meinen, daß es ein Wort ohne Sinn und einen Sinn ohne Wort geben könne. Die beiden sind unzertrennlich, sie können nicht ohne einander bestehen oder selbst gedacht werden. Ich glaube, in meiner „Science of Thought“ (deutsch „Die Wissenschaft des Geistes im Lichte der Sprache“) klar und deutlich nachgewiesen zu haben, daß und warum Sinn ohne Wort und Wort ohne Sinn unmöglich und undenkbar sind. Hier ist der erste Schlüssel zu einer historischen Lösung des Räthsels zu Anfang des vierten Evangeliums. Wir wissen, daß die griechische Philosophie, nachdem sie alle möglichen Versuche einer mechanischen Welterklärung gemacht hatte, schon in der Schule des Anaxagoras zu der Einsicht gelangt war, daß die hylozoistische sowie die atomistische Theorie den menschlichen Geist unbefriedigt lasse, und daß es nothwendig sei, einen Gedanken aber denkenden Geist, der sich im Universum manifestirt, als das Uranfängliche anzusetzen. Dies war der Nous, der Geist des Anaxagoras. Er hätte ihn ebensogut Logos nennen können, denn schon vor Anaxagoras wurde dies Wort gebraucht, um die Vernunft auszudrücken, deren Allgegenwart im Universum erkannt zu haben der große Fortschritt im System des Anaxagoras war. Schon Heraklit hatte Vernunft im Universum gesehn und in Beziehung darauf sogar den den Namen Logos gebraucht. Während die Menge in der Moira aber in der Heimarmene nur das Schicksal, das Fatum, erkannte, erklärte Heraklit, daß das Wesen dieser Heimarmene der Logos, die Vernunft sei, welche die

Welt durchdringt. Es ist dies der älteste Ausdruck für das Hegel'sche „Was ist, ist vernünftig". Man darf nun nicht glauben, daß Heraklit diesen Logos für identisch mit seinem Feuer genommen. Er sagt nur, daß das Feuer unter dem Logos stehe daß es κατα τον λογον, nach dem Logos wirke oder wie wir sagen würden vernunftmäßig.

Unsere Kenntniß des ganzen Systems des Heraklit ist natürlich so fragmentarisch, daß wir über diesen sowie über viele andere Punkte nur mit großer Vorsicht sprechen können. Dasselbe gilt, wenn auch in geringerem Maße, von dem System des Anaxagoras. Sein Νους, wenn wir es durch Geist übersetzen ist umfassender als Logos. Wir müssen aber nicht glauben, daß dieser Νους einen persönlichen Charakter trug, denn Anaxagoras bemerkt ausdrücklich, daß er ein χρῆμα, ein Ding sei, obwohl er auch gesagt haben soll, daß dieser Nous alle Dinge geordnet habe. Ob ein unpersönlicher Geist überhaupt denkbar sei, das war zu jener Zeit noch ein fernliegendes Problem. Selbst bei Plato können wir nicht klar bestimmen, ob er sich diesen Νους als Gott in unserem Sinne vorgestellt habe oder als Sophia, Weisheit, ein Wort was oft bei ihm den Nous verdrängt. Merkwürdig ist daß Plato in seinen echten Schriften das Wort Logos überhaupt nicht gebraucht, und daß auch bei Aristoteles Nous das Erste bleibt, was wir den göttlichen Geist nennen würden, während Logos bei ihm die Vernunft, der Causalnexus, das οὐ ἕνεκα ist, also entschieden etwas Unpersönliches, wenn nicht Unsubjectives.

Plato ist der Erste der in dem Urgrund sein Wesen und sein Sein, oder wie wir auch sagen können seine Ruhe und seine Thätigkeit unterscheidet. Er spricht von einem ewigen Plane der Welt, einem Gedanken der Welt, oder einer gedachten Welt, untrennbar vom Schöpfer, aber doch unterschiedbar. Dies ist die platonische Welt der Ideen, die der sinnlich wahrnehmbaren, der phänomenalen Welt zu Grunde liegt. Was ist natürlicher und verständlicher als dieser Gedanke? Wenn die Welt einen Urheber hat, können wir anders denken als daß der Gedanke, der Plan dieser Welt, dem Urheber zugehörte, daß er gedacht wurde und nur so verwirklicht ward? Nun dieser Plan, dieser Gedanke war der innere Logos, und wie jeder Gedanke sich unmittelbar im Wort äußert, so auch dieser, der dann der äußere Logos hieß. Der äußere Logos war ohne den inneren Logos nicht möglich, ebenso wie ein Wort ohne Sinn und Vernunft unmöglich ist. Aber auch der innere Logos existirt verwirklicht nur im äußeren, so wie der vernünftige Gedanke nur im Wort existiren kann. Diese Unterschiedbarkeit und doch Unverschiedenheit und Untrennbarkeit des Logos als Gedanke und Wort ist von der höchsten Bedeutung für die christliche Speculation, ohne dies genau begriffen zu haben, bleibt, wie wir sehen werden, das Verhältniß des Sohnes zum Vater, wie wir es bei Clemens und anderen Kirchenvätern erklärt finden, ganz dunkel und nebelhaft. Wie haben keinen Begriff ohne ein Wort, und die Sprachwissenschaft hat uns gezeigt, wie jedes Wort selbst das concreteste, auf einen Begriff basirt. Wir können Baum nicht denken ohne das Wort, oder eine Hieroglyphe irgend welcher Art. Wir können sogar sagen, es gibt für uns keinen

Baum außer im Wort, denn in der Natur der Dinge gibt es nur Eichen oder Buchen aber nie und nimmer Bäume. Und was für Baum gilt, gilt für alle Worte oder, um mit Plato zu reden, für alle Ideen oder wenn wir stoisch sprechen, für alle Logoi. Die hieraus begründete Weltanschauung war das letzte Resultat der griechischen Philosophie, und obgleich es Mode ist, von den Neuplatonikern verächtlich zu sprechen, so müssen wir doch anerkennen, daß wir ihnen die Erhaltung dieses des kostbarsten Juwels aus der reichen Schatzkammer der griechischen Philosophie verdanken, daß die Welt die Aeußerung und Realisirung des göttlichen Denkens, daß sie das ausgesprochene göttliche Wort ist.

Wir können hier nicht auf die verschiedenen Nüancen eingehen, unter denen sich Plato und seine Nachfolger diese Ideen vorstellten. Zuweilen werden sie dargestellt als unabhängig von dem Schöpfer als Vorbilder, als goldene Standbilder zu denen der schöpferische Geist hinaufschaut. Bald werden sie aber als Gedanken dieses Geistes selbst aufgefaßt, als etwas Zweites, Gewordenes, ja sogar als etwas Selbständiges, so selbständig wie der Sohn in Bezug auf seinen Vater ist. Der ganze Logos mit allen Ideen wurde in dieser Weise zu dem erstgebornen Sohn des Schöpfers, so jedoch, daß der Vater nicht ohne Sohn Vater, der Sohn nicht ohne Vater Sohn sein konnte. Alle diese Verschiedenheiten, so unbedeutend sie auch vom rein philosophischen Standpunkt aus scheinen, beanspruchen Beobachtung wegen des Einflusses, den sie später auf das christliche Dogma, namentlich auf das der Trinität ausübten, ein Dogma, welches, so specifisch christlich es erscheinen mag, doch in allen seinen wesentlichen Punkten auf griechische Elemente zurückgeführt werden muß.

Das Merkwürdige ist allerdings, daß auch die jüdische Philosophie auf sehr ähnliche Gedanken hinauslief, natürlich nicht mit der Reinheit und Schärfe des griechischen Geistes, aber doch mit derselben Absicht, nämlich um die in der Natur erkannte Vernunft und Weisheit mit ihrem übernatürlichen Jehovah wieder in Verbindung zu bringen. Die Juden waren aus den Sprüchen Salomons und ähnlichen Werken mit der Weisheit sehr wohl bekannt, die von sich sagt V. 22 ff.: „Der Herr hat mich gehabt im Anfang seiner Wege, ehe er was machte war ich da . . Ich bin eingesetzt von Ewigkeit, von Anfang vor der Erde . . . Ehe denn die Berge eingesenkt waren, vor den Hügeln war ich bereitet . . . Da er die Himmel bereitete, war ich daselbst, da er die Tiefen mit seinem Ziele verfassete . . . Da war ich der Werkmeister bei ihm, und hatte meine Lust täglich und spielete vor ihm allezeit." Diese und ähnliche Gedanken waren den jüdischen Denkern geläufig (siehe Hiob 28, 12; Sprüche 8 und 9, Jesus Sirach 1, 4) und es war natürlich, daß sie bei ihrem Zusammenstoß mit griechischer Philosophie, namentlich in Alexandrien, diese herkömmliche Auffassung der Weisheit Gottes in dem Logos der griechischen Philosophen wieder zu erkennen suchten. Wir sehen dies am deutlichsten bei Philo, einem Zeitgenossen Christi, von dem es oft schwer zu sagen ist, ob er mehr als Grieche oder als Jude denkt. Wie den Griechen durch Abstraction die Brücke zwischen Welt und Gott fast verschwunden war, so hatten die

Juden aus mißverstandener Ehrfurcht den Schöpfer so weit über seine Schöpfung hinausgerückt daß auf beiden Seiten das Bedürfniß einer Vermittelung oder eines Vermittelers tief gefühlt wurde Der jüdische Gott war kaum besser als der epicuräische. Wenn die Epicuräer lehrten, daß es wohl einen Gott gäbe, daß er sich aber nicht um die Welt kümmere so waren unter den Juden des ersten Jahrhunderts gnostische Ideen im Schwung nach denen nicht der höchste, sondern ein untergeordneter Gott die Welt geschaffen habe und sie regiere. Des höchsten Gottes schien das Werk der Schöpfung unwürdig. Philo ergriff also die stoische Idee des Logos oder der Logoi, um seinen transscendentalen Gott wieder in Verbindung mit der sichtbaren Welt zu bringen. Die wichtigsten Eigenschaften und Kräfte Gottes wurden hypostasirt als Wesen, die bei der Schöpfung und Regierung der Welt betheiligt waren. Philo's Gott schafft oder besitzt in sich zuerst eine gedachte, unsichtbare Welt[1]), die auch die Welt der Ideen[2]) oder die Idee der Ideen[3]) genannt wird. Diese Ideen sind die Vorbilder[4]) aller Dinge, und die Macht, durch welche Gott sie schuf, wird oft Sophia oder Epistemε, Weisheit und Wissen, genannt[5]). Diese Ideenwelt in ihrer Ganzheit entspricht nun wie man leicht ersieht, dem griechischen Logos, die einzelnen Vorbilder den platonischen Ideen oder den stoischen Logoi.

Der ganze Logos oder das All der Ideen wird von Philo, also ganz unabhängig vom Christenthum, der wahre Sohn Gottes genannt, während die verwirklichte Welt von christlicher Lehre als der zweite Sohn gilt. Wenn der erste Logos zuweilen das Abbild oder der Schatten Gottes genannt wird so ist die sinnliche Welt das Bild des Bildes, der Schatten des Schattens. Mehr logisch ausgedrückt wäre dann Gott die causa efficiens, die Materie die causa materialis, der Logos die causa instrumentalis, während die Güte Gottes zuweilen als causa finalis hinzukommt. Hier sehen wir auch zugleich den Unterschied zwischen jüdischer und griechischer Geistesarbeit. Im Alten Testament und bei Philo wird die Sophia oder Weisheit Gottes zu einem halb mythologischen Wesen, einer Göttin, welche Mutter, ja sogar Amme[6]) aller Wesen genannt wird. Sie gebar unter vielen Schmerzen aus dem Samen Gottes, wie Philo sagt[7]), den einzigen und geliebten sichtbaren Sohn, d. h. diesen Kosmos. Dieser Kosmos heißt nun bei ihm der Sohn Gottes[8]), der eingeborene[9]), während der erste Logos der erstgeborene[10]) ist und als solcher oft mit der Sophia und ihrer Thätigkeit zusammenfällt[11]). Auch der ältere Sohn[12]) wird er genannt, und somit von einem jüngeren Sohne[13]), von der wirklichen, sichtbaren Welt, unterschieden. Aber auch diese göttliche Sophia darf nach Philo ebensowenig als Gott selbst in unmittelbarer Berührung mit der unreinen Materie kommen. Diese Berührung geschieht nach ihm durch die Vermittelung gewisser Kräfte[14]), welche theilweise den griechischen Logoi entsprechen und die in seiner poetischen Sprache auch

[1]) κόσμος νοητός, ἀσώματος — [2]) κοσμος ἰδεων — [3]) ἰδέα τῶν ἰδεῶν — [4]) παραδείγματα. — [5]) Philo, vol I, p. 106 — [6]) τιθήνη — [7]) De ebriet. VIII, 1, 361 seq — [8]) υἱος τοῦ θεοῦ — [9]) μονογενης — [10]) πρωτόγονος — [11]) σοφία — θεοῦ λογος — [12]) πρεσβύτερος υἱος — [13]) νεώτερος υἱος τοῦ θεοῦ. — [14]) δυναμεις

als Engel dargestellt werden [1]). Philo sagt geradezu, daß man die ewigen Logoi, d. h. die platonischen Ideen Engel zu nennen pflege.

Wir ersehen hieraus, in welcher etwas nebelhaften Atmosphäre Philo lebte und schrieb, und wir können sicher sein, daß er nicht der einzige war, der in dieser Weise die jüdische Religion mit griechischer Philosophie verquickte. In der samaritanischen Theologie bei Onkelos und Jonathan sollen sich Spuren der Logosideen finden [2]). Wenn wir nun im vierten Evangelium also etwa in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts dieselbe Verquickung der christlichen Lehre mit neu-platonischer Philosophie, nur in viel klarerer Weise, beobachten, so können wir kaum im Zweifel sein, aus welcher Quelle die Ideen des Logos, als des eingebornen Sohnes Gottes und der göttlichen Weisheit ursprünglich stammen. Christliche Theologen sind mehr geneigt, die ersten Keime dieser christlichen Dogmen im Alten Testament zu finden und es ist nicht zu leugnen, daß analoge Ideen im Geiste der Verfasser von einigen Büchern des Alten Testaments nach Ausdruck ringen. Aber sie sind immer mythologisch gefärbt, und von einer wahrhaft philosophischen Auffassung des Logos, wie sie uns als das Resultat Jahrhundert langen Denkens bei den Platonikern und Neu-Platonikern, bei den Stoikern und Neu-Stoikern entgegentritt, ist bei den Propheten und Philosophen des Alten Testaments absolut keine Spur. Nach einem Worte wie Logos, nach einer Auffassung des Kosmos als des Ausdrucks eines vernünftig denkenden Geistes, namentlich nach den Logoi als den Arten des Logos, als den Urgedanken und Urbildern des Weltalls, sehen wir uns in Palästina vergebens um. Es ist schwer zu begreifen, weshalb Theologen sich so eifrig bemüht haben, die Keime des Logosdogma lieber bei Juden als bei Griechen zu suchen, als ob irgend etwas darauf ankäme, auf welchem Boden die Wahrheit gewachsen sei, und als ob nicht für rein spekulative Wahrheiten der griechische Boden weit tiefer gepflügt und weit besser gepflegt worden war, als der jüdische. Daß Philo für platonische Ideen und namentlich für den stoischen Logos ja selbst für die Logoi ein Unterkommen in seinem eignen Hause fand, daß andere Philosophen so weit gingen, die Grundwahrheiten der griechischen Philosophie geradezu als aus dem Alten Testament entlehnt zu betrachten, ist ja bekannt, aber solche Dinge sind durch neuere Forschungen unmöglich geworden. Die Anklänge an den griechischen Logos, die sich im Alten Testament finden, haben ein großes Interesse, insofern sie uns die spätere Verquickung semitischer und arischer Ideen historisch verständlicher machen, auch insofern sie ebenso wie die Anklänge die sich bei Indiern und selbst bei rothen Indianern [3]) finden die Wahrheit oder wenigstens die allgemein menschliche Natürlichkeit eines Logosdogma bestätigen. Aber wo auch immer, außerhalb Griechenlands das Wort Logos uns entgegentritt, ist und bleibt es ein ein fremdes Wort, ein hellenischer Gedanke.

Jüdische Philosophen, indem sie das Wort bei sich aufnahmen, haben nur ihre alten Schläuche mit neuem Most gefüllt, mit der natürlichen

[1]) M. M. Theosophy, S. 406.

[2]) Lücke, Commentar über das Evangelium Johannis.

[3]) M. M. Theosophy and Psychological Religion, p. 383

Folge, daß der Most die alten Schläuche zerriß; — ohne aber verschüttet zu werden. Denn er war es, der, von Männern wie dem Verfasser des vierten Evangeliums, wie Hippolytus, Origenes, Clemens und den besten unter den Kirchenvätern aufgenommen, ihnen die Stärkung und Begeisterung gab, mit der sie die Welt, mit der sie namentlich die Festung der heidnischen Religionen, ja selbst die hellenische Philosophie siegreich erstürmten. Hätte der vierte Evangelist sagen wollen daß Christus die göttliche Sophia oder die Schekinah, oder, wie in Hiob, die Weisheit als Furcht Gottes gewesen sei würde er gesagt haben: „Im Anfang war der Logos und der Logos ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“ Warum denn die Thatsachen nicht nehmen wie sie sind, und das verbessern wollen was gar keiner menschlichen Verbesserung bedarf? Das christliche Dogma ist und bleibt, was es ist, es ruht auf einem unerschütterlichen Bogen, dessen eine Stütze das Alte Testament, die andere die griechische Philosophie ist, die eine so unentbehrlich wie die andere. Wir vergessen nur zu leicht, wie viel das Christenthum in seiner Ueberwindung der griechischen Philosophie dieser griechischen Philosophie selbst verdankt. Die moralische und soziale Regeneration des Volkes hätte das Christenthum wohl auch ohne die Waffen des griechischen Geistes durchführen können, aber eine Religion, namentlich im Zeitalter der verfallenden griechischen und römischen Philosophie mußte auch auf den Kampf mit den besten, den gebildetsten, den gelehrtesten Klassen der Gesellschaft gerüstet sein, und zu einem solchen Kampfe gehörte eine Kenntniß der Waffen, die in den Schulen der griechischen Philosophie geschmiedet worden waren. Wir können deshalb den Werth des vierten Evangeliums für eine Kenntniß der damaligen Geistesbewegung gar nicht hoch genug anschlagen. Es ist ganz wahr, daß eine Religion keine Philosophie zu sein braucht aber sie darf doch auch der Philosophie keine Antwort schuldig bleiben. So wenig Nachdruck wir jetzt auf das Logosdogma legen, für die damalige Zeit war es der Mittelpunkt, der Lebenskern der ganzen christlichen Lehre. Das All ist Logos, ist Wort oder Vernunft war damals ebenso sehr der Kampfruf der herrschenden Philosophie, als jetzt das gerade Gegentheil davon der Kampfruf der Darwinianer geworden ist, welche die Species die Arten, d. h. die Logoi, die göttlichen Gedanken nicht aus dem Urgeist, sondern aus natürlicher Wahl aus den Umständen, aus dem Ueberleben des Passendsten zu erklären suchen. Und was ist denn das Passendste, wenn nicht das Vernünftige, das platonische Gute, d. h. der Logos? Warum denn gleichsam in das Steinalter menschlichen Denkens zurückkehren, warum denn die Natur von Neuem verhexen, nachdem sie schon vor tausend Jahren von den größten griechischen Philosophen und christlichen Denkern als etwas Geistiges als eine Welt ewiger Gedanken erkannt worden ist? Wie würden Männer wie Herder, Schelling und Hegel über eine solche Weltanschauung gelächelt haben! Ja Darwin selbst würde sich seiner Schüler schämen, denn er sah, wenn auch nicht immer deutlich, daß alles Diesseitige ein Jenseitiges voraussetze, er verlangte im größten Momente seines Buches nach einer Ursache, ja nach einem Urheber. Man lese sodann die

Schriften der philosophisch gebildeten Kirchenväter, und überall hören wir vom Logos, der im Anfang war und durch den Alles gemacht ist, weit mehr als von Gott, der im Anfang Himmel und Erde schuf. Hier liegt nun auch das große Interesse der verlorenen Schrift von Celsus. Wenn er wie Origenes meint, Epicuräer wor, so würde er selbst kein persönliches Interesse am Logos gehabt haben. Aber dieser Logos war so sehr Gemeingut der griechischen Philosophie zu damaliger Zeit geworden, daß der Jude, unter dessen Maske Celsus zu Anfang die Christen angreift, ganz natürlich seine Verwunderlichkeit ausdrücken konnte, den Logos als den Sohn Gottes anzuerkennen. Origenes sagt nun allerdings, daß hier der Jude aus seiner Rolle falle, denn er selbst habe viele jüdische Gelehrte gekannt und keiner hätte eine solche Ansicht, daß der Logos der Sohn Gottes wäre, gekannt oder anerkannt. Dies zeigt, daß Origenes die Schriften des Philo nicht kannte, denn Philo Judäus würde sicher gegen eine solche Lehre nichts einzuwenden gehabt haben, da er den Logos geradezu den erstgebornen Sohn (υἱὸς πρωτόγονος)[1] nennt. Wenn also Celsus der heidnische Philosoph, durch den Mund des Juden den Christen zugibt, daß der Logos der Sohn Gottes ist so verwahrt er sich nur gegen die Identification irgend eines Individuums mit dem Sohn Gottes und indirect mit dem Logos. Jedenfalls sehen wir, wie geläufig der damaligen Zeit die Anschauung war, daß die ganze Schöpfung die Realisation des Logos, ja des Sohnes Gottes war, daß Gott in der Welt sich ausgesprochen, sich offenbart habe, daß jede natürliche Art (Species) ein Wort, ein Gedanke Gottes, daß schließlich der Gedanke der ganzen Welt aus Gott geboren, und somit der Sohn Gottes sei.

Diese Idee eines Sohnes Gottes, obgleich — in ihrem philosophischen Sinn — entschieden griechisches Eigenthum, hatte allerdings auch bei den Juden vorbereitende Anklänge auf welche von christlichen Theologen wiederum großes und zu großes Gewicht gelegt wird. Im fünften Buche Moses lesen wir: „Ihr seid Kinder des Herrn eures Gottes." Im Buche Enoch CV. wird auch der Messias Sohn Gottes genannt, und wenn der Versucher zu Christus sagt, Matthäus IV. 1: „Bist du Gottes Sohn", so heißt das dasselbe als: Bist du der Messias[2]).

Die Frage ist nun: Ist diese jüdische Auffassung des Sohnes Gottes als Messias auch die christliche? Sie ist es gewesen, wenigstens in einer Schrift der christlichen Gemeinde im vierten Evangelium, und sie hat ihren Ausdruck gefunden erstens in der Darstellung, daß Joseph von David abstammt, zweitens im Glauben, daß Jesus keinen irdischen Vater gehabt habe. Hier sieht man sogleich den ersten klaren Widerspruch zwischen christlicher Philosophie und christlicher Mythologie. Wenn Joseph eben nicht der Vater von Jesus war, wie könnte Joseph's Abstammung von David die königliche Abstammung von Jesus beweisen? Und wie folgt daraus, daß er der Sohn Gottes war, daß er keinen irdischen Vater hatte? Obgleich er Sohn Gottes war, so hieß er doch der Sohn des Zimmermanns, und seine Brüder und Schwestern waren wohl bekannt. Die göttliche Geburt verlangt die menschliche, ja sie ist ohne sie ganz un-

[1]) M. M. Theosophy, S. 404.

[2]) Ebenso in Matthäus VIII. 29, XXVI. 63. Markus XI. 11. Lucas I. 35.

verständlich. Wir wissen jetzt aus der jüngst entdeckten alten syrischen Uebersetzung der Evangelien, daß die beiden Gedankenströmungen, daß Christus der Sohn Gottes war, und daß er zugleich einen irdischen Vater hatte ganz ungestört neben einander hinfließen konnten, ohne daß die eine die andere trübte.

Es war das Mißverstehen der geistigen Geburt Christi aus seinem göttlichen Vater, ja aus seiner göttlichen Mutter (der Ruach, sonst dem heiligen Geist), das es für nöthig erscheinen ließ, ihm einen irdischen Vater abzusprechen und zu behaupten daß selbst seine menschliche Mutter ihn nicht auf menschliche Weise empfangen und geboren habe. In der ältesten Zeit der christlichen Gemeinde war das anders. Man verstand damals, daß bei Christus die göttliche Kindschaft Hand in Hand gehe mit der irdischen, ja daß die eine ohne die andere ihren wahren Sinn verliere. In einem syrischen Palimpsest der vor Kurzem aus dem Sinai-Kloster von Mrs. Smith Lewis entdeckt worden ist und der, im fünften Jahrhundert geschrieben, einen viel älteren syrischen Uebersetzer[2]) voraussetzt, sehen wir jetzt einen griechischen Urtext vielleicht aus dem zweiten Jahrhundert vor uns, in der die Davidische Genealogie von Joseph (Matth. 1, 16) wirklich die Genealogie von Jesus ist, denn es heißt dort: „Jakob zeugte Joseph, Joseph dem die Jungfrau Maria verlobt war zeugte Jesus, welcher Christus genannt wird." Ebenso heißt es in Vers 21: „Sie wird ihm einen Sohn gebären," und in Vers 25: „Und er erkannte seine Frau und sie gebar ihm einen Sohn, und er nannte seinen Namen Jesus." Diese rein menschliche Herkunft von Jesus stört nun in keiner Weise den Glauben an seine wahre göttliche Herkunft als des Sohnes Gottes, als des Erstgeborenen des Ebenbildes Gottes, dessen Name hieß das Wort Gottes, d. h. Logos. Im Gegentheil sie entfernt alle Schwierigkeiten mit denen ja viele Christen, offen oder im Stillen gekämpft haben, wenn sie sich fragten, wie man sich wohl eine menschliche Geburt, eine menschliche Mutter ohne einen menschlichen Vater denken solle. Auch eine Vergöttlichung der Mutter oder selbst der Großmutter, wie sie von der römischen Kirche proclamirt worden ist, helfen keiner ehrlichen Seele aus diesem von wohlmeinenden aber unwissenden Theologen geschaffenen Sumpf heraus. Die alten christlichen Philosophen, die alten Kirchenväter, Heilige und Märtyrer sie wollen geben uns Licht und Leitung. So lange wir die göttliche Sohnschaft Christi vom jüdischen oder griechisch-mythologischen Standpunkt auffassen, bleibt die wahre göttliche Natur Christi reine Phrase. Wenn wir aber die rechtgläubigsten und aufgeklärtesten Männer des zweiten Jahrhunderts zu Rathe ziehen, so finden wir, daß Männer wie Justin, Tatian, Theophilus, Athenagoras, Apollonius[3]) und Clemens, von Origenes gar nicht zu sprechen, an Jesus als den eingeborenen Sohn Gottes[3]) in dem Sinne glaubten, welchen diese Worte damals für jeden griechisch sprechenden und griechisch denkenden Mann hatten. Dieser Sohn wird oft dargestellt als vom Vater unterschied-

[1]) Siehe Wellhausen in „Nachrichten der königlichen Gesellschaft zu Göttingen", 1895, S. 12.

[2]) Siehe „Deutsche Rundschau" 1895, Bd. XXXIII S. 47.

[3]) Den μονογενης λογος του θεου.

bar, aber nicht als trennbar. Von einem Sohne Gottes im jüdischen Sinne des Wortes von einem Nachkommen David's, hätte der Evangelist nie und nimmer gesagt, daß alle Dinge durch ihn gemacht waren. Das gilt nur vom wahren Sohn Gottes, vom Logos, als dem Gedanken Gottes, der in der sichtbaren Welt ausgesprochen ist.

In welchem Sinne dieser Logos in Jesus wiedererkannt wurde, ist allerdings eine schwierige Frage, und hier würde uns das Werk des Celsus von großem Nutzen gewesen sein, denn er sagt ausdrücklich, daß auch er gegen die Logoslehre nichts einzuwenden habe, wie aber philosophische Köpfe eine Fleischwerdung[1]) dieses Logos in Jesus annehmen könnten, ginge über seinen Verstand. Man muß nur bedenken, daß für Celsus die Materie und das Fleisch als etwas so Unreines galten, daß nach ihm die Gottheit überhaupt nur durch unendliche Mittelglieder (einen wahren foetus aeonum) auf die Materie wirken konnte. Es ist eben dieser Unklarheit in der Auffassung von Jesus als Logos in der christlichen Gemeinde zuzuschreiben, daß Celsus zwar nicht den Joseph, wohl aber den Panthera als seinen leiblichen Vater vorstellt[2]). Hiergegen spricht Origenes natürlich mit größter Entrüstung, und die Sage ist eben nichts als eine von den vielen Verleumdungen, wie wir sie fast immer bei den Widersachern einer neuen Religion und ihrer Stifter finden. Für die wahre Natur, für die göttliche Geburt Christi hätte natürlich, wie dies auch Origenes selbst zu fühlen scheint, eine solche Erzählung gar keine Bedeutung. Wahr aber bleibt es, daß kein Schriftsteller aus dem zweiten und dritten Jahrhundert es klar auseinandergesetzt hat, in welchem Sinne die christliche Gemeinde Jesus als den Logos aufgefaßt habe.

Drei Auffassungen sind möglich. Die erste scheint die des vierten Evangeliums gewesen zu sein, daß nämlich der Logos in seiner ganzen Fülle, als der Sohn, der von Anfang bei Gott war und Gott war, durch den alle Dinge gemacht waren, daß dieser Logos Fleisch ward in Jesus, und daß dieser Jesus Denen, die an ihn als Logos glaubten, die Macht gab, selbst auch Gottes Kinder zu werden gebaren, ja wie Er nicht von dem Geblüte noch von dem Willen des Fleisches, sondern von Gott. Dies mag es auch erklären, weshalb die legendenhaften Einzelheiten der Geburt Christi im vierten Evangelium gar nicht erwähnt werden. So klar aber auch die Absicht des Evangelisten ist, so dunkel bleibt es doch immer, wie er sich den Vorgang dieser Menschwerdung eines ewigen, über Zeit und Raum erhabenen, die ganze Welt begreifenden Wesens gedacht habe, welches unter ihnen wohnte, welches, wie es im Brief Johannis heißt, von Anfang war, das wir gehöret haben, das wir gesehen haben mit unsern Augen, das wir beschauet haben und unsere Hände betastet haben, das Wort des Lebens[3]) u. s. w. Denken wir uns einmal in diese Anschauung hinein, in die Einheit des Göttlichen, das im Vater, im Logos und in allen Seelen, die den Logos erkannt haben, lebt und webt, so begreifen wir dann, was es bedeutete, daß wer an Jesus glaubt von Gott geboren ist, daß, wer den Sohn hat, das Leben hat. Die Wahrheit haben, das ewige

[1]) Ὁ λογος σαρξ ἐγένετο. — [2]) C. C. I, 32. — [3]) λογος τῆς ζωῆς.

Leben haben, den Sohn haben, den Vater haben, — dies Alles bedeutet dann dasselbe für den Evangelisten und für die größten unter den ante-nicänischen Kirchenvätern.

Nun könnte aber zweitens die Auffassung, daß der Logos in Jesus geboren sei, einfach dasselbe bedeuten, was Philo meint, wenn er vom Logos in Abraham und in den Propheten spricht. Dies wäre von Philo's Standpunkt aus in Bezug auf Abraham verständlich, reichte aber offenbar nicht hin, um die Vergottung Christi zu erklären, wie wir sie bei allen Evangelisten finden.

Es bliebe also nur noch eine dritte Auffassung möglich. Philo weiß sehr gut, daß Gott eine unendliche Anzahl von Kräften oder Gedanken hat, die alle Logoi genannt werden konnten, und die zusammen den Logos ausmachen. Wenn man nun unter diesen Logoi den der Menschheit als den höchsten auffaßt, und Jesus als den fleischgewordenen Logos, als die ausgesprochene und vollkommen realisirte Idee des Menschen betrachtet, so wäre Alles verständlich. Jesus wäre dann der ideale Mensch, der einzige unter den Sterblichen, der die Idee des Menschen wie sie in Gott lag, vollkommen verwirklicht hätte, der also auf der einen Seite der Sohn Gottes, auf der anderen der Menschensohn, der Bruder aller Menschen war, wenn sie nur Christus als den Sohn Gottes in sich erkennen und seinem Beispiel nacheifern wollten. Dies wäre eine ganz richtige und auch für uns vollkommen verständliche und annehmbare Auffassung. Aber so viel Schwierigkeiten sie auch entfernen würde die Schwierigkeit bleibt, daß wir keinen historischen Beweis für eine solche Auffassung von Jesus als Logos der Menschheit beibringen können. Wir sind zu arm an historischen Denkmälern der drei ersten christlichen Jahrhunderte, um über den inneren Gedankengang selbst der hervorragendsten Persönlichkeiten jener Zeit mit Zuversicht sprechen zu können. Ueberall, selbst in Bezug auf einige der Hauptfragen der christlichen Religion, müssen wir uns auf Combination und Construction verlassen. Nicht nur bei den Evangelisten, sondern auch bei vielen der Kirchenväter wiegt das Gefühl über den Verstand vor, und ihre Aeußerungen lassen nur zu oft, wie die spätere Geschichte der Kirche es ja nur zu deutlich bewiesen hat die verschiedensten Auslegungen zu. Trotz alledem müssen wir versuchen, nicht nur in ihre Gefühle, sondern auch in ihre Gedanken einzudringen und nicht glauben, daß sie Worte ohne Gedanken gebrauchten. Daß dies unmöglich sei, sage ich nicht. So undenkbar es ist, daß Worte ohne Gedanken entstehen oder bestehen, so wissen wir doch nur zu wohl, daß Worte zu Wörtern werden, daß sie verblassen und absterben und schließlich zu vox et praeterea nihil werden können. Es ist aber die Pflicht des Geschichtsforschers und namentlich des Sprachforschers, solche Werke, die ihren Geist aufgegeben ins Leben zurück zu rufen, und diesen Zweck soll auch vorliegende, was ich hier über die Bedeutung des Logos geschrieben habe, erfüllen, zugleich aber auch es klar machen, daß mein Wunsch auf Entdeckung des Originaltextes des Sermo verus von Celsus kein erster Wunsch war. Ich erfahre jetzt, daß derselbe schon früher von keinem Geringeren als Barthold Niebuhr ausgesprochen worden ist.

Der Raſtatter Geſandtenmord.

Von

Hermann Hüffer.

[Nachdruck unterſagt.]

Abgeſehen von dem Manne mit der eiſernen Maske hat ſchwerlich ein geſchichtliches Geheimniß die Aufmerkſamkeit ſo ſehr in Anſpruch genommen, die Neugier und den Scharfſinn in ſolchem Maße gereizt, wie der Mordanfall auf die franzöſiſchen Geſandten beim Schluſſe des Raſtatter Congreſſes. Da von der eigentlich berufenen Seite die Aufklärung ausblieb, hat man durch immer neue, immer ſeltſamere Combinationen das Räthſel zu löſen verſucht. Wenn das franzöſiſche Directorium, wie es ſeinem Intereſſe entſprach, ohne lange zu unterſcheiden, den Kaiſer Franz, ſeine Staatsmänner und ſein Heer als Urheber und Thäter des Mordes hinſtellte, ſo haben darnehmlich deutſche Schriftſteller auch die einzelnen Perſonen und, wenn nicht den Kaiſer oder den Erzherzog Karl, doch den Miniſter Thugut, den Grafen Lehrbach, daneben Officiere des Generalſtabs oder ihre Untergebenen verantwortlich gemacht. Als in der Nähe keine ausreichende Löſung ſich finden ließ, wandte man die Augen in die Ferne, auf die in Sicilien verbannte Königin Karoline von Neapel. Wiederum verſuchten die Parteien in Frankreich, darunter die dem Directorium feindliche Partei der Bonaparte, ihre eigene Regierung mit einem, man muß ſagen, ungeheuerlichen Verbrechen zu belaſten, es mag als eine Art von Vergeltung erſcheinen, daß endlich ſogar Bonaparte ſelbſt oder wenigſtens ſeine Anhänger, darnehmlich Talleyrand, und ſogar einer der Geſandten, Jean Debry, als Thäter hingeſtellt wurden.

Auf den Werth dieſer verſchiedenen, ſich widerſprechenden Anſichten ſoll hier nicht eingegangen, ſondern der Verſuch gemacht werden, Urſachen und völkerrechtliche Bedeutung des Ereigniſſes in das richtige Licht zu ſtellen mit Hülfe einiger bisher noch nicht bekannter oder noch nicht ausreichend verwertheter Documente. Die wichtigſten ſtammen aus dem Archiv des verewigten Erzherzogs Albrecht in Wien, deſſen Benutzung durch die Gnade Sr. kaiſerl. und königl. Hoheit mir geſtattet und durch die wohlwollende Unterſtützung des Archivdirectors, Herrn Regierungsraths Dr. Mailcher, erſt recht fruchtbringend wurde. Man wird in denſelben eine weſentliche Vervollſtändigung deſſen finden, was von Mendelsſohn, Vivenot, Helfert, Sybel, Oſiander und in

meinen eigenen Arbeiten aus archivalischen Quellen über das Rastatter Ereigniß veröffentlicht wurde[1]). Zur besonderen Freude gereicht mir dabei, daß die Ansichten und Vermuthungen, die ich bereits vor sechszehn Jahren aussprach durch die ebenso scharfsinnigen als sorgfältigen Untersuchungen Karl Obser's durchweg schon bestätigt wurden und hoffentlich nunmehr als ein gesichertes Ergebniß gelten werden.

I.

Um das Rastatter Ereigniß zu verstehen darf man es nicht für sich allein, man muß es im Zusammenhange mit der allgemeinen politischen und militärischen Lage und als Ausfluß oder als höchste Steigerung einiger, in mancher Beziehung ähnlichen Vorgänge betrachten.

Die Art, wie die französische Republik innerhalb und außerhalb ihrer Grenzen den allen Mächten Europa's entgegengetreten war, hatte eine Reihe von Jahren hindurch jeden diplomatischen Verkehr ausgeschlossen, nur in Basel wurden für die unentbehrlichen Verhandlungen einige persönliche Anknüpfungspunkte gegeben. Als dann nach den Friedensschlüssen von Basel (1795) und Campo Formio (1797) die Republik als anerkanntes Glied in der Reihe der europäischen Mächte Aufnahme fand, fehlte doch viel, daß ihre Vertreter an die hergebrachten Formen und Voraussetzungen des Gesandtenwesens sich gebunden hätten. In den schwachen Staaten: Neapel, Toscana Venedig Rom, in den unterworfenen Republiken Batavien, Helvetien, der Cisalpina waren sie der Schrecken der einheimischen Regierungen, ihre Amtswohnung der Sitz, in welchem mitten im Frieden die Propogando der Revolution eifrig, oft nicht weniger erfolgreich als zur Zeit des Krieges, betrieben wurde. Selbst in Berlin, wo zuerst ein verständiger Diplomat der alten Schule, Caillard, dann ein Mann von großem Rufe Sieyès, als Gesandte auftraten, hatte man sich zu beklagen. In Wien führte das Benehmen Bernadotte's am 13. April 1798 zu dem Aufstand, der die Entfernung des Botschafters und beinahe den Wiederausbruch des Krieges zur Folge hatte. Der Kaiser verzichtete gern auf die Anwesenheit eines Vertreters der Republik, konnte aber nicht hindern daß neben der französischen Gesandtschaft bei dem Rastatter Friedenscongreß auch bei dem Reichstage und an zwei süddeutschen Höfen französische Diplomaten sich festsetzten, in der ausgesprochenen Absicht gegen Oesterreich zu wirken. Bacher in Regensburg und die Gesandten in Rastatt sollten den Reichstag und die Friedensdeputation gegen den Kaiser aufreizen, Alquier in München einen süddeutschen Fürstenbund gegen Oesterreich ins Leben rufen, Trouvé in Stutt-

[1]) Karl Mendelssohn-Bartholdy, „Der Rastatter Gesandtenmord". Heidelberg 1869 — A. v. Vivenot, „Zur Geschichte des Rastatter Congresses". Wien 1871 — J. A. v. Helfert, „Der Rastatter Gesandtenmord". Wien 1874 — H. v. Sybel, „Urkundliches über den Rastatter Gesandtenmord". Deutsche Rundschau 1876. Bd IX. S. 50 ff und „Graf Lehrbach und der rastatter Gesandten Mord". Historische Zeitschrift, Bd XXXIX, S. 48 ff. — K. Obser, „Politische Correspondenz Karl Friedrich's von Baden". Bd. III. Heidelberg 1893. — H. Hüffer, „Diplomatische Verhandlungen aus der Zeit der französischen Revolution". Bd. II und III mit dem Nebentitel „Der Rastatter Congreß und die zweite Coalition", Theil I und II. Bonn 1878 und 1879.

ganz zudem die republikanischen Bewegungen in Süddeutschland fördern, alle in politischen und militärischen Angelegenheiten die Dienste von Kundschaftern leisten. Gerade diese Letzteren wurden um so wichtiger, je mehr der Friede von Campo Formio sich als bloßer Waffenstillstand erwies, und ein neuer Krieg in immer nähere Aussicht kam. Als der Erzherzog Karl, der an der Spitze eines wohlgerüsteten Heeres hinter dem Lech die kommenden Ereignisse erwartete, im November 1798 sein Hauptquartier von Friedberg nach München verlegen wollte, rieth der Kaiser davon ab, weil der Commissär Klauer, dessen Nachforschungen bis in das Cabinet des Kurfürsten eindrangen, dort Alles auszuspähen suche[1]).

Bei den österreichischen Officieren hatte die Ahnung von diesem Unwesen nicht geringe Erbitterung hervorgerufen. Schon am 6 Februar, als der Krieg dem Ausbruche nahe war, schreibt der Erzherzog an den Kaiser, man müsse dem Treiben der französischen Emissäre Einhalt thun; sie hätten ihren diplomatischen Charakter verwirkt, und man sei berechtigt, sie als Spione festnehmen zu lassen. Der Mann, der im Lager diese Ansicht am lebhaftesten vertheidigte, war der kurtrierische Hofrath Faßbender, welcher ohne eigentliche Anstellung schon im Jahre 1797 als Vertrauensperson in das Hauptquartier berufen war, die geheimen Geschäfte und das, was sich auf die Gravamina, Beschwerden der Armee bezog, vornehmlich leitete und auf mehrere Generale insbesondere auf den Commandirenden der Reichscontingente in Bayern, den General Staader, beinahe unbedingten Einfluß gewonnen hatte. Auch der Erzherzog war ihm gewogen. Gerade in der Zeit, in welcher wir stehen, am 31. December 1798, schreibt er seinem General-Quartiermeister, dem General Schmidt, den er zum Zwecke wichtiger Verabredungen nach Wien geschickt hatte: „Sie werden mich besonders verbinden, wenn Sie dazu beitragen können, daß Faßbender in unsere Dienste aufgenommen werde[2])." Faßbender hat sich auch jederzeit als treuer Anhänger des Erzherzogs erwiesen, besonders in jener ruhmvollen Zeit, als Karl am 9. Januar 1801 zum Präsidenten des Hofkriegsrathes ernannt, und Faßbender auf seine Empfehlung zum geheimen Referendär für militärische Gegenstände mit dem Titel eines Staats- und Conferenzrathes befördert war. Selbst Mack, der heftigste Gegner des Erzherzogs und Faßbender's, erklärt in einer gegen beide gerichteten Denkschrift, er habe gegen Faßbender's Treue und Redlichkeit bei allen Nachforschungen keinen Anlaß zu irgend gründlichem Verdacht gefunden[3]). Vor dem Eintritt in den kaiserlichen Dienst hatte Faßbender als Professor an der Universität in Trier gewirkt und als solcher noch einmal in Göttingen unter Pütter öffentliches Recht studirt[4]). Er war ein aufgeregter, vielredender, aber jedenfalls geist-

[1]) Erzherzog Karl an den Kaiser Franz, 13. November, der Kaiser an den Erzherzog, 18. November 1798, bei G. Wertheimer, Erzherzog Karl und die zweite Coalition, Archiv für österreichische Geschichte, Bd. LXVII, S. 201. Wien 1886.

[2]) Wertheimer, Erzherzog Karl als Präsident des Hofkriegsrathes 1801—1805 im Archiv für österreichische Geschichte Bd. LXVI, S. 292.

[3]) Wertheimer a. a. O. Bd. LXVI, S. 282, 293.

[4]) Böhmischer Antiquarius, Abtheilung I, Bd. I. S. 338. Sonderbar, daß ein so einflußreicher Mann, so viel ich weiß, in keinem biographischen Wörterbuch, nicht einmal bei Wurzbach

voller und unterrichteter Mann. In den damals gebräuchlichen Compendien des Völkerrechtes von Battel und Martens ließ sich auch allerlei zur Rechtfertigung seiner Ansichten finden und die Franzosen selbst hatten kurz vorher ein bedeutsames Beispiel gegeben, indem sie den portugiesischen Gesandten Araujo in Paris unter der Anschuldigung, er habe französische Beamte bestochen, im Tempel einsperren ließen. Der Kaiser antwortet jedoch dem Erzherzog am 16. Februar, „es sei durchaus in der Ordnung, die beiden Emissaires Alquier und Bacher, sobald — also nicht heute — die Kriegserklärung erfolgt sei auszuweisen und, wenn sie nicht gutwillig gingen sie bei der ersten schicklichen Gelegenheit mit ihrem Gefolge außer den österreichischen Vorposten bringen zu lassen. Nach den von dem Erzherzog angeführten Gründen sei man eigentlich sogar berechtigt, sie in so einem Falle ohne Weiteres in Verwahrung zu nehmen, dies würde aber, wie der Erzherzog selbst bemerke, Repressalien und zwar ohne Maß und Ziel von Seiten der Franzosen zur Folge haben. Ueberhaupt würde das Aufsehen und andere Inconvenienzen in keinem Verhältnisse stehen zu dem Nachtheile, den jene Leute durch ihre auf veränderliche Localumstände gegründeten mündlichen Nachrichten zufügen könnten'[1]. Unterdessen hatte Faßbender seine Ansichten auch bei dem General Staader geltend gemacht, so daß der kaiserliche Plenipotentiar in Rastatt, Graf Metternich, einen Gewaltstreich von Seiten des Militärs befürchtete. Am 8 Februar schreibt er dem General Staader[2]: Der französische Gesandtschaftssecretär Rosenstiel habe geäußert, Alquier und Bacher sollten verhaftet werden. Es sei zu besorgen, daß die Franzosen in Rastatt und auf pfälzischem Gebiete dafür Repressalien nähmen. Am 14 Februar schreibt er noch dringender, es verbreite sich das Gerücht, Bacher und Alquier seien wirklich verhaftet. Metternich hält dies für einen argen Fehlgriff. Nach seiner Meinung würde gar nichts entgegenstehen, den beiden Franzosen wenn sie das Generalcommando um einen Paß anginge, denselben zu ertheilen, da jede andere Anordnung keinen Vortheil erzielen, der daraus entstehende Nachtheil für die kaiserliche Gesandtschaft aber weit größer und unangenehmer sein könne'. Darauf erwidert Staader am 16 Februar, Alquier und Bacher hätten ihre Stellung mißbraucht die französische Regierung mit militärischen Nachrichten zu versehen und revolutionäre Verbindungen in der Umgebung anzuknüpfen. Dies müsse jedenfalls sofort, wenn die Armee vorrücke, aufhören. Es frage sich aber weiter, ob man sie ziehen lassen solle denn sie seien nur Emissäre, hätten keine anerkannte Stellung, nicht einmal an dem Orte ihres Aufenthaltes. Wenn sie zurückkehrten, würden sie die französischen Generale mündlich noch weit mehr als es schriftlich geschehen, mit militärischen und topographischen Mittheilungen unterstützen. Solche Menschen deren Bestimmung mir sei im Rücken der Armee den Kundschafter zu machen, könne man nicht wieder die Vorposten passiren lassen.

Erwähnung gefunden hat. Nur bei E. M. Oettinger, „Moniteur des dates", Leipzig 1869, findet sich außer dem Titel die Notiz Faßbender, Matthias von, geboren zu Coblenz 17 März 1764 gest. zu Wien 23. März 1809.

[1] Das Schreiben im Archiv des Erzherzogs Albrecht.

[2] Dieser Brief und der folgende Briefwechsel Metternich's im Wiener Staatsarchiv.

Nach Völkerrechtsgrundsätzen und raison de guerre würden sogar die Franzosen sich nicht beklagen können. Indessen, es sei die Frage, ob sie nicht, wie Alquier bereits gedroht habe, Repressalien in Rastatt und in den vorderösterreichischen Besitzungen nehmen würden. Daher müsse man Anstand nehmen einen Schritt ohne allerhöchste Weisungen zu thun.

Metternich fand sich dadurch veranlaßt, dem Reichsvicekanzler Fürsten Gundackar Colloredo am 20. Februar seine Auffassung auseinander zu setzen. Er verhehlt nicht sein Befremden, daß das Militärcommando ohne allerhöchste Befehle eine so entschiedene Ansicht in diplomatischen Dingen äußere. Die thatsächlichen Angaben Bacher und Alquier seien nur Emissäre, seien unrichtig. Der Reichstag habe am 9. Februar 1798 die diplomatische Eigenschaften Bacher's anerkannt. Alquier werde zwar in München nur als eine mit dem besonderen Vertrauen ihrer Regierung beehrte Privatperson betrachtet, indessen seine Correspondenzen mit dem Minister von Vieregg bewiesen immer, daß man in sämmtliche Geschäftscommunication mit ihm getreten sei. Die Nachtheile der Rückkehr könnten unmöglich so groß sein, als die zu erwartenden Repressalien. Auch damit noch nicht zufrieden, trägt Metternich am 25. Februar dieselbe Auseinandersetzung dem General Staader vor, „vor Allem," schließt er, „müsse man die allerhöchsten Weisungen erwarten".

Diese Weisungen waren, wie wir sahen, durch den Brief des Kaisers bereits erfolgt, und der Erzherzog konnte nicht anders als in ihnen seine Richtschnur erkennen. Aber er fuhr fort, das Treiben der französischen Gesandten mit argwöhnischen Blicken zu verfolgen. Schon am 18. Februar berichtet er wieder: Aus zuverlässiger Quelle erfahre man, daß Mengaud — der französische Commissär bei der helvetischen Republik — unter einem fremden Namen sich in Augsburg befinden solle, man wende alle Mühe an, um den geheimen Aufenthalt des Mengaud zu erfahren und sobann das weitere Zweckdienliche veranlassen zu können[1]). Als dann Jourdan und Bernadotte Ende Februar bei Basel und Mannheim den Rhein, der Erzherzog vom 4 bis 9 März den Lech überschritten hatten, als aus Vorarlberg von dem General Hotze die Nachricht eintraf, daß die Feindseligkeiten von französischer Seite eröffnet seien, säumte der Erzherzog nicht dem kaiserlichen Handschreiben gemäß vorzugehen. Am 8. März schreibt er an den kaiserlichen Conconmissar Freiherrn von Hügel in Regensburg: unter den gegenwärtigen Verhältnissen dürfe Bacher sich nicht länger im Rücken der Armee aufhalten; Hügel soll ihm erklären, daß er innerhalb 24 Stunden sich aus Regensburg zu entfernen habe, zu diesem Behufe schicke der Erzherzog einen Officier mit dem Auftrage Bacher nach Ablauf der Frist bis zu den Vorposten der kaiserlichen Armee zu begleiten[2]). Am 10. März erschien in Regensburg der Rittmeister Graf Enzenberg mit diesem Schreiben. Am 12. Morgens nach 4 Uhr erfolgte die Abreise, in einer Kutsche Bacher mit Enzenberg, in einer zweiten Bacher's Secretär Schwedel mit einem anderen kaiserlichen Officier. Am 15. erreichte man in Mösskirch die französischen Vorposten. Bacher erhab einen Protest mit der Begründung, daß der Aufenthalt des

[1]) Archiv des Erzherzogs Albrecht.

[2]) „Allgemeine Zeitung" 25. März 1799, S. 384.

französischen Geschäftsträgers in Regensburg auf einem vom Kaiser bestätigten Reichstagsbeschluß beruhe und nur auf diesem Wege abgeändert werden könne weshalb er, Bacher, nur der Gewalt gewichen sei. Die französischen Gesandten in Rastatt nahmen die Beschwerde auf, und die Deputation ließ ihre Note nach Regensburg gelangen. Der Reichstag begnügte sich jedoch am 27. März mit der Erklärung, daß er der Sache ganz fremd sei, zum Aerger der Franzosen, die eben einen Streitpunkt zwischen den Anhängern der Neutralität und dem Kaiser zu finden glaubten[1]).

In gleicher Weise mußte Aquier mit seinem Secretär Beer am 11. März, von einem österreichischen Officier begleitet, München verlassen. Der Gesandte hatte schon zweimal vorher aus eigenem Antriebe seine Pässe verlangt, aber beim Erscheinen des österreichischen Officiers erklärt daß er bleiben wolle und gegen angebliche Verletzung des Völkerrechtes protestirt[2]). Die Franzosen verfehlten denn auch nicht, die angedrohten Repressalien zu nehmen. Am 29. März stellte Bernadotte an den Magistrat der neutralen Stadt Frankfurt das Ansinnen, die dort befindlichen kaiserlichen und russischen Diplomaten, den Grafen Schlick und den russischen Geschäftsträger van Bukassowich binnen 24 Stunden auszuweisen. „Ich hoffe," setzt der General hinzu . . „daß Sie fühlen werden, wie sehr mein Betragen von dem verschieden ist, das der Erzherzog Karl gegen mehrere diplomatische Agenten der französischen Republik beobachtet hat"[3]).

Unterdessen war der Krieg zum Ausbruch gekommen, hatte sogar durch das Verfahren der Franzosen einen mehr als gewöhnlich erbitterten Charakter angenommen. Nicht nur, daß im Widerspruch zu den Verträgen mitten im Frieden die Festung Ehrenbreitstein nach jahrelanger Einschließung am 27. Januar zur Uebergabe gezwungen war — ohne eigentliche Kriegserklärung hatten die französischen Generale die Feindseligkeiten begonnen. In Graubünden hatte Massena die Abtheilungen Auffenberg's überfallen, in Schwaben waren die Vorposten des Generals Piaczek angegriffen und der Major Lovasz, der am 20. März in Begleitung eines Trompeters bei dem General Jarreau sich beklagen sollte, mit seinem Detachement gefangen genommen. Ueber diese und andere „Insulten, deren die Kriegsgeschichte keine ähnlichen aufweise", beklagt sich der Erzherzog auf das Lebhafteste in einem Armeebefehl vom 20. März, mit dem Zufügen, daß man das letzte Schreiben des Generals Jourdan nur mit Kanonenschüssen beantworten könne[4]).

Die Kämpfe bei Ostrach und Stockach (21. und 25. März) gaben diesen Beschwerden Nachdruck, Jourdan wich über den Rhein zurück, die Oesterreicher

---

[1]) J. M. v. Helfert, Der Rastatter Gesandtenmord, S. 77. Wien 1874. Französische Note vom 14. März, Erlaß der Deputation an den Reichstag vom 15. März, Protokoll der Reichs-Friedensdeputation zu Rastatt Bd. VI. S. 84 ff. Rastatt 1800.

[2]) Helfert a. a. O. S. 78. Du Moulin Eckart, Bayern unter dem Ministerium Montgelas. I. 123. München 1895. Die französischen Gesandten an Talleyrand 19. März, Bacher war am 19. März selbst in Rastatt, Aquier seit dem 17. März in Straßburg. Archiv des Ministeriums des Auswärtigen in Paris.

[3]) „Allgemeine Zeitung" vom 11. und 15. April 1799, S. 434, 450.

[4]) „Allgemeine Zeitung" vom 29. März 1799, S. 378.

drangen durch den Schwarzwald bis an die Rheinebene. Alsbald kam nun die Reihe auch an Trouvé, der auf dem vorgeschobenen Posten in Stuttgart den österreichischen Generalen besonders widerwärtig war. Trouvé, ein unruhiger, ehrgeiziger junger Mann — er ist als eifriger Royalist gestorben — hatte schon in einem Staatsstreich gegen die cisalpinische Republik seine Sporen verdient und sich in Stuttgart neu bewährt. Dazu kam noch, daß zwei Collegen, der dänische Gesandte von Wächter und der Gesandte der von Frankreich völlig abhängigen batavischen Republik, Strick van Linschoten im Verdacht standen, ihn eifrig zu unterstützen. Der Letztere gewiß nicht mit Unrecht. Strick war ein rühriger, wie es scheint, auch zu Intriguen geneigter Mann. Von seiner Thätigkeit am Stuttgarter Hofe, wo er Ende 1797 seinen Posten eingenommen hatte, zeugen große Actenbündel auf dem Reichsarchiv im Haag. Wir finden ihn im eifrigen Verkehr mit den württembergischen Ständen, mit französischen Diplomaten und Generalen. Im März 1798 war er in Rastatt[1]), wo ihm von den französischen Gesandten sogar die geheimen Artikel von Campo Formio wenigstens theilweise anvertraut wurden. Alle seine Berichte sind in einem für den Kaiser überaus feindseligen Sinne abgefaßt, nicht selten durch offenbare Unwahrheiten entstellt. In einem Briefe Alquier's vom März 1799 an Trouvé heißt es: „Veuillez bien, mon cher collègue, communiquer cette pièce à notre ami le citoyen Strik“[2]), und General Moreau schreibt ihm im April 1801, er werde niemals die Dienste vergessen, welche Strick dem französischen Heere in Schwaben geleistet habe[3]). Dem dänischen Gesandten von Wächter machte man, wie es scheint, auch nicht ohne Grund, zum Vorwurf, daß er für den General Vandamme beim Einmarsch in Schwaben der Hauptspion und Unterhändler gewesen sei und ihm gedient habe, Gelder zu erpressen und in Sicherheit zu bringen[4]).

Begreiflich genug, daß die österreichische Heeresleitung einen solchen Dreibund nicht länger als nöthig dulden wollte. Am 9. April erläßt der Erzherzog aus Engen die bezüglichen Befehle an den General Kospoth, der in Abwesenheit des Generals Sztaray die Avantgarde befehligte. Trouvé, heißt es, muß seinen Posten verlassen, deshalb soll Kospoth einen geschickten, bescheidenen, der französischen Sprache kundigen Officier nach Stuttgart schicken mit Briefen für den Herzog von Württemberg und den kaiserlichen Gesandten.

---

[1]) Van Dijk, Précis des négociations du congrès de Rastatt, p. 84 ff. Utrecht 1856.

[2]) Beilage zu Strick's Bericht vom 6. März im Reichsarchiv im Haag.

[3]) G. G. Vreede, La Souabe après la paix de Bâle, Utrecht 1879, p. 196. Diese Verbindungen setzten ihn in den Stand, auch bei französischen militärischen und Civilbehörden während des Krieges für württembergische Ortschaften eine nützliche Verwendung eintreten zu lassen, auch für die freie Stadt Eßlingen; vergl. Bittschrift der Stadt Eßlingen an Strick vom 15. November 1799. Vreede a. a. O. S. 124. Strick's Schreiben an die Stadt Eßlingen 20. December 1799 im Reichsarchiv im Haag, Verwendung für die württembergischen Stände bei Moreau vom 28. October 1800 bei Vreede a. a. O. S. 165.

[4]) Der Erzherzog an den Kaiser, 18. April, Archiv des Erzherzogs Albrecht. Vandamme wurde später wegen Nachlässigkeit und Erpressung vor ein Kriegsgericht gestellt. „Allgemeine Zeitung“, 28. Mai, S. 631.

Grafen Fugger. Der Officier — Hauptmann von Rothkirch — erhält eine „geheime Instruction“ und zugleich eine „offene Ordre“, von welcher letzteren nur nach Maßgabe des in der Instruction bestimmten Falles Gebrauch zu machen ist. Die Umstände, heißt es weiter, erfordern Vorsichtsmaßregeln. Es ist gedenkbar, daß der Herzog von Württemberg das auf die Entfernung Trouvé's gestellte Ansinnen ablehnt, aber daß Trouvé es auf das Aeußerste ankommen läßt. Deshalb werden Truppen in die Nähe von Stuttgart beordert, um etwa nöthig werdende Unterstützung abzugeben. Der Officier soll nur bei offener Weigerung militärische Gewalt anwenden, aber ebenso wie Fugger schon bei seinen Einschreitungen darauf hinweisen, daß sich ringsum kaiserliches Militär befinde. Sollte der Herzog ablehnend antworten, so hat Rothkirch die offene Ordre vorzuzeigen und laut ihres Inhalts dem Bürger Trouvé zu erklären, daß er in vierundzwanzig Stunden Stuttgart zu verlassen habe. Nach Ablauf der Frist soll er Trouvé und sein Gefolge zu dessen eigner und persönlicher Sicherheit über Pforzheim bis über die diesseitigen Vorposten begleiten, denselben aber durchgängig höflich und anständig begegnen, „wie ich“, schließt der Erzherzog, „dem Herrn Hauptmann mündlich bemerklich machen ließ“[1]).

Demgemäß erfolgte die Ausführung. Am 15. April vom Stuttgart von kaiserlichen Truppen umgeben und der kaiserliche Gesandte mochte den Herzog mit der Forderung des Erzherzogs bekannt. Der Herzog soll sich wenigstens nach der Versicherung seines Pariser Gesandten, lebhaft beschwert haben, daß man ihn mit offenbarer Verletzung des Völkerrechts und seiner reichsfürstlichen Rechte zwingen wollte, den Vertreter einer befreundeten Macht aus seiner Residenz zu vertreiben. Aber Fugger erwiderte, daß der Kaiser als Haupt des Reiches von Separatfrieden nichts wisse, und derwegen auf die Gewalt der Waffen. Trouvé erklärte auf diese Nachricht, daß er den Herzog keinen Gewaltthätigkeiten aussetzen wolle und selber der Gewalt weiche. Am 16. April trat er, von Rothkirch begleitet, die Reise nach Rastatt an[2]). Der Oberst Wolfskehl bemerkt jedoch in seinem Bericht an den General Kospoth, die Lage sei um nichts verbessert, so lange Strick und Wächter nicht entfernt worden seien. Diese beiden Leute beschäftigten denn auch das Armeecommando unausgesetzt. Schon am 13. April erläßt der Erzherzog an Kospoth eine eigene Instruction, gegen sie. Man soll ihre Correspondenz überwachen und, wenn man Beweise gegen Wächter findet, ihn ohne Rücksicht auf seinen diplomo-

---

[1]) Diese Anweisung und die übrigen auf Trouvé bezüglichen Schreiben im Wiener Kriegsarchiv.

[2]) Das Entschuldigungsschreiben des württembergischen Gesandten in Paris, Konrad von Abel, an Talleyrand vom 22. April bei Droede a. a. O. S. 107 ff. Beiliegend ein ausführliches Exposé des faits qui ont motivé le départ de Citoyen Trouvé. Abel ist doch freundlich genug, zu erinnern „Que la conduite de Parchâne ... avait été motivés plus particulièrement par l'expulsion survenue peu de tems avant, des Ministres de L'Empereur de Russie et de l'Angleterre, de la ville Impériale de Francfort“ Droede a. a. O. S. 110. — Oberst Wolfskehl an den Erzherzog, 17. April, Wiener Kriegsarchiv. — Strick van Linschoten 19. April Reichsarchiv im Haag.

tischen Charakter verhaften [1]). Auch dem Kaiser schreibt er am 18. April aus Stockach: Wächter conspirire mit dem Feinde; man gebe sich alle Mühe, Beweise gegen ihn zu verlangen; dies sei zwar bisher noch nicht möglich gewesen, aber sein Benehmen sei derart, daß man durchaus suchen müsse, seine Abberufung zu bewirken. Am 20. April ähnliche Klagen gegen Strick von Linschoten; aber auch hier folgt der Zusatz, die Anzeigen seien nicht ausreichend. Man habe den Grafen Fugger ersucht, durch gründliche Nachforschungen bestimmtere Data zu erhalten, durch welche man den Strick seiner Verbrechen gegen die Armee überweisen und seine Wegschaffung fordern könne. Bis jetzt sei jedoch noch keine Nachricht eingegangen [2])

II.

Fragte man aber, wo die gewünschten Beweise wohl am ersten sich würden finden lassen, so mußten die Blicke vor Allem sich auf Rastatt richten, wo seit längerer Zeit alle Fäden der verschiedenen Kundschaften in den Händen der französischen Gesandten zusammenliefen. Daß der Congreß noch immer fortdauerte war eigentümlich genug und erklärt sich nur durch die verwirrten Zustände des Deutschen Reiches, wo nach Belieben der Eine Krieg führte der Andere sich neutral verhielt, der Dritte abwechselnd im Kriege oder in der Neutralität Schutz und Vortheil suchte. Der heftige Kaiser Paul hatte schon zu Anfang des Jahres gefordert, daß der Congreß aufgelöst würde, und Oesterreich wäre nicht weniger dazu geneigt, auch rechtlich wohl in der Lage gewesen. Denn konnte auch die Reichsfriedensdeputation, welche durch den Reichstag für mögliche Unterhandlungen mit Frankreich schon am 21. August 1795 ernannt worden war, vom Kaiser nicht aufgelöst werden, so war doch die Berufung eines Friedenscongresses ausschließlich zwischen dem Kaiser und der Republik durch die Präliminarien von Leoben vereinbart. Ausschließlich Frankreich und der Kaiser hatten auch im 20. Artikel des Friedens von Campo Formio festgesetzt, daß der Congreß zu Rastatt binnen Monatsfrist eröffnet werden solle, und der Kaiser hatte dann durch das Hofdecret vom 1. November 1797 die deputirten Reichsstände aufgefordert, ihre Abgeordneten dahin abzuschicken. Daraus ließ sich wohl die Folgerung ziehen, daß der Kaiser, der die Deputation nach Rastatt berufen hatte, sie auch von dort wieder abberufen könne. Jedenfalls lag es in der Macht des Kaisers, weitere Verhandlungen mit den Franzosen durch Abberufung seines Plenipotentiars unmöglich zu machen, denn einzig durch diesen Plenipotentiar durfte der diplomatische Verkehr zwischen der Deputation und den Franzosen vermittelt werden. Aber bei dem ungewissen Ausgange des Krieges blieb es für den Kaiser immerhin bedenklich, ohne Zustimmung der Deputation und der größeren Reichsfürsten, insbesondere Preußens, einen so entscheidenden, für die süddeutschen Reichsstände unerwünschten Schritt zu thun. Verhandlungen, die der österreichische Gesandte in Berlin anknüpfte, waren jedoch erfolglos geblieben. Nur Graf

[1]) Wiener Kriegsarchiv.

[2]) Archiv des Erzherzogs Albrecht

Lehrbach, der österreichische Deputirte, hatte bei der Nachricht von dem wirklichen Anfang der Feindseligkeiten am 11. März den Congreßort verlassen; Graf Metternich und die Deputation blieben noch zusammen, mit ihnen die Franzosen, denen nichts erwünschter war als dieser Zustand. Denn während sie rücksichtslos alle Vortheile der Kriegsführung ausnutzten, konnten sie doch in scheinbarem Frieden mit den westlichen Reichsständen die Zwietracht im Reiche schüren und dem kaiserlichen Einfluß entgegenwirken. Eifrig betrieben sie daneben die Thätigkeit des Kundschaftens. Am 11 März schreibt ihnen Talleyrand, daß Alquier und Bacher mit dem größten Eifer Nachrichten sammelten und auch nach Rastatt senden würden, die Gesandten sollen Alles, was sie erfahren, Jourdan mittheilen und daneben eigene Nachforschungen nicht unterlassen, denn Jourdan dem noch Manches fehlt hat einen Officier an Alquier geschickt diesen aber nicht sonderlich unterrichtet gefunden. Die Gesandten erwidern am 16. März sie hätten Alles was ihnen aus Regensburg München und Stuttgart zugekommen sei, getreulich an Jourdan übermittelt, und würden darin fortfahren. Einige Tage später schreiben sie von interessanten militärischen Nachrichten, die sie von Treuen erhalten hätten[1])

Hätte das Kriegsglück für die Republik entschieden, leicht möglich, daß es zu einem offenen Bruche zwischen der Mehrheit der Deputation und dem Kaiser gekommen wäre. Aber durch die Siege des Erzherzogs, als österreichische Husaren bis in die Nähe von Rastatt streiften, wurde die Lage völlig verändert. In Wien kam man jetzt am 1. April zu dem Entschlusse, auch den Grafen Metternich von Rastatt abzuberufen. Am 7. und 8 April machte der Plenipotentiar der Deputation und den Franzosen davon die Anzeige. Er konnte sich darauf berufen, daß der Krieg im vollen Gange und zu dem die Sicherheit der Correspondenz und des Congresses gestört worden sei. Denn es war in der That schon am 11. oder 12 März eine Estafette Metternich's bei dem Dorfe Crambach angehalten dreizehn mouzische und einige darmstädtische Husaren, die den Briefwechsel zwischen Aschaffenburg, Darmstadt und Rastatt vermittelten, waren auf Befehl Bernadotte's aufgehoben. Am 23. März hatte der General Chateauneuf-Randon zehn französische Patrouillen nebst einem Capitän und einem Trompeter zur Verfügung der Gesandten aus Straßburg nach Rastatt geschickt, und am 11 April wurde sogar in Achern ein Bedienter des hannöverschen Congreßgesandten, Herrn von Reden, von einer französischen Patrouille als Spion verhaftet, in das französische Hauptquartier abgeführt und nur mit Mühe vom Tode gerettet[2]). Metternich, der jeder Zeit bestimmte Erklärungen so lange als irgend möglich vermied, hatte jedoch über die völkerrechtliche Wirkung seiner Entfernung keine förmliche Erklärung gegeben. Nur die Redaction der „Karlsruher Zeitung" vom 10 April ließ — auf oder ohne seine Anweisung — dem Abdruck seiner Abschiedsnote die Bemerkung folgen, die Neutralität des Congreßortes höre nunmehr auf. Das

[1]) Archiv des Ministeriums des Auswärtigen in Paris.

[2]) Vergl. Hurter, Diplomatische Verhandlungen. Bd III, S. 287, 297, 305. — Helfert, Rastatter Gesandtenmord, S. 76. — Obser, Politische Correspondenz Karl Friedrich's von Baden. Bd III, S. 295.

war unzweifelhaft die Ansicht Metternichs. „Die Annäherung unserer Truppen," schreibt er am 11 April, „macht den verschiedenen Bevollmächtigten in- und außerhalb der Deputation, die ehemals von Fortsetzung der Verhandlungen in Abwesenheit der kaiserlichen Plenipotenz sprachen, mit jedem Augenblicke begreiflicher, daß dieses wohl seine ganz eigenthümlichen Bedenklichkeiten und vielleicht gar militärische Folgen haben möchte. Auch vermuthen einige der Erzherzog Karl K H dürfte nicht sehr geneigt sein, die französischen Bevollmächtigten hier länger ihr Wesen ungestört treiben zu lassen. Und wirklich hört durch Abberufung der kaiserlichen Plenipotenz der Reichsfrieden-Congreß der Thot sowohl als dem Rechte nach gänzlich auf" [1]). Dementsprechend aber den Ereignissen vorgreifend, erzählte der junge Graf Metternich — der spätere Reichskanzler —, der am 11 April die Szekler in Gernsbach sich angesehen hatte dem badischen Minister Baron Edelsheim, am nächsten Tage würden zwei Infanterie-Regimenter in Rastatt einrücken. Graß war denn auch der Eindruck bei den französischen Gesandten. Sie vermutheten, man würde noch Metternich's Abreise Rastatt in einen Waffenplatz verwandeln, um die Versammlung der Deputation unmöglich zu machen. Auch entging ihnen nicht, bemerkt Edelsheim, daß das Verfahren Bernadotte's gegen die kaiserlichen Gesandten in Frankfurt, wo sich nicht einmal Truppen befunden hätten, den Erzherzog zu einem ähnlichen Schritte veranlassen könne. Ja, jetzt, wie im Februar, fürchteten sie schon, man möge sie verhaften und in eine Festung innerhalb der österreichischen Erbstaaten abführen wollen. Deshalb wandten sie sich an den badischen Minister mit der Erklärung, sie hofften, abgesehen von der in Rastatt bestehenden Neutralität, auch noch den besonderen Schutz der landesherrlichen, d h der badischen Regierung zu genießen. Edelsheim, wenig geneigt, sich einem Conflict mit österreichischen Truppen auszusetzen, veranlaßte jedoch, daß die Angelegenheit in der Deputation zur Verhandlung kam. Hier wurde an die Beispiele von Wetzlar und Regensburg erinnert, wo in früheren Feldzügen die Armeecommandos sich an Neutralitätsversprechungen nicht gebunden hätten, wenn die militärischen Dispositionen etwas Anderes erforderten. Man blieb dabei stehen, daß die französischen Gesandten, wenn sie die Beobachtung der Neutralität von kaiserlicher Seite verlangten, mit einer Erklärung vorangehen sollten, daß auch die französischen Truppen die Neutralität beobachten würden. Darauf wollten aber die Gesandten nicht eingehen, sie meinten schon in ihrer Antwortnote auf das letzte Schreiben Metternich's, worin sie dessen Klagen über Neutralitätsverletzung zurückgewiesen hatten, sei das Nöthige gesagt. Und so blieben sie, ohne daß eine Vorsorge getroffen wäre, in Rastatt, obgleich sie beständig von der Neutralität und ihrer persönlichen Sicherheit mit lebhafter Besorgniß redeten [2]).

Hatte es von ihnen abgehangen, sie wurden wahrscheinlich die anderthalb Stunden bis nach Plittersdorf, an den Rhein und über den Rhein, bald

[1]) Diplomatische Verhandlungen Bd III, S 299

[2]) Protokoll der Reichs-Friedensdeputation, Bd VI S. 101. Edelsheim an Karl Friedrich, 11. April. Badischer Subdelegationsbericht vom 11 April bei Oncken a. a O., S 206 ff

zurückgelegt haben. Allein sie waren am 8. April durch den Telegraphen und durch ein Schreiben Talleyrand's vom 10. April ausdrücklich angewiesen, bis zum Aeußersten in Rastatt zu verbleiben, jusqu'à la dernière extremité, d. h. bis sie durch Waffengewalt vertrieben würden. Der französische Minister wollte dem Kaiser die Besugniß, den Congreß einseitig aufzulösen, nicht zugestehen; daneben betrachtete er es offenbar als einen Vortheil, wenn jetzt, wie bei der Ausweisung Bacher's, Alquier's und Trouvé's, ein militärischer Eingriff zu Klagen über Verletzung des Völkerrechts und vielleicht zu einem Streit zwischen der Deputation und dem Kaiser Veranlassung gäbe. Es läßt sich aber ermessen, wie man im Hauptquartiere des Erzherzogs diese Paradoxe auffaßte. In den Augen der österreichischen Officiere hatte unzweifelhaft der Congreß seine Berechtigung, Rastatt den Anspruch auf Neutralität hatte Alles was dort verhandelt und correspondirt wurde, den besonderen völkerrechtlichen Schutz verloren. Damit war freilich nicht gesagt, daß man sich auch an der Person der französischen Gesandten, an ihrem Archiv und an den in ihrem Besitz befindlichen Papieren vergreifen dürfe. Aber wenn man schon während des Friedens Bacher und Alquier nur noch als Emissäre und Kundschafter ohne diplomatische Rechte betrachten wollte, so trat diese Frage gewiß in verstärktem Maße bezüglich der Rastatter Gesandten hervor, jetzt da der Krieg schon viele Wochen mit steigender Erbitterung gewüthet hatte, und nachdem bei dem Vorrücken der kaiserlichen Heere Repressalien nicht mehr wie einige Monate früher zu fürchten waren. Und wenn man dann zugleich der beiden in Stuttgart verweilenden Diplomaten gedachte, wenn man die Beweise ihres Spionenwesens und anderer unerlaubten Handlungen in den Papieren der Rastatter Gesandten zu finden erwartete, mußte dann nicht der Gedanke der Wunsch erwachen, sich dieser Papiere zu bemächtigen?

Unter solchen Verhältnissen schrieb der schon erwähnte Generalmajor Sebastian Heinrich von Schmidt, der Generalquartiermeister des Erzherzogs an den Oberst-Lieutenant Mayer von Heldensfeld, den Generalstabschef des Generals Kospoth bei der Avantgarde, einen Brief, der nach dem Zeugniß keines Geringeren als des Erzherzogs Karl für die folgenden Ereignisse verhängnißvoll geworden ist.

Der General Schmidt gehörte zu den angesehensten, durch Fähigkeiten und persönliche Eigenschaften ausgezeichneten Officieren der österreichischen Armee. Geboren 1743 in Bayern, hatte er schon in den Türkenkriegen, dann besonders in Belgien und unter Clerfayt 1795 am Rheine sich hervorgethan. 1796 erwarb er sich als Generalquartiermeister in dem ruhmvollen Feldzuge gegen Jourdan und Moreau das volle Vertrauen des Erzherzogs, trat auch 1798 als Chef des Generalstabs ihm zur Seite und führte in seinem Auftrage 1799 die schwierigen Verhandlungen mit Thugut und Bellegarde in Wien. Ich habe den Brief, der hier in Betracht kommt, nicht gelesen, kann auch nicht mit Gewißheit angeben, ob und wo er noch vorhanden ist. Aber aus späteren Aeußerungen des Erzherzogs und aus den folgenden Ereignissen läßt sich der Inhalt, wie ich glaube, mit ziemlicher Sicherheit bestimmen. Schmidt hatte seinem Haß gegen die Franzosen Worte geliehen, in heftigen Ausdrücken über ihre Kriegführung und das Treiben der französischen Diplomaten über den

Mißbrauch ihrer Stellung zu Spionendiensten sich ausgelassen und dabei höchst wahrscheinlich die Ansicht ausgesprochen, daß die Beweise gegen Strick van Linschoten und Wächter in den Papieren der Rastatter Gesandtschaft zu finden seien. Damit verband sich allem Anscheine nach der Wunsch man möge nicht bloß die Courriere der Gesandten, sondern sie selbst anhalten, ihre Papiere in Beschlag nehmen und darin die Beweise suchen.

Daß wirklich der Verdacht gegen Strick und Wächter, wenn nicht den einzigen, doch einen Hauptpunkt des Briefes bildete, dafür spricht zunächst die Zeit der Abfassung. Aus den Protokollbüchern des österreichischen Kriegsministeriums[1]) wissen wir, daß am 18. April der General Görzer in Folge eines Schreibens, das er Tags vorher, also am 17. April, durch Courier von Mayer erhalten hatte, seine Anstalten bezüglich der Rastatter Gesandten traf. Der Brief Mayer's ist demnach etwa auf den 16. April und das Schreiben Schmidt's kurz davor, in die Mitte des April zu setzen also gerade in die Zeit, in welcher die Erbitterung über Strick und Wächter im Hauptquartier aufs Höchste gesteigert war, und täglich ihretwegen Briefe gewechselt wurden. Dazu kommt das Protokoll vom 19. April, der Auszug aus einer nicht mehr vorliegenden Mittheilung des Generals van Merveldt an Kaspath. Es enthält neben dem „Bericht wegen Aufhebung der Depeschen des holländischen und dänischen Gesandten" die „Lösung der von dem Szekler Obersten Barbaczy gestellten Frage", ob die aus badischen Truppen bestehende Eskorte der französischen Gesandten feindlich zu behandeln sei.

Der Brief des Generals Schmidt war ein Privatbrief, nicht amtlich und ganz ohne Wissen des Erzherzogs geschrieben, der damals, von seinem epileptischen Leiden befallen, mit dem Wiener Hofe uneins, vom 14. bis zum 26. April sogar den Oberbefehl thatsächlich aus der Hand gegeben hatte[2]) wenn auch die Erlasse der Form wegen mit seiner Unterschrift versehen wurden. Aber nun geschah es, daß der Oberstleutenant Mayer, ein noch junger feuriger Officier, die Wünsche des Generalquartiermeisters, mit denen die seinigen gewiß vollkommen übereinstimmten, als Befehle auffaßte und in Folge dessen die Anweisungen gab, die aus den Protokollen vom 18. bis zum 28. April in den Hauptzügen sich erkennen lassen.

Zunächst traf man Maßregeln, die Correspondenz der Gesandten, allenfalls auch sie selbst, anhalten zu können. Am Morgen des 19. April rückte eine Patrouille von Szekler Husaren nach Mittersdorf, zerschnitt die Stricke

---

[1]) Die reichhaltigen, sorgfältig geordneten Feldakten des österreichischen Kriegsministeriums sind in den sogenannten „Protokollbüchern" genau registrirt. Aus den kurzen Inhaltsangaben ersieht man, wenigstens zum Theil, den Inhalt mehrerer auf die Rastatter Ereignisse bezüglicher Schriftstücke, welche in den Faszikeln fehlen. Vergl. darüber „Diplomatische Verhandlungen", Bd. III S. 343.

[2]) Am 14. April schreibt er dem Kaiser, er fühle sich so schlecht, daß er der Armee werde verlassen müssen, am 16. April seinem Adoptivvater, dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen: „Si quelque chose fait du mal à ma santé, c'est le chagrin qui me ronge de ne pas être en état de faire mon service — pendant que mes escalapes me forcent à aller me promener et que j'ai assez bon visage." Wertheimer a. a. O. Bd. LXVII S. 31

der Rheinfähre, auf welcher die Correspondenz von Rastatt nach Selz befördert wurde und führte einen mit Wein beladenen Wagen, auch einige in der Nähe befindliche Schiffer in das Stabsquartier nach Gernsbach. Der Deputirte Graf Stadion wurde in der Richtung nach Plittersdorf angehalten, und Briefe, die er zu seiner Legitimation vorzeigte, ihm abgenommen. Dies erklärt sich freilich schon als Folge des Kriegszustandes und der schon früher vorwaltenden Ansichten, man braucht darin keine besondere neue Anordnung Mayer's zu erkennen. Die Briefe wurden sogar zurückgegeben und die Schiffer entlassen; Barbaczy erwiderte am 20 April dem Secretär des kurmainzischen Directorialgesandten Albini, Freiherrn von Münch, in Baden, er habe keinen Befehl, irgend eine gesandtschaftliche Person innerhalb oder außerhalb der Stadt zu belästigen oder einen Courier zu hemmen oder aufzuheben oder sonstige Correspondenz zu hindern[1]), er werde aber um eine bestimmtere Antwort geben zu können, sogleich an seinen Vorgesetzten, den General Görger berichten[2]). In den Inhaltsangaben der Feldacten findet sich auch bemerkt 21 April. „Görger an Merveldt Note die dem Herrn Albini durch Barbaczy zu gebende Antwort betreffend." Erst am Tage darauf, den 22 April, erfolgt, man muß annehmen, auf Grund von Görger's Weisungen welche sich aber im Protokollbuch nicht erwähnt finden, eine andere Mittheilung. Der Oberst schreibt: er könne unter den gegenwärtigen Umständen, wo des Militärs eigene Sicherheit das Patrouilliren in und um Rastatt erheische, keine beruhigende Aufklärung über die ungestörte Sicherheit des diplomatischen Corps ertheilen, da Rastatt nach Abberufung des kaiserlichen Plenipotentiars nicht mehr als Congreßort angesehen werde, übrigens werde dem österreichischen Militär, außer einem Kriegsnothfalle die Pflicht der persönlichen Unverletzbarkeit stets heilig bleiben[3]). Sehr bezeichnend ist hier die Ausnahme für den Kriegsnothfall, worunter man gewiß auch das Untersuchen der von Spionen ausgehenden Correspondenz, selbst wenn sie im Gesandtschaftsarchiv und im Reisewagen der Gesandten sich befinde, verstehen konnte. Noch immer zögerten jedoch die Franzosen mit ihrer Abreise, die sie jetzt unter dem Schutze einer badischen Escorte wohl noch hätten bewerkstelligen können. Erst am 25. April, als die Deputation auf weitere Verhandlungen sich nicht mehr einlassen wollte, erklärten sie, sie würden in drei Tagen abreisen[4]).

Aber am Abend dieses selben 25. April erfolgte die erste eigentliche Hinderung des gesandtschaftlichen Verkehrs. Der französische Courier Lemaire, welcher Depeschen über Plittersdorf nach Straßburg befördern sollte, wurde von Szellern angehalten, seiner Papiere beraubt und in das Stabsquartier nach Gernsbach abgeführt. Am 24. April hatte Merveldt an Kospath ge-

[1]) Der Widerspruch mit der Angabe Barbaczy's in dem Protokoll vom 18. April ist noch nicht zu lösen.

[2]) Bericht des Freiherrn v. Münch im Protokoll der Reichs-Friedensdeputation, Bd VI, S. 116.

[3]) Protokoll der Reichs Friedensdeputation, Bd VI, S. 117.

[4]) Eine genauere Darstellung dieser Vorgänge in den „Diplomatischen Verhandlungen" Bd III, S. 307 ff. 311 ff.

schrieben dem Obersten Barbaczy sei die Beobachtung aller Vorsicht aufgetragen worden, und am 25 April gibt Kospoth dem General Mercveldt „Bescheid auf verschiedene Anfragen und wegen der zu Rastatt zur Abreise sich anschickenden französischen Gesandten“[1]). Der Inhalt dieser Schreiben ist freilich ungewiß, kann auf den Ueberfall sich beziehen, aber auch nur den Befehl zu einer dem regelmäßigen Gange durchaus angemessenen Maßnahme enthalten haben; denn gerade am 25. April ergeht aus dem Hauptquartier eine entscheidende Anweisung. Kospoth schreibt der Erzherzog solle Barbaczy weiter vorrücken lassen. Nachdem derselbe in Rastatt Posto gefaßt habe, könne er den französischen Gesandten erklären, daß man sie in dem Bezirke der österreichischen Armee nicht länger dulden könne, und daß sie deshalb innerhalb einer kurzen Frist etwa von 24 Stunden sich aus Rastatt zu entfernen hätten, dem Obersten soll jedoch alle mögliche Vorsicht und Klugheit bei der Ausführung dieser Sache empfohlen werden[2]). Zugleich wurde auch der Entwurf einer Antwort übersandt, die Barbaczy allenfalls auf erneuerte Anfrage Albini's geben könne, dahin lautend, daß er sich bei dem Vorrücken gegen die Feinde lediglich nach seinen Instructionen zu richten habe und danach die Feinde soweit als möglich verfolgen müsse. Man sieht, den Gesandten in Rastatt gegenüber wird ein ganz ähnliches Verfahren wie gegen Alquier Bacher und Treuvé eingehalten, es fehlt nur die Anordnung, daß ein kaiserlicher Officier die Ausgewiesenen bis an die französischen Vorposten begleiten, ihnen also zugleich als Escorte dienen solle. Der Erzherzog möchte freilich glauben, daß, wenn Barbaczy „alle mögliche Vorsicht und Klugheit anempfohlen würde, darin selbstverständlich auch die Sicherung der Reisenden durch eine Escorte einbegriffen sei. Ob der Convenienz des Befehls diese Ueberzeugung theilte, kann zweifelhaft erscheinen, jedenfalls lehrte der Erfolg, daß eine deutliche ausdrückliche Anweisung keineswegs überflüssig gewesen wäre.

Ehe die Weisungen des Erzherzogs erfüllt werden konnten, hatte sich zwischen Albini und Barbaczy schon wieder eine neue Erörterung entsponnen. Bei der Nachricht von der Aufhebung des Couriers, als die Franzosen lebhafte Klagen erhoben, hatte Albini noch in der Nacht eine Beschwerde an Barbaczy gerichtet und die Nachricht beigefügt, daß die Franzosen in drei Tagen abreisen würden. Er verlangte Freigebung des Couriers und Vorkehrungen von Seiten Barbaczy's, damit der französischen Gesandtschaft während der wenigen Tage ihres Aufenthaltes in Deutschland die ungestörte Sicherheit nach angedeihe, welche allen gesandtschaftlichen Personen bis zur Rückkehr in ihr Vaterland zukomme[3]). Barbaczy ertheilte jedoch nur die kurze Antwort, daß er über den Courier und dessen Briefschaften seiner höheren Militärbehörde Nachricht geben müsse. Auch der preußische Legationsrath von Bernstorff, der mit Edelsheim am Morgen des 26. April nach Gernsbach

[1]) Protokollbuch im Wiener Kriegsarchiv.

[2]) Diplomatische Verhandlungen, Bd III, S. 314.

[3]) Abgedruckt in dem Authentischen Bericht von dem an der französischen Friedensgesandtschaft ... verübten Meuchelmord. Nebst einigen weiteren Actenstücken und Zusätzen des Herausgebers. 1799. Unveränderter Abdruck. Carlsruhe 1869, S 22.

fuhr um die erneute Anerkennung Rastatts als Congreßort zu erwirken, erhielt von dem Obersten keinen anderen Bescheid, als daß er Alles an ihn Gebrachte seiner Behörde anzeigen werde. Aus dem Protokollbuch des Kriegsarchivs ersieht man in der That, daß Barbaczy am 25. und 26. April an Kospoth, und Kospoth am 27. April „über die nahe Abreise der Franzosen" an das Hauptquartier berichtet hat. Darauf ergeht von Seiten des Erzherzogs die folgende merkwürdige Bestimmung:

„Hauptquartier Stockach, 28. April 1799.

Auf den Bericht des Feldmarschallieutenant von gestern erwidere ich, daß die an den Obersten Barbaczy erlassene Weisung ganz zweckmäßig ist, in deren Gefolge er sich in keine diplomatischen Schreibereien einzulassen, sondern sich lediglich auf die an die Hand gegebene Erklärung zu beschränken habe. Der Herr Oberst kann auf die Fragen, welche allenfalls an denselben wieder gestellt werden sollen, die Antwort geben, daß die Rückkehr der französischen Gesandten nach Frankreich ungehindert und sicher geschehen werde, nur könne man diesseits kein längeres Verweilen in dem Bezirk der diesseitigen Armee dulden. In Hinsicht der Correspondenz der französischen Minister darf keineswegs eine beruhigende Zusicherung gegeben werden, vielmehr ist aller Bedacht darauf zu nehmen, sich der Packeten habhaft zu machen und dieselben so wie gestern geschehen, hierhin einzuschicken[1]."

Diese Entscheidung ist deshalb so merkwürdig, weil sie genau die Grenze erkennen läßt, bis zu welcher der Erzherzog zu gehen sich berechtigt glaubte. Er will die französischen Gesandten nicht länger in Rastatt und keine Correspondenz zwischen ihnen und Frankreich ferner dulden. Unzweifelhaft war er in dieser doppelten Hinsicht vollkommen berechtigt. Kein Feldherr wird gestatten, daß innerhalb seiner Heereslinien eine ganze Vereinigung feindlicher Personen sich frei bewegt, im nächsten, ununterbrochenen Verkehr mit der feindlichen Truppenmacht, welcher sie jederzeit Nachricht geben, deren Bewegungen sie bestimmen kann. Der Erzherzog war so vollkommen von seiner Berechtigung überzeugt, daß er ohne Bedenken die interessantesten der dem Courier abgenommenen Briefschaften dem Kaiser nach Wien schickte[2].

Etwas Anderes und eine wirkliche Verletzung der gesandtschaftlichen Rechte war eine Wegnahme und Beraubung des Gesandtschaftsarchivs, welche sich, wie wir sehen, nur durch die in Wien verworfene Theorie entschuldigen ließ, daß die Gesandten durch ihr Benehmen, insbesondere den Spionendienst, ihre gesandtschaftlichen Rechte verwirkt hätten. Davon findet sich aber in der An-

---

[1]) Wiener Staatsarchiv, auch gedruckt bei Sybel, Graf Lehrbach und Der Rastatter Gesandtenmord, Historische Zeitschrift Bd. XXXIX, S. 67.

[2]) Sonderbarer Weise befanden sich in dem Felleisen Depeschen an die kaiserlichen Gesandten v. Kageneck in Madrid und v. Ledzeltern in Lissabon. Der Erzherzog meint, es sei nicht gerathen, sie den Weg durch Frankreich nehmen zu lassen, er werde sie auf einem anderen, sicheren Wege befördern. Wie sie in das Packet des französischen Couriers gekommen, und wer sie abgesendet, läßt sich dem Schreiben des Erzherzogs vom 29. April im Archiv des Erzherzogs Albrecht nicht entnehmen. Wahrscheinlich durch den von Helfert, S. 86 und 111 erwähnten fürstlich Taxis'schen Geheimen Rath v. Vriendts in Rastatt.

weisung des Erzherzogs nicht das Geringste; im Gegentheil es müßte befremden, wenn er unter dieser Voraussetzung Barbaczy zu der Antwort autorisirt hätte, daß die Rückkehr der Gesandten ungehindert und sicher geschehen werde.

Wären seine Weisungen nur befolgt worden! Aber ehe sie anlangen konnten, war das blutige Ereigniß, das sie bei rechtzeitigem Eintreffen vermuthlich verhindert hätten, schon geschehen. Die Gesandten hatten, wie erwähnt, am 25. April kund gegeben, sie würden in drei Tagen abreisen. Trotz der wenig versprechenden Erklärung Barbaczy's vom 26. April standen die Reisewagen am 28. April früh völlig bepackt im Hofe des Schlosses. Wären sie nur gleich nach Plittersdorf abgefahren! vielleicht würde Niemand sie behelligt haben. Barbaczy war zwar, wie wir sahen, schon am 25. April gerade durch Aldini von der bevorstehenden Abreise der Gesandten unterrichtet, aber wer weiß, ob der Oberst mit seinen Vorkehrungen fertig geworden, ob er zu einem raschen Entschlusse gekommen wäre? Denn es fragt sich weiter, ob den österreichischen Officieren diese ganze Angelegenheit nur entfernt so wichtig erschien als uns, nachdem so schreckliche Ereignisse darin ihren Ursprung gefunden haben. Nach Allem, was wir wissen, scheint es im Gegentheil, daß man die Wegnahme der Papiere als einen Vortheil betrachtete, den man bei guter Gelegenheit sich aneignen, aber auch verschmerzen könne. Denn schon am 18. April wird von Vorkehrungen gegen die Gesandten geschrieben, seit dem 10. April standen die Szekler beinahe vor den Thoren von Rastatt, und doch wird bis zum Abend des 28. April gar nichts irgend Wirksames gegen die Gesandten vorgenommen. „Noch am 27. April," schreibt Debry am 1. Mai aus Straßburg, „hätten wir in aller Sicherheit abreisen können, weil am Rhein keine österreichischen Patrouillen standen"[1]. Aber die französischen Gesandten selbst machten den Obersten aufmerksam. Freilich hielten sie es unter ihrer Würde, sich selbst mit einem Ansuchen an einen kaiserlichen Officier zu wenden, aber auf Zureden der preußischen Gesandten ließen sie durch Aldini eine förmliche Versicherung von ihm verlangen, daß sie ungehindert reisen könnten. Der schwerfällige, unbeholfene Mann sah sich zu raschen, vielleicht übereilten Schritten genöthigt, wenn er die von Mayer erhaltenen Anweisungen noch ausführen wollte.

III.

Eine erneute Darstellung der allgemein bekannten Thatsachen ist überflüssig. Jeder weiß, daß erst nach langem Warten, Abends zwischen 7 und 8 Uhr, ein österreichischer Husarenofficier mit einem Trompeter und zwei Ge-

[1] Debry an Talleyrand, Straßburg, 12. Floréal VII. Ministerium des Auswärtigen in Paris. Auch die Vorkehrungen, von denen der Pfarrer Dietz von Rothenfels mehreren Amtsbrüdern am 28. April Nachricht gibt (Obser a. a. O. S. 419), könnten zwar, wie Obser im Archiv für die Geschichte des Oberrheins, Bd. VII, S. 717, ausführt, auf Plane gegen die Gesandten sich beziehen, aber ebenso gut das sein, wofür Barbaczy sie ausgab: Sicherung gegen einen französischen Ueberfall, der wirklich in der Nacht vom 28. auf den 29. April erfolgte. Nach Böhlingk, „Der Rastatter Gesandtenmord", Heidelberg 1895, S. 111, berichtet das badische Subdelegationsdiarium am 28. April: Nach eingezogener Erkundigung sind die Husaren von Plittersdorf abgezogen, und die Nachen von Selz stehen mit zwei französischen Officiers an dem diesseitigen Ufer.

meinen erſchien und den Geſandten ankündigte ſie hätten innerhalb 24 Stunden Raſtatt zu verlaſſen. Beinahe gleichzeitig wurden die Stadtthore von Szekler-huſaren unter dem Befehl des Rittmeiſters Burkhard beſetzt. Trotz der befreundeten Perſonen ertheilten Warnung, trotz der Weigerung Burkhard's, eine Escorte zu ſtellen, ließen die Geſandten ſich nicht abholen, noch in finſterer Nacht die Reiſe anzutreten. Kaum 200 Schritte von der Georgivorſtadt werden ſie angegriffen. Bonnier und Roberjot getödtet, wohingegen Debry wie durch ein Wunder den Mördern entkommt, am andern Morgen nach Raſtatt und gegen Mittag unter öſterreichiſch-badiſcher Escorte nach Plittersdorf und weiter über den Rhein gelangt. Daß die That ein mit voller Abſicht gegen die Perſon der franzöſiſchen Geſandten gerichtetes Verbrechen war, kann nach Allem, was wir darüber wiſſen, keinem Zweifel unterliegen. Aber zugleich macht ſich in unſerer Kenntniß eine Lücke fühlbar. Wären die Geſandten angehalten ihre Papiere unterſucht oder weggenommen worden, ſo ſtände Alles mit dem was vorher geht, im Einklang, aber ſie wurden ermordet, woher dieſe furchtbare Veränderung?

In dem früher erwähnten Schreiben des Erzherzogs an den Kaiſer vom 18. Mai 1799 — es begleitet den erſten umfaſſenden Bericht der militäriſchen Unterſuchungscommiſſion — heißt es wörtlich: „Bei dieſen unglücklichen Ereigniſſen muß ich mir von Dir als Bruder eine beſondere Gnade für den General Schmidt ausbitten. Dieſer, hingeriſſen durch ſeinen Haß gegen die Franzoſen, mochte dem Obriſtlieutenant Mayer vom Generalſtab (welcher beym FML Kospoth der das Corps im Schwarzwald commandirt, angeſtellt iſt) eine Idee oder vielmehr Empfindungen in einem Privatſchreiben bekannt, wie aus der erſten Anloge des officioſen Berichts zu erſehen iſt. Mayer gab dem Inhalt dieſes Privatſchreibens eine ganz eigene Deutung und ſo wurde die Sache immer ſchlimmer, da ſie in den untern Stufen mehrere Zuſätze erhalten, wo denn endlich das unglückliche Ereigniß daraus folgte."

„General Schmidt erkennt den Fehler, daß er ſich ſeinen perſönlichen Empfindungen überlaſſen, einen Brief an Mayer geſchrieben, ohne mir hievon eine Anzeige oder Eröffnung gemacht zu haben. Er iſt ganz untröſtlich, daß dem dem Oberſtlieutenant Mayer zur weiteren Erwägung mitgetheilten Privatgedanken die unglückliche Richtung und Wendung gegeben worden iſt."

Unzweifelhaft ſind dieſe Worte das Inhaltvollſte, was bisher über das Ereigniß ans Licht getreten iſt. Ja, es liegt nahe und kann verlockend ſcheinen, in dieſen Worten den Urſprung des Mordplanes und ſomit die beinahe vollſtändige Löſung des ſeit hundert Jahren nicht zu enträthſelnden Geheimniſſes zu finden. Ich leugne nicht daß mir beim erſten Leſen des Briefes dieſer Gedanke gekommen iſt. Aber eine beſonnene Erwägung wird ſich dieſem Eindrucke nicht überlaſſen und vor Allem in Betracht ziehen daß einem einzelnen Briefe, wenn man den Zuſammenhang und die begleitenden Schriftſtücke nicht genau kennt, nur mit Vorſicht weitgehende Folgerungen zu entnehmen ſind. Es darf als gewiß gelten, daß der Brief des Generals Schmidt den Wunſch enthielt, man möge die Papiere der franzöſiſchen Geſandtſchaft und darin die Beweiſe für das Spionenweſen der Agenten ſich aneignen. Leicht könnte er

auch mit soldatischer Derbheit geäußert haben, daß die Gesandten eigentlich noch ganz Anderes als bloßes Anhalten verdient hätten. Aber von da bis zur Aufforderung, man solle sie umbringen, ist noch weit, selbst der bloße Wunsch erscheint nach dem Charakter des Generals und dem Tone, in welchem der Brief des Erzherzogs gehalten ist, so gut wie ausgeschlossen. Ein Befehl konnte in einem Privatbriefe ohne Wissen des Erzherzogs gar nicht ertheilt werden. Und würde wohl Mayer, selbst in Folge eines Mißverständnisses, ohne nochzufragen, einen so frechbaren Auftrag vollzogen haben? Er war jünger als Schmidt, 1765 zu Prag geboren und durch ausgezeichnete Waffenthaten, besonders bei Erstürmung der Weißenburger Linien und bei Würzburg, außer der Reihe rasch befördert worden. Sein ganzes Leben hindurch hat er den Ruf eines braven, offenen Kriegsmannes bewahrt, der stockige Hormayr nennt ihn ein gutherziges Soldatenkind[1]). Läßt sich annehmen, daß ein solcher Mann, desgleichen österreichische Generale darunter Merveldt ein feingebildeter, als Diplomat von Landsleuten und Franzosen hochgeschätzter Officier, sich wochenlang mit Mordplänen getragen hätten? Und man erwäge nur, wie dieser Merveldt am 18. April in Bezug auf den Auftrag gegen die Gesandten in einer eigenhändigen Nachschrift sich ausdrückt. „Herr General Gürger" meldet er seinem Vorgesetzten, „hat in Rücksicht auf das gestern durch Courier erholtene Schreiben des Obristlieutenant Mayer die Anstalten so getroffen, daß, wenn die Szekler Husaren das Nest nicht leer finden, die Sache wohl nicht fehlen wird. Hätte man nur ein paar Tage früher diesen Wunsch geäußert!"[2]). So konnte er wohl schreiben, wenn er verdächtige Papiere untersuchen aber wegnehmen sollte, aber sicher nicht wenn er, der diplomatisch geschulte Mann, in schreiender Verletzung des Völkerrechts drei Gesandte umbringen sollte. Dasselbe muß auch noch von Barbaczy gelten. Noch Allem, was man von ihm weiß war er ein Mann von geringen Fähigkeiten, wenig angenehmen Formen einfältig, unfreundlich, also am wenigsten den schwierigen Verhältnissen gewachsen, in die er, wahrscheinlich ganz gegen seinen Wunsch, versetzt wurde. Es ist glaubwürdig bezeugt, daß er am Tage des Mordes sich in großer Aufregung befand also wohl wenig in der Lage war einen raschen Entschluß zu fassen und genau bestimmte Anweisungen zu ertheilen. Auf die erste Nachricht von dem Unglück auf die Beschwerde der deutschen Gesandten gibt er ohne Bedenken zu, daß der Mord von seinen eigenen Husaren, „die er unter seinem Commando zemals gehabt zu haben Zeit seines Lebens mit immerster Wehmuth fühlen müsse" verübt worden sei. Dasselbe berichtet er unverzüglich an die vorgesetzte Behörde, erst einen oder zwei Tage später sucht er die Schuld Anderen den Emigranten zuzuschieben. Mir scheint dieses Benehmen vor und nach dem Morde überaus charakteristisch. Ein Officier der auf Befehl seiner Oberen einen Mord aus langer Hand vorbereitete, hätte doch gewiß einigermaßen vorher überlegt, was er zur Ableitung des Verdachtes, zur Beschönigung des Verbrechens und zu seiner Entschuldigung anführen könne. Es ist kein Grund, daß man die in seinem Schreiben an die Gesandten enthaltene Ver-

[1]) Lebensbilder aus dem Befreiungskriege Bd. III S. 128. Jena 1844.

[2]) Diplomatische Verhandlungen Bd. III S. 351.

sicherung, daß „sein durch manche mitgemachte Schlacht abgehärteter Busen dennoch vor solchen Greuelthaten sich entsetze“ für unwahr halte. Und was die Hauptsache ist, wenn er einen Befehl zum Morde erhielt, warum hat er sich nicht bei der späteren Untersuchung darauf berufen? Immer hat er aber, wie wir sehen werden, nicht bloß sich selbst, sondern auch sein Regiment nicht von der Wegnahme der Papiere, aber wohl von der Schuld des Mordes freizumachen versucht. Endlich scheint selbst in dem Benehmen der Soldaten Manches darauf hinzudeuten, daß mehr als Ein Wille ihre Handlungen leitete. Denn da es doch so gut als feststeht, daß Wegnahme von Gesandtschaftspapieren den eigentlichen Zweck des Ueberfalles bildete, wie will man erklären, daß ein großer Theil der Papiere in die Murg geworfen wurde, ein so großer Theil, daß sie später nicht allein in der Murg, sondern sogar im Rheine wieder aufgefangen wurden[1]). Auch darauf möchte ich aufmerksam machen, daß der badische Major Harrant, als er dem verschwundenen Jean Debry nachforschte, in Rheinau hörte, kaiserliche Husaren hätten sich bereits nach Debry erkundigt und gefordert, man solle, wenn man den Franzosen fände, ihn zu nicht nach Rastatt, sondern nach Muggensturm bringen[2]). Das Stabsquartier der Szekler und Barbaczy's, in das die Wagen von den Husaren abgeführt werden sollten, in das Briefe und Scripturen auch später geschickt wurden, befand sich aber in Gernsbach, in einer beinahe entgegengesetzten Richtung. Auf diesen Umstand hat sich in der That Barbaczy gemäß eines nach anzuführenden Schreibens des Obersten Delmotte später berufen. Wie unschlüssig, plan- und zwecklos erscheint zudem das Benehmen Burkhard's und der Mannschaft in Rastatt, wenn man annimmt, daß sie auf Grund eines bestimmten Mordbefehls dargegangen wären. Nichts konnte in diesem Falle erwünschter sein, als daß die Gesandten im Dunkel der Nacht sich in das offene Feld begäben. Wie leicht würde sich dann auf dem Wege nach Plittersdorf die Gelegenheit zu einem Ueberfall und die Möglichkeit, sich jeder Nachforschung zu entziehen dargeboten haben! Statt dessen schließt man die Thore, hält die Gesandten an und gestattet erst nach längerer Verhandlung dem Wagenzug die Ausfahrt. Alles, auch der Wunsch Merveldt's, daß die Husaren „das Nest nicht leer finden möchten“, deutet darauf hin, daß man am nächsten Morgen in Rastatt selbst oder auf dem Wege zum Rheine, bei hellem Tage, offen, unter der Behauptung, es würde ein strafwürdiger Spionendienst geübt, der gewünschten Papiere sich bemächtigen wollte. Unter dieser Voraussetzung — aber auch nur unter dieser Voraussetzung — ist Alles, was bis zur Abreise der Gesandten und am folgenden Tage geschieht, erklärlich.

[1]) Vergl. Diplomatische Verhandlungen. Bd III, S 358, Edelsheim an Reitzenstein, badischen Gesandten in Paris 20. Mai bei Oncken a. a. O. S 245; Helfert a. a. O. S 260.

[2]) Vergl. Außentalscher Bericht S 14 und Bemerkungen dazu S 35. Badischer Subdelegationsbericht und Edelsheim an Karl Friedrich, 29. April bei Oncken a. a. O. S. 220 ff.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Iwan Gontscharow.

Von

Eugen Zabel.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Vor wenigen Jahren wußte in Deutschland nur ein kleiner Kreis von Literaturfreunden die für die modernen russischen Schriftsteller ein besonderes Interesse zeigten, etwas von Gontscharow und seinem Roman „Oblomow". Augenblicklich ist bei uns kein Unbefangener darüber im Zweifel, daß dieser Dichter zu den originellsten Erscheinungen der Gegenwart gehört, daß seine Werke eine höchst ergiebige Quelle für das Verständniß des Russenthums bilden und zugleich seltene eigenthümliche Schönheiten enthalten. „Oblamow" machte seiner Zeit in Rußland das größte Aufsehen. Trotzdem verging genau ein Vierteljahrhundert, bis das seltsam klingende Wort mit dem Accent auf der zweiten Silbe deutschen Lesern geläufig wurde. Als die ersten Besprechungen seines Hauptwerkes in den Spalten unserer Tagesblätter erschienen, war Gontscharow bereits über siebzig Jahre alt. So langsam werden auch in unseren Tagen, trotz Eisenbahn, Telegraphie und Telephon, literarische Ideen von einem Volk zum andern übertragen. Im September 1891 ist er in Petersburg hochbetagt gestorben, aber die Erinnerung an das, was er seinem Vaterlande und der Weltliteratur gewesen ist, erhielt sich frisch und lebendig, so daß es als eine lohnende Aufgabe erscheint, seine literarische Thätigkeit als Ganzes zu erfassen.

Gontscharow war der letzte große Vertreter einer denkwürdigen Literaturperiode, die längst ihren Abschluß gefunden hat. Sie begann in der Mitte der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts und weist eine stattliche Reihe von Talenten ersten Ranges auf, die sich fast zu derselben Zeit emporarbeiteten, indem sie von verschiedenen Gesichtspunkten aus, aber immer originell und glänzend, russisches Leben schilderten. Wie fruchtbar der Boden, wie reich die Ernte damals war, begreift man erst, wenn man die jetzige Oede und Trockenheit damit vergleicht. Volle dichterische Persönlichkeiten, die sich zur Reife entwickeln, sind dort schon seit einer Reihe von Jahren nicht mehr aufgetaucht. Das literarische Denken und Schaffen bewegt sich durchaus in aus-

gefahrenen Gleisen, das Niveau der künstlerischen Leistungsfähigkeit ist tief herabgedrückt. Nun vergleiche man damit das, was damals jedes Jahr an dichterischen Erzeugnissen entstehen sah. Die Philosophie des Westens namentlich die Hegel'sche, hatte Alles in Fluß gebracht, überall Leben und Bewegung hervorgerufen. Man sah die Dinge plötzlich mit neuen Augen an, man verlangte vom Staat, daß er die Grundgesetze des modernen Denkens anerkenne, man griff in die Familie und suchte Veraltetes zu beseitigen, Raum zu schaffen für weiten Gedankenflug. Aber diese Umwälzung vollzog sich innerhalb einer Aristokratie des Geistes, die Masse hatte nicht mitzusprechen. Die Schriftsteller, die so Großes leisten sollten, waren keine Männer des literarischen Umsturzes, sondern knüpften da an, wo ihre Vorgänger aufgehört hatten. Gogal war mit seinen beiden unübertrefflichen Werken, dem satirischen Lustspiel „Der Revisor" und dem Roman „Todte Seelen" für Alle Meister und Vorbild. In ihm sahen sie den denkwürdigen Uebergang, den die Poesie Rußlands von der Romantik Puschkin's und Lermontow's zum modernen Realismus gemacht hatte. Gogal hatte den vollendeten Ausdruck für die neue Anschauungs- und Empfindungsweise gefunden. Man brauchte seine Methode nur auf andere Stoffe anzuwenden, um Werthvolles und Blendendes zu leisten. Die neu auftauchenden Talente zeichneten sich durch Schärfe und Unmittelbarkeit der Beobachtung, durch große Unerschrockenheit in der Wahl ihrer Stoffe aus, die sie mit Vorliebe den ärmeren Volksklassen entnahmen. Das Publikum nannte sie die „Natürlichen" und in der That gelang es ihnen, so verschieden sie auch unter einander waren, einen großen Ausschnitt des nationalen Lebens zum ersten Mal literarisch zu erfassen und die Natürlichkeit als oberstes Gesetz des dichterischen Schaffens zu verkünden.

Zuerst erschien Graf Sollohub 1845 mit seiner meisterhaft erzählten Geschichte „Tarantaß", einem originellen Zwiegespräch zweier Gutsbesitzer über russische Zustände. Das folgende Jahr brachte das Erstlingswerk von Dostojewski, den rührenden, in Briefen abgefaßten Roman „Arme Leute" und die Erzählung „Das Dorf" von Grigorowitsch, der sich damit das Verdienst erwarb, die Dorfgeschichte in Rußland eingeführt zu haben. Wieder zwei neue große Talente traten 1847 in die Literatur ein, Turgenjew mit „Chor und Kalinitsch", der ersten seiner unübertrefflichen Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers" und Gontscharow mit seiner „Alltäglichen Geschichte", während gleichzeitig Alexander Herzen seinen interessanten Roman „Wer ist schuld?" und Nekrassow seine besten Jugendgedichte schrieb. Letzterer übernahm mit Panajew die Redaction des „Zeitgenossen" und machte diese Monatsschrift durch die Gediegenheit der Beiträge, die er ihr zuführte, zu einer tonangebenden Erscheinung. Von diesen Schriftstellern lebt nur noch Grigorowitsch, ein angenehmer Erzähler und eine humane Natur. Er weiß das Elend der Leibeigenschaft erquickend zu schildern und stimmungsvolle Bilder aus dem Naturleben zu entwerfen, aber der Sinn für psychologische Wahrheit ist nur schwach in ihm ausgebildet. Er ist ein guter Schriftsteller, kein bedeutender Poet.

Gontscharow ist dagegen Dichter im ausschließlichen Sinne des Worts ohne störende Nebenabsichten, ein reiner Künstler und unterscheidet sich dadurch von fast allen andern Erzählern seines Volkes. Wenn diese den Geist der Neuzeit vertreten, an der Vergangenheit eine schärfere Kritik üben und in ihrem Eifer für liberale reformatorische Ideen dem Bestehenden satirisch zu Leibe gehen, bleibt jener eine weiche, gemüthvolle Natur, bescheiden in sich gekehrt, harmlos lächelnd und immer geneigt, auf die Widersprüche des Lebens den Sonnenschein des Humors fallen zu lassen. Alle anderen Schriftsteller sind moderne Menschen und zeigen uns Rußland in dem heißen Bemühen sich die Errungenschaften des Westens anzueignen. Nur Gontscharow ist conservativ, altmodisch, ein Verehrer und Schilderer des alten Rußlands mit seiner naiven Unterwürfigkeit, seinen patriarchalischen Einrichtungen. Sein „Oblomow" erschien kurze Zeit vor der Aufhebung der Leibeigenschaft als bleibendes Denkmal einer abgeschlossenen Periode und machte vielleicht gerade deshalb so viel von sich reden. Man betrachtete das Buch mit derselben Liebe mit welcher man die Photographie des verfallenen, zum Abbruch bestimmten Elternhauses ansieht. Bei Turgenjew handelt es sich um die Darstellung von Zuständen, die durch die auseinander Intelligenz schon vielfach zersetzt und durchlöchert sind. Dostojewski schildert die Krankheitserscheinungen der russischen Gesellschaft. Gontscharow dagegen lehrt uns das Alltägliche schätzen und lieben. Er sorgt dafür, daß wir nicht undankbar werden gegen das Hergebrachte und durch den Bruch Geheiligte. Was daran gut ist, möchte er gern erhalten und den kommenden Geschlechtern überliefern. Trotz seiner streng realistischen Darstellung ist er doch idealistisch und schwärmerisch in der Beurtheilung des Vergangenen, wie er mißtrauisch gegen die Reformen ist, die der nächste Tag bringen könnte. So schildert er das Leben der Gutsbesitzer der Aristokraten, der Beamten und der Dienerschaft. Daneben scheint er eine Abneigung gegen die Bauern zu haben, oder richtiger gesagt, sie sind ihm nicht literaturfähig. Sein Schönheitssinn sträubt sich daran, sie mitreden zu lassen. Er fühlte wohl, daß es mit seiner idyllischen Auffassung des Lebens vorbei sein würde, wenn er sich nicht nur in dem Landhause und der Stadtwohnung des Gutsherrn, sondern auch in der Hütte des Bauern umgesehen hätte.

Wenn die Russen wissen wollen, welche Bedeutung einer ihrer Schriftsteller für ihre Literaturgeschichte gehabt, pflegen sie immer zu fragen, was Belinski über ihn gesagt hat. Dieser gilt ihnen mit Recht als der classische Kritiker. Seine Schätzung dichterischer Persönlichkeiten wagt noch jetzt Niemand zu bezweifeln. Belinski starb im Jahre 1848, von physischen Leiden niedergedrückt und von den Behörden verdächtigt, aber im Gefühl des Stolzes auf das erwachende geistige Leben und die reiche literarische Entwicklung, deren sich Rußland damals zu erfreuen hatte. Zu seinen letzten kritischen Leistungen gehörte die Besprechung der „Alltäglichen Geschichte" Gontscharow's, den er dadurch in die Literatur einführte. Auch diese Abhandlung zeichnet sich durch große Schärfe und Klarheit aus. Belinski erkannte sofort, worin die Kraft des jungen Dichters liegt und worin er schwach und unzulänglich ist, er

rühmte ihm nach, daß er die Gabe besitze, seine Charaktere und Situationen ohne Reflexion und Tendenz, rein aus dichterischer Nothwendigkeit zu gestalten. Seine Art sei es nicht, über die Dinge zu sprechen, zu urtheilen und moralische Schlüsse daraus zu ziehen, sondern Gesehenes naiv und objectiv darzustellen. Er bilde in dieser Beziehung den schärfsten Gegensatz zu Alexander Herzen, der nur deshalb dichterisch schaffe, um seine Gedanken darüber zu äußern. Wie treffend das von Belinski bemerkt ist, erkennt man erst recht, wenn man einen der Romane Gontscharow's mit Herzen's „Wer ist schuld?“ vergleicht. Jener bildet, Dieser redet. Jener verschwindet hinter den Bildern, die er entrollt, Dieser steht daneben und erläutert sie. Jener ist ein ganz naiver Dichter, der sofort Einbuße an Kraft erleidet, wenn er das Gebiet des bewußten Denkens betritt. Dieser ist der Mann der Reflexion, der sich mit seinem Ich in Alles hineinbohrt, um es zu verstehen und Anderen begreiflich zu machen.

In dem Aufsatz „Lieber spät als gar nicht“, hat sich Gontscharow über die Art, wie er arbeitet, deutlich genug ausgesprochen. Er sagt darin: „Immer schwebt mir eine bestimmte Gestalt und dabei ein Hauptmotiv vor. An seiner Hand schreite ich vorwärts und ergreife unterwegs, was mir zufällig in die Hände fällt, d. h. nur was sich daran näher beziehe. Dann arbeite ich fleißig emsig, so rasch, daß die Feder den Gedanken kaum folgen kann, bis ich wieder auf ein Hinderniß, eine Mauer, stoße. Unterdessen arbeitet mein Kopf weiter, die Personen lassen mir keine Ruhe, erscheinen in verschiedenen Scenen, ich glaube Bruchstücke ihrer Gespräche zu hören und schaue oft ist es mir vorgekommen, als seien das nicht meine Gedanken, sondern als schwebe dies Alles um mich her und ich brauche nur hinzusehen und mich hinein zu versetzen.“

Wenn man diese Zeilen aufmerksam liest, glaubt man in die Werkstätte eines Dichters zu blicken, der ganz und gar von Eingebungen abhängig ist. Alles künstlerische Schaffen beruht auf dem innigen Verschmelzen der Verstandesarbeit mit der Phantasiethätigkeit. Bei Gontscharow ist nur die letztere des Studiums werth, dafür aber auch so interessant, daß sie uns wie ein Naturproceß vorkommt. Sein Dichten ist wie das Blühen der Bäume und das Reifen der Früchte. Zuweilen möchten wir es allerdings auch mit dem Ueberhandnehmen von Gestrüpp und Wucherblumen vergleichen. Diesen Eindruck gewinnt man besonders bei den unendlich lang ausgesponnenen Schilderungen des Antaro, die im Einzelnen von wunderbarer Richtigkeit und doch als Ganzes unerträglich sind. Ebenso bei dem Ineinanderschachteln von Episoden, die mit der eigentlichen Handlung wenig oder gar nichts zu thun haben. Aber Alles, was er bringt ist Natur, Wahrheit, Leben. Verfehlt er einmal sein Ziel, so irrt er gleich so sehr, daß auch der urtheilslose Leser über den Widerspruch zwischen Wollen und Können nicht getäuscht werden kann.

Gontscharow ist die Gesundheit selbst. Alles Verkehrte, Erkünstelte liegt ihm fern. Wenn man ihn hinsichtlich der Genauigkeit und Umständlichkeit seiner Beobachtungen mit den Naturalisten allerneuesten Datums vergleichen möchte, so trennt ihn doch von diesen die Reinheit seiner Phantasie, das Keusche seiner Empfindungen auf das Allerentschiedenste. Das Glück des

Familienlebens schildert er wie kein Anderer. Das leise Erwachen der Liebe im weiblichen Herzen bis zur vollen Hingabe ist bei ihm in Duft und Glanz getaucht, ohne die geringste Sentimentalität. In seinen Büchern herrscht die Frische und Klarheit eines Frühlingsmorgens. Er sucht und findet das Glück in dem stillen Walten der Natur und in der patriarchalischen Einrichtung des Lebens. Das ist seine eigentliche Welt, zu der er uns die Thore weit öffnet und auf blumengeschmückten Wegen hinführt. Er ist der Dichter des modernen Idylls auf realistischer Grundlage.

In seinen Erzählungen blüht, was man in den Werken der russischen Schriftsteller nur sehr selten findet, ein reiner, arglaser wahrhaft kindlicher Humor. Seine Weltanschauung wird ihm zu einem Rest, in dem er so warm und wohlig lebt, daß ihm das Widerwärtige und Häßliche nichts anhaben kann. Er braucht es nicht zu bekämpfen, denn es reicht bis zu der Höhe, auf welcher er steht, nicht hinauf. Er hat dafür nur ein mildes, sanftes Lächeln. Er betrachtet das Schlechte in derselben Stimmung, in der ein Erwachsener die dummen Streiche von Schulknaben mit ansieht. Dieser Humor ist an den verschiedensten Tönen reich, aber er wird nie scharf und bitter. Er verwandelt sich nie in Satire. Treiben es die Menschen gar zu toll, so läßt Gontschorow den Vorhang fallen. Ein Aesthetiker, der das Wesen des Humors ergründen wollte, würde bei diesem Dichter die werthvollsten Anregungen für seine Untersuchungen finden.

Es liegt in dieser Gabe, mit der Ueberlegenheit des Weisen lächeln und mit der gesunden Naturlichkeit des Kindes lachen zu können, etwas tief Humanes, eine Kraft des Gemüths und der Seele, die namentlich auf uns Deutsche etwas unwiderstehlich Anziehendes hat. Wir fühlen es, daß Gontschorow ein guter, fein besaiteter Mensch gewesen sein muß. Das zeigt sich auch in der Art, wie unsere Landsleute in seinen Büchern wegkommen. Die meisten russischen Schriftsteller sind froh, wenn sie den Deutschen, die sich in ihrer Mitte angesiedelt haben, irgend eine Lächerlichkeit anhängen können. Sie ärgern sich, daß die Fremdlinge bei ihnen ein solches Uebergewicht erlangt haben, und möchten diese Thatsache gern hinwegspotten. Bei Pissemski und bei Dostojewski tritt die Abneigung gegen Deutschland unverhohlen zu Tage. Turgenjew durfte zwar sagen, daß er in Deutschland sein zweites Vaterland sehe. Aber es war ihm doch sehr wohl zu Muthe, wenn er in die Reihe seiner wunderlichen und zweifelhaften Originale, seiner überflüssigen heimathlosen Existenzen einmal einen Deutschen hineinschieben konnte.

Dagegen wird bei Gontschorow die Sympathie für deutsches Wesen geradezu ein treibender Factor. Er meint damit allerdings zunächst das Deutschthum in den baltischen Provinzen. Aber die Eigenschaften, die er bei den Bewohnern dieser Landestheile hervorhebt, sind doch charakteristisch für die gesammte Rasse. Wenn er in seinem Hauptwerk die echt russische Hauptfigur, die dem Roman den Namen gegeben hat, an ihrer Träumerei und Thatenlosigkeit zu Grunde gehen läßt, dagegen in dessen Freund dem Deutschen, das Rührige Pflichtgetreue und Ordentliche schildert, ihn gleichsam zum typischen Ausdruck solcher Eigenschaften macht, so spricht diese Rollen-

vertheilung deutlich genug für sich. Millionen von Zeitungsblättern, die den Deutschenhoß schüren, können nicht in Vergessenheit bringen, was einer der größten russischen Dichter über dieses Thema gedacht und geschrieben hat.

II.

Iwan Alexandrowitsch Gontscharow führte ein Leben, das mit Ausnahme einer großen Reise nichts an interessanten Ereignissen enthielt. Der Dichter war im Jahre 1812 in Simbirsk geboren, entstammte ganz kleinen Verhältnissen und verlor schon mit drei Jahren seinen Vater. Die Mutter, deren Schulbildung nicht weit reichte, hatte das dunkle Gefühl, daß ihr Sohn um so fleißiger hinter Büchern her sein müsse. Sie ließ ihm Unterricht bei einem Geistlichen geben, der seine Lehranstalt im Gutsbezirk der Fürstin Cholmski begründet hatte. Mit neunzehn Jahren war Gontscharow so weit, daß er in Moskau die Universität beziehen konnte. Mit zweundzwanzig Jahren hatte er den Cursus der historisch-philosophischen Facultät beendigt. Er fühlte, daß er ruhig leben müsse um literarisch etwas schaffen zu können. Die Momente der Genialität, das Gebahren der Weltenstürmer waren ihm nicht gegeben. Bescheiden schlug er die Beamtenlaufbahn ein, denn er wußte, daß sie ihn, den Mittellosen, vor den ärgsten Sorgen des Lebens schützen werde. Er wurde als Uebersetzer im Finanzministerium angestellt, erhielt dann eine Stellung als Censor in der Oberpostverwaltung und war einige Zeit hindurch auch Redacteur eines officiellen Blattes, der „Sjewernaja Potschta" (Nordische Post).

Obwohl er als hoher Siebziger starb, hat er doch nur wenig geschrieben. Die Gesammtausgabe seiner Werke besteht aus neun Bänden mittleren Umfanges. Die drei Romane die für seinen Rang in der Literatur den Ausschlag geben, sind: „Eine alltägliche Geschichte", „Oblomow" und „Der Abhong". Hierzu kommt noch die Reisebeschreibung „Die Fregatte Pallas", die Frucht einer Reise um die Welt, die er im Jahre 1852 als Secretär des Vicеadmirals Grafen Putjatin machte. Als er sechzig Jahre alt war nahm er seinen Abschied vom Staatsdienste. Zehn Jahre später war er Gegenstand begeisterter Huldigungen. Sein Geburtstag wurde überall in Rußland gefeiert, wo für literarisches Leben Sinn herrschte. Sanft führte der Dichter eine ganz nach innen gekehrte Existenz und ging Allem aus dem Wege, was die Aufmerksamkeit auf seine Person lenken konnte. Still und bescheiden hatte er eine einfache Wohnung in der Machowaja in Petersburg inne, in jenem Theile der Stadt der fast nur aus Wohlthätigkeitsanstalten, aus Kranken- und Armenhäusern besteht. Zu solcher Umgebung paßte sein Wesen, denn er war selbst ein Wohlthäter seines Volkes geworden, so anspruchslos er auch im Leben auftreten mochte. Wer ihn nicht kannte, sah in ihm nicht mehr als einen pensionirten Beamten, der gewöhnt ist, auf Andere Rücksichten zu nehmen und keinen Anstoß zu erregen. Wie er in seinen Büchern die Persönlichkeit ihres Verfassers verschwinden läßt, so wollte er auch im Leben nicht mehr bedeuten als irgend ein Anderer. Er ging wenig aus und empfing in seinen schmucklosen Räumen nur selten einen Besuch. Man erzählt sich in Petersburg wunderliche Geschichten von der Verlegenheit, in die er kam, wenn

der Redacteur einer Zeitschrift ihn um einen Beitrag bitten oder ein Leser ihm seine Verwunderung ausdrücken wollte.

Daß Gontscharow kein Liberaler im gewöhnlichen Sinne war, daß er mit seinen Schriften keine scharfe Kritik am Bestehenden übte und nicht mit Umsturzgedanken spielte war der russischen Jugend unbequem. Sie hat im Allgemeinen wenig Verständniß für rein künstlerisches Schaffen in der Literatur und versuchte es, den Dichter als einen alten Herrn hinzustellen um den man sich nicht mehr zu kümmern brauche der seinen Lohn dahin habe. Der ganze Mensch war ihnen zu ruhig, einfach und ausgeglichen. Einen Schriftsteller können sie sich nur in einer Fechterstellung denken oder bis zum Unerträglichen niedergedrückt von Unglück und Verfolgung. „Die Geschichte unserer Literatur ist ein Verzeichniß von Märtyrern oder ein Register von Sträflingen" hat Herzen einmal gesagt. Das paßte freilich auf den Dichter des „Oblomow" ganz und gar nicht. Hatte man aber ein Recht ihn deshalb altmodisch zu nennen? Gewiß nicht! Die Kunst der Erzählung darf sich in keiner Weise rühmen, seitdem Darstellungsmittel gefunden zu haben, die von diesem Autor nicht in mustergültiger Weise verwerthet worden sind.

Er ist von einer wundervollen Anschaulichkeit, Frische und Lebenswahrheit in Allem was er schildert. Er ist ein außerordentlicher Beobachter der Menschen, nicht in jenem kleinlichen Sinne bei dem Alles durch fleißiges Notizenmachen und Sammeln äußerlich interessanter Charakterzüge zu erreichen ist, sondern auf Grund einer echten in die Tiefe dringenden, Herz und Seele klar durchschauenden Kenntniß der menschlichen Natur. Seine Figuren zeigen die schärfsten Umrisse und sind in blühendes farbiges Leben getaucht. Seine Situationen athmen eine unwiderstehlich festende Stimmung, innerhalb deren sich Eins aus dem Andern organisch entwickelt. So lange wir ein Buch wie „Oblomow" in der Hand haben, bleibt uns keine Wahl, wir müssen mit den Augen des Dichters sehen und mit seinen Nerven fühlen. Die Illusion daß es sich nicht etwa nur um einen schönen Schein, sondern um die Wirklichkeit selbst handle, ist eine vollständige. In dieser Beziehung mag die Entwicklung der russischen Literatur einen Weg nehmen welchen sie wolle, sie wird in Gontscharow immer einen ihrer Klassiker erblicken müssen. Klassisch ist auch die Art, wie er die Sprache behandelt. Er läßt sich darin nur mit Turgenjew vergleichen der das beste Russisch schrieb. Tolstoi ist in diesem Punkte schon viel nachlässiger, und Dostojewski muß trotz seiner dichterischen Genialität die sich im „Raskolnikow" deutlich genug ausdrückt, sogar direct ein Sprachverderber genannt werden.

Der Dichter gönnte sich lange Ruhe bis er nach dem Erscheinen eines seiner Werke eine neue Arbeit vollendete. Der ‚Alltäglichen Geschichte' der kürzesten seiner Erzählungen 1847, folgte erst zwölf Jahre später (1859) der Roman ‚Oblomow', das bleibende Werk seines Lebens. Ebenso viel Zeit verging bis sein dritter und letzter Roman „Der Abhang" erschien. Schon in diesem zeigte sich ein merkliches Nachlassen seiner Kraft die seitdem dichterisch niemals wieder einen vollen Aufschwung genommen hat. Einige kleinere Arbeiten kritischen und novellistischen Inhalts fügten dem Charakterbilde des

Dichters keine neuen Züge hinzu. Der Eindruck, den dieses kleine Nachspiel hervorrief, war wohl eine Ueberraschung, aber weniger literarischer als rein menschlicher Natur. Man erstaunte, daß der Autor, den man literarisch bereits für todt hielt, noch einmal zur Feder gegriffen habe. Auch die allerersten Arbeiten, mit denen Gontscharow in die Literatur eintrat, kommen nicht in Betracht. Es waren Uebersetzungen aus dem Französischen und Nachahmungen ausländischer Vorbilder. Der Verfasser hat ihnen in der Gesammtausgabe seiner Schriften keinen Platz angewiesen.

In den drei erwähnten Romanen klingt der poetische Inhalt seines Lebens wie in einem wahlthuenden Accord aus. Das Material dazu lieferte die westeuropäische Romantik in der Umwandlung, die sie auf russischem Boden erlitt. Sie war durch den Charakter des Volkes davor geschützt, sich in leere Phantasterei zu verflüchtigen. Sie spiegelte vielmehr alle Phasen der modernen Entwicklung des Volkes getreu wieder. Romantisch erscheint bei den Figuren, um welche sich diese Erzählungen aufbauen, nur das Uebermaß der Empfindung, an dem sie leiden, das Ueberwiegen des Gefühlslebens vor dem nüchternen Verstande, der Mangel an Willenskraft, das Unvermögen sich den Anforderungen des Lebens zu fügen.

Man erkennt leicht, daß ihr Stammvater in der russischen Literatur Puschkin's Eugen Onägin ist. Der vornehme Weltmann, der es verschmäht, Pflichten auf sich zu nehmen, der sich in allen seinen Entschlüssen nur von seinem Hang zum Genuß und Müßiggang leiten läßt, grüßt die Romonhelden Gontscharow's als seelisch verwandte Naturen. Adujew, Oblamow und Raiski sind drei Typen aus dem Leben des russischen Volkes, bevor es durch die reformatorische Bewegung der letzten Jahrzehnte aus seinen Träumen aufgeschreckt worden ist. Sie gehören zu einander, wenn sie auch charakteristisch streng von einander geschieden sind. Sie bilden ein wichtiges Segment aus dem alten Rußland das man kennen muß, wenn man das neue verstehen will.

In der „Alltäglichen Geschichte" — Helene von Exe hat von ihr eine lesbare Uebersetzung im zweiundsiebenzigsten Bande der Collection Spemann geliefert — ist im Wesentlichen Alles, was zur Charakteristik des Dichters dienen kann, bereits enthalten, das Beschauliche, Weiche und Gemüthvolle neben der unerbittlich scharfen Beobachtung, die sich auch das Kleinste nicht entgehen läßt, wenn es von Bedeutung ist. Das was Gontscharow schildert, haben vor ihm Millionen Menschen gesehen oder Keinem ist dabei aufgefallen, was er mit beweglicher Phantasie erfaßt und mit frischen Sinnen gestaltet hat. Zwei verschiedene Generationen, zwei verschiedene Menschen, zwei verschiedene Oertlichkeiten werden darin einander gegenübergestellt und mit einander verglichen. Diese Parallele wirkt ungefähr so, als wenn wir uns zwischen zwei Spiegeln befinden, welche sich von denselben Gegenständen eine Reihe verschiedener Bilder zuwerfen. Das Darstellungsmittel ist fast ausschließlich der Dialog, dessen außerordentliche Natürlichkeit jedem Leser sofort auffällt.

Wir lernen einen älteren, praktischen, welterfahrenen Mann, Peter Iwanowitsch Adujew, und einen jungen, unselbständigen, unerfahrenen und romantisch angelegten Menschen, Alexander Feadorowitsch Adujew, kennen.

Sie stehen als Onkel und Neffe in nahem verwandtschaftlichen Verhältniß zu einander sind aber in allen ihren Ansichten zwei grundverschiedene Menschen. Der Onkel lebt in Petersburg und kann sich ein Dasein ohne Aufregungen und Genüsse, ohne die langen breiten Straßen, das Menschengewühl, die Gegensätze von berauschender Pracht und bitterer Armuth in der Kaiserstadt gar nicht denken. Er ist in den Kampf ums Dasein getreten und hat sich darin mit Erfolg behauptet. Er hat sich einen angesehenen Namen und ein stattliches Vermögen erworben. Der Neffe ist auf dem Lande unter Menschen aufgewachsen, deren Leben behaglich und gleichmäßig verläuft, deren geistiger Horizont über die nächste Kreisstadt nicht hinausreicht. Er hat bis jetzt niemals für sich selbst zu sorgen gehabt und sieht als richtiges Naturkind und Muttersöhnchen Alles mit unschuldsvollen Mienen, gläubig und vertrauensvoll an. Dem alten Adujew ist dieser frische Jüngling eigentlich recht unangenehm! Aber er fügt sich in die Situation die ihm durch verwandtschaftliche Rücksichten aufgezwungen wird, während der Neffe aus dem Erstaunen und der Empörung, aus Fehlgriffen und Enttäuschungen nicht herauskommt. Er hat bei seiner Ankunft in Petersburg die Empfindung wie Jemand, der lange im Dunkeln gesessen hat und nun plötzlich an das helle Tageslicht geführt wird. Er fühlt sich geblendet, die Gegenstände tanzen vor seinen Augen, er kommt sich unbeholfen wie ein Kind vor. Haben diese gleichgültigen kalten, egoistischen Menschen in Petersburg mit den zuthunlichen hülfbereiten und nachsichtigen Leuten auf dem Lande überhaupt noch etwas Gemeinsames?

Der Gegensatz zwischen den üppigen Träumen des jungen Adujew und dem wirklichen Leben, wie es ihm in Petersburg entgegentritt, ist ausgezeichnet geschildert. Ein gewöhnliches Talent würde darin nur etwas Komisches gesehen und Hundert lustige Einzelheiten in die Situationen eingeflochten haben. Gontscharow faßt seine Aufgabe viel tiefer, als echter Humorist, bei dessen Erzählung uns wohl eine gute Laune erfüllt, zugleich aber auch das Mitgefühl mit dem guten Jungen rege wird. Er hat überschwängliche Vorstellungen von Freundschaft und Liebe und hofft bestimmt, daß sie sich verwirklichen werden. Aber Peter Iwanowitsch weiß nur zu gut, wie es mit solchen Empfindungen im Leben beschaffen ist. Er verspottet seinen Neffen wegen der thörichten Illusionen, denen er sich hingibt, und räth ihm, das Beste davon bei Zeiten aufzugeben, damit es ihn in seiner Carrière nicht aufhalte. Alexander Feodorowitsch hat einige Andenken an seine Jugendschwärmerei mitgebracht. Der Onkel nimmt sie und wirft sie zum Fenster hinaus. Mit dem Liebesbrief seines Schutzbefohlenen zündet er sich die Cigarre an. Als er erfährt, daß dieser eine Sammlung Gedichte als Frucht gehobener glücklicher Stunden nach Petersburg mitgebracht hat, gibt er ihm den wohlgemeinten Rath, lieber seine landwirthschaftlichen Kenntnisse zu verwerthen und anstatt über den Himmel, über Blumen und Sterne zu schreiben eine Abhandlung über den Dünger fertig zu stellen. Einen bestimmten Beruf auf sich zu nehmen und eine gute Partie zu machen, das sei die Hauptsache.

Digitized by Google

Nach zwei Jahren hat sich der junge Adujew bereits ein wenig abgeschliffen und in die Petersburger Gesellschaft gefunden. Aber wie er sich verlieben will, zeigt es sich bald, daß er noch viel zu ungeschickt ist, um an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Ueberrascht Gontscharow in jedem Fall durch seinen tiefen psychologischen Blick, so zeigt sich seine Meisterschaft in ganz besonderem Glanze wenn er Frauencharaktere schildert. Schon Belinski rühmte es als einen hervortretenden Charakterzug des Dichters, daß er sich auf die geheimsten Regungen des weiblichen Herzens verstehe, und doch kannte er nur dies Erstlingswerk, die „Alltägliche Geschichte".

Gontscharow's Frauen und Mädchen haben in der poetischen Durchführung etwas ungemein Bestimmtes, Durchsichtiges und Klares. Er weiß mit das Verwickelte und Verschlungene eines Charakters so geschickt vor uns aufzurollen, daß uns keine Falte entgeht. Und so bestimmt seine Art zu zeichnen ist, so zart und duftig erscheint sein Colorit. Oft erklärt er uns einen Charakter durch einen Zug, den wir im ersten Augenblick für geringfügig und nebensächlich halten, bis wir einsehen lernen, daß dadurch die ganze Figur hell beleuchtet wird. Er hat eine große Anzahl weiblicher Originale geschaffen, und schwerlich wird Jemand nachweisen können, daß unter ihnen irgend eins dem anderen gleiche. Nur im Allgemeinen lassen sich gewisse Gruppen unterscheiden, ohne daß dadurch der Reichthum an Individualitäten verkürzt erscheint. Dergleichen Gruppen entsprechen ungefähr den verschiedenen Schichten, die sich innerhalb der russischen Gesellschaft nachweisen lassen.

Da erblicken wir die vornehmen Damen aus der Residenz, deren Leben sich ausschließlich daraus zusammensetzt, daß sie Besuche abstatten und empfangen, Einkäufe in den Modemagazinen machen, in die Theater und Concerte gehen und bei Allem, was sie thun und lassen, immer fragen, was wohl die Welt dazu sagen werde. Dann kommen die Gutsbesitzerfrauen, die in den Wirthschaftssorgen und der Liebe zu ihren Kindern vollständig aufgehen, seelensgute, opferfreudige aber ziemlich beschränkte Geschöpfe. Ferner die klugen, egoistischen Mädchennaturen, die sich ausschließlich vom Verstand leiten lassen und in einer correcten, aber kühlen Ehe oft recht glücklich werden, weiter die heiß und jugendlich erglühenden Temperamente, die allein auf die Stimme des Herzens hören und dadurch schmerzliche Conflicte heraufbeschwören, endlich die harmonischen Wesen, denen es gelingt, Herz und Kopf ins Gleichgewicht zu setzen und ihren Beruf als Frau und Mutter in ungetrübter Weise zu erfüllen.

In der „Alltäglichen Geschichte" steht gleich zu Anfang, in der Mitte eines köstlich entworfenen Stimmungsbildes, eine Frauengestalt die wir nicht wieder vergessen können, Adujew's Mutter. Wie hat sie beständig zu wirthschaften und anzuordnen, sich um unzählige Kleinigkeiten zu kümmern, die Dienstboten auszuschelten, anzuspornen und zu belauschen! Als ihr Sohn verreist, verfällt sie in eine unendliche, halb rührende halb komische Rebseligkeit. Daß ihr Alexander Feodorowitsch doch in Petersburg nur ja die Messe besuche! Daß er zur Fastenzeit kein Fleisch esse! Daß er im Trinken und Geldausgeben vorsichtig sei und sich vor Allem vor den Frauen in Acht nehme! Die Schilderung des Landlebens und des Abschieds, als sich Adujew in die

Tronka setzt die ihn nach der Residenz bringen soll, ist einfach unübertrefflich. Immer wenn die rührende Gestalt der Mutter erscheint, fühlt man, daß dieser Charakter der Wirklichkeit nachgeschaffen ist. Gontscharow verleugnet dabei seine Objektivität, an der er sonst so streng festhält. Er fühlt sich als guten Sohn und wird zum Schwärmer, wenn er folgende Betrachtung anstellt: „Die Liebe einer Mutter verändert sich nie und erkaltet auch nicht, sie kann durch Nichts gemindert oder bestochen werden. Sie bleibt ewig dieselbe. Die Mutter liebt ohne Unterschied und ohne Sinn. Seid Ihr groß, berühmt, schön, stolz, wird Euer Name von Mund zu Mund getragen, bringt der Ruhm von Euren Thaten durch die ganze Welt, so schüttelt die Alte vor Freude das Haupt, sie weint und lacht und flüstert: Das ist mein Kind! Dann zündet sie vor dem Bilde des Heilands eine Lampe an und hält ein langes, inbrünstiges Gebet. Meistens denkt der Sohn gar nicht daran, seinen Ruhm mit der Mutter zu theilen. Seid Ihr krank an Geist oder Gemüth, hat Euch die Natur das Brandmal der Häßlichkeit aufgedrückt, nagt der Stachel eines Leidens an Eurem Herzen oder an Eurem Körper, verfolgt Euch allgemeine Verachtung, verstoßen Euch die Menschen und findet Ihr keinen Platz unter ihnen, so hat das Mutterherz nur um so mehr Platz. Sie drückt das häßliche, ungerathene Kind nur noch stärker an ihre Brust und betet noch länger und inbrünstiger."

Wer Das schreiben konnte, muß ein reiches Maß von Mutterliebe empfangen haben und derselben in hohem Grade würdig gewesen sein.

Die Liebeshändel Aduzew's enden für ihn unglücklich. Zuerst haben es ihm die Augen eines jungen Mädchens angethan, das selbst nicht weiß, wie es mit ihrem Herzen bestellt ist. Nadinka läßt sich zunächst die Huldigungen des jungen Mannes gefallen, sie durchschwärmt mit ihm schöne Stunden. Aber als sie einen Grafen mit einschmeichelnden Manieren kennen lernt, empfindet sie doch den ganzen Unterschied zwischen diesem vollendeten Weltmann und dem launenhaften, unbehaltenen, scheuen Aduzew. Sie gibt diesem den Abschied und heirathet jenen. Nach längerer Zeit ist die Wunde vernarbt, und wir sehen Alexander Feodorowitsch in den Banden einer jungen schönen Wittwe. Nun tritt aber der umgekehrte Fall ein. Die Frau hat eine traurige Ehe hinter sich und möchte versäumtes Jugendglück nachholen. Sie kann ihr übervolles Herz nicht zurückhalten, erstickt ihren Anbeter mit Liebkosungen, läßt dabei seine Liebe erkalten, versucht es schließlich mit Drohungen und treibt dadurch den eingeschüchterten Verehrer, der vor dieser Siedehitze weiblicher Leidenschaft Angst bekommt, vollends aus dem Hause. Bei seinem dritten Liebesabenteuer findet er ein schüchtes Mädchen, das ihm vertraut, bei dem er aber gern den Don Juan spielen möchte. Allein der Vater versteht keinen Spaß und jagt ihn aus dem Hause. Acht Jahre lang lebt Aduzew in Petersburg. Er macht eine schlimme Erfahrung nach der anderen. Endlich nimmt er von seinem Onkel Abschied und kehrt auf das Gut seiner Eltern zurück, wo man ihn mit Jubel empfängt.

Der Roman hat einen Schluß, der zu dem Vorausgehenden wenig paßt. Dann wird geschildert, wie Alexander Feodorowitsch zum zweiten Male nach

Petersburg reist, ein reiches Mädchen heirathet und gerade so prosaisch und egoistisch wird, wie sein Oheim. Hier will uns Gontscharow etwas glauben machen, was er selbst nicht gesehen hat, und sofort versagt seine ganze Kunst der Darstellung. Aber die paar verunglückten Seiten können uns nicht davon abhalten, das Ganze für eine höchst gelungene Talentprobe zu halten. Von seiner Kunst der Naturschilderung gibt er ein kleines, aber prächtiges Beispiel, indem er eine russische Sommernacht auf der Newa beschreibt und anschaulich auszumalen, was liebenden Herzen während diesen erhabenen Schweigens in der Natur geheimnißvoll durch die Seele zieht. Auch seine Vorliebe für unser Volk kommt in der Erzählung zum Ausdruck. Es ist von einem Violinspieler die Rede, einem hageren Deutschen, der ein Concert gibt und mit seiner erhabenen, mächtig poetischen Seele das Publicum in Entzücken versetzt. Auch Adujew's Diener Eusebius, der tölpelhafte treue Bursche, der nur mit wenigen Strichen gezeichnet ist, feiert in Oblomow's Factotum Sachar später eine höchst merkwürdige Auferstehung.

III.

Es ist im Grunde auch wieder eine alltägliche Geschichte, die uns Gontscharow von dem Leben und Sterben Oblamow's erzählt. Der Inhalt des Romans läßt sich in wenigen Zeilen wiedergeben, aus denen kein Mensch entnehmen würde, daß es sich um etwas Besonderes handelt. Gibt es nicht in jeder Großstadt Sonderlinge, die trotz ihrer guten Herkunft, ihrer trefflichen Erziehung träumerisch in den Tag hineinleben, sich darüber das Arbeiten abgewöhnen, ihr Haus und Gut langsam, aber sicher aufzehren, die sich dann eine Weile auftreffen, den Werth der Freundschaft, der Liebe kennen lernen, aber zu schwach sind, diese kostbaren Güter festzuhalten, von Schmarotzern ausgesogen werden und schließlich traurig verkommen? Wer hätte so etwas nicht schon beobachtet? Aber wer hätte daran auch etwas besonders Interessantes gefunden? Die Berichterstatter schmücken die trockene Thatsache mit einigen Zeilen für ihre Zeitung auf und der Fall ist erledigt.

Aber der Dichter sieht in diesem gewöhnlichen Vorgange eine ganze Welt. Er erweitert ihn zu einem Prosagedicht von umfassender Art, das uns gleichzeitig spannt, zum Lachen bringt, rührt und erschüttert. Er legt in die Geschichte dieses langsam verkommenden Menschen seine höchsten Gedanken, seine theuersten Empfindungen hinein, und hält der ganzen Nation ein Spiegelbild vor, das sie neugierig und nachdenklich betrachtet. Jahrzehnte konnten vergehen, und noch immer hat sich das Interesse mit dem man dieses Buch liest, nicht vermindert. Im Gegentheil! Es verwandelte sich in eine Art Haus- und Familienschatz, der zu fernen Hütten und Häusern wanderte, der weit über die Grenzen Rußlands hinaus zuerst mit Verwunderung, dann mit stets wachsendem Verständniß aufgenommen und in der ganzen gebildeten Welt als unentbehrlicher Beitrag zur Kenntniß russischer Verhältnisse auf das Dankbarste begrüßt wurde. Was dem Werktagsmenschen eine flüchtige Anekdote ist, wird dem Sonntagskinde zu einem großen Kunstwerk, aus dem uns ein Hauch ewiger Schönheit entgegenweht.

„Oblomow" erschien 1859 in Rußland. 1868 wurde der Roman zum ersten Male von einem gewissen Horsky ins Deutsche übersetzt, ohne daß sich Jemand um die trotz vieler Druck- und Sprachfehler verdienstliche Arbeit gekümmert hätte. Im Jahre 1885 brachte Gustav Keuchel eine neue Uebersetzung, auch gerade kein Meisterwerk, aber doch geeignet, dem Werke und seinem Schöpfer bei uns Boden zu gewinnen. Damals hatten sich neben Turgenjew schon Tolstoi und Dostojewsky in Deutschland zahlreiche Freunde erworben. Nun sollte auch Gontscharow an die Reihe kommen. Natürlich konnte das Aufsehen nicht so groß wie in Rußland sein. Die Wirkung ging langsamer vor sich, aber sie drang bei literarisch gebildeten Lesern ebenfalls in die Tiefe.

In Rußland schuf der Dichter nicht nur für die Literaturgeschichte eine neue Figur, sondern auch für das Lexikon ein neues Wort. Oblomow war bald in aller Munde. Er wurde aus einem Eigennamen zu einem Gattungsnamen. Es gibt Lexika, in denen das Wort ohne Weiteres mit „Faulpelz" übersetzt wird. Wer ähnliche Charaktereigenschaften zeigte, wie der Held dieses Romans, wurde ein „Oblomow" genannt. Einer der einflußreichsten und schärfsten Kritiker, die Rußland je gehabt hat, der leider in jungen Jahren verstorbene Dobrolzubow, dessen Besprechungen im „Zeitgenossen" um die Mitte dieses Jahrhunderts allgemeines Aufsehen erregten, schrieb damals einen Aufsatz unter dem Titel: „Was ist Oblomowschtschina?" Das Wort, das wir im Deutschen nach der Analogie ähnlicher Ausdrücke besser mit „Oblomowerei" übersetzen würden, bezeichnet nach des Dichters Absicht den Zustand der Trägheit des ruhigen Beharrens des Sichgehenlassens, in dem sich die Hauptfigur des Romans befindet. Dobrolzubow machte davon die Anwendung auf die Zustände Rußlands im Allgemeinen. Er benutzte den Roman gleichsam als Sprachrohr für alles Das, was ihm in Bezug auf gesellschaftliche Zustände und Erziehung des Volkes auf der Seele lastete und dringend Abhülfe verlangte.

Ein Capitel aus dem Roman, und zwar das poesievollste und duftigste, erschien bereits zehn Jahre vor dem Buche, wenn wir nicht irren, in einer Zeitschrift. Es blieb unbeachtet, man wußte nicht, was man damit anfangen sollte. Jetzt bildet es die nothwendige Voraussetzung des Ganzen. Es trägt die Ueberschrift „Oblomow's Traum" und ist wahrscheinlich in der neueren Literatur ohne Gleichen. Ein modernes Idyll auf fünfzig Seiten, das sich wie ein Märchen liest, ganz aus Phantasie, Stimmung, Duft, Klang und Farbe zusammengesetzt ist und in allen Theilen nur genau beobachtete Wirklichkeit enthält! Wir fangen an zu lesen, und sofort scheiden sich für unsere Anschauung die Wände unseres Zimmers aus einander. Wir sind in Rußland auf dem Lande. Es ist Sommer. Vor uns liegen ein munter dahinströmender Fluß, murmelnde Bäche, sonst ansteigende Hügel, einladende, vom Sonnenlicht beschienene Thäler. Auf den Wiesen weidet das Vieh in den Wäldern herrschen Ruhe und wonniges Behagen. Wir befinden uns auf einem Fleck Erde, wo der Lärm der großen Welt kein Echo findet, wo Alles Glück und Zufriedenheit athmet. Die Menschen leben darin eigentlich nicht, sondern sie vegetiren. Da die Natur jedem so viel zutheilt, als er gerade

braucht gibt es keine Sorgen und Entbehrungen, dafür aber auch keine geistige Anregung, nichts von dem Hochgefühl, welches das Ueberwinden einer Schwierigkeit oder Gefahr im Menschen erzeugt.

So sieht es auf dem Gute von Oblomow's Eltern aus. All' das Weiche, Liebenswürdige und Haltlose, das dem Mann anhaftet und ihn zu Grunde richtet, entwickelt sich hier frühzeitig in der Seele des Kindes. Die Menschen leben in vollständig patriarchalischen Zuständen. Auf der einen Seite herrscht die väterliche Güte, auf der anderen der kindliche Gehorsam. Da verläuft das Leben mit der Regelmäßigkeit, mit welcher die Wanduhr den Pendel hin und her schwingt. Man interessirt sich nur für das, was den Tag behaglich ausfüllt. Daneben wird noch ein wenig geplaudert und gespielt, aber sonst nichts vorgenommen, was dieses Gleichmaß des Daseins stören könnte.

Die wichtigste Sorge bildet das Essen. In dem Herrschaftshause wird unaufhörlich gekocht, gebacken, geschmort und gebraten. Daneben kommt eine Unmasse von geräucherten, gesalzenen oder eingemachten Sachen auf den Tisch. Ist dann Mittag vorbei, so verfällt das ganze Dorf mit allen seinen Bewohnern in einen tiefen Schlaf. Auch die Natur schläft. Man würde den Ort und die Menschen stehlen können, wenn es hier überhaupt Diebe gäbe, vor denen man sich fürchten müßte. Bringt einmal der Postbote einen Brief, verirrt sich zufällig ein Handwerksbursche in diese Gegend, so geräth schon Alles in Aufregung, als ob die Welt untergehen sollte. Das Märchen vom Schlaraffenland ist hier recht eigentlich zur Wahrheit geworden. Wer hat nicht schon in seinem Leben einen Menschen beobachtet, der nach einer guten Mahlzeit sich auf das Ruhebett legt und schläft? Um seinen Mund spielt ein glückliches Lächeln, seine Wangen sind rosig angehaucht, die Hände liegen kreuzweise über dem zufriedenen Bäuchlein, man hört tiefe, gesunde, regelmäßige Athemzüge. Der Geist ist zur Ruhe gegangen, dagegen hat sich das Feenreich des Traumes vor dem Beneidenswerthen aufgethan. So leben die Leute auf Oblamaw's Gut. Sie sind glücklich, so lange sie träumen dürfen. Aber wehe ihnen, wenn sie das Schicksal einmal bei der Schulter packen und ihnen befehlen sollte, zu erwachen, aufzustehen und Etwas zu thun! Sie wären dann Alle rettungslos verloren.

Wir sehen, Oblamow ist aus ähnlichen Verhältnissen wie Adujew hervorgegangen. Auch die Uebersiedlung vom Lande nach Petersburg hat viel Aehnlichkeit mit der „Alltäglichen Geschichte". Man könnte sagen, Oblamaw sei ein verfeinerter Adujew, geistig und seelisch verfeinert. Wir wissen unendlich viel mehr von Jenem als von Diesem. Aber Oblamaw ist auch an und für sich viel interessanter als sein Vorgänger. Er ist ein hochgebildeter Mensch mit großem Geschmack. Er hat viel gelernt und gelesen. Sein Urtheil zeichnet sich durch Richtigkeit und Originalität aus. Den meisten seiner Freunde ist er geistig überlegen. Daneben hat er eine Seele rein und echt wie Gold, klar wie Krystall. Er könnte um keinen Preis lügen und sich verstellen. Eine Schlechtigkeit versteht er überhaupt nicht. Er will nicht untertauchen in die Fluth des Lebens, weil er sich vor dem Schlamm und Schmutz, die darin enthalten sind, fürchtet. Oblamaw ist eine ästhetische

Natur, die sich das Glück nur in der Ruhe denken kann. Er weiß ganz genau, was er möchte, was er sich unter dem Glück darstellt. Seinem Freunde Stolz entwickelt er darüber ein ganz bestimmtes Programm. Er möchte im Garten bei schönem Wetter spazieren gehen, die Blumen begießen und einige davon pflücken, mit einer Frau einen ewigen Hochzeitstag feiern, im Walde auf frisch gemähtem Heu sitzen, ein Lied mit Clavierbegleitung hören, ob und zu ein Briefchen empfangen aber schreiben, gut essen und trinken und immer fröhlich sein. Stolz meint, das sei überhaupt kein Leben, und als ihn Oblomow fragt, wie er diesen Zustand denn nennen wolle, erfindet er das vorher erwähnte Wort „Oblamowerei!“ Der also Angeredete empfindet später selbst den in diesem Worte liegenden tragischen Sinn. Als die Trägheit ihn immer mehr ergreift, als er in sich selbst ganz und gar versinkt und an sich Schaudern nicht mehr zu denken ist, fragt ihn Stolz tief bewegt: „Wer hat Dich verflucht. Ilja? Was hast Du gemacht? Du bist gut, klug, zart, edel und gehst unter. Was vernichtet Dich? Gibt es keinen Namen für dieses Uebel?“ Da muß der Unglückliche selbst den Stab über sich brechen, indem er flüstert: „Oblomowerei!“

Der Dichter führt uns in seinem Roman durch alle Stimmungen vom erfrischendsten Humor angefangen bis zur wehmüthigen Rührung. Mit Erstaunen bemerkt man, wenn man hinter das Geheimniß seines dichterischen Schaffens zu kommen sucht, wie Alles Leben athmet, wie nichts erzwungen oder künstlich hingestellt ist. Gontscharow erfaßt seine Situationen zugleich von innen und von außen. Seine Klemmolereien wird uns nirgends lästig, weil sie immer etwas bedeutet, das uns in die Stimmung des Ganzen hineinzieht. So wirken die Capitel seines Romans wie Bilder, die uns zuerst durch das Eigenartige der Anschauung und Pinselführung überraschen und an denen wir bei ruhiger und wiederholter Betrachtung immer neue Schönheiten entdecken. Schon mit einigen Sätzen hat er uns für die Sache, um die es sich handelt, gewonnen, und wenn er dann seinen poetischen Reichthum vor uns ausbreitet, entsteht für den Leser der angenehme und mühelose Genuß den unsere Jugend empfindet, wenn wir eine edle, völlig ausgereifte Frucht kosten.

Am originellsten und bewunderungswürdigsten finden wir aber seinen Dialog. Er verdient ein ganz besonderes Studium, und jüngere Novellisten könnten viel davon lernen. Bei den Gesprächen, die in eine Erzählung eingeflochten werden, kommt naturgemäß Alles darauf an, daß der Leser die Figuren selbst reden zu hören glaubt. Wird er aus der Art des Sprechens gewahr, daß immer nur wieder der Autor redet, allerdings mit dem sichtlichen Bemühen sein Ich zu verleugnen und in einem anderen Charakter aufzugehen, so ist es mit der holden Täuschung vorbei. Besitzt der Dichter die Fähigkeit die Gebilde seiner Phantasie ganz objectiv zu behandeln, sie als freies organisches Leben hinzustellen, bei dessen Betrachtung wir den Schöpfer völlig vergessen, so muß diese Gabe sich vor Allem im Dialog zu erkennen geben. Die gewöhnlichen Beobachtungskünste hören hier ganz auf; denn Tonfall, Stimme, Tempo, die Art der Satzbildung und Aehnliches lassen sich nicht wie etwas Aeußerliches ersinnen. Das muß sich dem Dichter von selbst erschließen,

wie eine Offenbarung über ihn kommen. Wer von sich sagen kann, er habe die Natur von diesem Punkte aus vollkommen richtig erkannt, der muß nicht nur ein wunderbar ausgebildetes Ohr, sondern auch ein erstaunliches Gedächtniß besitzen, kraft dessen es ihm möglich wird, den durch das Wort empfangenen Eindruck Anderen mitzutheilen.

Bei Gontscharow hat man nun beim Lesen wirklich das Gefühl, als sprächen die sechs Personen, aus denen sich in der Hauptsache die Handlung des Romans zusammensetzt. Wir hören einige Sätze und wir kennen die ganze Person. Eine Frage oder ein Ausruf, die Art, wie ein Satz ausklingt oder wie er unvermittelt abgebrochen wird, erklären uns Alles. Diese sechs Menschen sind Oblomow, sein Diener Sachar, sein betrügerischer Freund Tarantajew, seine Wirthschafterin Pschenitzin, endlich Stolz und Olga. Wir hören, wir unterscheiden ihre Stimmen. Wir glauben zu wissen, ob der Eine Tenor oder der Andere im Baß spricht, ob bei Diesem der Klang rauh und hart, bei Jenem klar und weich ist. Was keine Beschreibung zu Stande bringen könnte, bewirken oft ein paar Worte, die Jemandem zur richtigen Zeit und an der richtigen Stelle in den Mund gelegt werden. So wie Gontscharow charakterisirt nur ein geborener Dichter.

Oblomow ist erst einige dreißig Jahre alt. Seine Gesichtszüge sind durchaus angenehm. Sein ganzes Wesen spricht für einen liebenswürdigen, gut georteten Charakter. Jede schroffe Berührung mit der Außenwelt, jede größere geistige und körperliche Anstrengung sind ihm zuwider. Sein größtes Vergnügen besteht darin, daß er in seinem orientalischen Schlafrock, den er sich zweimal um den Leib schlagen kann, bis Mittag auf seinem Bette liegt und träumt. Das thut er auch an einem schönen Frühlingstage, am ersten Mai, während die elegante Welt Petersburgs zu Wagen und zu Pferd nach Katharinenhof einem der von Peter dem Großen erbauten Schlösser hinauseilt. Er hat eine Menge Rechnungen zu bezahlen und soll außerdem in nächster Zeit aus der Wohnung ziehen. Anstatt aufzustehen, rührt er sich jedoch nicht von seinem Bett, ärgert sich über den Schmutz und die von gestern Abend in dem Zimmer stehen gebliebenen Speisereste und zankt seinen alten Diener Sachar aus. Seine Freunde kommen und wollen ihn zum Spazierengehen und zu Besuchen abholen. Es sind Männer verschiedenster Art, Salonlöwen, Streber, Journalisten. Jedem von ihnen ruft Oblomow die Worte zu: „Nicht näher, nicht näher! Ich reiche Ihnen nicht die Hand. Sie kommen aus der Kälte!“ Am ersten Mai!

Er fühlt sich unglücklich und krank, der Arzt warnt ihn, diese Lebensweise fortzusetzen, immer zu liegen und viel zu essen, in zwei oder drei Jahren müsse ihn der Schlag treffen. Oblomow ist in Geldverlegenheit, sein Gutsverwalter betrügt ihn, außerdem müssen auf seinem Stammgut Oblomowka Verbesserungen aller Art eingeführt werden. Er weiß nicht, was er zuerst thun soll und thut in Folge dessen gar nichts. Mit seinem Diener Sachar und seiner Wirthschafterin Agafja Matwejewna Pschenitzin haust er einen Tag wie den andern. Er hat den Kopf voll Sorgen und doch keine Beschäftigung. Als er vor zwölf Jahren nach Petersburg kam, das er seitdem nicht wieder verlassen hat, trat er als Beamter in ein Ministerium ein und schien Aussichten auf eine gute Carrière zu haben. Aber auf die Dauer sind

er den Dienst unerträglich, und bei dem ersten Versehen das ihm begegnete nahm er seinen Abschied. Dann mischte er sich in die Gesellschaft, machte Dieser und Jener den Hof, aber zu ernsten Absichten mochte er sich nicht verstehen, und um allen Verlegenheiten zu entgehen, mied er schließlich das Familienleben. Ebenso ging es ihm mit den Büchern, wissenschaftlichen und poetischen. Er las eine Zeitlang fleißig, dann wurde ihm auch das zu viel und er beschäftigte sich zuletzt immer ausschließlicher mit sich und seiner traurigen Umgebung.

Die Trägheit lastet auf ihm wie ein Gespenst, das ihn zu erwürgen droht. Aber in seiner Faulheit liegt Logik und Methode. Er fühlt sich als Herr, als „Barin", im Gegensatz zu den Andern, die sich ihr täglich Brod schwer verdienen müssen. Ein „Barin" braucht nicht zu arbeiten, das würde seiner Würde zu nahe treten. Oblomow rühmt es ganz ernsthaft als eine Ueberlegenheit seiner Umgebung gegenüber, daß er sich noch niemals selbst angekleidet, nicht einmal die Strümpfe selbst angezogen habe. Ebenso ernsthaft glaubt er daß sein thatenloses Träumen etwas dazu beitragen könne, die Lage seiner Bauern zu verbessern.

Nicht minder merkwürdig als der Herr ist der Diener Sachar, ein alter Mann mit einer riesigen Glatze einem mächtigen Backenbart und einem grauen Rock, aus dessen Aermeln das Hemd hervorsteht. Er stellt eine ziemlich verwickelte Charakterfigur dar. Als deren Grundzug ist die Treue zu seinem Herrn zu bezeichnen, für den er sich jeden Augenblick prügeln und todtschlagen lassen würde. Aber diese Treue drückt sich in eigenthümlicher Weise aus. Sie hebt in ihm nicht die Eigenschaften auf, die dem genauen Mann in Rußland angeboren zu sein scheinen, das Stehlen und Lügen. Sachar betrügt seinen Herrn ab und zu. Er versteigt sich auch dazu, ihm etwas aus der Börse herauszunehmen. Steht er auf dem Hof oder vor der Hausthür, so erfindet er, wenn er mit dem Kutscher und dem Lakaien ins Schwatzen kommt, die unglaublichsten Geschichten über Oblomow. Er nennt ihn wohl gar einen Wüstling, einen Trunkenbold, einen Tyrannen. Wagt es aber ein Anderer, in diese Tonart einzustimmen, so schwärmt er wieder für seinen Herrn, redet ihm alles Mögliche Gute nach und schimpft auf die Verläumder. So hat er sich unentbehrlich gemacht, trotzdem er ungeschickt und unsauber ist, denn seine Herzenstreue und Einfalt sind unbezahlbar. Als Oblomow gestorben ist, versinkt Sachar in große Noth. Er verliert das Augenlicht und wartet als Bettler vor den Kirchen, bis ihm Jemand eine milde Gabe zuwirft. Es findet sich ein Wohlthäter, der ihm auf dem Lande ein Plätzchen für seine alten Tage anbietet. Aber Sachar weist das Geschenk zurück. Er muß hier bleiben, in der Nähe des Grabhügels, unter dem sein Herr schläft. Er muß für ihn beten, um ihn weinen können, und oft ist es ihm, als vernehme er seine Stimme.

Der Mann, der Oblomow aus seinen Träumen aufzurütteln versucht, ist sein Freund Stolz, der Deutsche, ehemals in Oblomowka sein Spielkamerad jetzt aber sein vollständiger Gegensatz. Wäre der Einfluß seiner Mutter allein entscheidend gewesen, so hätte sich Stolz grade so wie Oblomow entwickeln müssen. Aber sein Vater, ein deutscher Gutsverwalter, hat ihm eine rein auf

das Praktische gerichtete Erziehung gegeben, ihn als Jungen sich austoben lassen und dann mit einigen Hundert Rubeln in die weite Welt geschickt. Nun ist er ein tüchtiger Geschäftsmann geworden, immer unterwegs und unternehmend, arbeitsfroh und mit guten Ideen im Kopf. Gontscharow sagt von ihm, daß er nur aus Knochen, Muskeln und Nerven bestehe, wie ein englisches Rennpferd.

Kein Russe hat dem Fleiß, der Ehrlichkeit und der Charakterstärke der Deutschen ein so schönes Denkmal gesetzt, als es unser Dichter mit dieser Figur gethan hat. Stolz ist eine durchaus nüchterne Persönlichkeit, ohne Spur von Romantik und Poesie, dafür aber die Tüchtigkeit selbst. Wahrhaft ideal erscheint er nur in einem Punkte, in seiner Freundschaft für Oblomow. Er redet ihm nicht nur gut zu, sondern er handelt auch zweckmäßig zu seinen Gunsten, indem er sich sagt, daß in diesem Fall nur eine Frau Rettung bringen könne. Da es ihm nicht gelungen war, seinen Freund bei einer längeren Reise, die er antreten mußte, mitzunehmen, bringt er ihn jetzt zu einer reizenden jungen Dame Olga Iljinskaja, einem „wundervollen Geschöpf, duftend von Frische des Geistes und der Empfindung", die mit ihrer Tante zusammenwohnt. Oblomow empfängt von dem Mädchen in der That einen tiefen Eindruck, ihr Liedervortrag geht ihm zu Herzen, er empfindet das Bedürfniß mit ihr oft zusammen zu sein. Da er seine Wohnung aufgeben muß, entschließt er sich für den Sommer eine Villa zu miethen, die der der Damen gerade gegenüber liegt.

Wie liebt Oblomow? Diese interessante Frage beantwortet Gontscharow in der eingehendsten Weise. Sie wirft zugleich das stärkste Licht auf den Charakter des Romanhelden. Oblomow's Empfindungen sind die besten von der Welt, aber er hat nur Sinn für die ideale, gemüthvolle Seite der Liebe. Es freut ihn, Olga zu sehen, ihr Blumen zu schicken und mit ihr spazieren zu gehen. Da öffnet sich sein Herz den edelsten Gefühlen. Da nimmt sein Denken und Sinnen einen ganz neuen Aufschwung. Da fällt warmer Sonnenschein in das Kalte und Verlassene seiner Existenz und giebt ihr einen neuen Inhalt. Oblomow liebt und macht Pläne, wie er das Leben zu Zweien einrichten werde. Aber die praktische Seite dieser Angelegenheit zeigt ihn schwach und hilflos. Als der Sommer zu Ende geht, beziehen die Damen wieder ihre Stadtwohnung. Allein Oblomow, der so lange immer in ihrer Gesellschaft war, läßt sich von seinem bösen Engel Tarantajew bestimmen, nach der Wiborger Seite Petersburgs zu ziehen. Das ist eine verlassene Gegend der Stadt, wo Gras auf den Straßen wächst. Nun ist Oblomow von Olga weit getrennt, der Newa liegt zwischen ihnen, und wie sie sich seltener sehen, erkaltet allmälig bei ihm auch die Empfindung. Wäre es mit dem Lieben und Schwärmen gethan, so könnte er das herrlichste Leben von der Welt führen. Aber er hat lauter unangenehme Dinge zu erledigen, Besuche bei den Verwandten seiner Braut zu machen, allen möglichen Leuten Rede zu stehen, sich im Theater wie ein Wunderthier anstaunen zu lassen. Mit Schrecken nimmt er wahr, daß seine Vermögensverhältnisse es ihm nicht erlauben, einen Aufwand zu treiben, wie er in der Ehe unerläßlich ist.

Der Zufall unterstützt seine Schwachheit, denn die Newa friert zu und macht ihm die Ausrede leicht, weshalb er jetzt so viel seltener zu seiner Braut komme. In diesem Moment zeigt sich Olga als die große, von Vorurtheilen freie Seele, die sie ist. Sie sucht auf alle nur denkbare Weise auf ihn einzuwirken, daß er nicht wieder in seinen früheren Marasmus zurücksinke. Zuerst verabredet sie mit ihm eine Zusammenkunft im Sommergarten, dann setzt sie sich sogar über alle Rücksichten hinweg, die ihr als einer jungen, wohlerzogenen Dame eigentlich auferlegt sind, und besucht ihn in seiner Wohnung. Aber Alles ist vergebens. Der alte Oblomow, der glücklich aus ihm vertrieben zu sein schien, kehrt wieder, und ihm ist nun nicht mehr zu helfen. Zum Unglück muß auch Stolz unterwegs sein, sonst hätte ihn dieser abgehalten, all' die Dummheiten zu begehen, durch die er sich das Leben verbittert. Er fängt mit seiner munteren Wirthschafterin ein Liebesverhältniß an und wird der Gegenstand eines schändlichen Betrugs bei einem Schuldschein, den er gutmüthig unterschreibt. Stolz entreißt seinen Freund den Händen der Wucherer. Aber er kann es nicht hindern, daß dieser immer tiefer in Trägheit versinkt und das Gefühl persönlicher Würde so sehr verliert, daß er die Wirthschafterin, die Mutter eines Kindes geworden ist, sogar heirathet. Ein Schlaganfall endigt dieses, trotz aller guten Anlagen und Absichten doch verpfuschte Leben. Stolz heirathet Olga und übernimmt die Erziehung von Oblomow's Sohn.

Es ist erstaunlich, mit welcher Objectivität Gontscharow in diesem Roman die Rollen vertheilt hat. Er schafft einen Faullenzer, einen willenlosen Menschen, der an seiner Trägheit zu Grunde geht. Er idealisirt an ihm nichts, betont an ihm eine Reihe von Fehlern, die wir an jedem Mann unverzeihlich finden. Und doch lieben wir diesen schwachen Menschen, weil die ihm anhaftenden Mängel nicht der Kälte des Verstandes, sondern dem Gefühl entspringen. Er ist wie ein Kind, ohne Bewußtsein über die Tragweite seiner Handlungen, naiv und hilflos. Sein gutes Herz rührt uns trotz all' der Schwächen und Lächerlichkeiten, die daraus entstehen mehr als die klare überlegene Vernunft von Stolz und Olga. Diese schätzen wir aufrichtig, wir mögen sie sogar bewundern, aber Jenen lieben wir, mit der vollen Kraft der Seele.

Der russische Kritiker Dudschinn hat mit gutem Grunde auf eine gewisse Trockenheit hingewiesen, die sowohl in dem Charakter des Deutschen wie in dem seiner Frau liegt. Stolz ist ein unentbehrliches Rädchen im Mechanismus des modernen sociaten Lebens, eine unaufhörlich treibende, anregende Kraft. Aber seine Weltanschauung geht über das Nützliche und Angenehme keinen Schritt hinaus. Wenn der Geist der ihn erfüllt, die Welt regieren würde, so müßten Kunst und Poesie sammt der Wissenschaft, sofern ihre Resultate sich nicht in baares Geld umsetzen lassen, sofort daran denken, auszuwandern. Es lohnte sich dann nicht mehr zu schwärmen, zu hoffen und zu lieben. Und ebenso Olga. Ihre Liebe zu Oblomow ist gewiß schön und rührend. Aber von jener Himmelsflamme, deren Licht und Wärme die Menschheit vor dem Erfrieren bewahren hat sie doch nur ein Fünkchen. Wer wahrhaft liebt, vergißt sich darüber jetzt und findet den Schwerpunkt seines Wesens in einem Andern, um mit ihm zu leben oder zu sterben. Olga gibt sich redliche Mühe mit ihrem Bräutigam. Sie meint es wahrhaft gut mit ihm

Aber wenn ihr Herz einzig von dem Gedanken an ihn erfüllt wäre, würde sie einen Ausweg finden, sein Leben theilen und lieber mit ihm untergehen, als von ihm lassen. Dergleichen Naturen wie Stolz und Olga findet man überall. Ein Oblomow ist nur in Rußland denkbar. Mit Recht verbindet man damit jetzt einen Gattungsbegriff. Unzählige Menschen, die dort noch jetzt auf der Ofenbank träumen, die sich vor der scharfen Luft des Lebens ängstlich zurückziehen und denen in Folge dessen die Ereignisse über den Kopf wachsen, erläutern ihn in anschaulichster Weise. Oblomow ist todt, aber die Oblomowerei ist geblieben. Das beweisen die riesenhaften Pläne, die geschmiedet und ebenso schnell wieder vergessen werden, das Breite, Behagliche, Verschwenderische des ganzen Lebens, alle jene Ueberreste des alten Rußland, das in Gontscharow seinen Klassiker gefunden hat. Es gibt im Russischen ein Gedicht, worin diese Zustände ein Cadaver genannt werden, der mit dem durchlöcherten Mantel der Tradition bedeckt sei. Sollte dies poetische Gleichniß dereinst nicht mehr den Thatsachen entsprechen, so würde das Verdienst des Autors, der ein treues Bild der Vergangenheit gezeigt hat, dann nur noch um so höher anzuschlagen sein.

Bei den übrigen Arbeiten Gontscharow's brauchen wir nicht zu verweilen. Sie sind wenigstens für deutsche Leser uninteressant und poetisch gezwungen. Seine Kraft ermattete auffallend schnell. Seine glückliche Eingebung ließ nach und an ihre Stelle trat ein Suchen, Künsteln, Zusammenschweißen ohne Freude und Befriedigung sowohl für ihn wie für den Leser. So entstand sein dritter Roman „Der Abhang", von dem Wilhelm Goldschmidt in der Reclam'schen Universalbibliothek eine verkürzte Bearbeitung gegeben hat. Der Held desselben, Raiski, ist Adujew und Oblomow gegenüber als die modernere Figur gedacht. Aber im Grunde stellt er doch nur eine Variation über das alte Thema: das Leben in rein ästhetischen Anschauungen, dar. Raiski versucht es abwechselnd mit der Schriftstellerei, mit der Malerei und mit der Musik. Dann sucht er durch seinen Geist auf den Charakter verschiedener Frauen zu wirken, mit denen er in Berührung kommt. Er findet eine schöne, aber ganz seelenlose Dame, die ihn anzieht, aber bald wieder kalt läßt. Dann tritt er zwei jungen Mädchen näher, von denen die Eine, Marfinka, sich bald in einen ordentlichen Menschen verliebt und mit ihm ruhiges häusliches Glück findet, während die Andere, Vera, sich von einem unter polizeilicher Aufsicht stehenden Nihilisten, Mark Wolchowow verführen läßt.

Merkwürdiger Weise behauptete Gontscharow ganz ernsthaft, daß ihm Turgenjew die Idee zu dieser Figur entwendet und sie in dem Roman „Väter und Söhne" zur Ausführung gebracht habe. Bazaroff meinte Gontscharow, würde ohne die Gespräche, die er mit Turgenjew über die nihilistische Bewegung und über seinen schon damals geplanten Wolochow geführt habe, niemals entstanden sein. Darauf ist zu erwidern, daß Turgenjew seinen Roman bereits 1862, also acht Jahre vor dem „Abhang" erscheinen ließ und daß ein Bazaroff eine Anzahl rührender Eigenschaften aufweist, von denen der stark ans Vagabundenhafte streifende Wolochow nichts besitzt. Es könnte sich also höchstens um die gesprächsweise Anregung zu einem Plane gehandelt haben, mit dem sich die Phantasie beider Dichter gleichmäßig beschäftigt hat. Tur-

genjew schrieb sein Buch mit frischer Kraft und machte damit einen tiefen Eindruck. Gontscharow trug sich mit den Ideen zu seinem Roman von einem zum anderen Jahre herum, kam mit der Arbeit nicht in Fluß und als er sie schließlich beendigte, fand er bei seinem Publicum keinen Dank dafür. Man tadelte mit Recht, daß der „Abhang“ schlecht componirt sei, daß er unerträgliche Breiten habe, daß er an einem übertriebenen Reichthum an Episoden leide, die mit der Hauptsache nichts zu thun haben. Die Figur der Großmutter, die sich bei dem Unglück ihrer Enkelin in eine Märtyrerin verwandelt, ist mit stark meladramatischen Mitteln in ihrem Seelenschmerz geschildert. Andere Episoden, wie der an seinen Büchern hängende Lehrer Kaslow sind natürlicher gehalten. Aber wie gesagt das Werk ist als Ganzes mit den herausgegangenen Schriften Gontscharow's nicht zu vergleichen

Es ist klar. Wer einen Oblomow schreiben konnte, mußte selbst etwas vom Oblomow in sich spüren. Auch Gontscharow war eine im Grund der der Seele ausschließlich ästhetische Natur. Auch ihm waren die Ruhe, der Friede im Herzen und mit der Welt das Höchste. Auch er scheute die lärmende Bewegung, die sich in allen Gesellschaftsclassen bemerkbar machte, als das alte Rußland zusammenbrach. Da flüchtete er in seine Studirstube und betrachtete nur noch durch sein Fenster das Leben auf der Straße in das er sich früher so gern als kluger, menschlich warm fühlender Beobachter gemischt hatte. Für ihn fielen die Begriffe Poesie und Jugend zusammen. Als sein Haar ergraute nahm die Muse von ihm Abschied und ließ ihm nur noch als Erinnerung einen schwachen Theil der Zauberkraft zurück, die ihn früher in so hohem Maße ausgezeichnet hatte. Aber bedauern wir das nicht. Dichter sollten nach dem beurtheilt werden was sie gekannt haben, nicht nach dem was ihnen mißlungen ist.

In seiner Beschreibung der Reise um die Welt, die er in dem Werk „Die Fregatte Pallas“ gegeben hat, finden sich eine Menge feiner Charakterzüge. Gontscharow drückt darin überall seine Vorliebe für ein bescheidenes, ruhiges Glück aus. Die Art, wie er sich seine Kajüte einrichten läßt wie er zu schlafen, zu essen und zu trinken liebt ist höchst bezeichnend für ihn. Einmal gibt er mit fast komischem Ernst seiner Abneigung gegen Picknicks Ausdruck. Er begreift nicht, wie man im Freien essen könne. Ein Mittag auf dem Grase, ein Thee, in den die Fliegen hineinfallen, ein Brod mit Sand verderben ihm das ganze Vergnügen. Oft denkt er auf der Reise an sein Petersburger Heim zurück, wo er sich doch am wohlsten fühle. Gontscharow hat die Muse Rußlands, die oft wider ihren Willen genöthigt wurde an den Kämpfen des öffentlichen Lebens theilzunehmen, der man viel Hartes, Lieblosses und Häßliches zumuthete, wieder zu einfachen Menschen und erfreulichen Zuständen, vom Tummelplatz der modernen Ideen in die Stille des Hauses, in den Schoß der Familie zurückgeführt. Er hat dabei den Boden der Wirklichkeit mit keinem Schritt verlassen und seinem Volke, sowie allen seiner empfindenden Lesern gezeigt, daß für den wirklichen Dichter die Begriffe Wahrheit und Schönheit nicht unversöhnt neben einander hergehen, sondern in dem der Natur nachgeschaffenen, humoristisch beleuchteten Bilde des Lebens kunstvoll vereint und mit gleichmäßiger Kraft zur Geltung kommen müssen.

Das Buch Annette.

Unbekannte Jugendgedichte Goethe's[1])

Von

Bernhard Suphan.

[Nachdruck untersagt]

I.

In dem Nachlasse des Fräuleins von Göchhausen der bekannten Hofdame der Herzogin Anna Amalia, der 1894 durch Stiftung ins Goethe- und Schillerarchiv gelangte, befindet sich ein Büchelchen in einem feinen Franzbande, das Titelblatt zeigt in Fractur geschrieben, den Namen ANNETTE darunter in zierlicher Vignettenzeichnung ein Bildchen: Leier mit Lorbeerzweig angelehnt an einen Quartband dem ein aufgerolltes Pergament als Unterlage dient. Am Fuße der Seite die Worte: Leipzig 1767.

Dem Fräulein von Göchhausen verdanken wir den „Ur-Faust". Nun fallen wir aus ihrer Verlassenschaft auch noch ein Stück Ur-Goethe, ich will lieber sagen Jüngster Goethe, erhalten. Denn das ist ja unzweifelhaft unser Buchlein, das den Namen jenes Mädchens trägt, dem Goethe, der Leipziger Student, mit leidenschaftlicher Neigung zugethan war: Anna Katharina Schönkopf. Annette ou ma Muse ce que sont des synonymes, heißt es in einem Briefe Goethe's an seine Schwester, August 1767, und so nennen sie auch die anakreontischen Verse, die als Widmung unserem Büchlein vorangestellt sind.

An Annetten.

Es nannten ihre Bücher
Die Alten sonst nach Göttern,
Nach Musen und nach Freundes,
Doch keiner nach der Liebsten,
Warum sollt ich Annette
Die Du mir Gottheit Muse
Und Freund mir bist, und Alles
Dies Buch nicht auch nach Deinem
Geliebten Namen nennen?

---

[1]) Bericht, der Goethe-Gesellschaft in ihrer zehnten Generalversammlung, Weimar den 8. Juni, erstattet.

Da schmückt der Poet sein Mädchen mit allen den Namen, deren sich auch sein Alceſt (in den „Mitſchuldigen“) wohl zu erinnern weiß aus den Zeiten ſeiner erſten Schwärmerei für Sophie.

Die ihn den höchſten Grad der ſüßen Liebe lehrte,
Ihm Gaulhei, Mädchen, Freund, in Allem Alles war

Außer Käthchen-Annette iſt mit dem kleinen Buche noch ein Name verknüpft, der den Leſern von Goethe's Selbſtbiographie wohl bekannt iſt: Ernſt Wolfgang Behrisch. Das Goethe-Jahrbuch von 1886 brachte, als eine der erſten Archivgaben, nebſt den Leipziger Briefen Goethe's an ſeine Schweſter die an Behrisch, mehr als die Biographie, zu der ſie nicht benutzt worden ſind (da Goethe ſie erſt ſpäter zurück erhielt) geben dieſe Briefe eine Vorſtellung von dem Verhältniß Goethe's zu dem wunderlichen Manne, der perſönlich einen ſo ſtarken und nicht eben günſtigen Einfluß auf den elf Jahre jüngeren Freund geübt hat. Jetzt halten wir nun das ſonderbarſte Denkmälchen dieſes Verkehrs in Händen. Denn Behrisch iſt an unſerem Bändchen betheiligt, zunächſt als Cenſor, dann als Kalligraph und Zeichner. Behrisch veranſtalte von ſeinen Gedichten eine neue Ausgabe, ſchreibt Goethe ſeiner Schweſter in dem ſchon citirten Briefe; une nouvelle édition qui surpassera tout ce qu'on a vu de tel. Und ſpaßhaft feierlich berichtet er: der große poetiſche Rath habe ſich verſammelt und über ſeine ſämmtlichen Dichtungen, ſo an der Pleiße entſtanden, zu Gericht geſeſſen. Comme tut que le tout seront condamné a l'obscurité de mon coffre harmis douze pièces qui seront (seroient) écrites en pleine magnificence, inconnue jusque lors au monde, sur 50 feuilles in octavo moore et que le titre seront Annette. Sonſt habe er, um die Zeit ſeines Geburtstages, aus ſeinen Jahresarbeiten einen Quartband von 500 Seiten zuſammengebracht, jetzt, damit er doch in der Gewohnheit bleibe, dies Bändchen Gedichte. Le livre charmant de cinquante feuilles. Da haben wir die Geſchichte unſeres Bändchens, und der Augenſchein ſagt unwiderleglich: es iſt dasſelbe, deſſen Zuſtandekommen Goethe im ſiebenten Buche der Biographie ſo genau beſchrieben hat. Zum grand conseil poétique haben ſicherlich nur Goethe und Behrisch ſich zuſammengefunden. Goethe gibt das Verſprechen, nichts von den bisherigen Dichtungen drucken zu laſſen. Behrisch erklärt ſich zum Lohne für ſolche Fügſamkeit bereit, die Stücke, die er für gut halte, ſo zu verewigen wie es kein Buchdrucker je vermögen werde. Mit komiſcher Umſtändlichkeit trifft er ſeine Anſtalten dazu. Papier, Format und Schriftart, Tuſche und Rabenfedern, Alles wird aufs Gründlichſte berathen und beſchafft und das Schreiben ſelbſt bedächtig wie eine Staatsaction vollführt. „Ein allerliebſtes Manuſcript“ war die Frucht dieſer Liebesmühe. „Die Titel der Gedichte waren Fractur, die Verſe ſelbſt von einer ſtehenden ſächſiſchen Handſchrift an dem Ende eines jeden Gedichtes eine analoge Vignette, die er entweder irgendwo ausgewählt oder auch wohl ſelbſt erfunden hatte, wobei er die Schraffuren der Holzſchnitte und Druckerſtöcke, die man bei ſolchen Gelegenheiten braucht, gar zierlich nachzuahmen wußte.“ Es ſtimmt Alles, Zug für Zug, nur daß die Vignetten, wahre Meiſterſtückchen in ihrer Art, nicht bloß am Ende, ſondern auch zu Anfang der einzelnen Stücke angebracht ſind.

Man sollte meinen, Goethe habe das Büchlein vor sich gehabt, als er es beschrieb. Aber es war ihm wohl seit dreißig Jahren aus den Augen gekommen. Louise von Göchhausen ist 1807 gestorben, mehrere Jahre ehe Goethe mit seiner Biographie begann, und sie hat doch das Büchlein, das sie zurückzugeben vergessen hat, höchst wahrscheinlich schon erhalten in den fröhlichen Tagen des Weimar-Tiefurter Verkehrs als sie der Secretär des Journals von Tiefurt war. Goethe ihr manchmal in die Feder dictirte und manches seiner Gedichte ihr in dem kleinen Kreise der Auserwählten zuerst zu Gesicht kam. Weshalb ist es dem Dichter nicht eingefallen, das Büchlein zurückzuverlangen? Auf diese Frage wüßte ich, will man nicht den Zufall als Grund gelten lassen, nur die Antwort, daß die Auslese des weiland Besten ihm damals ganz werthlos erschienen sein muß.

In der That, wer „Fullest wieder Busch und Thal" gedichtet hatte, aber so auch schon der Dichter des „Wanderers" und der Lieder an Lili, mußte Allem, was das seltsame Büchlein enthält, fremd gegenüber stehen. Jener Goethe ist darin kaum mit einer leichten Spur angedeutet. Und Niemand, dem die Seele voll ist von der „Frühlingslebenspracht" der letzten Frankfurter der ersten Weimarer Jahre, „da sich ein Quell gedrängter Lieder ununterbrochen neu gebar", Niemand würde — die äußeren Zeugnisse hinweggedacht — auf den Gedanken kommen, das kleine Buch mit dem französirten Mädchennamen enthalte Dichtungen Goethe's.

Ich muß dies rückhaltslos aussprechen, um einer Enttäuschung zuvorzukommen. Man darf auch bei einem Goethe nicht vergessen, daß kein Meister vom Himmel gefallen ist. Wenn, wie ja Goethe selbst uns sagt, auch der vorzügliche Mensch vom Tage lebt d. h. von dem, was der Tag ihm zuführt, ja muß dies Wort zeitweilig auch für ihn Geltung haben, und vollends in den Zeiten der ersten Anfänge. Vor hochgespannter Erwartung könnten uns schon einige schwächere Stücke des sogenannten Leipziger Liederbuchs bewahren. Und die rechte Stimmung diesen Versuchen des Sechszehn- bis Achtzehnjährigen gegenüber gibt uns Goethe selbst in der Biographie, wie er, als vorurtheilsloser Beobachter, über die Phasen seiner Entwicklung erst sich, dann den Leser verständigt. Geschichtlich, als Belege zu seinem Werden, nicht mit dem Anspruch auf ästhetischen Genuß muß man diese Erstlinge betrachten.

II

Der größte Theil der Sammlung (88 Seiten von 99) ist unbekannt. Nach Goethe's eigener Angabe sollte sie aus zwölf Gedichten bestehen. Aber Behrisch hat den elf größeren, die den Hauptbestand bilden, zunächst einen Anhang von sechs kleinen epigrammartigen Nummern angeschlossen und an das Ende ein dreistrophiges Gedichtchen gesetzt: „An meine Lieder."

Seid, geliebte kleine Lieder,
Zeugen meiner Fröhlichkeit,
Ach sie kömmt gewiß nicht wieder
Dieser Tage Frühlingszeit.

Bald entflieht der Freund der Scherze,
Er, dem ich euch sang, mein Freund.
Ach, daß auch vielleicht dies Herze
Bald um meine Liebste weint!

Doch wenn nach der Trennung Leiden
Einst auf euch ihr Auge blickt,
Dann erinnert sie der Freuden
Die uns sonst vereint erquickt.

Die Verschen sind niedergeschrieben als Behrisch sich zur Abreise rüstete (er verließ Leipzig im October), und dieser erste Abschied den Gedanken an einen schmerzlicheren von der Geliebten erweckte. So besitzen wir in ihnen ein bescheidenes Stückchen frühester Goethi'scher Gelegenheitslyrik. Sie erinnern in Gang und Weise schon an die drei Strophen, die seit 1806 in den Ausgaben den Schluß der „Lieder" bilden:

Liebchen, kommen diese Lieder
Jemals wieder dir zur Hand,
Setze beim Claviere nieder
Wo der Freund sonst bei dir stand . . . .

Nach dem lyrischen Epitog erwartet man in dem Buch „Annette" ein Sammlung von Liedern[1]) zu finden. Aber nicht Lieder, sondern Erzählungen machen seinen Hauptinhalt aus. Die ersten sechs Stücke die über die Hälfte des Bändchens füllen, sind in den Ueberschriften ausdrücklich als „Erzählungen" bezeichnet. Es sind verliebte Geschichten, theils in Versen, theils in dem sogenannten gemischten Genre, Prosa mit eingestreuten Versen, wie Goethe schon in Frankfurt Einiges in dieser Mischform verfaßt hatte. Das Lokal ist bald ein arkadisch-schäferliches, bald Klein-Paris-Leipzig, im Grunde aber ist's einerlei, und ebenso, ob die Mädchen Iduis, Lyde oder Annette, Charlotte u. s. w. heißen.

Das Wesen aller dieser Dichtungen ist Sinnlichkeit aber nicht die Sinnlichkeit, die ihr Recht durch Kraft und Gesundheit beweist. Sie heben alle einen Stich ins Lüsterne. Zwei behandeln als Pendants „Die Kunst die Sprödben zu fangen", zwei als die „moralischen" Gegenstücke den „Triumph der Tugend", dort erreicht hier verfehlt der Liebhaber seinen Zweck. Selbsterlebtes kann zu Grunde liegen; wir wissen von Goethe's Leben in Leipzig genug, um das annehmen zu dürfen, wenn auch Goethe nicht selbst darauf gedeutet hätte, aber die Farbe des Erlebten tragen diese Dichtungen nicht. Zur erzählenden Gattung gehören dann noch zwei von den größeren Stücken. Da ist ein Traum „Die Liebhaber". Der Geliebten erscheinen huldigend alle ihre Anbeter der Soldat, der Kaufmann, der Stutzer u. s. w. und werben um ihre Gunst, erwachend aber umfängt sie den Dichter, den ihr der Traumgott zuletzt zugeführt hat, und ihn zieht sie Allen vor. Findet der Verliebte sich hier einmal ohne Laune und Liebenswürdig mit der Thatsache ab, daß er ein

[1]) Eine solche Sammlung von „chansons" hatte Behrisch schon früher zu Reime gebracht. Gottelle erhielt eine Copie davon mit einem Briefe vom 11. Mai 67 (Weimarer Ausgabe IV 1, 92).

vielumworbenes Schätzchen hat, so gehört das andere Stück wieder zur fatalen Klasse „Pygmalion eine Romanze.“ In dem dänkelsängerisch niedrigen Ton — „Es war einmal ein Hagenstolz Der hieß Pygmalion“ — den das fade Zeitalter für echten Romanzenton hielt, wird der in Rousseau's „lyrischer Scene“ so würdig behandelte Gegenstand schnöde herabgeleiert und durch das Spülwasser einer philiströs rationalistischen Deutung gezogen. „Da trat ein guter Freund herein Und sah dem Narren zu“ — und dieser Freund weiß, als ob er Behrisch geheißen hätte dem Künstler auf den richtigen Weg zu helfen. Pygmalion geht einen Tausch ein und nimmt ein schönes Mädchen für seine kalte Bildsäule.

So bleiben nun noch drei größere Stücke [1]), darunter zwei bekannte: die Ode, die dem „Herrn Professor Zachariä“, dem gefeierten Dichter „komischer“ Epopeen einen reichlichen Zoll der Bewunderung entrichtet und das Lied „An den Schlaf“, („Der du mit deinem Mohne Selbst Götteraugen zwingst“) das einzige Stück von poetischem Gehalt. Unbekannt ist das dritte: „Elegie auf den Tod des Bruders meines Freundes.“ Goethe hat sie Cornelien im Mai 1767 mitgetheilt. „Die Elegie,“ erklärt er ihr, „ist auf den Tod von Behrischens Bruder, der bei Hessen-Philippsthal Regierungsrath war.“ (Briefe 1, 90 Weimarer Ausgabe.) „Nah schon dem Herbste seiner Jahre“ hat der Betrauerte endlich daran gedacht, sein häusliches Glück zu begründen, da wird es ihm durch ein ausdrückliches Verbot von oben her verwehrt, dem erwählten Mädchen die Hand zu reichen, er erliegt dem Gram, die Braut verzweifelt an seinem Grabe. Die „Elegie“ ist nichts weiter als ein Trauer- und Gedächtniß-Carmen. Der Verstorbene wird nach dem Herkommen redend eingeführt und der Dichter apostrophirt den „Tyrannen“:

O Fürst, du kannst die Menschen zwingen,
Für dich allein ihr Leben zuzubringen
Das wird man deinem Stolz verzeihn;
Doch willst du ihre Seelen binden,
Durch dich zu denken, zu empfinden,
Das muß zu Gott um Rache schrein.

Die epigrammatischen Kleinigkeiten, die Behrisch angefügt hat, geben sich zumeist in den Ueberschriften schon als ausländische Waare. Ein Stück, „Das Schreien“ (das auch im Leipziger Liederbuch steht) will nach dem Italienischen sein, drei haben die Ueberschrift „Madrigal“, das eine mit dem Zusatz „aus dem Französischen“, das andere „aus dem Französischen des Herrn v. Voltaire“.

Auch in die allergrößte Lügen
Mischt oft ein Schein von Wahrheit sich
Ich war im Traum zum Königsrang gestiegen
Und liebte dich

[1]) Von den sechs Kleinigkeiten sind zwei bekannt: „Das Schreien“ (Jüngst ging ich meinem Mädchen nach) und „Annette an ihren Geliebten“ (Ich sah, wie Doris bei Damölen stand) 4, 154, 181 der Weimarer Ausgabe. An Zachariä 2, 149. An den Schlaf 4, 153. Ich unterlasse hier eine Vergleichung der verschiedenen Texte, die manches Werthvolle ergibt, und behalte sie mir für eine andere Stelle vor.

Erklärt es kühn zu deinen Füßen
Doch mit dem Traum verließ mich Alles mich,
Nichts als mein Reich ward mir entrissen

Es ist Voltaire's Gedicht an die Prinzeß Ulrike von Preußen Friedrich's des Großen Schwester[1]).

Souvent un peu de vérité
Se mêle au plus grossier mensonge;
Cette nuit, dans l'erreur d'un songe,
Au rang des rois j'étais monté

Goethe hatte für dies Cabinetstückchen eine besondere Vorliebe. Er wußte es auswendig, er hat einmal in einem Gespräche mit Eckermann[2]) lobpreisend die Schlußzeilen recitirt:

Je vous aimais, princesse, et j'aime vous le dire.
Les dieux à mon reveil ne m'ont pas tout ôté,
Je n'ai perdu que mon empire

Schwerlich hat er da sich nach erinnert, daß er an den Zeilen des galanten Philosophen sich schon als Jüngling versucht hatte. Aber dieser frühe, unreife Versuch erinnert jetzt uns an die späten in der Zeit der Meisterschaft. In den Stanzen, die Schiller an den Freund richtete, „als er den Mahomet auf die Bühne brachte" ist von jener frühen Periode, die unter der Herrschaft Voltaire's und der Franzosen überhaupt stand, die Rede als von „den Tagen charakterloser Minderjährigkeit". Charakter ist die Gestalt, in der ein innerlich selbständiges Wesen erscheint, in diesem Sinne, nicht im engeren moralischen hat Schiller das Attribut „charakterlos" gemeint.

Auch Goethe's geistige, künstlerische Entwicklung, das sehen wir nun viel gründlicher als wir es bisher wußten, ist durch diese Periode hindurchgegangen. Charakterlose Minderjährigkeit, das ist völlig das Wesen des Buches „Annette". Nirgends eigenartige Gestaltung inneren Lebens. Lauter angenommene, angelernte, äußerlich gegebene Formen. Man könnte wohl zu jedem Stücke das Muster nennen, nach dem es gearbeitet ist. In der Widmung ist es Gleim in dem gemischten Genre Gerstenberg der Dichter der „Tändeleien", in den liederartigen Erzählungen Christian Felix Weiße in der schalen Romanze Löwen, in der gereimten Ode Zacharia. Der Liebhaber Annettens begnügt sich damit, ein Poet nach der Mode zu sein und Nachahmern nachzuahmen. Er gefällt sich in den Niedrungen der petite poésie. Er steht in einem bewußten Gegensatz zu Klopstock, dem Einzigen, der, von dem hohen Werthe seiner poetischen Sendung durchdrungen, als ein Führer zum Besseren und Höheren bestand. Seinen Zuhörerinnen, den „Mädchen", ruft er im Anfang seiner zweiten Erzählung („Lyde") zu:

Doch vergeßt, wenn meine Leier
Nicht von jenem heil'gen Feuer
Der geweihten Dichter glüht

[1]) Oeuvres XIX, 385 Didot.
[2]) Gespräche mit Goethe. II. 33.

Behrisch, „der Freund der Scherze“ und der zeitverderbenden Späße, ist sein Freund. Er hat damals, wie er selbst erzählt, die Gelegenheit versäumt, Lessing ins Auge zu fassen. Der Große, der dazu berufen war, die deutsche Poesie vom welschen Regelzwange durch dichterische That zur Wahrheit und Natur zurückzuführen, ist in den Zeiten seiner Anfänge selbst ein gefügiger Verehrer der glatten, platten Regel gewesen und hat sich einer verkünstelten Mode unterworfen.

Alles in Allem, wie alt ist er doch, dieser jüngste Goethe, und wie viel gehörte dazu, daß er sich verjüngte!

In einem seiner frühen Briefe an Frau von Stein spricht Goethe von der Zeit seines ersten Eintrittes in Leipzig. Als ein „kleiner, eingewickelter, seltsamer Knabe“ sei er dahin gegangen. Er fügt hinzu: „Wie viel hat nicht die Zeit durch den Kopf und das Herz müssen, und wie viel wohler, freier, besser ist mir's jetzt!“ Es gibt kaum eine wunderbarere seelische Metamorphose als die, auf welche mit diesen Worten gedeutet ist.

Von dem poetischen Werthe des Bœriers, das Behrisch hergestellt hatte, hat übrigens Goethe auch in jener unreifen Zeit keine übertriebene Vorstellung gehegt. So sehr er es „ausgeputzt und verbessert habe, wolle er es doch über einen engsten Kreis von Vertrauten hinaus, „Niemand communicirt haben“, äußert er sich gegen Cornelie (Briefe 1, 114). „Zwölf Leser und zwo Leserinnen hat es gehabt, und nun ist mein Publicum aus.“ Und schon in dem mehrfach citirten August-Briefe an die Schwester läßt er durchblicken, lesenswerth würden die Stücke nur dem erscheinen, der ein rein persönliches Interesse an ihm habe. Quand on aime le poète, comme tu m'aimes toi, car je ne suis pas orgueilleux à tel point de les croire intéressans à tous. So wird vollends jetzt diesen Erstlingen nur der etwas abgewinnen, der ein nachhaltiges Interesse für den Dichter mitbringt. In der geschichtlich geordneten Reihe der Urkunden zu Goethe's Entwicklung, die mit den frühesten uns erhaltenen poetischen Versuchen (Glückwünschen an die Großeltern) und mit Schülerarbeiten beginnt, werden sie ihre richtige Stelle unter Goethe's „Werken“ finden[1]).

[1]) Der 37. Band der Weimarer Ausgabe, der diese Stücke enthalten soll, wird in diesem Jahre gedruckt.

Zur ostasiatischen Frage.

[Nachdruck untersagt.]

Der ostasiatischen Tragödie erster Theil hat mit einem Possenspiel, der Ausrufung der formosanischen Republik, geendigt. Die neue Regierung, die ihre Existenz wohl der unbolmäßigen Soldateska verdankte, ist bald zusammengebrochen, den Japanern aber wird die Unterwerfung der aufständischen Soldaten und Bevölkerung voraussichtlich trotzdem noch erhebliche Opfer an Geld und Menschen kosten. Ein Theil des westlichen Abhanges des das Rückgrat der Insel bildenden Gebirgszuges und der ganze östliche Abhang desselben ist von ununterworfenen Stämmen, den wahrscheinlich malayischen Ursprungs und in halbwildem Zustande befindlichen Ureinwohnern Formosa's, bewohnt, die sich vielfach unter einander befehden und mit den Chinesen in dauerndem Kriegszustande leben, obgleich an einzelnen Punkten zeitweilig ein gewisser Verkehr, Tauschhandel, namentlich mit Salz, stattfindet. Die Bevölkerung des den Chinesen bisher unterworfenen westlichen Theils der Insel besteht aus Ping-pu-hwans, Hokkas und Fukinesen. Die Ping-pu-hwans, d. h. die Wilden der Ebene, sind die Ureinwohner, welche sich der chinesischen Herrschaft unterworfen und, zum Theil wenigstens, chinesische Sitten und Kleidung angenommen haben. Die Hakkas, d. h. Fremde, gehören einer zur Zeit der Mongolenherrschaft im zwölften Jahrhundert aus Kwangsu oder Shantung nach dem Süden, d. h. den beiden Kwangs, eingewanderten Rasse an, die sich durch Fleiß, Nüchternheit und Unbotmäßigkeit auszeichnet. Zwischen ihnen und den Punkis, d. h., denen vom Boden, den ursprünglich in den Kwangs angesiedelten Chinesen, besteht und bestand bittere Feindschaft, aus den Hakkas gingen die Leiter des Taipung-Aufstandes hervor, und in ihren Landsleuten fanden dieselben ihre tapfersten Anhänger. Um den Verfolgungen und Bedrückungen der Mandarinen und der Punkis zu entgehen, sind große Scharen von Hakkas nach Formosa ausgewandert, wo sie den Ureinwohnern gegenüber gewissermaßen die Rolle von Pionieren der chinesischen Civilisation spielen. Ihrer Thätigkeit und ihrem unablässigen Vordringen nach Osten allein sind die Fortschritte zu verdanken, die die Chinesen den Ureinwohnern gegenüber auf der Insel gemacht haben. In unablässigen Kämpfen mit einem jungrezinlichen Boden und den Wilden hat sich der Charakter der nach Formosa eingewanderten Hakkas noch mehr gestählt, sie sind, wie verschiedene Aufstände wegen der Erpressungen der Beamten noch in der letzten Zeit bewiesen haben, sehr unbequeme Unterthanen, und es wird im Wesentlichen von der Behandlung, welche man japanischerseits diesem Theil der Bevölkerung angedeihen läßt, abhängen, wie die Zustände auf dem der chinesischen Herrschaft bis jetzt unterworfenen Gebiet sich gestalten. — Aus den Fukinesen, den vom gegenüberliegenden Festlande eingewanderten Chinesen, jetzt sich die Handel und Handwerk treibende Classe zusammen; wenn dieselben auch zuerst den neuen Herren der Insel großes Mißtrauen und Zurückhaltung entgegenbringen werden, so sind sie viel zu praktische

Digitized by Google

Geschäftsleute, um nicht bei guter und gerechter Behandlung bald den alten Verkehr wieder aufzunehmen. Sollte die japanische Verwaltung ihr Vertrauen und ihre Zustimmung zu erlangen wissen, so würde damit der Corruption der chinesischen Behörden gegenüber eine etwaige japanische Propaganda auf dem Festlande sehr gefördert werden und eine politische Bedeutung erlangen können, die ernster Beachtung werth wäre.

Wie sich aus dem Vorstehenden ergibt, ist die Aufgabe der Japaner, die noch durch die auf der Insel befindlichen Schwarzflaggen und entlassenen Soldaten erschwert wird, keine leichte; die Verluste, die ihre Truppen namentlich durch Krankheiten erlebten dürften, werden ihnen den begehrten Besitz wohl manchmal noch als etwas theuer erkauft erscheinen lassen und dadurch vielleicht bestragen, den Eifer der Heißsporne in Opposition und Presse etwas abzukühlen. Die Schwierigkeiten, mit welchen die japanische Regierung zu kämpfen hat, um denselben nicht nur das durch das Eingreifen Deutschlands, Rußlands und Frankreich nothwendig gewordene Aufgeben der dauernden Gebietserwerbungen auf dem Festlande, sondern überhaupt die Bedingungen des Friedens von Shimonoseki annehmbar zu machen, zeigen, wie wenig die extremen Parteien und die unverantwortlichen Berather der öffentlichen Meinung im Stande oder bereit sind, thatsächlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen und ihre eigenen hochgespannten Ansprüche auf das Maß des Erreichbaren herabzusetzen. In diesem Mangel an der Fähigkeit zur Beschränkung, wie in der Ueberschätzung des eigenen Wissens und Könnens, zwei Eigenschaften, zu deren Entwicklung das den Japanern von Europäern und Amerikanern in maßloser Weise gespendete Lob und die damit verbundene geistige Verhätschelung nicht unwesentlich beigetragen haben, liegt für alle wahren Freunde Japans die schwerste Gefahr für die gedeihliche Weiterentwicklung des Landes, eine Gefahr, die dadurch nicht vermindert wird, daß der Haß gegen die Fremden noch immer wie ein rother Faden sich durch alle Kundgebungen des öffentlichen Lebens zieht. Erst am 18. März d. J., fast genau siebenundzwanzig Jahre nach der durch nichts provocirten aber zu entschuldigenden Ermordung von elf französischen Matrosen bei Sakai, ist in dem japanischen Herrenhause der Antrag eingebracht worden, den elf Soldaten des Prinzen von Tosa, welche ihre Schandthat am 18. März 1868 mit dem Tode gebüßt hatten, in dem zur Verehrung der Geister der im Kampfe für den Mikado gefallenen Soldaten in Tokio errichteten Tempel auf Staatskosten Ehrendenkmäler zu setzen, und dieser Antrag ist mit großer Mehrheit angenommen und der Regierung zur Berücksichtigung überwiesen worden. Das Generallieutenant Viscomte Tomi Takeki, früher Minister für Ackerbau und Handel und noch jetzt Mitglied des Staatsraths, die diesen Antrag enthaltende Petition einbrachte und vertrat, mag sich dadurch erklären, daß er selbst ein Tosa-Mann ist und während der Kämpfe 1867 und 1868 an der Spitze des von seinem Fürsten gestellten Contingents stand, an der Bedeutlichkeit der Erscheinung, daß die Mehrzahl der Pairs des Reiches einem solchen Antrage zustimmt und sich dadurch gewissermaßen mit der Partei der Soshi identificirt, in deren Glaubensbekenntniß die Berechtigung und selbst die Pflicht zum politischen Meuchelmorde einen Platz haben, ändert diese Thatsache nicht. Solange solche Vorfälle aber sich ereignen können, wird man, wenn auch nicht an der Weisheit und dem guten Willen einzelner Staatsmänner, so doch an denen der Mehrzahl der maßgebenden politischen Persönlichkeiten zweifeln müssen und mit Beunruhigung und Besorgniß dem Zeitpunkt entgegensehen, von welchem ab Fremde der japanischen Gerichtsbarkeit unterstellt werden sollen. Die Aufgabe der japanischen Regierung, in dieser Beziehung in den nächsten fünf Jahren eine Aenderung in den Gefühlen conservativer und radicaler Politiker, die in dieser Frage Hand in Hand gehen, hervorzubringen, ist eine schwere und verantwortliche, die indessen wesentlich erleichtert werden könnte, wenn Bestrebungen, wie die jüngst im japanischen Herrenhause hervorgetretenen, auf denselben geschlossenen Widerstand Seitens der Regierungen der Vertragsmächte stießen, wie derselbe, bevor eine sole-

graphische Verbindung bestand, Seitens der Vertreter dieser Mächte ähnlichen Ausschreitungen entgegengesetzt wurde.

Die ostasiatische Frage hat eine europäische und eine asiatische Seite, wie Herr Hanotaux neulich in sehr treffender Weise dem französischen Senat auseinandergesetzt hat, und die allgemeinen Gründe, welche der französischen Regierung die Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit und der Lebensfrische China's und damit des Friedens in Ostasien und vielleicht in Europa wünschenswerth und nothwendig erscheinen ließen, decken sich mit denen, welche für die Haltung der deutschen Regierung maßgebend waren. Das Zusammengehen Deutschlands, Rußlands und Frankreichs aber bewies, daß es, trotz aller auseinandergehenden Einzelinteressen, doch immer möglich ist, ein Feld und eine Art und Weise zu finden, auf dem und in denen Europa seine gemeinsamen Interessen vertreten kann. Eine weitere Entwicklung und Bethätigung dieser Bestrebungen würde daher nur mit Befriedigung zu begrüßen sein.

Die ostasiatische Frage hat aber, außer der von Herrn Hanotaux berührten zweitheiligen politischen Seite, auch noch eine commerzielle und industrielle, die in ihren Wirkungen jede ebenfalls wieder in eine europäische und asiatische zerfallen. Einer Erörterung derselben wird aber eine kurze Erwähnung der Folgen vorauszuschicken sein, die sich für China aus dem Verlust von Formosa ergeben. Die Zolleinnahmen der Insel beliefen sich, soweit dieselben durch die fremden Seezollämter erhoben wurden, auf etwa eine Million hunderttausend Taels, d. h. 3½ Millionen Mark. Da die Zolleinnahmen aus dieser Quelle seit 1883 sich mehr als verdoppelt hatten, so ist anzunehmen, daß dieselben bei verständiger Entwicklung der Hülfsquellen der Insel noch einer bedeutenden Steigerung fähig gewesen sein würden. Ob die Einnahmen der chinesischen Verwaltung der Insel erhebliche Ueberschüsse über die Ausgaben ergeben haben, mag dahin gestellt bleiben. Formosa, welches erst vor wenigen Jahren eine selbständige Verwaltung erhalten hat, besaß immer den Ruf eines der am schlechtesten verwalteten Theile des chinesischen Reiches. Die wichtigsten Ausfuhrartikel der Insel sind Kampher, Zucker und Kohlen. Nur an dem ersteren besitzt Deutschland ein directes Interesse. Der Zucker ging ausschließlich nach Japan und Hongkong, und die Kohlen, für welche in der deutsch-chinesischen Zusatzconvention von 1880 eine erhebliche Ermäßigung des Ausfuhrzolles vereinbart worden war, damit dieselben auf den ostasiatischen Märkten vortheilhaft mit den japanischen concurriren könnten, sind in Folge der schlechten Bearbeitung und Verwaltung der bei Kilung befindlichen Gruben zu keiner wirthschaftlichen Bedeutung gelangt; 1892 betrug die Ausfuhr 14503 Tonnen im ungefähren Werth von 150000 Mark. Von Kampher wurden in demselben Jahre beinahe 17500 Piculs, d. h. 2100000 Kilogramm ausgeführt, im Werthe von über 850000 Mark, die Kampherproduction ist unzweifelhaft auf Formosa einer sehr bedeutenden und namentlich auch einer viel rationelleren Entwicklung fähig, mit dem Uebergang der Insel in den japanischen Besitz erhält Japan aber fast das Monopol derselben, eine Thatsache, die bei der Verwendung dieses Artikels zur Herstellung des rauchschwachen Pulvers ernster Erwägung bedarf, wie denn überhaupt die Frage der Erhaltung der durch die mit China abgeschlossenen Verträge den Fremden auf Formosa gesicherten Vortheile voraussichtlich noch den Gegenstand diplomatischer Erörterungen bilden wird.

In politischer Beziehung sichert der Besitz Formosa's und namentlich der Pescadores, deren Hafen denen der Hauptinsel weit vorzuziehen ist, den Japanern die Herrschaft über die Straße von Formosa und das chinesische Ostmeer und damit die Möglichkeit, in jedem Augenblick offensiv gegen Südchina vorzugehen, was die chinesische Regierung nöthigen wird, der fortificatorischen, militärischen und maritimen Vertheidigung der an diesem Meere gelegenen Provinzen in viel höherem Maße ihr Augenmerk zuzuwenden, als dies bisher der Fall war.

Was die commercielle Seite der oſtaſiatiſchen Frage anbetrifft, ſo iſt man wohl jetzt ſchon in den betreffenden Kreiſen überzeugt, daß die Hoffnungen, die man etwa an die erſehnte und erwartete Eröffnung Chinas zu knüpfen geneigt war, ſehr verfrühte geweſen ſind. Wie engliſche Zeitungen mit Recht hervorheben, denkt die chineſiſche Regierung gar nicht daran, von ihren alten conſervativen Bahnen abzulenken, und es würde eines ſehr ſcharfen Druckes bedürfen, um ſie dazu zu veranlaſſen, d. h. um ſie zu vermögen, Conceſſionen zum Bau und Betriebe von Eiſenbahnen und zur Bearbeitung von Bergwerken zu ertheilen. Dieſen Druck auszuüben wird aber wohl, und mit Recht, kein Staat geneigt ſein, man wird ſich vielmehr im Gegentheil wahrſcheinlich darauf gefaßt machen müſſen, daß die chineſiſchen Behörden einer Entwicklung der Hülfsmittel des Reiches unter fremder Aufſicht und Leitung für die nächſte Zukunft eher noch größeren Widerſtand als früher entgegenſetzen werden, wäre es auch nur, um ſich ſelbſt die Illuſion zu erhalten, daß China trotz der Miſerfolge des letzten Jahres ſeine Unabhängigkeit in vollem Maße bewahrt habe.

Die möglichen Folgen, welche eine weitere Entwicklung der japaniſchen induſtriellen Thätigkeit und eine Uebertragung derſelben auf chineſiſches Gebiet, unter Ausnutzung der dort befindlichen Hülfsmittel und eventueller Benutzung europäiſchen Capitals, auf die europäiſche Induſtrie haben kann, ſind wiederholt, unter Anderen auch von Herrn von Heſſe-Wartegg, eingehend erörtert worden. Daß die von demſelben wie von Anderen und auch von dem Verfaſſer dieſes Artikels aufgeſtellten Anſichten manchen Kritiken ausgeſetzt geweſen ſind, iſt ſelbſtverſtändlich und von gewiſſem Geſichtspunkte aus auch entſchuldigt, wiewohl ſie ſich meiſtens auf Irrthümer zurückführen laſſen, deren Aufklärung und Richtigſtellung im allgemeinen Intereſſe liegen dürfte. Daß ein noch entwickeltes Land immer ein beſſerer Abnehmer ſein wird als ein niedriger entwickeltes, iſt ein theoretiſch unangreifbarer Lehrſatz, damit derſelbe ſich aber in der Praxis bewähre, gehört zu der höheren Entwicklung auch eine entſprechende Steigerung der Bedürfniſſe der einzelnen Individuen, und zwar nicht einzelner durch Stellung und Beſitz ausgezeichneter Perſonen, ſondern der großen Maſſe der Conſumenten. Nun ſind aber in den letzten zehn Jahren die Bedürfniſſe des japaniſchen Arbeiters wenig oder gar nicht geſtiegen, und es iſt auch nicht zu erwarten, daß dies während der nächſten Jahrzehnte der Fall ſein werde. Die bisherige Entwicklung der japaniſchen Induſtrie hat daher bis jetzt hauptſächlich die Wirkung gehabt, eine Anzahl fremder Erzeugniſſe von dem japaniſchen und aus anderen oſtaſiatiſchen Märkten zu verdrängen und durch ſolche japaniſchen Urſprunges zu erſetzen, ähnlich, nur wahrſcheinlich in erhöhtem Maße, wird für abſehbare Zeit unzweifelhaft auch das Ergebniß einer weiteren Entwicklung dieſer oder anderer oſtaſiatiſcher Induſtrien ſein. Eine Concurrenz japaniſcher Waaren, einzelne Luxusartikel abgerechnet, mit europäiſchen Waaren auf europäiſchen Märkten iſt für den Augenblick allerdings noch nicht zu befürchten, wohl aber eine ſolche auf den oſtaſiatiſchen Märkten, wo ſie in Staplerartikeln, Garnen und Baumwollſtoffen den Abſatz engliſcher und indiſcher, und in einer Menge anderer Artikel, den deutſcher Waaren ernſtlich ſchädigt. In dieſer Beziehung wird die Entwicklung jeder oſtaſiatiſchen Induſtrie, die billiger arbeiten kann und weniger Fracht, Verſicherung u. ſ. w. zu bezahlen braucht, als jeder europäiſchen ſchädlich anzuſehen ſein. Selbſtverſtändlich ſind auch in dieſem Falle der Bimetallismus und noch mehr die Silberwährung als unfehlbare Gegenmittel bezeichnet worden, aber die Rechnung dürfte auch diesmal in der Praxis nicht ſtimmen, obgleich ſich gegen die Richtigkeit des Satzes, daß Goldländer von Silberländern für ihre Erzeugniſſe weniger erhalten, als wenn ſie ſelbſt auch Silberländer wären, theoretiſch nichts einwenden läßt. Es wird dabei immer vergeſſen, daß das Verhältniß des Silbers zum Golde von ungleich geringerem Einfluß iſt als es andere Factoren ſind: die Billigkeit des Rohmaterials, der Kohlen, der Arbeit, der Unterſchied in den Entfernungen und die

davon abhängigen Fracht- und Versicherungssätze und sonstigen Spesen. Vor dreißig Jahren galt der mexikanische Dollar, die hauptsächlichste Handelsmünze Ostasiens, fünf Schillinge und mehr, heute ist er weniger als zwei Schillinge werth; trotzdem ist der Werth der großen Mehrzahl der internen Verbrauchsgegenstände in China und Japan nicht gestiegen. Einfuhr und Ausfuhr nach und von Europa haben an Quantität und Gesammtwerth dauernd zugenommen, und überall in Europa sind neue industrielle Unternehmungen aller Art entstanden und vermehren sich noch täglich. Darnach muß die Abhülfe für die von der Ueberproduction unzertrennlichen Schäden in der Eröffnung neuer Märkte gesucht werden, wie dies auch Lord Salisbury vor Kurzem in Brodford hervorgehoben hat, und nicht in einem Sprunge in die Tiefen eines Zwangskurses, dessen Folgen Niemand voraussagen kann.

Die weitere Entwicklung des Verkehrs mit China und die Möglichkeit einer Steigerung desselben wird aber ganz wesentlich davon abhängen, ob es der chinesischen Regierung oder richtiger den Leuten, in deren Händen dieselbe sich befindet, mit der Reorganisation des Heeres und der Finanzen Ernst ist, oder ob es bei den Phrasen des kaiserlichen Edicts, welches die Nothwendigkeit darauf bezüglicher Maßregeln hervorhebt, sein Bewenden haben wird. Manches scheint darauf hindeuten, daß man in China noch nicht zur Erkenntniß der Unabweisbarkeit einer Reform in diesen beiden wichtigsten Zweigen der Verwaltung gekommen ist, sondern daß man, wie von Alters her, versuchen wird, mit kleinen Mittelchen und Mittelin die schlimmsten Löcher zu übertünchen und im Uebrigen die Sachen gehen zu lassen, wie sie gegangen sind, in dem Glauben, daß eine gütige Vorsehung schließlich doch das Schlimmste verhindern würde. Auf solche Weise gehen Reiche zu Grunde, besonders wenn an ihren Grenzen schon besorgte Nachbarn auf die Erbschaft warten, die Letzten aber, welche dem Antritt solcher Erbschaften vorangehen, pflegen im Allgemeinen wenig vortheilhafte für Handel und Schiffahrt zu sein, seitdem unsere moderne Civilisation dieselben zu friedlichen Geschäften gemacht hat.

M. von Brandt.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Juni.

Die feierliche Einweihung des Nordostsee-Canals gestaltet sich mit Recht zu einem großen Friedensfeste. Wäre bei der Eröffnung der den Verkehr zwischen den beiden Meeren vermittelnden Wasserstraße von der Entsendung der übrigen seefahrenden Nationen Abstand genommen worden, so würde sicherlich überall im Auslande das unzweifelhaft doch auch der Civilisation dienenden Culturwerkes Bedeutung vom strategischen Gesichtspunkte für einen Krieg der Zukunft in den Vordergrund gerückt sein. Als daher die Aufforderung, nach Kiel Kriegsschiffe zu senden, an die fremden Regierungen geschickt wurde, war damit die friedliche Auffassung verbunden, daß Deutschland keineswegs zu Offensivzwecken seine Machtmittel zur See verstärkt habe. Ueberdies wird sich sehr bald zeigen, daß neben den deutschen Handelsschiffen auch russische, englische und französische die sichere Fahrt durch den Nordostsee-Canal der nicht selten von Stürmen bedrohten um die Nordspitze Jütlands vorziehen werden.

Die Theilnahme französischer Kriegsschiffe an den Festlichkeiten, die aus Anlaß der Eröffnung des Nordostsee-Canals veranstaltet werden, haben allerdings dem Senator de l'Angle-Beaumanoir die erwünschte Gelegenheit gebaten, das Ministerium Ribot wegen der auswärtigen Politik Frankreichs zu interpelliren. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Hanotaux, wurde auf diese Weise in den Stand gesetzt, von Neuem seine Begabung als Parlamentsredner an den Tag zu legen, die durchaus auf der Höhe seiner diplomatischen Fähigkeiten steht. Da der Senator de l'Angle-Beaumanoir zugleich an der gemeinsamen diplomatischen Action Frankreichs, Rußlands und Deutschlands absfällige Kritik geübt hatte, unterließ Herr Hanotaux nicht, die von den chauvinistischen Organen beharrlich vorgebrachten Argumente zu entkräften. Hier zeigte sich wiederum, wie verfehlt es wäre, die französische Regierung für gewisse Verirrungen der öffentlichen Meinung jenseits der Vogesen verantwortlich zu machen. Mag immerhin ein großer Forscher auf wissenschaftlichem Gebiete wie Pasteur durch die ihm oder sogar verkündete Ablehnung des ihm in officieller Weise gar nicht angebotenen Ordens pour le mérite bei den auf die Anschauungen der früheren Patriotenliga eingeschworenen Franzosen lauten Beifall finden, so wird doch andererseits durch Ehrungen, wie sie neuerdings gerade von Seiten der hervorragendsten gelehrten Körperschaften Frankreichs den Deutschen Mommsen und von Gneist zu Theil geworden sind, erhärtet, daß die Académie des Inscriptions und die Académie de médecine in der überwiegenden Mehrheit ihrer Mitglieder vorurtheilsfreier denken als Herr Pasteur.

Andererseits konnte der französische Minister des Auswärtigen in seiner Beantwortung der Interpellation des Senators de l'Angle-Beaumanoir mit Fug ausführen, daß die Entsendung französischer Kriegsschiffe zu den Kieler Festlichkeiten

lediglich einen Act der internationalen Höflichkeit darstelle, gerade wie die an die Regierungen der seefahrenden Nationen von deutscher Seite gerichtete Einladung ein solcher Act der „politesse internationale“ gewesen sei. Was ferner die gemeinsame diplomatische Action in Ostasien betrifft, so ist ein großer Theil der französischen Presse flüchtig genug über charakteristische Andeutungen in der Begründung der Interpellation hinweggeglitten. Es empfiehlt sich aber, auf der Grundlage des französischen stenographischen Berichtes hervorzuheben, daß der Senator de l'Angle-Beaumenoir der Regierung unter Anderem den Vorwurf machte, nach einander russische, englische und deutsche Politik zu machen, als ob Frankreich im Interesse Deutschlands und nicht vielmehr aus Besorgniß, die eigenen Beziehungen zu Rußland zu beeinträchtigen, an der Action in Tokio sich betheiligt hätte. Die am 19. Juni vollzogene feierliche Ueberreichung der Kette des Andreasordens an den Präsidenten der französischen Republik und die bei diesem Anlasse ausgetauschten Reden haben inzwischen in Frankreich eine beruhigende Wirkung ausgeübt.

Der französische Minister des Auswärtigen betonte in seiner Kammerrede, daß Frankreichs Verhalten durch die Entwicklung seiner Besitzungen in Indo-China sowie durch das Protectorat über die katholischen Missionen in Ostasien vorgezeichnet gewesen sei. Diese Erwägungen, von denen die auf das durchaus nicht allgemein anerkannte Protectorat bezügliche besonders anfechtbar erscheint, würden aber wohl kaum die Stellungnahme der französischen Regierung bewirkt haben, wenn nicht in Betracht gekommen wäre, daß Rußland, von Deutschland in wirksamer Weise unterstützt, es mit einer anderen Orientirung seiner Politik wie derjenigen versuchen könnte, die in Kronstadt ihre Weihe und dann beim russischen Flottenbesuche in Toulon ihre Bestätigung erhalten haben sollte. Gerade weil Herr Hanotaux in seiner Rede in vielen Punkten durchaus das Richtige traf, ist es im Interesse der historischen Wahrheit geboten, Mißverständnissen vorzubeugen, die sich aus einer falschen Interpretation seiner Ausführungen ergeben könnten. Nachdem nämlich der französische Minister des Auswärtigen den Nachweis versucht hatte, daß die Interessen Rußlands und Frankreichs in der chinesisch-japanischen Angelegenheit gemeinsame gewesen, wären, mithin eine übereinkommende diplomatische Action angezeigt erscheinen ließen, wies er darauf hin, daß die Interessen Deutschlands dessen Regierung analog erschienen wären, so daß das Vorgehen der deutschen Diplomatie sich mit demjenigen der beiden anderen Mächte combinirte. Da nun ferner hervorgehoben wurde, daß Spanien aus nicht minder ernsthaften Gründen sich diesem Einverständnisse angeschlossen habe, gewann es den Anschein, als ob Deutschland der Zeit nach später als Frankreich in die diplomatische Action eingetreten wäre. Diese Auffassung ist jedoch verfehlt; vielmehr lag dem französischen Minister des Auswärtigen nur daran, nicht andeuten zu müssen, daß Frankreich erst als dritte Macht zu Rußland und Deutschland hinzugetreten ist.

In gewissem Sinne läßt sich sogar eine Initiative der deutschen Regierung behaupten, da diese bereits im März d. J. in Tokio freundschaftliche Vorstellungen in der Richtung machte, daß es sich für Japan nicht empfehlen würde, in den später zu stellenden Friedensbedingungen festländisches chinesisches Gebiet zu beanspruchen. Obgleich Deutschland bei seinem Verhalten in der ostasiatischen Angelegenheit an erster Stelle deutsche Interessen, insbesondere industrieller und handelspolitischer Art, wahren zu müssen glaubte, unterliegt doch keinem Zweifel, daß es zugleich Entgegenkommen für Rußland bewies. Um so mehr darf daher beansprucht werden, daß die in Betracht kommenden deutschen Interessen von Seiten Rußlands in Ostasien nicht etwa in den Hintergrund gedrängt werden.

Wie wichtig gerade die Mitwirkung Deutschlands bei der gemeinsamen diplomatischen Action gewesen, zeigte sich bei einer anderen Gruppirung dreier europäischen Mächte, als England, Frankreich und Rußland in der armenischen Angelegenheit gemeinschaftliche Schritte in Konstantinopel unternahmen. Hatte aber das Vorgehen in Tokio einen unverzüglichen günstigen Erfolg, so verhielt sich

der Sultan in Bezug auf die von den erwähnten drei Mächten für Armenien geforderten Reformen keineswegs ohne Weiteres zugesagt. Der französische Minister des Auswärtigen faßte daher wohl die Lösung der armenischen Frage zu früh ins Auge, wenn er der Gruppirung dreier Mächte in der ostasiatischen Angelegenheit diejenige in der armenischen, wie folgt, gegenüberstellte: „Hier eine neue Gruppirung: es ist Rußland, es ist Frankreich und es ist England, die sich bemühen, in Uebereinstimmung mit der Pforte eine gleichfalls delicate Frage zu lösen. Wie ich Ihnen soeben sagte, ist die Gruppirung hier verschieden. Und trotzdem, wer möchte daran denken, sich darüber zu beklagen, daß sie sich gebildet hatte. Wer gerieth in Erstaunen, wenn er sieht, daß Frankreich und Rußland auch hier in Uebereinstimmung handeln und ihre Bemühungen mit denjenigen Englands im Interesse des Friedens zusammenwirken lassen?" Da der stenographische Bericht nach diesen Ausführungen ein wiederholtes Très bien! verzeichnet, muß angenommen werden, daß der französische Senat die optimistische Auffassung des Ministers des Auswärtigen theilte, die inzwischen durch das ablehnende Verhalten des Sultans einigermaßen erschüttert worden ist. Jedenfalls hat sich das gemeinsame Vorgehen der Mächte, an dem auch Deutschland betheiligt war, erfolgreicher gezeigt, obgleich es durchaus unzulässend war, hier von einer neuen „Tripel-Allianz" zu sprechen, als ob das mit Recht so benannte Bündniß Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und Italiens nicht mehr in alter Kraft fortbestände.

In Italien haben die am 26. Mai vollzogenen allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer, denen am 2. Juni die Stichwahlen folgten, zum Siege des Ministeriums Crispi geführt. Von den 508 Mitgliedern der neuen Kammer werden 336 der Regierungsmehrheit, 155 den Oppositionsparteien der verschiedenen Schattirungen zugezählt, während bei siebzehn Deputirten die Parteistellung zunächst nicht klar ersichtlich war. Der Wahlsieg des Cansilpräsidenten erscheint um so bedeutsamer, als die Widersacher der Regierung den Kampf in der rücksichtslosesten Weise führten, hatten sich doch so ungleichartige Elemente wie der Führer der jungen Rechten, Rudini, die der Linken angehörenden Parteiführer Zanardelli, Brin und Giolitti, sowie die Ultraradicalen Cavallotti und Imbriani zusammengefunden, um Crispi ein Paroli zu biegen, der jedoch selbst in nicht weniger als neun Wahlkreisen erfolgreich blieb. Besonders bezeichnend ist, daß, abgesehen von Rom und Neapel, sowie einem dritten „festländischen" Wahlkreise der Ministerpräsident auf der Insel Sicilien sechsmal gewählt worden ist. Mit Fug ist dieser persönliche Erfolg als eine Art Plebiszit bezeichnet worden, zumal da die ultraradicalen und socialistischen Organe geflissentlich verbreitet hatten, daß die gegen die sicilianische Bevölkerung getroffenen Ausnahmemaßregeln der Popularität Crispi's für immer ein Ende bereitet hätten. Ganz systematisch wurden auch die von Giolitti erhobenen Anschuldigungen im Wahlkampfe gegen den Conseilpräsidenten ausgebeutet, und noch wenige Tage vor der Wahlschlacht wurden diese Verleumdungen im Pariser „Figaro" an hervorragender Stelle zum Abdruck gebracht.

Kein unbefangener Beurtheiler konnte sich allerdings verhehlen, daß Crispi, indem er die ordentlichen Gerichte anrief, loyaler handelte, als Giolitti, der seine führere Stellung als Ministerpräsident zum Vorwande nahm, um sich der Verantwortlichkeit für sein Verhalten zu entziehen. Da der römische Cassationshof die Competenz der ordentlichen Gerichte nicht anerkannt, vielmehr in der von ihm getroffenen Entscheidung betont hat, daß nur die Deputirtenkammer berechtigt wäre, die Anklage gegen den früheren Conseilpräsidenten zu erheben, darf angenommen werden, daß im Parlamente die Angelegenheit von Neuem zur Erörterung gelangen und der Senat berufen sein wird, als Staatsgerichtshof gegen Giolitti vorzugehen. Für dessen Beurtheilung im Lande selbst bezeichnend ist jedenfalls die Thatsache, daß sein Anhang bei den jüngsten Wahlen sehr zusammengeschmolzen ist. Allerdings haben auch die übrigen Oppositionsparteien mit Ausnahme der Socialisten Einbuße erfahren. Wenn aber diese in einer Stärke von etwa 17 Mitgliedern in

der neuen Kammer erschienen, so verdanken sie es nicht am wenigsten dem Verhalten Rudini's, der seit geraumer Zeit aus Haß gegen Crispi den „Genossen" das Feld ebnete. Zugleich ist von der „Riforma" in einem Leitartikel mit der Ueberschrift: I socialisti alla Camera italiana mit Recht darauf hingewiesen worden, daß es sich bei den Wahlsiegen der socialistischen Candidaten nicht um eine vereinzelte Erscheinung in Italien, sondern um einen Vorgang handle, der sich auch in anderen europäischen Staaten wiederhole, wobei das Organ Crispi's insbesondere auf Deutschland exemplifiert.

Im Hinblick auf die Zusammensetzung der neuen italienischen Deputirtenkammer darf vorhergesehen werden, daß die Socialisten und die mit ihnen verbündeten Ultraradicalen unter der Führung Cavallotti's nicht ermangeln werden, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit wiederum tumultuarische Scenen nach der Art derjenigen hervorzurufen, die im December vorigen Jahres zur Vertagung des Parlaments und dann zur Auflösung der Kammer führten. Die jüngste Wahlbewegung gab denn auch bereits einen Vorgeschmack der Zwischenfälle, deren Heraufbeschwörung die extremen Oppositionsparteien sich angelegen sein lassen werden. Der Zufall fügte es, daß der Schreiber dieser Zeilen gerade in Mailand, einem hauptsächlichen Bollwerke der Ultraradicalen, Augenzeuge des verletzten Wahlkampfes war. Straßenaufzüge mit Musikchören, woran sich dann Abends nach der Beendigung des Wahlactes ein improvisirter Fackelzug über den Dumplatz und durch die großen Straßen der lombardischen Hauptstadt schloß, dienten zur Anfachung der Volksleidenschaften, die auch jetzt wieder insbesondere durch Cavallotti erregt worden sind. Charakteristisch ist, daß dieser nicht etwa die Politik des leitenden italienischen Staatsmannes mit sachlichen Argumenten bekämpft, vielmehr sind es immer wieder dieselben vergifteten Pfeile, die, dem Köcher Garibaldi's entnommen, gegen Crispi geschleudert wurden, ohne diesen jedoch zu verwunden. Waren in den von dem früheren Conseilspräsidenten in der Deputirtenkammer überreichten Schriftstücken vor Allem aus Anlaß des gegen den Leiter der Banca Romana, Tanlunga, geführten Processes gegen Crispi und dessen Gemahlin schwere Anschuldigungen erhoben worden, so soll nunmehr nach ein zweites Kampfgebiet gewählt worden, und das Geplänkel hat in einer für den „Patriotismus" der Widersacher des italienischen Ministerpräsidenten bezeichnenden Weise im Pariser „Figaro" stattgefunden. Allerdings sind die „Enthüllungen" des französischen Blattes nicht einmal neu, wonach Crispi die Verleihung eines hohen italienischen Ordens an den durch den Panamaskandal berüchtigten Financier Cornelius Herz gegen Bestechung betrieben haben soll. Nun ist aber früher schon festgestellt worden, daß gerade Crispi das bereits unterzeichnete königliche Decret über die Verleihung des Ordens mit eigener Hand zerrissen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er über die in Betracht kommende Person durch Berichte, die er für zuverlässig erachten mußte, irregeführt worden war. Daß der gegenwärtige leitende Staatsmann Italiens in der Zeit, in der er noch als Advocat thätig gewesen, sich für seine zuristischen Rathschläge und Bemühungen von dem mit Cornelius Herz in nahen Beziehungen stehenden Baron Reinach honoren ließ, ist eine längst bekannte Thatsache, die von den Widersachern Crispi's mit offenkundiger Tendenz entstellt worden ist.

In der neuen Deputirtenkammer wird es jedenfalls nicht an zahlreichen besonnenen Elementen fehlen, die sich der Verdienste Crispi's um die Befestigung der Position der Regierung im Inlande sowie im Auslande in vollem Maße bewußt sind. Braucht doch nur daran erinnert zu werden, wie der durch Crispi's geschickte Staatscredit Italiens einen bedeutsamen Aufschwung erhalten hat. Hierbei muß allerdings auch das erfolgreiche Wirken des Schatzministers Sonnino betont werden, der für die Wiederherstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte seine besten Kräfte einsetzt und bei der Lösung dieser Aufgabe nicht bloß von Crispi selbst, sondern zugleich von den übrigen Mitgliedern des Cabinets durch eine des

Ziels wahl bewußte Politik des Maßhaltens und der Ersparnisse unterstützt wird. Die neuen Steuern, die zunächst auf dem Wege königlicher Decrete eingeführt worden sind, haben sich, wie der Ausgang der allgemeinen Wahlen zeigte, keineswegs als so drückend erwiesen, daß sie durch den von den Ultraradicalen angekündigten Sturm der Entrüstung wieder weggefegt werden müssen.

Ebenso sind die internationalen Verwicklungen ausgeblieben, die von denselben Widersachern Crispi's prophezeit wurden, weil diese ihm einen verdienbelten Haß gegen Frankreich zuschrieben. Alle diese Unterstellungen sind nun durch die jüngst in Magenta vollzogene Enthüllung des dem Marschall Mac Mahon errichteten Denkmals widerlegt worden. Nicht nur daß der italienische Kriegsminister im Auftrage und in Vertretung der Regierung der Feier beiwohnte, vielmehr wurde auch durch die bei diesem Anlasse gehaltenen Reden der Italiener sowie der Franzosen der Beweis erbracht, daß die Spannung zwischen den beiden Nachbarländern weit eher abgenommen hat als gewachsen ist. Nicht minder verfehlt wäre es, falls die Oppositionsparteien versuchen sollten, ihrer ursprünglichen Absicht gemäß aus der Colonialpolitik Waffen gegen das Cabinet Crispi zu schmieden. Die glänzenden Waffenthaten des Generals Baratieri würden allerdings nicht hingereicht haben, eine feindseligere parlamentarische Action im Keime zu ersticken, wohl aber werden die gewichtigen finanziellen Bedenken, die gegen die Ausdehnung der Machtsphäre der ostafrikanischen Colonie Erithea geltend gemacht werden sollten, dadurch hinfällig, daß in maßvoller Weise sowohl in Bezug auf die Angliederung neuen Gebietes als auch hinsichtlich der Finanzmittel Zurückhaltung beobachtet worden ist. Es muß daher darum festgehalten werden, daß Cavallotti und Genossen unter der stillschweigenden Billigung von Seiten Rudini's und der übrigen mit diesem in persönlichem Hasse gegen Crispi verbundenen Parteiführer alle Hebel ansetzen werden, um den Kampf wiederum auf das persönliche Gebiet hinüberzuspielen, und darin liegt eine Gefahr, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden darf, falls der Ministerpräsident sich durch sein temperamentvolles Temperament hinreißen lassen sollte.

Wenn jedoch trotz der ministeriellen Mehrheit in der neuen Kammer von Skeptikern darauf hingewiesen wird, daß vor dem früheren Sturze Crispi's, an dessen Stelle damals der Führer der jungen Rechten, Rudini, trat, gleichfalls eine starke Regierungsmehrheit vorhanden sein sollte, so ist eine solche Parallele kaum zutreffend. Rudini und dessen Parteigänger, sowie andere unzufriedene Elemente hatten damals eben nur ihre Zugehörigkeit zur Mehrheit aus taktischen Erwägungen vorgetäuscht, um im psychologischen Moment ohne jedes Zögern mit klingendem Spiel ins feindliche Lager überzugehen. Diesen Abfall hat denn auch Crispi gerade dem Führer der Rechten nicht verzeihen können, und von dem Zeitpunkte datirt der unversöhnliche Gegensatz, der zwischen den beiden Staatsmännern besteht. Allerdings sind diese zugleich in ihren gesammten politischen Anschauungen von einander grundverschieden, so daß es keine einzige Frage von Bedeutung gibt, die Crispi nicht anders auffaßte, wie Rudini, der nicht so sehr den erfahrenen Politiker wie von sich selbst als der Retter Italiens aus aller Noth angesehen wird. Da der frühere Conseilspräsident auf Seiten der Opposition hinter den Coulissen den jüngsten Wahlfeldzug wesentlich beeinflußt hat, empfiehlt es sich, jetzt gerade den Mangel an Folgerichtigkeit hervorzuheben, der der Politik Rudini's bisher anhaftete. War er es doch, der nicht davor zurückschreckte, den socialistischen Candidaten auf seiner Heimathsinsel Sicilien im Kampf gegen Crispi Unterstützung angedeihen zu lassen, während er bei einer im Norden Italiens gehaltenen Wahlrede den Clericalen weitgehende Zugeständnisse in Aussicht stellte und ein zwischen der Staatsgewalt und dem Vatican abzuschließendes Concordat gewissermaßen als sein politisches Ideal bezeichnete. Rudini bewegte mit diesen von ihm selbst als Phantasie erkannten Vorspiegelungen lediglich einen Schachzug gegen Crispi, dessen der aller Entschiedenheit maßvolles Verhalten gegenüber der römischen Curie im katholischen Feldlager Sympathien erweckte.

Die für Italien günstigen Anordnungen des Papstes in der Colonie Eritrea, wo der französische apostolische Präfect durch einen italienischen ersetzt wurde, mußten ebenfalls dazu beitragen, hier und da die Vorstellung zu erwecken, daß die gemäßigteren Anschauungen huldigenden Katholiken bei den jüngsten Wahlen bereits Fühlung gegen die staats- und gesellschaftsfeindlichen Elemente machen könnten. Diese Meinung war ja verbreitet, daß der Papst sich veranlaßt fühlte, von Neuem seinen Anhängern die Theilnahme an den politischen Wahlen verbieten zu lassen. Wie verschieden war auch bei dieser Gelegenheit das Verhalten Rudini's von demjenigen des leitenden Staatsmannes[1] Während dieser auch nicht im Geringsten auf seine grundsätzliche Stellung gegenüber dem Vatican Verzicht leistete, hatte Rudini aus solchen taktischen Erwägungen den Clericalen Zugeständnisse gemacht, die er, sollte er je wieder zur Regierungsgewalt gelangen sollte, niemals verwirklichen könnte. Sogould es in der Deputirtenkammer zu einer unvermeidlichen Auseinandersetzung zwischen dem früheren Conseilspräsidenten und dem gegenwärtigen kommen wird, kann es diesem nicht schwer sollen, abfällige Kritik an einer Staatskunst zu üben, die zwischen so entgegengesetzten Polen wie dem Clericalismus und dem Socialismus hin und her schwankt.

Seltsamer Weise ist die erste parlamentarische Verlegenheit dem Leiter der italienischen Regierung im eigenen Feldlager bereitet worden. Nachdem Bianchieri, der allbeliebte frühere Präsident der Deputirtenkammer, die Wiederwahl für diesen Posten abgelehnt hatte, war es Crispi selbst, der den Deputirten Villa als Nachfolger vorschlug. Allerdings wurde von politischen Freunden des Conseilspräsidenten vor der Wahl geltend gemacht, daß Villa seiner Zeit den Gouverneur der Banca Romana, Tanlunga, vertheidigt habe, so daß den Ultraradicalen Vorschub für neue persönliche Angriffe geleistet werden könnte. Mit der ihm eigenen Zähigkeit hielt Crispi jedoch an seinem Vorschlage fest, worauf eine geschlossene Mehrheit für Villa stimmte. Dieser rechtfertigte aber das auf ihn gesetzte Vertrauen so wenig, daß er die heftigsten Widersacher des Conseilspräsidenten, Rudini, Zanardelli, Brin und Cavallotti in die mit der Prüfung der Wahlen betraute Commission berief. Mit Recht fühlte Crispi sich durch dieses rücksichtslose Verfahren tief verletzt, das zugleich den Anschein erwecken mußte, Villa habe aus Besorgniß, wegen seiner Vertheidigung Tanlunga's bei Gelegenheit unsanft angetastet zu werden, den Gegnern Zugeständnisse machen wollen. Nur daß dies auf Kosten der eigenen Würde und zum Schaden des Conseilspräsidenten geschehen wäre. In voller Uebereinstimmung mit der Regierungsmehrheit ist denn auch Crispi dem Verhalten Villa's entgegengetreten. Mußte dieses einen höchst ungünstigen Eindruck hervorrufen, so bezeichnete das vom Schatzminister Sonnina bei der Vorlegung des Budgets entworfene Finanzexposé einen Lichtblick in der gegegenwärtigen Verwaltung Italiens. Die Wiederherstellung des Gleichgewichts im Staatshaushalte diuke in der That nicht länger ein frommer Wunsch, falls die Oppositionsparteien, anstatt stets von Neuem durch das Heraufbeschwören persönlicher Conflicte die parlamentarische Entwicklung zu stören, in gedeihlicher Weise bei der endgültigen Wiederaufrichtung der italienischen Finanzen mitwirken würden. Die Thatsache, daß die am 17. Juni gewählte Commission, die mit der Prüfung der vom Schatzminister Sonnina und vom Finanzminister Boselli beantragten Finanzreformen betraut ist, ausschließlich aus Anhängern der Regierung besteht, darf jedenfalls als ein erfreuliches Symptom bezeichnet werden.

Digitized by Google

xy **Historische und politische Aufsätze und Reden.** Von Hermann Baumgarten. Mit einer biographischen Einleitung von Erich Marcks und einem Titelbild des Verfassers. Straßburg, Karl J. Trübner. 1894.

Dem Andenken des Historikers der Universität Straßburg, der am 19. Juni 1893 gestorben ist, hat wie Pfeffel eines hervorragenden Schülers dieses Denkmal gesetzt. Eine längere Darstellung von Baumgartens Lebensgange bildet den umfangreichsten Bestandtheil des vorliegenden Bandes und zugleich die Erläuterung zu den Reden und Abhandlungen, welche der Einleitung folgen. Baumgarten gehört in seinem Kreis deutscher Geschichtschreiber und Publizisten, der Droysen, Max Duncker, Heinrich von Sybel und Anderer, welche an der Entwicklung der preußisch-deutschen Zustände wesentlich mitgewirkt haben. In Braunschweig'schen geboren, war er durch sein Geschick selbst nach Süddeutschland geführt worden und hat vorzugsweise in der Hauptstadt des badischen Landes als Professor am dortigen Polytechnikum und als naher Verwandter des Ministers Jolly, den Schauplatz seiner Thätigkeit gefunden. Bei der Neugründung der Universität Straßburg gehörte er zu den ersten Schaar der berufenen Lehrer, und wie für das Reich in diesen Augenblicke die Zeit der Erfüllung gekommen war, so wandte sich jetzt auch für ihn die politische Wirksamkeit in eine überwiegend gelehrte. Die große Aufgabe für die er sein ganzes Ingenium gesammelt hatte, war getilgt. Jetzt gehörte er den Pflichten des Hochschulunterrichts und der historischen Forschung, deren hauptsächliche Frucht sein „Karl V." (1885—1892) war, in drei Bänden, welche fortzusetzen und abzuschließen seinem Leben leider nicht vergönnt war. Das Interesse größerer Kreise wurde wachgerufen durch seine Kritik von Heinrich von Treitschke's Deutscher Geschichte in der „Allgemeinen Zeitung" und die Polemik mit dem Autor, die sich daraus knüpfte (1882—1883). Die einseitig preußische Auffassung Treitschke's, die nach Gerichtung des Zieles die Entschuldigung früherer Jahrzehnte nicht meist die sie sich hatte, bekämpfte Baumgarten, keineswegs als Gegner von Preußens Verdiensten, sondern um der geschichtlichen Wahrheit willen. Die Einleitung von Marcks läßt auch an diesem Punkte alle Gerechtigkeit widerfahren dem Charakter Baumgarten's, aus dem heraus dieser Streit entsprang. Ueber die politisch-historische Stimmung des Mannes, aus der sie hervorgegangen, über das Verhältniß Treitschke's zu den damaligen Strömungen im Deutschen Reich, über den Beifall der Generationen und ihrer politischen Empfindungen dagegen äußert sie Urtheile, die entweder einmal bucht gehalten sind oder wo sie deutlich zu reden scheinen, einige Unklarheit über die Meinung verrathen, die man sich zu lösen sein Jahrzehnten sich abmüht. Sollte vielleicht die Besorgniß Derer, die wie Baumgarten denken, heute durch eine ganz allgemeine deutsche Begeisterung, der die Probleme gar nicht zum Verständniß gekommen sind, widerlegt sein, deshalb, weil die neue Generation an die Stelle der alten getreten ist? Sollte Treitschke darum Recht haben, weil er dieser studentischen Stimmung den Stang seiner Worte teilte? Und sollte ein Historiker der neuesten Generation nicht eine Verpflichtung haben von der Stimmung, die auf diesen Rausch folgen muß?

y **Aus der Paulskirche.** Von Gustav Rümelin. Herausgegeben von Schäfer. Stuttgart. 1891.

Unter den Abgeordneten, die Württemberg im Mai 1848 zur Frankfurter Nationalversammlung entsandte, befand sich der damalige Rector der Tübingen Hochschule eine recht gesinnte amtliche und schriftstellerische Thätigkeit entfaltete, von welcher die Leser dieser Zeitschrift die letzten schönen Früchte zu genießen bekommen haben. In dem vorliegenden Werke tritt uns diejenige Seite des geistvollen Mannes ausschließlich entgegen, die in seinem späteren Leben zurücktrat, die politische. Rümelin zeigt sich aber auch auf diesem Gebiete nicht minder bedeutend als auf dem literarischen. Er scheint sie das Hauptthat seiner Heimath, den „Schwäbischen Merkur", unter dem Zeichen einer Correspondenz regelmäßige Berichte aus Frankfurt, die damals in weiten Kreisen Aufsehen erregten und es wohl verdient haben, daß sie der Vergessenheit entrissen wurden. Dies ist in dem vorliegenden Bande geschehen, zwar nicht, wie man vielleicht wünschenswerth gewesen wäre, durch einen Abdruck der Artikel von Buch, sondern durch einen Abdruck, dessen Absicht nicht war noch sein konnte, durch historische Anmerkungen und Excurse das Ganze wissenschaftlich zu verwerthen, die Hauptsache aber, der Abdruck der Berichte selbst, ist, wie es scheint, in pünktlichster und gewissenhaftester Weise besorgt worden. Rümelin war nicht bloß ein Landsmann, er war auch ein Gesinnungsgenosse Paul Pfizer's, der eine der Seele unter den Südwestlichen der deutschen Beust Preußens verkörpert hat. Von Anfang an erbebte Rümelin einer realpolitischen Erwägung der Dinge das Wort und bekämpfte die im Süden bis 1866 mitangebeitete Beckennung und Unterschätzung Preußens, das ihm als diejenige in sich gefestete und lebensfähige Macht erschien, die es wirklich war, die es auch noch in den Stürmen der Reaction war, und als die Frage nach dem Reichsoberhaupt brennend wurde, da schloß sich Rümelin ohne seine Rücksicht auf das, was ihm eine unpopulär machen konnte der constitutionellen Partei an und blieb ihr bis ans Ende getreu. Er hatte somit den Standpunkt, welcher laut Anerkennung die Geschichte selbst der richtige war, das gibt seinen Berichten ihren eigenthümlichen Werth und rechtfertigt es, daß wir, wenn auch verspätet, hier auf sie hinweisen, sie gehören, abgesehen von unterhaltenden Einzelheiten, nicht zu denen, aus welchen man nur die Irrthümer kennen lernt, durch die Kenntniß die Nothwendigkeit sich so oft Bahn brechen muß, sondern sie sind durchweg Exzeug-

niſſe eines wundervoll klaren Geiſtes, welcher mitten im Toſen und Brauſen der Revolution die Ruhe und Sammlung einhielt, um allen Stil und Tand zu finden und

7 **Geſchichte des deutſchen Nationalgefühls.** Von Friedrich Gundolf. Schillers Erster Band: Bis zum Interregnum. München, Franz'ſche Verlagshandlung (Joſeph Kalb). 1893.

Ein Buch, in dem die Entwicklung des Gefühls für nationale Zuſammengehörigkeit quellenmäßig verfolgt wurde. Haben wir das jetzt nicht gehabt, es iſt deshalb der von Schillhorn unternommene Verſuch von vornherein willkommen zu heißen. Das Buch iſt für den ganzen Kreis der Gebildeten berechnet, ruht aber auf tüchtigen wiſſenſchaftlichen Vorarbeiten; der Stil iſt nicht gerade immer ſehr klüftig, aber doch im Ganzen ſeinem Zwecke angepaßt; die häufigen Einlagen aus Quellen, namentlich auch aus Dichtwerken, machen die Lectüre allerdings ſehr unſchmackhaft und belebt. Was die techniſchen Einzelheiten des Buches anlangt, ſo vermiſſt Schultheiß die Anſicht, welche ſicherm zur Kaiſerzeit ein deutſches Nationalgefühl annimmt. Nehmmut hat ſich gegen Barth nicht etwa deshalb erhoben, weil ſein deutſches Nationalgefühl ſich anſtachelte, ſondern einfach weil er und ſeine Leute die Herrſchaft des Stahlhallers nicht länger ertragen mochten. Auch zur Frankfurter und Koburgerzeit finden wir noch kein eigentliches Nationalgefühl. Ludwig der Fromme ſchlägt den Widerſtand ſeines Sohnes Ludwig des Deutſchen deshalb ſo leicht nieder, weil in den Deutſchen noch gar kein Verlangen nach Loslöſung von den anderen Nationalitäten vorhanden war. Erſt die Monarchie der ſächſiſchen Könige, die von Haus aus ſich nicht als Fortſetzung des Karolingiſchen Kaiſerthums, ſondern als etwas völlig Neues gibt und die Konkordien haben in den Deutſchen das Gefühl erweckt, daß ſie zuſammengehören und von den Welſchen und Slaven grundverſchieden ſind; jetzt kommt der Name der Deutſchen erſt auf, und die Dichter reden von der Teutonum tellus. Dieſes Nationalgefühl kommt auch Heinrich IV in ſeinem Kampf mit Gregor VII zu Gute, doch das ſächſiſchen Particularismus, und es erſtarkt noch mehr in den glanzvollen Tagen der Hohenſtaufen. Hier beſteht es auch die Probe als dieſes Geſchlecht eine dynaſtiſche Politik einſchlug, kränkte ſich die Nation nun ihm, ohne ſich damit die Idee einer monarchiſchen Staatsgewalt entreißen zu laſſen. Auch dem Faſt gegenüber hält ſie daran feſt in der „finſteren Zeit“ faſt noch mehr als Dichter Gott an das Reich, das lange genug mit Pfaffenkönigen „bedeckt“ geweſen ſei, ſelbſt ein Oberhaupt ſehn das den Armen Friede bringe und den Heeren ihren Uebermuth wehre. Mit dem Ausblick auf die Zeit, wo ſtatt des irdiſchen Reichs das Vaterland Dichter des Nationalgefühls wird, ſchließt der vorliegende Band, deſſen Hauptwerth unſeres Erachtens darin liegt daß er den eigentlich weltlichen Gehalt unſerer Geſchichte klarer herausarbeitet.

8 **Goethe's Briefe.** Mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Adolf Bartels. Leipzig, Pfau. 1894. Erſte Lieferung.

Das „Hat einer dreißig Jahre vorüber, ſo iſt es ſchon ſo gut wie todt“ warnet unſere Geſetzgebung und erkennt dreißig Jahre nach dem Abſcheiden eines Menſchen jeden Nachdruck des von ihm Geſchriebenen; „an deſſen wird's auch jetzt todt zu ſchlagen“ rufen die Nachkommen der alten Heeren v Zeitlose, Mentzel-Homburg. Wie knüpfen an das von einem uns liebenswürdig nicht Bekannten zu Markt gebrachte Heft eine doppelt warme Empfehlung des großen Weimariſchen Ausſpanns, deren aletite Aufſetzung alle Briefe Goethe's darbietet und heute ſchon ſechzehn Bände (bis 1803) zählt. Uebelegenes herrſcht in Deutſchland eine ſo klägliche Gleichgültigkeit gegen die großen Correſpondenzen ſeiner erſten Schriftſteller daß dieſe Spenden aus Weimar wohl nur kaum hohre Munificenz manſich ſind und Nachdrucke kaum auf ihre Rechnung kommen werden.

9 **Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuter's Werken.** Von Guſtav Raatz-Weimar, Hinſtorff. 1895.

Manchmal unglücklich im Vorteug, manchmal gar zu findig und auf Gleichgültiges geeicht, hat uns der wohl bekannte Redelfinger durch eine Galerie von Lebensbildern vorgeführt, die nach der Folge der Werke geordnet ſind, ſo weit das erreichbar war, mit Conterfeis, zum Theil von Reuter's eigener Hand, ausgeſtattet ſind. Wie haben nicht unintereſſant wie viel ſchon von anderen Reuter-Forſchern beobachtet worden iſt; andererſeits dürfte mehrmals eine gewiſſe Mißhandlung im Spiele ſein, aber auch dieſe iſt intereſſant zu beobachten. Manch Detail bre Vergleichung des Lebens mit der angeführten dichterlichen Geſtalt iſt nun beſonderen Reiz für Reuter-Kenner, ſondern auch weiteren Genuß der Poeſie. Es fehlt nicht an ſehr ergötzlichen Bildern. Den feſteſten Boden gewährt natürlich die „Feſtungszeit“. Man erfuhr unter anderem Anderen auch neuem wie unverſtändlich in Reuter der Genuß gegen Schramm hallte, und noch Baiſen's actenmäßigem Bericht über die Berliner Beehee macht auch die Darſtellung in der „Allgemeinen deutſchen Biographie“ zu ſehr den Eindruck der Reitung. — Das Buch wird Vielen ein ein rechtes Supplement zu Reuter's Werken willkommen ſein. Wäre nur die „Volkskundgabe“ dieſer Werke ein wenig beſſer ausgeſtattet!

Den Neuigkeiten welche der Redaction bis zum 20. Juni zugegangen sind verzeichnen wir nachstehend Eingehend nach Namen und Gelegenheit und alphabetisch:

Balzweidler. — Abstammung des Alkasins. Von Anton Balzweidler. Wien, R. v. Waldheim. 1864.

Ballifolia, Antonio. — D. S. officii e In Hieronymiano religiosa in Friuli. Appunti storici documentati. Udine, Casa Cooperativa. 1895.

Bemerkungen zu dem Antrage eines Eisenbahngesetzes. Mittheilungen der freien Vereinigung der Eisenbahn-Transitonsspedit Berlin. Druck und Verlag von C. G. Lerwein. 1895.

Berlit. — Poesie und Schöner im persönlichen Verkehr. Nach brieflichen Mittheilungen von Heinrich Bub. Mit Einleitung und Anmerkungen von herausgegeben von Georg Berlit. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 1895.

Beschtag. — Die Mist in des jüngstdeutsche naturalistische Drama von Otto Beschtag. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. Halle a. S. Eugen Pfeffer. 1895.

Bierbaum. — Rodelieder. Ein Skizzenbuch von Otto Julius Bierbaum. Berlin, Verlag der Gesellschaft für Kunst. 1895.

Biographische Blätter. Vierteljahrsschrift für lebensgeschichtliche Kunde und Forschung. Herausgegeben von Adolf Bettelheim, Arthur Pfungst, erster und zweiter Heft. Berlin, Emil Hofmann & Co. 1895.

Bierbe. — Jungen Blut von Heros von Borcke. Berlin, Paul Littel. 1895.

Baumann. — Gedichte. Gedichte von Felix Dhrmann. Dresden, Leipzig und Wien. A. Pierson & Dorling. 1895.

Bel Mar. — Slavery of monetary systems. By Alexander Del Mar. London, Effingham Wilson. 1895.

Bernstein. — Johann Friedrich Schönemann und seine Schauspielergesellschaft. Ein Beitrag zur Theatergeschichte von Hermann Bernstein. Erster Band. Hamburg, Leopold Voß. 1895.

Briefe und Bilder zum Leben von Hans Olerius von Hurich. Herausgegeben von Heinrich von Zur Mühlen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1895.

Bibber. — Hand der Prinzessin Eugenie in drei Briefen von Hermann Bibber. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1895.

Bubis. — I Turani di Afri Eumolpine. Testo latino secondo i codici e le osservazioni ne esplicandi. Edizione critica per Philippo Febia. Paris, Armand Colin et Cie. 1895.

Freemann. — Geschichte Siciliens von Edward A. Freemann. Deutsche Ausgabe von Reinhard Lupus. Erster Band. Mit dem Bildnisse Edward Freemans und fünf Karten. Leipzig, B. G. Teubner. 1895.

Bachel. — Gedichte von Julius Bachel. Dresden und Leipzig, A. Pierson & Dorling. 1895.

Bilm. — Der alte Adam und die neue Eva als Roman unserer Uebergangszeit von Moritz Bilm. Dresden, Leipzig und Wien. A. Pierson & Dorling. 1895.

Bolger. — Adelmunds Vlug von Franz Gregor. Berlin. S. Fischer. 1895.

Gottzelt. — Himmel und Erde. Idylle mit Epilog über Neue Zeit. Ein Buch für unser Volk. Von Johannes Gottzelt. Berlin, Eduard Heckel.

Gottlieben. — Kleine Verse. Von Otto Erich Hartleben. Berlin. S. Fischer. 1895.

Harnack. — Nathalie. Roman von Adolf Harnack. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen. Paris und Leipzig, Albert Langen. 1895.

Herbien. — Im eigenen Lichte. Roman von Paul Herbien. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von E. Paris und Leipzig, Albert Langen. 1895.

Hill. — Der französische Krieg von Georg Hill. Zweite und vierte Lieferung. Siebente Auflage. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1895.

Hillell. — The spirit of the papacy. By John S. Hillell. San Francisco, J. S. Hillell. 1895.

Hoff. — Gedichte von der Herr Hoff. Nach Dr. Bobe. Eine Kritik von M. Hoffe. Berlin, Albert Langhoff. 1895.

Jensen. — Danie rocke. A north sea idyl by Wilhelm Jensen. Translated by Marianne E. Bachling. With a preface by professor T. Fredfer Loulon. Elliot Stock. 1895.

Jerusalem. — Die Urtheilsfunktionen. Eine psychologische und erkenntnißkritische Untersuchung von Wilhelm Jerusalem. Wien, Wilhelm Braumüller. 1895.

Jungbund. — Gedichten. Neuen von Sepp Jungbund. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1895.

Kunstfuß. — Rembrandt. Von H. Knackfuß. Vierte Auflage. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1895.

Kunze. — Mitwochen zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Von Max Kunze. Dresden und Leipzig, Verlag von Dr. Gustav Pierson. Zweite und vermehrte Auflage. Result auf zehnte Lieferung. Mit einem Bildnis Lessings. Dresden, Leipzig und Wien. A. Pierson & Dorling. 1895.

Kuhnau. — Reben und Gedanken über Jesu Bergpredigt. Von Johannes Kuhnau. Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von Friedrich Richter. 1895.

Kuppel-Eifeld. — Der stille Krieg. Gedicht von Franz Kuppel-Eifeld. Breslau, Schlesische Buchdruckerei Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1895.

Kurnitzsch. — Der freiwillige Mensch in der christlichen Frauen-Geschichte mit Ja und Neinstreich (1. Bilder). Cottbus, Carl Meyer. 1895.

Krebs. — Ich kommen in der Stadt. Von Dr. Karl Krebs. Berlin, Richard Schröder. 1895.

Kunowski. — Die Kunstschule als Millionenheft. Von A. von Kunowski und A. von Kunowski. Berlin. Im Commission bei Arthur Zickfeldt. 1895.

Lindau. — Schweden. Neue Novellen von Rudolf Lindau. Berlin, J. Fontane & Co. 1895.

Lift. — Wesen der Elternrechte. Eine Elternrechte-Hilfsschrift. Roman und dem dritten Jahrhundert a. Chr. Von Julius Lift. Zweite Auflage. Leipzig, Literarische Anstalt Rudolf Rüttig. 1895.

Lucas. — Orpheus. Untersuchungen zur griechischen romischen alt-christlichen Jenseitsvorstellung und Religion. Von Dr. Hugo Lucas. Mit zwei Tafeln. München C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1895.

Macchi. — Die Inselromanen Schauspiel in drei Akten von A. Macchi. Leipzig, Literarische Anstalt. August Schulze. 1895.

Macdonald. — Abnormal Woman. By Arthur Macdonald. Washington. Copyright by the author. 1895.

Marchetti — Cakemann. — Roma. Impressioni di Giulio Marchetti. Beschrieben von Alfred Rukemann. I. II. Giulietie. Rome. L. Brunkman. 1890.

Meyer's Conversations-Lexikon. Fünfte Auflage. Erster Band. Erscheint in Hefte. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1895.

Minsterstrahe, Zur — anwärtigen in Schwedenn-Norwegen. Von einem Altpfälzer des schwedisch-norwegischen Landes. Leipzig, Otto Elemens-Verlag.

Mollal — Wohen und Reisen bei ersten deutschen Parlamente. Von Dr. Georg Mollal. Dritte und Berlin, Carl Heymanns Verlag. 1895.

Morgenstern. — In Phantas Schlosse. Ein Cyklus humoristisch-phantastischer Dichtungen. Von Christian Morgenstern. Berlin, Richard Taendler. 1895.

Mucke. — Sprüche und Familie in ihrer urgeschichtlichen Entfaltung. Eine neue Theorie auf historischer Grundlage von Dr. Jur. Albert Mucke. Stuttgart, Enke. Leipzig und Enke. 1895.

Müller. — Der Krieg zwischen Rhine und Maas 1694/95. Auf Grund authentischer Quellen dargestellt von A. Müller. Mit Bildern und Karten. Erster und zweiter Theil. Berlin, Gebrüder Paetel. Buchhandlung. 1895.

Nansen. — Jolles Tagebuch. Von Nansen. Aus Fridtjof Nansen. Berlin. S. Fischer. 1895.

Nansen. — Ueber das platonische Gottesbegriff. Von Joseph Nansen. Fulda. Druck der Fuldaer Aktiendruckerei. 1895.

Nelson. — Gedichte von Nelson. Dresden, Leipzig und Wien. A. Pierson & Dorling. 1895.

Nelson. — Der freiwillige Mensch in der christlichen Frauen-Geschichte mit Ja und Neinstreich (1. Bilder). Cottbus, Carl Meyer. 1895.

Nicolai. — Ich kommen in der Stadt. Von Dr. Karl Nicolai. Berlin, Richard Schröder. 1895.

Nowowski. — Die Kunstschule als Millionenheft. Von A. von Kunowski und A. von Kunowski. Berlin. Im Commission bei Arthur Zickfeldt. 1895.

Nissen. — Schweden. Neue Novellen von Rudolf Lindau. Berlin, J. Fontane & Co. 1895.

Nitz. — Wesen der Elternrechte. Eine Elternrechte-Hilfsschrift. Roman und dem dritten Jahrhundert a. Chr. Von Julius Nitz. Zweite Auflage. Leipzig, Literarische Anstalt Rudolf Rüttig. 1895.

Nucas. — Orpheus. Untersuchungen zur griechischen romischen alt-christlichen Jenseitsvorstellung und Religion. Von Dr. Hugo Nucas. Mit zwei Tafeln. München C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1895.

Nacchi. — Die Inselromanen Schauspiel in drei Akten von A. Nacchi. Leipzig, Literarische Anstalt. August Schulze. 1895.

Nacdonald. — Abnormal Woman. By Arthur Macdonald. Washington. Copyright by the author. 1895.

Narchetti — Cakemann. — Roma. Impressioni di Giulio Marchetti. Beschrieben von Alfred Rukemann. I. II. Giulietie. Rome. L. Brunkman. 1890.

Meyer's Conversations-Lexikon. Fünfte Auflage. Erster Band. Erscheint in Hefte. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1895.

Minsterstrahe, Zur — anwärtigen in Schwedenn-Norwegen. Von einem Altpfälzer des schwedisch-norwegischen Landes. Leipzig, Otto Elemens-Verlag.

Nollal — Wohen und Reisen bei ersten deutschen Parlamente. Von Dr. Georg Nollal. Dritte und Berlin, Carl Heymanns Verlag. 1895.

Morgenstern. — In Phantas Schlosse. Ein Cyklus humoristisch-phantastischer Dichtungen. Von Christian Morgenstern. Berlin, Richard Taendler. 1895.

Nucke. — Sprüche und Familie in ihrer urgeschichtlichen Entfaltung. Eine neue Theorie auf historischer Grundlage von Dr. Jur. Albert Nucke. Stuttgart, Enke. Leipzig und Enke. 1895.

**Nü

schrift zum achtzigsten Geburtstage. Ein Zug Panzer Dritte Auflage. Leipzig. Otto Wigand. 1866.

Petrus. — La casa recentissima della Masseria del diritto in Germania. Pisa. Fratelli Speziari. 1866.

Provost. — Salle Naturelle (Domi viarum) Autorisée et Réglementée sur les Grandes Routes. Paris und Leipzig. Albert Lacroix. 1865.

Preyer. — Zur Psychologie des Schreibens. Mit besonderer Rücksicht auf die individuelle Verschiedenheit der Handschriften. Von W. Preyer. Mit mehr als 300 Schrift-proben im Text sowie 9 Diagrammen und 9 Tafeln. Hamburg und Leipzig. Leopold Voss. 1895.

Prüll. — Tausend Leben und Sieben. Reflexionen, Betrachtungen aus Karl Prüll's Nachlaß. Herausgegeben von Karl Prüll. Mit Genehmigung des Verfassers. 1895.

Prüfer. — Johann Herman Scheid von Arthur Prüfer. Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1896.

Quousque tandem! Ein Wort an die evangelischen Geistlichen von Y. Y. Eisenach, H. Wilkens. 1865.

Raschen, Pietro. La Fede, la Speranza e la Carità nell' etica moderna. Venezia. Tip. Ferrari. 1895.

Regenspurt. — Die soziale Frage und die Ethik. Von Dr. Ch. Regenspurt. Zweite Auflage. Bern, Chapot & Lehmann. 1895.

Reiser. — Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt und in Mundarten getreu wiedergegeben. Kempten. Kösel'sche Buchhandlung. 1895.

Rey. — Wörterbuch Schweizerischer Mundarten. Von Dr. Otto Sutermeister. Erste Lieferung. Frauenfeld. Huber & Comp. 1862.

Rip. — Die Natur. Schauspiel in drei Akten von Gerhart Hauptmann. Berlin. Fischer's Verlag (Emil Jacobi). 1896.

Rip. — Die Natur. Schauspiel in drei Akten von Gerhart Hauptmann. Berlin. Fischer's Verlag (Emil Jacobi). Buchhandlungsausgabe. 1896.

Rompel. — Geschichte der Explosivstoffe. Von S. J. von Rompel. I. Geschichte der Sprengstoffchemie der Sprengstoffe und des Torpedowesens bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Mit 3 Tafeln. Berlin. Mittler und Sohn. 1895.

Rosenberg. — Die Geschichte der Sprengstoffe. Von Dr. Max Jähns. Berlin. Mittler und Sohn. 1895.

Rosenkranz. — Die soziale Frage und die Ethik. Von Dr. Ch. Regenspurt. Zweite Auflage. Bern, Chapot & Lehmann. 1895.

Rosenkranz. — Geschichte der Explosivstoffe. Von S. J. von Rompel. I. Geschichte der Sprengstoffchemie der Sprengstoffe und des Torpedowesens bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Mit 3 Tafeln. Berlin. Mittler und Sohn. 1895.

Rosenthal. — Die Geschichte der Sprengstoffe. Von Dr. Max Jähns. Berlin. Mittler und Sohn. 1895.

Rosenthal. — Die soziale Frage und die Ethik. Von Dr. Ch. Regenspurt. Zweite Auflage. Bern, Chapot & Lehmann. 1895.

Rosenthal. — Geschichte der Explosivstoffe. Von S. J. von Rompel. I. Geschichte der Sprengstoffchemie der Sprengstoffe und des Torpedowesens bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Mit 3 Tafeln. Berlin. Mittler und Sohn. 1895.

Rosenthal. — Die Geschichte der Sprengstoffe. Von Dr. Max Jähns. Berlin. Mittler und Sohn. 1895.

Rosenthal. — Die soziale Frage und die Ethik. Von Dr. Ch. Regenspurt. Zweite Auflage. Bern, Chapot & Lehmann. 1895.

Rosenthal. — Geschichte der Explosivstoffe. Von S. J. von Rompel. I. Geschichte der Sprengstoffchemie der Sprengstoffe und des Torpedowesens bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Mit 3 Tafeln. Berlin. Mittler und Sohn. 1895.

Sertorius, Georges. — Tanzhausner à Lopezan. 1861. Paris, Librairie Plochhaubet. 1900.

Siegel. — Arthur Schopenhauer's Religiosität der Kunst. Ein kritischer Versuch von Martin Siegel. Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1895.

Silling. — „Ich lebe!" Die Frauenfestspiel von Marie Silling. Leipzig. F. X. Berger. 1895.

Simmermacher. — Die Ritter. Neue Novellen von Alexis Simmermacher. Zweite Auflage. Dresden. Ehlermann. 1895.

Socialis. — Die Grundgedanken der Philosophie Hellmuth Aufgenommen und zur Grundlage von Hanns Socialis. Bern. J. Beck Kollist. 1895.

Spanuth. — Aus der Druckerei mit Lokomobilen und Theodor Scheffler. Dresden. Leipzig und Wien. F. Pfotenhauer. 1895.

Spettigen. — Ich Bilder. Neue Novellen von Doris Adolfe von Spettigen. Leipzig. F. X. Berger. 1895.

Spagnotti. — La Germaniamonia liberata di Torquato Tasso. Riveduta nel testo e commentata dal Prof. P. Spagnotti. Milano. Hoepli. 1895.

Spielhagen. — Sach. Eine Jugendgeschichte von Friedrich Spielhagen. Zwei Bände. Stuttgart. J. Engelhorn. 1895.

Spielberg. — Die Hausmärchen und ihren Weben und ihrer Entstehung. Ein Wanderweg durch die Geschichte des Staatsrechts. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Spielberg. Berlin. Mittler und Sohn. 1895.

Stein. — Gesellschaft. Ein Sommermärchen. Von Arthur Stein. Berliner Schriftsteller Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt und G. Schottländer. 1895.

Steigel. — Gedichte von Alfred Steigel. Ellwangen. Albert Ariela Sammlung. 1895.

Thalen. — Des Richard Thalen Thal Thätigkeit und Leben. Richard Thalen. Berlin. Druck und Verlag von Georg Reimer. 1895.

Lange die schwedisch-norwegische und ihre grammatisch-praktische Grundlage. Leipzig. Otto Hartmann-Wolz.

Vogel. — Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1895. Herausgegeben von Emil Vogel. Leipzig. C. F. Peters. 1895.

Wagner. — Ich will simple par C. Wagner. Paris, Armand Colin et Cie. 1895.

Wagmüller das schwedische Tonartsverzeichnis. Da 8 Schwedens Natur und Schauwerdigkeiten. Redigiert Dr. Ed. Rose. Handschrift mit Daumen und Ziel durch das südliche Schweden. Nr. 10. Stockholm. Ihr Majestät Schwedens. Leipzig. Commissionsverlag der Buchhandlung F. C. Koehler.

Wie with das Einwanggsfeiel im Preisen per Gutsfläche? Zwei Reisende durch Nord & Koch und C. Ein Schmidtdruck. Braunschweig. Bonna Gerich. 1895.

Willibaldt. — Dorfgeschichten. Von Adolf Willibaldt. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 1895.

Willibrand. — Jakob Ziegbluh von Goethe. Für ihn Schiller in drei Akten übersetzt" eingerichtet von A. Willibrand. Wien. Verlag der Literarischen Gesellschaft. 1895.

Wilz, Ch. Alphonse. — Kalte Liebe in Leben Joan. Aufsatz auf die Schrift von Nikolaus Nelesovic: Die Liebe im Leben Joan. Wilz, Carl Konegen. 1895.

Wimhilz. — Die Schule der Zukunft per Zeitlit nach Qualität, Quantität und Intensität von Wm. Wimhilz. Erste bis siebte Auflage. Berlin. Ulrich Kindt. 1895.

Wirz. — Weltgeschichte von Dr. W. Wirz. Zweite, durchgesehene und sehr vermehrte Auflage. Mit Illustrationen von H. Mellier. Stuttgart. Emil Krabbe. 1895.

Wichgraus. — Sattler. Eine deutsche Waffe herausgegeben von Dr. Wichgraus. Neunte bis zwölfte Lieferung. Illustriert und redigiert. Leipzig. Verlagsanstalt & Druckerei. 1895.

Wyzewa. — Nos maîtres. Etudes et portraits littéraires par Théodore de Wyzewa. Paris, Perrin et Cie. 1895.

Zedlitz. — Lieder von Th. von Zedlitz. Berlin. 1895. (Als Manuscript gedruckt.)

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Türkiſche Geſchichten.

Von

Rudolf Lindau.

Die nachſtehenden Geſchichten ſind mir von meinem türkiſchen Lehrer erzählt worden. Mein geringes Verdienſt bei deren Veröffentlichung iſt ſeine mündlichen Mittheilungen etwas geordnet, ins Deutſche übertragen zu haben.

Mein Erzähler iſt ein ſtiller Muſelmann deſſen innige und ruhige Freude am Poetiſchen und Wunderbaren deutlich, wenn auch nie laut hervortritt. Er ſpricht leiſe und ſehr langſam, ohne lebhaftes Mienenſpiel, die Hände ruhen dabei auf ſeinen Knien, es ſei denn, daß ſie die Taſſe Kaffee, das Glas Waſſer oder die Cigarette bedächtig zum Munde führen. Will er etwas hervorheben, ſo wiederholt er zwei-, auch dreimal, in eigenthümlich nachdenklicher, träumeriſcher Weiſe dasſelbe Wort oder denſelben Satz, ohne ſeine Augen, die gewöhnlich zu Boden geſchlagen ſind oder an mir vorbei in die Ferne ſchauen, auf mich zu richten. Ich bewundere an ihm die Kunſt mit der er, bei den geringen Sprachmitteln, die ihm im Verkehr mit mir zur Verfügung ſtehen ſeine fremdartigen Mittheilungen anſchaulich und verſtändlich macht.

Was die Entſtehung jener Geſchichten angeht, ſo darf ſie ſicherlich auf einige Thatſachen aus längſt vergangenen Zeiten zurückgeführt werden. Dieſe Thatſachen werden von Anfang an bei deren mündlicher Wiedergabe mehr oder weniger ausgeſchmückt worden ſein und ſchließlich, während der Ueberlieferung von Geſchlecht zu Geſchlecht, ihre heutige, auch noch keineswegs feſte Form angenommen haben. Sie dürfen demnach als Volksſagen bezeichnet werden.

So iſt z. B. der Held der Geſchichte „der gramme Schleier“, Sinan, zweifelsohne kein Anderer als Sinan Paſcha, „der halsſtarrige Albaneſe“, der fünfmal Großweſir wurde und noch im achtzigſten Lebensjahre einen Schwager des Sultans, den Weſir Ibrahim, zum Zweikampf herausforderte. „Ich ſei alt und gebrechlich ſagt man. Wenn das Ibrahim ſagt, ſo komme er heraus in den Hof, wir wollen ringen und Latzen ſchwingen miteinander — und indem er das ſagte, legte er Hand an Ibrahim's Gurtel und zog ihn fort.' (Tarichi

Rakma, angeführt von Hammer in seiner Geschichte des osmanischen Reiches zweite Auflage II Band S. 609.) Sinan Pascha starb jählings, nachdem er nie einen Tag krank gewesen war, am 3 April 1596. — Er hinterließ unermeßliche Reichthümer und wurde in einem von ihm selbst errichteten Grabmale in der Nähe des Thores Parmak-Kapu, beigesetzt.

An der über ihn verbreiteten Sage sowie auch an anderen türkischen Geschichten dürfte es, gegenüber den heute beliebten psychologischen Klügeleien auffallen daß sie nur durch schlichte Wiedergabe dessen, was „geschieht", Unterhaltung und Freude gewähren wollen; — aber sie verfolgen und erreichen auch den Zweck zu sorgloser Träumerei anzuregen.

Der Türke will in seiner Poesie von Karen, logischen Begründungen nichts wissen sie würden ihm die Freude an der Dichtung verleiden. Er verlangt nicht, daß jedes „i" seinen Punkt habe, seine Schriftsprache ist ohne Vocale, er liebt es, zwischen den Zeilen zu lesen und jeden Satz bis zu einem gewissen Grade deuten zu müssen, der Schatten ist ihm angenehmer als das helle Licht; so will er auch die Beweggründe der Handlungen seiner Helden suchen, und je mehr Anregung zu solchem Suchen eine Erzählung ihm bietet, desto besser gefällt sie ihm. Ob er schließlich das Richtige findet, ist ihm gleichgultig. Suchen füllt ihm die Zeit, die er dem Nichtsthun gibt, angenehmer aus als Freude an einer Entdeckung.

Als ich meinen Lehrer fragte „Weshalb heißt die Geschichte ‚Der grüne Schleier'?" schwieg er längere Zeit, dann antwortete er „Man hat sie so genannt — Warum? — Das weiß ich nicht — Aber weil man darüber und über manches Andere in der Geschichte nachdenken kann, deshalb wird sie seit Jahrhunderten immer und immer wieder erzählt.

I. Der grüne Schleier.

Vor vielen Jahren lebte in einem Theile von Stambul der fast ausschließlich von Handwerkern und anderen kleinen Leuten bewohnt wird, ein Mann aus Albanien. Er war eines Tages, mit einem Knaben von etwa sechs Jahren an der Hand, dort angekommen und hatte sich in einer ärmlichen Hütte, die man ihm zu geringem Miethzins überlassen, häuslich eingerichtet. Er war ein schweigsamer Mann, von finsterem Aussehen und, wie man erkannt, nachdem er sich zu schweren Handarbeiten verdungen hatte, von nahezu übermenschlicher Leibeskraft. Seine Gesichtsfarbe war hell, sein Haar blond die grauen Augen blickten scharf und hart. Die Nachbarn fürchteten ihn, denn er sah aus, als wäre er jeder Gewaltthat fähig, und sie hüteten sich, ihn zu necken oder zu reizen, wennschon er ein Fremdling war, ohne Anhang in seiner Umgebung, und der türkischen Sprache, wie sie in Konstantinopel gesprochen wird, nur unvollkommen mächtig. Da er im Kaffeehause gedankenvoll vor sich hinblickend allein zu sitzen pflegte, mit Niemandem freundschaftlich verkehrte, auch niemals einen Besuch empfing so erfanden die Leute seines Viertels eine Geschichte, die auf sein Aeußeres und sein zurückhaltendes Wesen paßte. Danach stammte Emrulla Agha aus einer vornehmen albanesischen Familie

und wäre aus seiner Heimath entflohen, weil er dort einen Mord begangen hätte. Auf die hohe Abkunft des Fremden wollte man besonders aus den schönen Waffen schließen, die er trug und die mit seiner Armuth und der beschwerlichen Thätigkeit, der er sich hingab, um sein Leben zu fristen, nicht in Einklang zu bringen waren.

Eines Abends als Emrulla sich von dem Platz, auf dem er arbeitete, nach Hause begeben wollte, wurde er von bewaffneten Männern überfallen, die ihn, noch ehe er sich hätte zur Wehr setzen können, zu Boden streckten, und so übel zurichteten, daß er für todt auf dem Boden liegen blieb. Nach einigen Stunden kam er wieder zu sich, und mit Hülfe eines barmherzigen Muselmanns, der ihn auf einen Handwagen legte, wurde er nach seiner Wohnung geschafft, wo ihm bald darauf der nöthige ärztliche Beistand zu Theil wurde.

Emrulla Agha genas langsam, aber seine frühere Körperkraft kehrte nicht zurück, und er mußte es aufgeben, durch seiner starken Hände Arbeit leben zu wollen. Er verließ die Straße, in der er acht Jahre lang gewohnt hatte, und, ohne irgend Jemandem anvertraut zu haben, wohin er ginge, zog er in einen andern entfernten, ebenfalls ärmlichen Stadttheil, wo man aber noch weniger von ihm sah und hörte als in seiner alten Umgebung. Den Tag über blieb er zu Hause, und erst wenn es dunkel geworden war, trat er auf die Straße, mit einem flachen, leichten hölzernen Faß auf dem Rücken, das von ihm selbst sorgfältig zubereiteten, schmackhaften Boza enthielt, ein Getränk aus Hirse, das mancherlei Krankheiten heilt und auch dem Gesunden zuträglich ist, indem es die Athmungsorgane geschmeidig erhält und gleichzeitig stärkt.

Auf diesen allabendlichen Wegen durch die Straßen war Emrulla häufig von seinem Sohne Sinan begleitet, der inzwischen zu einem schönen Jüngling herangereift war, auf dessen schlanker Gestalt und anmuthigem, hellem Antlitz die Augen Vieler mit Wohlgefallen ruhten. Der junge Sinan hatte die edlen Züge seines Vaters geerbt, aber sie waren nicht durch finsteren Ernst getrübt, vielmehr lagerte darüber ein Ausdruck herzgewinnender Freundlichkeit. Bald kannte Jedermann im Viertel seine helle, reine Stimme, und wenn er seinen Ruf „Boza!“ erschallen ließ, so zeigten sich die Kunden seines Vaters an Thür und Fenster, um sich von ihm bedienen zu lassen. Er geizte nicht mit dem Maß, das man von ihm verlangt hatte, und feilschte nie wegen des Preises, den man dafür zahlte, wenn auch derselbe bei armen Leuten mit kranken Kindern oftmals sehr gering war, vielmehr gab er auch für die kleinste Münze mit herzlichem Tone zurück: „Ich danke. Möge der gute Trank Euch wohlbekommen!“ — Der Vater stand während der Zeit finster und verdrossen da, und kein Wort kam über seine fest geschlossenen Lippen.

So vergingen wieder drei Jahre. Da erkrankte der Vater, wohl noch in Folge der schweren Verwundungen, die er bei dem nächtlichen Ueberfall erlitten hatte. Nun trat Sinan an seine Stelle als Zubereiter und Verkäufer des Boza, denn ohne den Gewinn, der mit dem Verkauf des Getränks erzielt wurde, wäre es unmöglich gewesen, die Unkosten des Hausstandes zu bestreiten, so geringfügig diese auch waren.

Das Verhältniß zwischen Vater und Sohn war stets das beste gewesen. Als kleines Kind war Sinan von seinem Vater mit mütterlicher Zärtlichkeit und Sorgfalt gehütet und gepflegt worden, als der Vater erkrankte zeigte sich das dankbare, liebevolle treue Gemüth des Sohnes. Mit Ausnahme der Abendstunden, die er wegen des Verkaufs des Boza auf der Straße zubringen mußte, wich er nicht vom Lager seines Vaters, und als dessen Zustand bedenklich wurde, daß der Sohn das Schlimmste fürchten mußte, da gelang es seinen Bitten, einen angesehenen Arzt, der sich für gewöhnlich nur um die Gesundheit reicher und vornehmer Leute kümmerte, an das Bett des armen Kranken zu führen, um diesen, wenn menschenmöglich, von seinen Leiden zu heilen. Aber Emrulla's Stunden waren gezählt, und nur der Tod erschien als sein Befreier.

Als der Agha erkannte, daß sein Ende nahte, machte er eine letzte große Kraftanstrengung und vertraute dem ehrfurchtsvoll lauschenden Sohne die jammervolle Geschichte seines Lebens an. Er war von einem falschen Freunde durch Verrath gekränkt worden und hatte ihn dafür erschlagen. Denn war er geflohen, weil er in Erfahrung gebracht hatte, daß er nach dem Willen des Fürsten seine männliche Rache durch schmählichen Tod, gleich einem gemeinen Verbrecher, sühnen sollte. Die Anverwandten des Erschlagenen hatten aber seinen Aufenthalt entdeckt und drei derselben ihn nach Abtanf der „Bessa", d. h. des mit ihnen geschlossenen Gottesfriedens, meuchlings überfallen und für todt auf dem Platze getroffen. Der Agha hatte keinen seiner Angreifer erkannt und verbot Sinan seinerseits Blutrache an ihnen üben zu wollen. Die letzten Worte des Sterbenden an seinen Sohn waren: „Mögest Du glücklicher sein, als ich es war. Sei fromm, muthig, treu!" — Darauf segnete er Sinan, und in derselben Nacht verschied er.

Nach dem Tode des Vaters, von dem Sinan, außer den kostbaren Waffen, die ihm heilig waren, nichts geerbt hatte als ärmliches Hausgeräth, blieb dem Verwaisten nur übrig, das bescheidene Gewerbe weiter zu betreiben, das er von seinem Vater gelernt und von dessen Erwerb die Beiden während der letzten drei Jahre gelebt hatten. Sinan that es ohne Verdruß, und die Arbeit erschien ihm seiner Abkunft nicht unwürdig, denn er hatte niemals Lehren des Hochmuths vernommen, aber die Einsamkeit seines Lebens drückte ihn, und er war sehnsüchtig darauf bedacht, eine Gefährtin zu finden. — So legte er jeden Para, den er verdiente, sorgfältig bei Seite, bis er sich nach drei Jahren harter Entbehrungen reich genug wähnte eine Frau nehmen zu können. — Er hatte sich inzwischen unter seinen zahlreichen Bekannten einige gute Freunde gemacht, und diese, da sie seinen heißen Wunsch, einen Hausstand zu gründen, kannten, thaten sich nach langen Unterredungen zusammen, um dem liebenswürdigen Jüngling eine seiner würdige Frau zu geben. Die Auserwählte hieß Nermeh und war die Tochter eines armen, ehrbaren Handwerkers. Diejenigen, die sie als Kind auf der Straße spielend gekannt hatten, sagten, sie müsse zu einer sehr schönen Jungfrau herangewachsen sein, und ihr Vater bestätigte dies. „Sie ist ein Trotzkopf," fügte er hinzu, „aber Sinan ist der Sohn eines starken Vaters und wird ein Weib zu bändigen wissen."

Bald darauf fand die Hochzeit statt. Sinan's Gönner hatten für ihren Schützling ein freundliches Häuschen gemiethet das inmitten eines kleinen Gartens gelegen war, und dort verbrachte das junge Paar — er war zur Zeit der Vermählung zwanzig, sie sechzehn Jahre alt — vier Jahre, deren Glück durch nichts getrübt erschien, obwohl die Ehe kinderlos blieb.

Eines Tages als Sinan in dem Kaffeehause saß, in dem er sich gelegentlich mit seinen Freunden und Bekannten zu harmloser Unterhaltung zusammenzufinden pflegte, kam das Gespräch auf eine Frau des Viertels, die ihren Mann, der allen Anwesenden wohl bekannt war, betrogen hatte und von diesem erschlagen worden war. Der Mann war wegen seiner raschen That zu langer Strafe verurtheilt worden und schmachtete jetzt im Kerker. Das fand man allgemein hart und ungerecht, nur ein alter fremder Derwisch, der sich träge und gleichgültig an der Unterhaltung betheiligte, meinte, ein Mord müsse immer bestraft werden, auch wenn der Mörder durch schwere Beleidigung zum Verbrechen gereizt worden sei; andernfalls würden Wildheit und Grausamkeit in der Welt wuchern wie Unkraut in einem Garten, aus dem es nie gejätet wird. — Dem widersprach Sinan, der Derwisch antwortete gelassen, mit der Ueberlegenheit in Wort und Gebärde, die ihm sein hohes Alter gab. Sinan ließ sich jedoch durch die Worte des ehrwürdigen Mannes nicht überzeugen und dieser schloß die Unterhaltung, indem er sagte: „Deine Worte sind wahre Worte, denn sie gehorchen Deinem Herzen, aber Dein Herz ist jung und unerfahren und vermag die Wahrheit noch nicht zu erkennen. Die Jungen werden immer sprechen, wie Du sprichst, und die Alten wie ich spreche. Beide sagen die Wahrheit nach ihrer Erkenntniß und es trifft keinen ein Tadel. Doch urtheiltest Du als alter Mann wie Du es heute thust, dann wärest Du ein Ruchloser."

Darauf kam im Zusammenhang mit dem Verbrechen und der Strafe der ungetreuen Frau das Gespräch auf das Leben der Frauen. Ein Landmann, der sich erst vor einiger Zeit in Stambul niedergelassen hatte, erzählte, in seinem Dorfe zeigten sich Frauen und Mädchen unverschleiert, aber sie seien deshalb nicht schamlos zu nennen und die Sitten seiner Heimath wären eher besser denn schlechter als die in Konstantinopel. „Wahre Reinheit kommt aus dem Herzen," sagte er; „der Schleier bürgt nicht für Keuschheit."

Sinan widersprach dem Landmann, wie er kurz vorher dem Derwisch widersprochen hatte, doch in artigem, freundlichem Tone, denn er war nicht leicht reizbarer Natur, und das Glück, eine schöne und tugendhafte Gattin zu besitzen, dessen er sich zu erfreuen glaubte, hatte seine gefälligen Anlagen noch mehr ausgebildet und ihn zu einem versöhnlichen Menschen gemacht, der jedem Streit abhold war. „Ich verehre den Schleier," sagte er, „wie ihn unser Gebrauch hier zu Lande geheiligt hat. Es ist mir ein süßes Gefühl, wenn ich in der Nähe meiner Frau bin, mir sagen zu können, daß kein fremder Mann je ihr weißes Antlitz geschaut hat noch schauen wird und es gewährt mir große Genugthuung, daß meine Frau in dieser Beziehung so wie ich denkt und fühlt. Niemals werdet Ihr sie auf der Straße anders erblicken als dicht verschleiert, und selbst im Garten, in den außer ihrem Vater

und mir me ein Mann seinen Fuß gesetzt hat, selbst dort sind ihre Züge hinter einem schweren grünen Schleier verborgen."

Da lachte der Derwisch.

„Weshalb lacht Ihr, Derwisch Effendi?" fragte Sinan.

„Ich mußte lachen," antwortete der, „weil ich unwillkürlich an eine alte Geschichte dachte, die Ihr Alle kennt von der keuschen Frau, die ihre Reize so ängstlich vor jedem männlichen Blick hüten wollte, daß sie den Schleier herabließ, wenn sie auf den Hühnerhof ging, damit die Hähne sie nicht mit ihren dreisten, runden Augen anstarren könnten." — Er machte eine kurze Pause. — „Ihr kennt wohl auch das Ende der Geschichte," fuhr er fort. „Die verschleierte keusche Frau entlarvte sich als ein zuchtloses Weib. Und da sie vor hundert Jahren lebte und ihr Gemahl ein mächtiger Pascha war, so wurde sie nach derzeitiger Sitte, in einen Sack genäht und in den Bosporus geworfen. — Der Schleier birgt nicht immer für Keuschheit wie unser Freund, der Landmann, soeben sagte; oftmals soll er Häßlichkeit und Schlechtigkeit verbergen."

Darauf entfernte sich der Derwisch. Niemand hatte daran gedacht, seine Worte auf Sinan's Frau zu beziehen, aber diese Rede hatte ein Samenkorn des Zweifels und der Eifersucht in die Brust des Albanesen geworfen und, nachdenklicher als er je zuvor gewesen war, trat er den Heimweg an.

Zweifel und Eifersucht wuchsen in Sinan's Brust, und er brütete Tag und Nacht, wie er sich Gewißheit über die Schuld oder Unschuld Naimeh's verschaffen könnte. Nach langem Ueberlegen kam er auf den Gedanken, den wohl Tausende vor ihm gehabt haben. Er erfand einen Vorwand, unter dem er Konstantinopel angeblich auf zehn Tage verlassen konnte, und er kehrte bereits drei Tage nach seiner Abreise zur Nachtzeit dorthin zurück. — Als er sich seiner Wohnung näherte, krampfte sein Herz zusammen, denn ein schwacher Lichtschimmer, der durch die Fenstervorhänge des Frauengemachs drang, sagte ihm, daß sich Naimeh, trotz der vorgerückten Stunde, noch nicht zur Ruhe begeben habe. Er schlich sich in das Haus und näherte sich geräuschlos einer Thür, hinter der er Stimmen vernahm. Er zauberte eine Secunde, dann öffnete er die Thür und trat in das Zimmer. Auf dem Divan, dem Eingang gegenüber, saß Naimeh, und neben ihr ein fremder Mann. Dieser blieb vor Schreck erstarrt einen Augenblick unbeweglich sitzen, dann sprang er in die Höhe, aber noch ehe er einen Schritt gemacht hatte, saß ihm das Albanesen langes Messer bis zum Heft in der Kehle, und ohne einen Schrei ausgestoßen zu haben, brach er röchelnd zusammen und lag sterbend in seinem Blute. — Naimeh hatte sich erhoben und war in die äußerste Ecke des Zimmers getreten. Todtenblässe bedeckte ihr Antlitz, aber sie zitterte nicht, und ihre Augen, die wie schwarze Beeren glänzten waren furchtlos auf Sinan gerichtet. Sie erkannte ihr Schicksal, sie wußte, daß es keine Gnade für sie geben könnte, und sie verschmähte vergebliches Flehen. — Zögernd den schmalen Nacken gebeugt näherte sie sich ihrem Herrn, ein grauer Schein zuckte durch die Luft, und das Haupt der Frau rollte auf der goldgelben Matratze bis zu Sinan's Füßen. Der kopflose Rumpf fiel mit dumpfem Schall zu Boden. Sinan wich zurück.

um nicht davon berührt zu werden, aber er fühlte sich von einer heißen Blutwelle übergossen. Doch schauderte er dabei nicht zusammen. Nichts Schreckliches konnte ihn in dem Augenblick bewegen. Er warf einen wirren Blick auf das grausige Bild, dann trat er in sein Zimmer, wechselte den mit Blut besudelten Anzug gegen seine besten Kleider, reinigte Antlitz und Hände, gürtete sich mit seinen kostbaren Waffen und verließ das Haus still und geheimnißvoll, wie er es betreten hatte. Niemand hatte ihn kommen sehen, Niemand sah ihn gehen, kein Laut hatte die Stille der Sommernacht gestört.

Sinan näherte sich eilenden Schrittes dem Bosporus. Dort fand er bald einen griechischen Fährmann, der bereit war, ihn nach Scutari überzusetzen. Unterwegs versuchte der Schiffer, eine Unterredung mit Sinan anzuknüpfen, aber der sagte: „Mein Herz ist voll Unruhe und Schmerz, so daß ich nicht zu sprechen vermag." — Darauf antwortete der Schiffer: „Möge Gott Dich vor weiterem Unglück bewahren," und beugte sich stumm über seine biegsamen Ruder, die den leichten Kaik schnell und geräuschlos nach Anatolien hinüber trieben. Am tiefen Himmel funkelten in erhabener Schönheit die großen Sterne, und ihr Licht spiegelte sich in den dunkeln Wassern des Bosporus. Tiefe Stille herrschte rings umher, und finstere Ruhe zog in Sinan's Brust. Er bereute nicht, was er gethan hatte, sein Herz war dunkel, denn das helle Glück, das es erleuchtet hatte, war erloschen, — aber um die Erschlagene trauerte er nicht. Hätte sie vor ihm gestanden — mit dem, was er nun wußte, würde er sie noch jetzt getödtet haben.

Nachdem Sinan in Anatolien ans Land getreten war, eilte er vorwärts, und bald lag das schlafende Scutari hinter ihm. Während der ganzen Nacht schritt er rüstig weiter, als es Tag geworden war, verließ er die Landstraße und setzte seinen Weg nach Stunden lang, am Saume eines Waldes dahin schreitend, fort, bis er auf eine einsame Hütte stieß, an deren Thür ein riesiger Mann saß, der sich von schwerer Arbeit auszuruhen schien. Neben ihm am Boden lag eine mächtige Axt. Sinan begrüßte ihn und bat um einen Trunk. Der Mann trat in die Hütte und erschien bald wieder mit einem Kruge voll köstlichen Wassers und mit einem mächtigen Stück Brot. Beides reichte er dem Fremden, der daran seinen Hunger und Durst stillte. Als er sich gelabt hatte, nahm Sinan eine Münze aus seinem Gürtel, denn er hatte sich vor seiner Flucht mit einigen Geldersparnissen versehen. Sein Wirth aber wies die Gabe zurück: „Wenn ein hungriger und durstiger Gast in eine arme Hütte tritt, so hat ihn Allah gesandt. Du warst mir willkommen! Zieh Deiner Straße, und möge die Last, die Dir auferlegt ist, nicht schwerer sein als Du ertragen kannst."

Als Sinan noch einige Stunden weiter geschritten war, und die Sonne im Mittag stand, übermannte ihn Hitze und Mattigkeit. Er suchte sich einen kühlen Platz im dunkeln Walde, und dort legte er sich nieder und schlief festen Schlafs bis gegen Abend. Dann erhob er sich erquickt, und die Sterne befragend, wie er es von seinem Vater gelernt hatte, setzte er seinen Weg gen Süden fort.

In ähnlicher Weise ging nun Sinan weiter, immer weiter, viele Tage und viele Nächte lang, aller Orten gastliche Aufnahme findend, ohne jede Furcht vor Verfolgung, doch rastlos bemüht, die Entfernung zwischen sich und dem Grabe seines Glücks zu vergrößern. Er hatte Kämpfe mit den wilden Thieren des Waldes zu bestehen, und einmal wurde er von Räubern angefallen. Sein Muth und die furchtbare Kraft seines Vaters, die auf ihn übergegangen war, retteten ihn aus allen Gefahren. Aber sein Aussehen war erschrecklich geworden. Seine Haut, von Sonne und Staub verbrannt und zerrissen, klebte wie altes Pergament auf den hohlen Wangen der scharfen Nase, der knochigen Stirn, Lippen und Zahnfleisch bluteten, die Augen glühten in ihren tiefen Höhlen wie die eines Wolfes, und die langen Gliedmaßen, nur noch Haut und Knochen, schlotterten in zerlumpten, befleckten Kleidern. Er glich einem Räuber oder einem Besessenen, und scheuen Blicks musterten ihn die Bauern, bei denen er um Labung oder Obdach vorsprach. Er fand nirgends Ruhe, er ging weiter, immer weiter. Er durchschritt ungeheure Wüsteneien und stand Todesqualen des Hungers und des Durstes aus. Eines Tages legte er sich nieder, um zu sterben, und er wäre gestorben, hätte ihm der Himmel nicht einen Retter gesandt, einen Beduinen, der ihm Speise und Trank bot und ihn zu sich nahm, auf ein schnellfüßiges Kameel, das ihn bis zu die Nähe eines großen Stromes führte. — Dort verließ ihn der Syrier, nachdem er ihn gewarnt hatte, sich wieder vom Flusse zu entfernen, denn wenige Stunden weit von dessen Ufern laure der Tod auf Jeden, der die Wüste nicht kenne.

„Wohin wird mich dieser Strom geleiten?“ fragte Sinan.

„In vier Tagereisen kannst Du in Bagdad sein,“ antwortete der Syrier, „und wenn Du weiter ziehst immer weiter gen Süden, noch viele, viele Tage lang, so erreichst Du den Schatel-Arab, der an Basra vorbei in das Meer fließt. — Aber warum willst Du nicht ruhen, da Du schon todmüde bist? Bleibe in Bagdad, dort gibt es für starke Männer Arbeit.“

„Nein, ich muß weiter ziehen.“

„Warum?“

„Unruhe treibt mich.“

„So ehre Allah Deinen Weg.“

Sinan schritt weiter, und am Abend des vierten Tages erblickte er die thurmhohen Mauern der uralten Stadt der Chalifen. Aber als er sich ihr ganz genähert hatte, war es bereits späte Nacht geworden, und die Thore der Stadt waren geschlossen. Er blieb unschlüssig, sich an einen Baum anlehnend stehen, nachdenkend, was er nun thun solle, denn er hatte bemerkt, daß die Umgegend der Stadt verwüstet war und unbewohnt erschien, und er erkannte, daß er einen großen Umweg machen müßte, um die weiten Ringmauern der Stadt zu umgehen und seinen Weg südlich von derselben an dem Ufern des Flusses, den er der Worte des Syriers eingedenk nicht wieder verlassen wollte, fortsetzen zu können. — Da näherte sich ihm ein großer Mann, ein Derwisch nach seiner hohen Kopftracht zu schließen. Sinan bot ihm frommen Gruß und sagte sodann, er sei ermattet von weiter Reise und suche ein Obdach für die Nacht, wo er es finden könne?

„Da mußt Du in die Stadt gehen,“ antwortete der Derwisch, „denn rings umher, viele Meilen weit, hat der Krieg Alles vernichtet, und Du würdest dort weder Nahrung noch Obdach finden.“

„Wie soll ich in die Stadt gelangen? Die Thore sind geschlossen.“

„Ich will Dir einen Weg zeigen — Folge mir.“

Als sie eine Weile schweigend vorwärts geschritten waren, stieß der müde Sinan einen tiefen Seufzer aus.

„Was seufzest Du?“ fragte der Derwisch.

„Die Kräfte versagen mir. Mich hungert und dürstet.“

Er schwankte und wäre ohne den Beistand des Derwisch umgefallen — Der stützte ihn mit starkem Arm und setzte ihn, als wäre er ein Kind, sanft zu Boden. Dann zog er aus dem großen Quersack, den er trug, verschiedene schmackhafte Speisen und einen sorgfältig verschlossenen Krug voll herrlichen Wassers, breitete Alles auf einem Teppich vor Sinan aus und sagte freundlich: „Labe Dich nach Herzens Lust und spare weder mit der Speise noch mit dem Trank, noch mit der Zeit, denn von den drei guten Dingen haben wir die Hülle und Fülle.“

Sinan gehorchte gern. Nach geraumer Weile bog er sich tief aufathmend zurück und sagte: „Das war ein gutes Mahl! Gelobt sei Allah! Auch Dir, seinem Werkzeuge, danke ich von ganzem Herzen. Nur zweimal in meinem Leben habe ich ähnlichen köstlichen Trunk gethan wie heute.“ — Dabei dachte er an das Wasser, das ihm bei dem Waldmann hinter Scutari geboten worden war und an den Trunk, mit dem ihn der Syrier in der Wüste gelabt hatte.

Der Derwisch packte inzwischen die Ueberreste der Speisen, den Krug und den Teppich wieder in seinen Quersack, und die Beiden schritten weiter.

Plötzlich blieb der Derwisch stehen. Sie befanden sich am Fuße des Ringwalles; zur Rechten und Linken erblickte Sinan zahlreiche große und kleine Felsblöcke die von der Mauer herunter gefallen zu sein schienen.

„An dieser Stelle kannst Du den Wall leicht erklimmen,“ sagte der Derwisch. „Dahinter findest Du einen schmalen, verödeten Rundgang. Den überschreitest Du. Dann erreichst Du bald eine enge Gasse, und die führt Dich gerades Wegs auf einen Marktplatz. Von dort ab mußt Du Dir selbst helfen. Ich kann Dich nicht weiter begleiten. Geh' mit Gott!“ — Bevor Sinan ihm noch einmal Dank sagen konnte, war er im Schatten der Nacht verschwunden.

Sinan erklomm ohne Schwierigkeit die verfallene hohe Mauer, denn der Trunk des Derwisch hatte ihn wunderbar gestärkt, durchschritt die enge Gasse, die ihm jener bezeichnet hatte und befand sich bald auf einem großen freien Platze. Dort herrschte unheimliche Oede, als wie in einer ausgestorbenen Stadt. Nirgends war ein lebendes Wesen, nirgends ein Licht zu erblicken, das auf Lebendes gedeutet hätte, und die finsteren Häusermassen, die den weiten Platz einfaßten, hatten ein gespenstisches Aussehen, wie alte Ruinen, in denen böse Geister hausen mögen. — Aber Sinan kannte keine Furcht und suchte nur nach einer Statte, wo er bis zum Anbruch des Tages Ruhe für seine müden Glieder finden könnte. Bald entdeckte er einen nach allen vier Winden offenen niedrigen Schuppen, in dem wohl während der Marktzeit Händler

ihre Waaren zum Verkauf aufstellen und ausbieten mochten, und im Schuppen eine breite Bank und einige alte Matten. Damit bereitete er sich ein Lager, auf das er sich alsbald niederließ. Er schloß die Augen, aber noch ehe der nahe Schlaf auf ihn herabgestiegen war, vernahm er, daß sich in seiner Nähe etwas bewegte. Er stützte sich auf den Ellenbogen und schaute um sich, da erblickte er am Eingang des Schuppens zwei grünliche Phosphorlichter, wie die Augen des Wolfs. Er erhob sich schnell und hatte den Dolch schon in der Hand, als sich zuerst ein leises Knurren und gleich darauf wüthendes Bellen vernehmen ließ, und in wenigen Minuten ein ganzes Rudel klaffender und heulender Straßenhunde um ihn versammelt war. Der wilde Lärm legte sich beim Nahen von zwei großen Männern, von denen ein jeder eine Laterne in der einen Hand und in der andern einen schweren, langen Knüttel trug, der an den Enden mit Eisen beschlagen war. Es waren die Wächter des Marktplatzes. Sie ließen das Licht ihrer Laternen auf Sinan fallen, und als sie ihn mit einem Dolch in der Hand sahen, und sein sonnenverbranntes elendes Antlitz, seine zerlumpten Kleider und seine starken Waffen erblickten, da hielten sie ihn für einen Räuber.

„Was treibst Du hier, woher kommst Du?“ fragten sie ihn.

„Ich bin ein Fremdling, müde von langer Fahrt, und ich suchte hier Ruhe,“ antwortete Sinan.

„Geh' gutwillig mit uns,“ fuhren die Wächter fort, „oder wir schlagen Dich nieder und binden Dich.“

„Ich folge Euch gutwillig,“ sagte Sinan.

Er steckte den Dolch wieder in den Gürtel und trat gefaßt zwischen die beiden Männer, die ihn ins Gefängniß führten. Sie glaubten, einen guten Fang gethan zu haben.

Seitdem ein kriegerischer Sultan den Persern Erivan, Tebriz und Bagdad entrissen hatte, war in Bagdad die Ruhe noch nicht vollständig wieder hergestellt worden, und nach dem Tode des gewaltthätigen Herrschers, der die Wildheit und Wuth der Geschlagenen wenigstens einigermaßen eingedämmt, hatte das Raubwesen in erschrecklicher Weise zugenommen. Starke Banden von Verbrechern der schlimmsten Art machten nicht nur das ganze Land unsicher, sondern wagten sich bis an die Mauern der Stadt, ja bis in die Stadt selbst, wo sie raubten, fengten, mordeten und Verderben und Verwirrung stifteten. Hie und da hatte die Obrigkeit wohl einzelne Uebelthäter ergriffen, gefoltert und qualvollen Todes sterben lassen, aber von der großen Räuberbande, der man die Hauptschuld an allem Unheil zuschrieb, konnte man nur viele gräßliche Missethaten. Keine dieser Spuren jedoch hatte bis zu der Höhle geführt, in der die blutgierige, freche Bande hauste — Der Gouverneur der Provinz, der Vali von Bagdad, hatte eine große Geldsumme auf ihre Entdeckung ausgesetzt.

Die beiden Männer, die Sinan nach dem Gefängniß führten, sprachen unter sich in einer Sprache, die er nicht verstand:

„Vielleicht ist der Mann, den wir gefangen haben, ein Mitglied der großen Räuberbande,“ sagte der Eine. „Das wäre unser Glück, wir würden reiche Leute werden.“

„Wild genug sieht er aus, um ein großer Verbrecher zu sein“ sagte der Andere. „Wir müssen ihn gut verwahren, damit er uns nicht entwische.“

Sie führten Sinan in eine dunkle feste Kammer und banden ihn dort mit Stricken an Armen und Beinen, bis er ausrief: „Ich kann nicht mehr athmen, so fest habt Ihr mir die Arme über Brust und Rücken zusammengeschnürt. Ich werde heute Nacht sterben.“

Das wollten die Wächter aber nicht, und sie lockerten die Bande bis zur Erträglichkeit. Dann ließen sie Sinan allein, und dieser schlief trotz der traurigen Lage in der er sich befand, sogleich ein.

Da hatte er einen wunderbaren Traum. Er sah die vier Männer, die in den letzten Wochen einen so großen Einfluß auf sein Leben ausgeübt hatten, aber sie hatten nur eine Gestalt, doch erkannte Sinan jedesmal denjenigen unter ihnen, der mit ihm sprach.

„Ich warnte Dich vor dem grünen Schleier, den Deine Frau trug, und erweckte Argwohn in Deiner Brust, damit Nameh's Sünde nicht ungestraft bliebe.“

„Ich labte Dich in den anatolischen Wäldern mit Speise und Trank und gab Dir Kraft, Deinen Verfolgern zu entkommen,“ sagte der Zweite.

„Ich rettete Dich vom Tode in der syrischen Wüste und zeigte Dir den Weg nach Bagdad, wo sich Dein Schicksal erfüllen soll,“ so sprach der Dritte.

Und der Vierte, der Derwisch: „Ich habe Dich in die Stadt Bagdad geführt und daß Du jetzt in Fesseln liegst ist mein Werk.“

Dann war es Sinan, als ob alle vier aus einem Munde sprächen: „Du stehst in Gottes Hand!“

Sinan erwachte mit Beruhigung in der Brust. Zum ersten Male seit seiner Flucht aus Stambul wurde seine Erinnerung nicht durch das Bild des Gemachs gemartert, in dem Nameh's Haupt zu seinen Füßen rollte und ihr kopfloser Rumpf ihn mit heißem Blut übergoß.

Zu früher Stunde wurde Sinan vor den Vali geführt. Er trug die Kleider, in denen er während der Nacht verhaftet worden war, und seine kostbaren Waffen. Der Vali richtete verschiedene Fragen an Sinan; die Antworten, die er darauf gab, befriedigten den Pascha aber nicht, denn Sinan wollte nicht bekennen, weshalb er aus Stambul entflohen sei, und verwickelte sich in Widersprüche. —

„Du bist sicherlich ein Räuber,“ sagte der Vali. „Wer sind Deine Genossen?“

„Glaubt mir, Pascha, ich habe keine Genossen.“

„Ich glaube Dir nicht,“ fuhr der Vali fort. „Ich werde Dir jetzt die Bastonnade geben lassen, vielleicht fallen Dir, ehe Du todtgeschlagen bist, die Namen Deiner Genossen ein.“

Sinan wurde zu Boden geworfen, und die Tortur sollte beginnen. Da rief er:

„Pascha!“

„Nun?“ fragte der Vali.

„Die Namen der Räuber kann ich Euch nicht nennen; aber ich werde mehr thun, als Ihr von mir verlangt, wenn Ihr mir eine Frist gewährt

ich werde sie Euch zeigen, so daß Ihr sie gefangen nehmen und bestrafen könnt."

Der Wali erkannte zunächst eine List in dem, was Sinan vorschlug, aber dieser sprach so klug und überzeugend, daß der Wali nach langem Hin- und Herreden sagte:

„Wohlan, ich gewähre Dir Frist bis zum Bairamtage, also einen halben Monat, ich werde auch anordnen, daß Dir ordentliche Kleider gegeben werden, sodaß Du Dich aller Orten zeigen kannst, ohne Aufsehen zu erregen und für einen Räuber gehalten zu werden, auch magst Du in ein Bad gehen, aber überall werden vier aufmerksame Leute in Deiner Nähe sein, und jeder Versuch zu entfliehen würde Deinen Tod zur Folge haben. — Sollteſt Du nun bis zum Ende des Bairamfestes die Räuber nicht gezeigt haben, so bist Du ebenfalls dem Tode verfallen. Dies ist ein Vertrag zwischen mir und Dir. Versuche nicht, mich zu täuschen!"

Vierzehn Tage lang trete Sinan von seinen geheimen Begleitern auf Schritt und Tritt gefolgt, in Bagdad umher, ohne einen Schimmer von Hoffnung, sein Versprechen lösen und dem Wali die Räuber zeigen zu können. Er sah den grausamen Tod nahen, aber er zitterte nicht davor. „Was geschrieben steht, wird geschehen," sagte er. „Gelobt sei Allah!"

Sinan hatte während der zwei Wochen sein früheres gutes Aussehen wieder gewonnen, und der Wali würde in ihm kaum den verwahrlosten ersten Räuber gleichen Menschen erkannt haben, der ihm vor vierzehn Tagen vorgeführt worden war. Stattlich seine Umgebung fast um Haupteslänge überragend, schritt er einher; seine hellen Haare glänzten im Sonnenschein wie Seide, und sein weißes Antlitz mit den kühnen Augen ließ ihn unter den dunkeln Eingeborenen wie einen Königssohn erscheinen.

Die Nacht vor dem Bairam verbrachte Sinan im Gefängniß allein, in einer wohlbewachten Zelle. Ehe er dieselbe zu seinem letzten Lebenstage betrat, so meinte er, verließ, wusch er sich sorgfältig nach den heiligen Vorschriften und betete inbrünstig. Dann trat er seinen gewöhnlichen Umgang durch Bagdad an. — Dieser führte ihn nach der uralten Moschee, der Dschamih-el Sultan Gazel. Der Platz davor war mit einer zahllosen Menschenmenge dicht gefüllt. Arabern mit scharfgezeichneten Zügen, den Kefieh auf dem Haupte, den langen Abba über die hageren Schultern geworfen und die kurze Kenle in der Rechten, Türken in buntfarbigem Turban und Kaftan verschleierten Frauen, deren dunkle Augen suchend umherschauten, Persern, Derwischen, fahrendem Volk mit Lauten und Flöten, Händlern, die Backwerk und Süßigkeiten, Wasser und Limonade zum Verkauf ausschrieen, gepuzten Kindern mit lieblichen frischen, aufmerksamen und lachenden Gesichtern. — Ueber die bunte Masse goß die Mittagssonne strahlendes heißes Licht.

Sinan drängte sich langsam durch das Gewühl. Er fühlte seine vier Begleiter an seinen Ellenbogen. Sie fürchteten, er möchte jetzt, dem Tode so nahe, einen letzten verzweifelten Fluchtversuch machen. — Da entstand eine große Bewegung in der friedfertigen Masse. Man drängte gewaltsam hier vorwärts, dort rückwärts. Einige der Kinder begannen ängstlich zu schreien und zu weinen.

„Der Scheich Effendi! der Scheich Effendi!“ hörte Sinan von allen Seiten rufen.

Der dichte Menschenknäuel vor ihm theilte sich, als würde ein Keil hineingetrieben, und in der Oeffnung, die sich plötzlich vor Sinan aufthat, erschien ein riesiger Derwisch von einer zahlreichen Gruppe von Mönchen gefolgt, bärtigen Männern mit stillen finstern Gesichtern. Das Antlitz des Führers aber konnte man nicht erkennen, denn ein dichter grüner Schleier, der von der Stirn bis zur Brust reichte, verdeckte es vollständig.

Als Sinan diesen Schleier erblickte, da war ihm, als empfinge er einen Stich in die Brust, so daß er vor Schmerz aufschrie, und in demselben Augenblick sah er im Geiste das blutige Gemach in Stambul mit seiner enthaupteten Frau und vernahm die Stimme des alten Derwisch. „Hinter dem grünen Schleier verbirgt sich Häßlichkeit und Schlechtigkeit.“

„Weshalb schreist Du, als wäre Dir Leids geschehen?“ fragte einer seiner geheimen Begleiter.

„Das sind die Räuber, die ihr sucht!“ rief Sinan mit gellender Stimme. Die Vier zogen ihn gewaltsam fort. Sie zitterten vor Furcht. „Unseliger!“ sagten sie. „Weich' böser Geist treibt Dich? Der Scheich Effendi, den Du zu beschimpfen wagst, ist im ganzen Lande wegen seiner Frömmigkeit verehrt. Man wird Dich steinigen, wenn Du nicht schweigst.“

„Er ist ein Räuber,“ wiederholte Sinan trotzig. —

Seine vier Begleiter wollten ihn aus der Menge heben, sie fürchteten für ihr eigenes Leben, denn der Scheich mußte Sinan's Worte vernommen haben, da sie in seiner unmittelbaren Nähe ausgestoßen worden waren, und es hätte nur eines Winkes von ihm bedurft, um Sinan der Wuth des Volkes preiszugeben. Dann hätten aber auch seine vier Begleiter sterben müssen, denn sie bürgten mit ihrem Leben dafür, Sinan noch dem Vorsam dem Volk wieder vorzuführen. — „Komm!“ sagten sie, ihren Gefangenen mit sich fortreißend. „Komm zum Kadi und dort sprich. Wenn Du hier nicht schweigst, so sind wir Alle des Todes.“

Sinan ließ sich besänftigen, er wandte den Kopf nach der heiligen Moschee, um den Scheich hineintreten zu sehen, aber der war stehen geblieben und sagte leise, doch so, daß außer seinem Gefolge auch einige aus der Menge es vernahmen. „Ich fühle mich unwohl . . die Sonne . . Folgt mir in das Kloster zurück!“

Als Sinan dem Volk vorgeführt wurde, war dieser zunächst höchlich verwundert über die große Veränderung, die mit seinem Gefangenen vorgegangen war, und seine Verwunderung wuchs noch, als dieser sagte: „Der mit dem grünen Schleier vor dem Gesicht, den Ihr den Scheich Effendi nennt — der ist der Räuber, den Ihr sucht.“

„Ich kenne den Scheich Effendi seit der Eroberung von Bagdad als einen heiligen Mann,“ sagte der Kadi ungläubig und zugleich verächtlich.

„Und kennst Du ihn von Angesicht, Pascha?“

„Ich kenne ihn von Angesicht.“

„Wann, Pascha, sahst Du es zum letzten Male?“

Da wurde der Bali plötzlich sehr nachdenklich. Er erinnerte sich, daß der Scheich vor fünf Jahren schwer erkrankt war, viele Monate lang hatte kein Mensch ihn gesehen, und Niemandem hatte man Zutritt zum Kloster gestattet; der Scheich liege an den schwarzen Blattern darnieder, hatte es geheißen, Jedermann habe sich vor Ansteckung zu hüten — Auch die in Bagdad bekannten alten Derwische waren unsichtbar geblieben. „Sie pflegen den kranken Scheich," hatte der neue Pförtner denen gesagt, die nach den Mönchen fragten. „Niemand darf sie sehen. Viele von ihnen sind von derselben Krankheit befallen, wie der Scheich Effendi, mehrere sind daran gestorben."

Die Neugierigen hatten sich nicht lange vor der unheimlichen Klosterpforte aufgehalten, der Platz war verödet. — Eines Tages endlich zeigte sich der Scheich Effendi wieder in den Straßen von Bagdad, auf dem Wege zur Moschee. Man erkannte ihn an seiner hohen Gestalt, obschon er sehr abgemagert erschien. Sein Gesicht konnte man nicht sehen. Ein dichter grüner Schleier verhüllte es. Man erzählte, dies geschehe, weil es von den Blattern furchtbar zerrissen, das Sonnenlicht nicht vertragen könnte, ohne unerträglich zu schmerzen. Seine Mönche waren jüngere Leute in Bagdad selbst unbekannt, aus entfernten Landestheilen herbeigeeilt, um die Lücken zu füllen, die der schwarze Tod in die Reihen der alten Derwische gerissen hatte. — Von diesen wurde keiner wieder gesehen. — Sie hatten keine Anverwandten und keinen Anhang in Bagdad, und Niemand achtete darauf, daß sie verschwunden waren. — Die neuen Derwische verhielten sich ruhig und schienen sehr fromm. Mit der Bevölkerung von Bagdad verkehrten sie wenig. Der Scheich hatte, als er sich dem Tode nahe glaubte, vollständige Entsagung und strengste Frömmigkeit gelobt, wenn ihm das Leben erhalten bliebe, und er verlangte von seinen Mönchen Beobachtung der Regel, der er selbst mit peinlicher Gewissenhaftigkeit folgte. Niemals sah oder hörte man ihn sprechen. Als sei er taub und stumm, so schritt er, ohne sich aufzuhalten, von seinem Kloster zu den heiligen Moscheen, in denen er seine Gebete verrichtete.

Dies ging dem Bali durch den Kopf, als Sinan ihn fragte: „Wann, Pascha, sahst Du das Antlitz des Scheich zum letzten Male?"

„Ich werde ihm schreiben," sagte der Bali endlich, „und ihn bitten, mich zu besuchen. Du selbst sollst der Bote sein und mir die Antwort des Scheich zurückbringen."

Bald darauf wanderten Sinan und seine vier Wächter dem Kloster zu, in dem der Mann mit dem grünen Schleier hauste. Es war in einem entfernten Theile des alten Bagdad gelegen und stand allein inmitten einer weiten Oede zerfallener Häuser und unbewohnter Ruinen großer Paläste. Mit seinen hohen steinernen Mauern, den schmalen vergitterten Fenstern und dem schweren mit Eisen beschlagenen Thore aus hartem Holze, glich es einer Festung oder einem Gefängniß. Das war durch die Unsicherheit der Zeit erklärt, die Jedermann, als Krieger, Kaufmann oder Mönch, nöthigte auf Schutz von Leben und Eigenthum sorgfältig bedacht zu sein.

Die Klosterpforte war geschlossen. Nach langem, lautem Klopfen erschien an einem schmalen, mit dicken Eisenstäben eng vergitterten Fenster das über

Manneshöhe neben der Seite der Pforte angebracht war ein bärtiges, finsteres Gesicht, und eine rauhe Stimme fragte nach Simon's Begehr.

„Ich will den Scheich Effendi sehen.“

„Du kannst ihn nicht sehen. Er ist erkrankt.“

„Ich habe einen Brief des Vali für ihn, den ich ihm übergeben soll.“

Der Pförtner entfernte sich. Als er zurückkam, sagte er: „Der Scheich Effendi will den Brief aus meinen Händen empfangen. Uebergieb ihn mir.“

„Hier ist das Schreiben. Bringe mir die Antwort des Scheich Effendi sogleich zurück. Der Pascha wartet darauf.“

Es dauerte diesmal geraume Zeit, ehe der Pförtner sich wieder zeigte. „Der Scheich Effendi ist zu krank, um den Pascha besuchen zu können, auch ist es ihm nicht möglich, dessen Brief in diesem Augenblick zu beantworten. Bestelle dem Pascha, er würde morgen früh vom Scheich Effendi hören.“

Simon war auf diese oder ähnliche Antwort vorbereitet. „Melde dem Scheich,“ sagte er, „daß der Vali in zwei Stunden hier sein wird, um den Scheich zu besuchen. — Daß Alles auf den Empfang meines Gebieters vorbereitet sei!“

Dann eilte Simon so schnell seine Füße ihn tragen konnten, zum Palast des Vali zurück. Drei seiner Begleiter folgten ihm außer Athem und mit Schweiß bedeckt. Der vierte hatte sich in einer Ruine verbargen, von der aus er das Klosterthor überwachen konnte.

Der Vali war unterdessen nicht müssig gewesen. Zahlreiche Truppenmassen waren bereits abgesandt worden und hatten sich in der Umgebung des Klosters aber von dort aus unsichtbar, aufgestellt. Der Vali stieg sofort zu Pferde und von drei Reitern, darunter Simon gefolgt, ritt er nach dem Kloster. Vor dem Thore desselben angelangt, begehrte er Einlaß, und als dieser ihm verweigert wurde, ritt er zurück wo er seine Soldaten fand, und gab Befehl, das Kloster zu stürmen. — Zwei Feldkanonen, eine jede von sechzehn Mann gezogen, wurden aufgefahren und in gemessener Entfernung vor das Klosterthor gestellt, das, nachdem viele Schüsse darauf abgegeben waren, dem Angriff der tapferen Soldaten keinen Widerstand mehr entgegenzusetzen vermochte. — Nun entspann sich ein blutiges Handgemenge, zuerst in einem schmalen, langen Gange und dann auf dem großen Klosterhof. — Die Räuber, über zweihundert an der Zahl, waren entschlossen, ihr Leben theuer zu verkaufen. Viele Soldaten lagen schon in ihrem Blute, aber sie wurden durch andere die kampfesmuthig eindrangen, ersetzt, während die Räuber immer mehr in die Enge getrieben, bald nur noch ein Häuflein von etwa fünfzig Mann bildeten. Allen voran stand ihr Häuptling, der Mann mit dem grünen Schleier. Er blutete aus vielen Wunden, aber er bewahrte noch immer Kraft genug, um Jedem verderblich zu werden, der es wagte, sich ihm entgegenzustellen. — Da drang Simon, den der Vali bisher in seiner Nähe bewahrt hatte, ungestüm bis in die vorderste Reihe der Streitenden. Ohne seinen Säbel gezogen zu haben, sprang er mit einem weiten Satze den fremden Scheich an, umfaßte ihn mit seinen starken Armen und hob ihn vom Boden, wobei er ihn mit solcher Gewalt an sich drückte, daß der Ueberraschte von seinen Waffen keinen Gebrauch

mehr machen konnte und ihm der Säbel, der so viel Unheil angerichtet hatte, aus der plötzlich kraftlos gewordenen Hand fiel. — Als die anderen Räuber das sahen, warfen sie ihre Waffen nieder und ließen sich, ohne ferner Widerstand zu leisten, fesseln und zu Gefangenen machen. — Sie alle wurden am nächsten Tage auf einem freien Platz, in der Nähe des Klosters, in dem sie Jahre lang ihr Unwesen getrieben hatten, hingerichtet. Als man dem falschen Scheich den grünen Schleier abriß, der ihn verborgen und schließlich zu seiner Entdeckung geführt hatte, da erblickte man ein furchtbares Antlitz, das eher einem Todtenkopf, als dem Gesichte eines lebenden Menschen glich, und man erkannte daran den großen persischen Räuber Hussein Hamawand, den man seit Jahren todt gewähnt hatte, weil er in den Landstrichen, deren Schrecken er ehemals gewesen, seit langer Zeit nicht mehr gesehen worden war. — In den unterirdischen Räumen des Klosters wurden mennetzliche Reichthümer gefunden an gemünztem Gold und Silber, kostbaren Gefäßen, Teppichen und Stickereien, und auf der Begräbnißstätte entdeckte man eine tiefe Grube, in der viele Leichname die längst in Verwesung übergegangen auf einander gehäuft waren. An gewissen Zeichen konnte man jedoch mit Sicherheit erkennen, daß dies die Ueberreste des alten Scheich des Klosters und seiner Genossen der Derwische seien.

Nachdem sämmtliche Räuber von der verdienten Strafe ereilt worden waren, beschied der Vali seinen Gefangenen Sinan vor sich. „Ich schulde Dir Dank," sagte er, „doch muß ich auch Dich strafen. Du hast dem Lande einen Dienst erwiesen, indem Du die Räuber in meine Hände geliefert hast, aber es waren Deine Genossen, Du bist gleich ihnen, ein Verbrecher und hast Dein Leben verwirkt. Bereite Dich zum Tode vor."

Sinan antwortete: „Hört zunächst die wahrhaftige Geschichte meines Lebens. Ich bin ein unglücklicher Mensch, und meine Hände sind nicht rein von Blut, aber ich bin kein Genosse von Räubern und Mördern, sondern ein armer Mann, der sein Leben durch ehrliche Arbeit gefristet und niemals nach fremdem Gut getrachtet hat."

Darauf erzählte er getreulich Alles, was ihm seit dem Tode seines Vaters zugestoßen war und bat den Pascha, in Stambul Erkundigungen über ihn einziehen zu lassen; sie würden jedes seiner Worte bestätigen. „Wenn ich Strafe dafür verdient, daß ich an mir begangenen Verrath eigenmächtig gezüchtigt habe, so muß ich die Strafe ohne Klage hinnehmen, aber wenn Ihr mich als Räuber hinrichten laßt so sterbe ich unschuldig."

„Allah verhüte, daß unschuldiges Blut über mich komme," sagte der Vali.

Die Erzählung Sinan's hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und er erkannte, daß sie wahr sei. Der heldenmüthige junge Mann hatte seine Gunst gewonnen. In dem Berichte an den Padischah über die endliche Vernichtung der großen Räuberbande hob er die Verdienste Sinan's, seinen Muth und seine Kraft rühmend hervor, und verwies das von ihm begangene Verbrechen, die Ermordung Nalmeh's und ihres Geliebten, an die Gnade des Sultans

In seiner Antwort auf diesen Bericht befahl der Großherr Sinan solle sich unverzüglich nach Konstantinopel begeben, und zwar mit reichlichen Geldmitteln versehen als freier Mann und mit dem Gefolge, wie es einem im Auftrage des Sultans reisenden Pascha gezieme — So kehrte Sinan als hoher Würdenträger nach Stambul zurück, das er als armseliger Flüchtling verlassen hatte. Er wurde sogleich nach seiner Ankunft zum Sultan beschieden, der so großes Wohlgefallen an ihm fand, daß er ihm einen bedeutenden Theil der geraubten Schätze, die in dem Kloster von Bagdad gefunden worden waren, zum Geschenk machte und ihm gleichzeitig einen wichtigen Posten in seiner nächsten Umgebung anwies. Dort entwickelte Sinan hervorragende Eigenschaften und wußte das Vertrauen seines Herrn in solchem Maße zu verdienen und zu rechtfertigen, daß Sinan, als einige Jahre später der Großwesir in Ungnade fiel, vom Sultan zum höchsten Amte des Reichs berufen wurde. Er zeichnete sich in dieser Stellung vor den meisten seiner Vorgänger aus, nicht nur durch Tüchtigkeit, Treue und Gerechtigkeitsliebe, sondern auch durch Menschenfreundlichkeit, fromme Sitten und namentlich durch unbeschränkte Wohlthätigkeit. — Nach dem Tode des Sultans, dem er Alles verdankte und wie einen zweiten Vater verehrt und geliebt hatte, fiel er den Ränken des neuen Hofes zum Opfer und verlor das Großwezirat, aber es war unmöglich, die Ohren des neuen Padischah auf die Dauer gegen den Ruhm Sinan's zu verschließen, und nachdem zwei Großwesire wegen Untüchtigkeit und Unzuverlässigkeit entlassen worden waren, wurde Sinan von Neuem zur höchsten Leitung der Geschäfte des Reichs berufen. Er bewährte sich unter seinem neuen Gebieter, wie er es unter dessen Vorgänger gethan hatte.

Sinan war nun sechzig Jahre alt geworden. An das große Unglück seines Lebens dachte er nur noch selten. Niemand hatte je wieder mit ihm davon gesprochen und er hatte vor vielen Jahren schon einen neuen Hausstand gegründet, in dem er sich, in Gemeinschaft mit einer schönen, treuen Frau, von blühenden Knabern umgeben glücklich fühlte. Nahmeh, wenn ihr Bild in langen Zwischenräumen vor seinem Geist auftauchte, erschien ihm wie eine Verbrecherin, die nicht härter als gebührend bestraft worden war.

Eines Tages kam ihm plötzlich der Wunsch, das kleine Haus wiederzusehen, in dem er die ersten Jahre seiner Ehe verlebt hatte. Er legte unscheinbare Kleider an und begab sich zu Fuß von seinem Palast nach jenem alten Wohnung, die er ohne Mühe wiederfand. In dem armen Stadtviertel kannte kein Mensch den Großwesir genau genug, um in dem bescheidenen Spaziergänger den Großwürdenträger vermuthen oder erkennen zu können.

Sinan stand vor einer verfallenen Hütte, die von einem verwahrlosten Garten umgeben war. — Vor einem benachbarten Hause saß ein älterer Mann, der einen Tschibuk rauchte. Zu dem trat Sinan, und nachdem er ihn artig begrüßt hatte, fragte er ihn, wie es komme, daß jene Hütte in Verfall gerathen und augenscheinlich seit vielen Jahren unbewohnt sei.

„Sie ist in der That seit vielen Jahren unbewohnt", antwortete der alte Mann. „Ich habe sie bewohnt gekannt. Darüber ist ein Menschenalter verstrichen. Ein Mord wurde dort begangen an einer ungetreuen Frau und deren Geliebten.

Seitdem wollte Niemand das Haus wieder miethen und da hat es der Besitzer verfallen lassen."

„Und was ist aus dem Mörder geworden?

„Das war ein ehrbarer Bajazit. Seinen Namen habe ich vergessen. Er ist entflohen. Man hat nie wieder von ihm gehört."

Auf dem weiten einsamen Heimwege erinnerte sich Sinan mit großer Genauigkeit seiner längst vergangenen That, und sie erschien ihm jetzt wie eine schwere nie gesühnte Unthat. Die Worte des alten Derwisch, der im Kaffeehause gesprochen hatte, klangen wieder in seinen Ohren. „Ein Mord muß immer bestraft werden," hatte er gesagt, „sonst würden Wildheit und Grausamkeit in der Welt wüthen. Heute glaubst Du das nicht, und ich tadle Dich deswegen nicht; doch dächtest Du noch als alter Mann ebenso, dann wärst Du ein Ruchloser."

„Was ich that, war ein Verbrechen," sagte Sinan vor sich hin.

In der darauf folgenden Nacht hatte Sinan, zum zweiten Male in seinem Leben, einen wunderbaren Traum. Es erschienen ihm wie vor fünfunddreißig Jahren, vier Personen in einer vereint, die er sogleich wiedererkannte: der alte Derwisch aus Stambul, der Köhler aus dem anatolischen Walde, der syrische Kameeltreiber und der Mönch vor den Mauern von Bagdad. Die Erscheinung sprach: „Gelobt sei Allah, der gnädigst gestattet hat, daß Dein Verbrechen noch in diesem Leben durch einen vorzeitigen, gewaltsamen Tod gesühnt werde. Halte Dich zum Sterben bereit."

Das Traumbild zerfloß, und Sinan erwachte. Ruhig und ernst, doch todesmuthig, gleich dem tapfern Soldaten vor der Schlacht, bestellte er während der folgenden Tage sein Haus. Die Seinen fanden ihn nach liebevoller als gewöhnlich, sanft war keine Veränderung in seinem Wesen zu bemerken, das stets feierlich und würdevoll gewesen. Am siebenten Tage, nachdem ihm sein Tod angekündigt worden war, begab er sich zum Padischah, um diesem anzuzeigen, er wünsche eine Wallfahrt nach Mekka zu unternehmen. Als er, von drei Reitern in ehrerbietiger Entfernung gefolgt, auf herrlichem stolzem Rosse langsam durch die Straßen Stambuls ritt, sah das Thier plötzlich ohne daß sein Herr es gelenkt hätte in eine enge Gasse ein und führte Sinan gerades Wegs vor das zerfallene Haus, das der Großwesir in seiner Jugend als flüchtiger Mörder heimlich verlassen hatte. Da wußte Sinan daß seine Stunde gekommen war, und seine letzten Gedanken richteten sich in frommem Gebet auf den allmächtigen, allgütigen Gott. — Das Pferd blieb vor der zerfallenen Hütte wie angewurzelt stehen, und als die drei Cavaliere in wildem Galopp heransprengten in der Meinung, ihr Herr wolle ihnen einen Befehl ertheilen, da bäumte es sich plötzlich hoch auf, schlug mit den Vorderfüßen die leere Luft und fiel hinten über, seinen Reiter unter sich begrabend. Als man ihn hervorzog, war er todt: der Hinterkopf zerschmettert, die Brust eingedrückt; aber auf seinem hellen Antlitz, das unversehrt geblieben war, lagerte ein Ausdruck himmlischer Ruhe.

II Die weiße Hand.

Der Großwesir Ahanak Mustapha Pascha war bereits ein alter Mann, als sein jüngster Sohn Achmed Bey das achtzehnte Lebensjahr erreicht hatte. Durch seine amtlichen Obliegenheiten unter einem thatendurstigen Sultan in Anspruch genommen, war der Vater dem heranwachsenden Achmed beinahe ein Fremdling geblieben, so daß der Sohn die Gewohnheit angenommen hatte, sich in allen Fragen, wo er eines Rathes und Beistandes bedurfte, an seine Mutter zu wenden, die ihn zärtlich liebte. Eines Tages vertraute er ihr an, daß er sich zu verheirathen wünsche, und bat sie, eine Frau für ihn zu suchen.

„Ich werde mit dem Pascha darüber sprechen," sagte die Mutter.

„Ich bitte Euch, dies nicht zu thun," entgegnete Achmed. „Der Pascha würde kaum Zeit finden, ernstlich über die Sache nachzudenken, sondern das erste beste junge Mädchen aus guter Familie und mit einigem Vermögen als seine zukünftige Schwiegertochter bezeichnen, während ich nur mit einer Frau nach meinem Geschmack glücklich werden könnte."

„Und was ist Dein Geschmack in Bezug auf Deine zukünftige Frau?" fragte die Mutter.

„Sie muß groß sein, weiß von Angesicht, mit blauen Augen, rosigem Mund, perlenweißen Zähnen und langem, hellem Haar."

Die Mutter lächelte und freute sich, daß ihr Sohn so hohe Ansprüche stellte. „Vielleicht," sagte sie, „wäre es möglich, bei einem Sclavenhändler, wenn auch nicht sogleich, so doch in einiger Zeit unter den Kaukasierinnen ein Mädchen zu finden, wie Du es verlangst. — An hübschen Mädchen fehlt es nicht in den Häusern, in denen ich verkehre, mehr als eine darunter, die mir als Schwiegertochter willkommen sein würde, aber sie sind alle klein und zierlich mit dunklen Augen und dunklem Haar."

„Ich will keine Sclavin und ich will keine blasse Türkin. Ich sehne mich nach einer Frau, hell von Angesicht, Augen und Haaren, die mir von freien Eltern in die Ehe gegeben werde. Ich bitte Euch, Mutter, nehmt Euch meinen Wunsch zu Herzen."

Das that die gute Frau. Sie sprach mit ihren zahlreichen Freundinnen, sie sandte Dienerinnen und Kundschafter aus, um nach einer Schwiegertochter für sie nach dem Herzen ihres Sohnes zu suchen — aber ihre Bemühungen blieben lange Zeit vergeblich. Endlich empfing sie den Besuch einer alten Frau, von der es hieß, sie kenne alle hübschen unverheiratheten Mädchen von Stambul, und die sagte ihr, sie habe die von Achmed Bey gewünschte Frau, dank einem glücklichen Zufall, gefunden, denn die schöne Emineh sei von Niemandem gekannt, sie wohne bei ihrem verwittweten Vater, dessen Hausstand sie führe, und habe sich seit Jahren nicht mehr auf der Straße blicken lassen. Sie sei jetzt funfzehn Jahre alt und ihr Vater, ein armer Zimmermann, sei seit einiger Zeit bemüht, unter den Söhnen seiner Freunde einen guten Gefährten für sie zu finden.

„Wenn das, was Du sagst, die Wahrheit ist, so sollst Du reichlich belohnt werden," sagte die Frau des Großwesirs.

„Kommt mit mir," antwortete die Vermittlerin, „und urtheilt selbst. Wenn ich Euch nicht befriedigt habe, so sollen meine Mühen umsonst gewesen sein."

Die Frau des Großwesirs folgte der Vermittlerin, und diese führte sie nach einem Stadttheil im Norden von Stambul, Anwan Serai genannt und dort in eine von einem Garten umgebene Hütte, in der die beiden Frauen von der schönen Emineh artig empfangen wurden. Sie war nicht nur Alles, was die Vermittlerin versprochen hatte: groß, blauäugig, goldenen Haars — sie war auch so wahlerzogen und freundlich, daß die Frau des Großwesirs nichts sehnlicher wünschte, als sie zu ihrer Schwiegertochter zu machen — Emineh ihrerseits schätzte sich glücklich die Gemahlin eines vornehmen Mannes zu werden, denn sie hatte nie gedacht, daß ihr ein anderes Loos beschieden sei, als einen armen Handwerker zu heirathen.

Als die Frau des Großwesirs dies Alles vernommen hatte, steckte sie einen kostbaren Ring an Emineh's Finger und sagte: „Ich wähle Dich als Frau meines jüngsten Sohnes Achmed Bey, der milde und freundlich ist und Dich leis gewinnen wird, und zum Zeichen, daß ich Dir wohl will und Dich gern als Schwiegertochter begrüßen werde, schenke ich Dir diesen Ring."

Achmed Bey war zunächst außer sich vor Freude, als seine Mutter ihm den Erfolg ihrer Nachforschungen mittheilte und bat, den Vermählungstag so nahe wie möglich zu rücken — aber nach einigen Tagen trat er mit ganz veränderten Ansichten vor seine Mutter. Der Zufall hatte ihn nämlich an einer Unterhaltung zwischen mehreren seiner Altersgenossen Theil nehmen lassen, die auf der Hohen Pforte, in demselben Bureau wie er, damit beschäftigt waren, sich zu Beamten auszubilden. — Die jungen Leute machten Zukunftspläne und sprachen dabei als von dem ersten Schritt den sie zu thun beabsichtigten, vom Heirathen. Bei dieser Gelegenheit führte zufällig Omer Bey, ein naher Verwandter Achmeds, der Sohn eines reichen Paschas, das Wort. Er stand in dem Rufe, all' seine Freunde an Klugheit zu überragen, und seine Gefährten hörten ihm deshalb aufmerksam zu, obwohl alte und erfahrene Leute über das, was er als Weisheit hervorbrachte, oftmals gelächelt haben würden — Omer Bey erklärte nun an jenem Tage, daß ein junger Mann, der in der Welt vorwärts kommen wolle, kaum eine größere Thorheit begehen könnte, als wenn er eine Sclavin oder ein armes Mädchen, die Tochter unbekannter Eltern heirathete, er beraube sich dadurch gleich im Beginn seiner Laufbahn, der mächtigen Stütze, die jeder Mann, der seine Frau vernünftig zu wählen wisse, unter deren nächsten Anverwandten zu finden hoffen dürfe. Er führte einige Beispiele aus der Geschichte an, von jungen, unbedeutenden Männern, die es zu großen Aemtern und Würden gebracht, nur weil einflußreiche Schwiegereltern sie in die Höhe geschoben hatten und seine Gefährten denen das, was Omer Bey sagte neu war, betäubten sein Gelehrsamkeit und Belesenheit und waren geneigt, Allem, was er sagte, als unbestreitbarer Wahrheit zuzustimmen.

Achmed Bey dachte an die Zimmermannstochter, mit der er sich soeben verlobt hatte und wagte, seinem Vetter schüchtern zu widersprechen. Schönheit und Tugend seien bei einer Frau höher zu schätzen als Reichthum und Einfluß, meinte er; aber seine Worte wurden mit Gelächter und Spott begrüßt und Achmed, dessen Achtung vor Omer Bey's Weltweisheit keine geringe war, dem es an Selbstständigkeit mangelte und der großen Werth auf das legte, was Andere von ihm dachten und sprachen, begann zu fürchten durch seine Verlobung mit Emineh eine Thorheit begangen zu haben. — Auf dem Wege von der Hohen Pforte nach seiner Wohnung faßte diese Ansicht immer festere Wurzel in seinem Herzen, und sobald er zu Hause angelangt war, begab er sich in den Harem zu seiner Mutter, der einzigen Person, die er nicht fürchtete, obgleich er sie zärtlich liebte, und erklärte dieser, er habe sich die Verlobung mit der Tochter des Handwerkers überlegt, sie erscheine ihm unklug, und seine Mutter möchte sie rückgängig machen.

Die Mutter weigerte sich zunächst, dies zu thun. Emineh hatte ihr Herz gewonnen, und sie wünschte sie sich als Schwiegertochter. Aber vergeblich pries sie Emineh's blonde Schönheit und sprach verächtlich von der Häßlichkeit der dunkeln Pascha-Töchter — Achmed blieb dabei, er wolle von der Verlobung mit der Zimmermannstochter nichts wissen. — Die Mutter gab ihm endlich widerstrebend nach, aber sie hatte nicht den Muth, dem jungen Mädchen das sich ihr vertrauensvoll genähert und bereits wie eine Tochter von ihr verabschiedet hatte, in eigener Person den Wortbruch einzugestehen, sondern sie beschied die alte Vermitterin zu sich und übergab ihr eine bedeutende Summe Geldes, um Emineh damit abzufinden. „Sage ihr, Achmed Bey sei, wie sich jetzt ergeben habe, noch nicht in der Lage sich zu verheirathen, er würde noch einige Zeit damit zu warten haben, einstweilen solle Emineh's Vater sich einen anderen Schwiegersohn suchen, dies würde ihm, Dank der Mitgift, die er nunmehr seiner Tochter geben könne, leicht werden."

Die Vermittlerin richtete diesen Auftrag getreulich aus. Emineh weinte bitterlich darüber, und ihr Vater, der am Abend nach vollendetem Tagewerk nach Hause kam, fand sie noch immer in Thränen. Er war ein frommer, aber leidenschaftlicher Mann, und als er die Ursache der Traurigkeit seiner Tochter erfahren hatte, ergrimmte er in hellem Zorn und schwur bei Allah, eine solche Schmach solle seinem Hause nicht ein zweites Mal widerfahren, denn er werde Emineh dem ersten Manne, der ihm am nächsten Morgen beim Frühgebet in der Moschee entgegenträte, zur Frau geben. Als sein Zorn einige Stunden später verraucht war, gereute ihn das Gelübde, das er gethan hatte, aber da er „bei Gott" geschworen, so wankte er nicht in seinem Vorhaben. Emineh war so traurig über die zurückgegangene Verlobung, daß ihr Alles, was mit ihr geschehen sollte, gleichgültig zu sein schien.

Beim nächsten Morgengrauen begab sich der Zimmermann in die Moschee. An der Thür trat ihm ein Mann von stattlicher Haltung entgegen, dessen hohe Gestalt in einen Kaftan von dunkler Farbe gehüllt war. Sein Gesicht war in der Vorhalle des Tempels, in der Dämmerung herrschte, nicht genau zu erkennen. Der Vater Emineh's bemerkte nur, daß der Mann einen schwarzen

Bart trug, bleich von Angesicht war und große, ruhige dunkle Augen hatte. Er bat ihn frommen Gruß und sagte sodann: „Wollt Ihr mir einige Minuten Gehör schenken?“ Der Fremde gab durch ein stummes Zeichen seine Zustimmung zu erkennen und schritt dem Zimmermann voran, der ihm willig folgte nach einem einsamen, dunkeln Platz in der Moschee. Dort blieb er stehen und sagte leise: „Nun sprecht!“

Darauf erzählte der Zimmermann wahrheitsgetreu die Vorgänge in seinem Hause während der letzten zwei Tage und wiederholte das von ihm abgelegte Gelübde. „Fast reut mich, es gethan zu haben,“ sagte er zum Schluß, „denn ich fürchte, Allah will mich dafür strafen, daß ich im Zorn bei ihm schwur, da der erste Mann, den er mir in der Moschee entgegensendet, von so vornehmem Anstand ist, daß es mir nun vorwitzig und dreist erscheint, ihm meine Tochter zur Frau geben zu wollen.“

Der Fremde legte das Kinn in seine Linke und verharrte eine Weile nachsinnend in Schweigen. Trotz der Dunkelheit bemerkte der Zimmermann wie fein und schmal die Hand war, und daß sie weiß glänzend von dem schwarzen Bart seines Gegenüber abstach.

„Eure Tochter ist rein und schön?“ sagte der Fremde endlich.

„Darauf dürft Ihr Euch verlassen, wenn schon der Vater es ist, der Euch diese Versicherung gibt,“ antwortete der Zimmermann.

„Die Frau des Großwesirs war bereit, Eure Tochter ihrem Sohne zu geben?“

„Sie war bereit dazu.“

„Und weshalb machte sie wenige Tage später die Verlobung wieder rückgängig?“

„Das weiß ich nicht, aber sie fühlte sich sicherlich im Unrecht, da sie mir durch die Vermittlerin Geld übersandte, um sich mit mir abzufinden.“

Wieder schwieg der Fremde längere Zeit. Dann sagte er:

„Vielleicht könnt Ihr Euer Gelübde dennoch entlösen. — Findet Euch morgen früh zur selben Stunde wieder an diesem Platze ein. Ich werde Euch erwarten, und Ihr sollt sodann meinen Bescheid haben. Damit Ihr aber hoffen möget, daß Allah nicht mit ungnädigen Augen auf Euer Vorhaben sieht, ein Gelöbniß, auch wenn es im Zorn gegeben war, getreulich zu halten, so nehmt dies“ — er überreichte dem Zimmermann einen kleinen schweren seidenen Beutel — „und bemüht das Gold, das Ihr darin finden werdet, um das Gemach Eurer Tochter so einzurichten, daß sie mich als Gemahl darin empfangen kann.“ Mit diesen Worten entfernte er sich. Der Zimmermann verblieb noch in der Moschee, verrichtete dort sein Gebet und kehrte sodann fraohen Muthes nach seinem Hause zurück, wo er seiner Tochter Alles mittheilte, was er mit dem Fremden verabredet hatte. Emineh beobachtete dem gegenüber gehorsames Schweigen.

Am nächsten Morgen fand die verabredete Zusammenkunft zwischen Emineh's Vater und dem Fremden statt. Dieser begann die Unterredung, indem er sagte: „Ich begrüße in Euch meinen zukünftigen Schwiegervater.“ Dann setzte er hinzu: „Sorgt dafür, daß heute Abend der Imam

(Geistliche) zur Stelle sei war dem mein Zeuge in meinem Namen die üblichen und nothwendigen Erklärungen abgeben wird, Ihr dagegen mögt als Vertreter Eurer Tochter ein Gleiches für diese thun, aber ich habe Euch noch einige Bedingungen mitzutheilen, unter denen sich meine Vermählung mit Eurer Tochter vollziehen wird. Sie werden Euch vielleicht zunächst überraschen, seid jedoch überzeugt, daß sich mit der Zeit Alles zu Eurer und meiner zukünftigen Gemahlin Zufriedenheit aufklären wird. — Also vernehmt: Niemand von den bei der Feier Anwesenden wird mein Antlitz schauen, auch Emineh wird es erst später, wenn ich es bestimmen werde, sehen. Ich werde um Mitternacht zu ihr kommen und sie vor Tagesanbruch wieder verlassen, aber wenn sie sich freundlich und geduldig zeigt und Vertrauen zu mir hat, so wird sie zu guter Zeit erfahren, wer der Unbekannte ist dem Ihr sie in die Ehe gegeben habt. — Für all' ihre Bedürfnisse sollt Ihr sorgen, und ich werde es an den dazu nöthigen Mitteln nicht fehlen lassen. Ihr selbst dürft der Arbeit, die Euch bisher ernährte, entsagen, um im Hause mit Eurer Tochter bleiben und ihr Gesellschaft und Schutz sein zu können. Möge Allah das Bündniß segnen, das er gewollt hat, indem er mich gestern früh zur Erfüllung Eures Gelöbnisses in Euern Weg stellte."

Alles geschah wie der Fremde angeordnet hatte. Emineh und ihr Vater unterwarfen sich gehorsam den Bedingungen, die er vorher gemacht hatte und befanden sich glücklich dabei, denn mit dem geheimnißvollen Gemahl war würdiges Wohlleben in die Hütte des Zimmermanns eingezogen. Wenn jener des Nachts erschien, was man an der Art, wie er an die Thür klopfte, erkannte (sa wurden alle Lichter im Hause ausgelöscht, — und durch einen finstern Gang trat er in das dunkle Frauengemach, um von Emineh empfangen zu werden. Wohl regte sich in dem jungen Herzen der Wunsch, das Angesicht ihres Herrn zu sehen, aber als sie dies einmal in einer Stunde glücklichen Zusammenseins zu äußern gewagt, da hatte ihr der Gemahl milde und ernst zugleich geantwortet, sie solle sein und ihr Glück nicht durch ungeduldige Neugierde gefährden, sondern die Stunde abwarten, die er bestimmen würde, wenn sie sich von Angesicht zu Angesicht sehen könnten. — „Bist Du glücklich?" hatte er sie nach einer Weile gefragt.

„Ich bin unbeschreiblich glücklich," war ihre Antwort gewesen.

„Nun dann sei zufrieden."

„Ich bin zufrieden. Verzeiht nur meine Thorheit."

Darauf hatte er ihr das Antlitz gestreichelt, und sie hatte seine Hand zwischen ihre beiden Hände genommen und sie ehrerbietig und zärtlich geküßt. „Wie fein und klein und weich Eure Hand ist," hatte sie dazu gesagt. „Ich wußte nicht, daß ein starker großer Mann wie Ihr so zarte Hände haben könnte."

Eines Tages erfuhr Emineh durch ihre Dienerin, daß Achmed Bey, der Sohn des Großwesirs, sich mit der Tochter eines reichen Pascha verlobt habe und sich demnächst vermählen werde. Als Emineh darauf ihren Gemahl wieder sah, bat sie ihn um die Freiheit, die Braut beglückwünschen zu dürfen. Sie war neugierig, Diejenige kennen zu lernen, die Achmed Bey, der wenige Tage

lang ihr Verlobter gewesen war, nun an ihrer Stelle zu seiner Frau machte. Emineh's Gemahl ertheilte die erbetene Erlaubniß bereitwillig und die junge Frau begab sich in das Haus der Braut, an dem Tage, wo es nach altem Gebrauch allen Glückwünschenden geöffnet war. Dort stand sie plötzlich der Frau des Großwesirs gegenüber. Diese war zunächst verlegen, da sie sich des Wortbruchs ihres Sohnes schämte, aber die junge Frau verstand es, mit einer Gewandtheit, die über ihre Jahre war, dem Gespräch eine unbefangene Wendung zu geben, und die Mutter Achmed's war darüber so erfreut, daß sie Emineh herzlich einlud, am nächsten Tage an den Festlichkeiten Theil zu nehmen, die zur Feier der Vermählung ihres Sohnes veranstaltet werden sollten.

„Ich werde gern kommen," antwortete Emineh, „vorausgesetzt daß mein Gemahl nicht anders verfügt."

„Er wird thun, was Ihr wünscht," sagte die Mutter. „Welcher Mann könnte Euch eine Bitte abschlagen!" — Als sie sich sodann nach dem Namen des Gemahls der schönen Frau erkundigte, die sie sich kurze Zeit als Schwiegertochter gewünscht hatte, antwortete Emineh ausweichend: „Der Name meines Mannes würde Euch nichts lehren. Ihr kennt ihn nicht."

Die Frau des Großwesirs war zu artig, um Emineh weiter auszuforschen, aber sie konnte sich an ihrer Schönheit gar nicht satt sehen. Häßlich und unbedeutend erschien dagegen die dunkle Paschas-Tochter, die nun ihrem Sohne als Gattin zugeführt werden sollte.

Am Abend erstattete Emineh gewohnlich Bericht von ihrem Besuch bei der Braut Achmed's. Als sie der Einladung zu dem morgenden Feste erwähnt hatte, setzte sie hinzu: „Meine Neugierde ist dank Eurer gütigen Erlaubniß befriedigt, nachdem ich Refieh Hamm gesehen habe, und mich verlangt nicht danach, den Festlichkeiten beizuwohnen. So bitte ich Euch, nach Eurem Ermessen allein zu bestimmen, ob ich der Einladung der Mutter Achmed Bey's folgen soll oder nicht."

Nach kurzer Ueberlegung antwortete der Gemahl: „So ist es mein Wunsch, Du mögest der Einladung folgen, doch sollst Du bei dem Feste nicht weniger geschmückt sein, als die anderen Frauen. Morgen im Laufe des Vormittags, werde ich einen Wagen herbersenden, in dem Du Dich zur Hochzeit begeben sollst. Darin werden sich festliche Gewande und Schmucksachen befinden und auch eine Dienerin, die Dir bei dem Anlegen derselben behülflich sein kann. Ich hoffe, es wird Dir gefallen, auch im Aeußern hinter keiner der Eingeladenen zurückzustehen."

Die Kleider und Schmucksachen, die am nächsten Morgen eintrafen, waren so reich und kostbar, daß Emineh ihren Augen kaum zu trauen wagte, als sie in ihrem kleinen Gemach vor ihr ausgebreitet wurden, und zweifelnd fragte sie die schwarze Dienerin, die mit dem Putz gekommen war, ob diese kostbaren seidenen Kleider, goldenen Spangen und Ringe und funkelnden Edelsteine in der That für sie, Emineh, die Tochter des Zimmermanns bestimmt waren. Die Dienerin schien stumm zu sein und gab nur durch Zeichen zu erkennen, daß all' die Reichthümer in der That für Emineh seien. Dann war sie ihr mit geschickten Fingern beim Ordnen der Haare, dem Anlegen der Kleider und

Schmucksachen behülflich, und bald stand Emineh in Pracht und Jugend wie die schönste Sultanin strahlend zur Ausfahrt bereit. Ihr Erscheinen im Harem des Großwesirs erregte großes Aufsehen. Alle Anwesenden, auch die Hübschesten und Geschmücktesten unter ihnen waren durch Emineh's Schönheit in den Schatten gestellt — Als sich alle Gäste niedergelassen hatten, konnte Achmed's Mutter ihre Aufregung nicht mehr bemeistern. Sie begab sich in ein gehenntes Zimmer, von dem aus man durch ein kleines Fenster das Innere einem Vorhang verborgen war, Einblick in den Speisesaal haben konnte und beschied ihren Sohn zu sich. Als dieser eingetreten war, sagte sie bleich und zitternd: „Nun kennst Du sehen was Du verschmäht hast als Du die Braut, die ich für Dich auserkoren hatte, zurückwiesest. Hier, blick in den Saal. Dem Fenster gegenüber, zu Deinen Füßen, da sitzt sie. O, Achmed, Thor, der Du warst!"

Der Bräutigam warf einen langen Blick auf Emineh's Gestalt und ihre unvergleichliche Schönheit überwältigte ihn. Er taumelte todtenbleich zurück und stammelte kaum vernehmbar: „Emineh ist meine Braut. — Was geht mich die schwarze Reschid, des Pascha's Tochter an. Emineh will ich heimführen keine Andere. Das ist mein Recht. Sie hat den Ring nicht zurückgesandt, den Du ihr als Deiner zukünftigen Schwiegertochter gabst, und deshalb ist sie meine Braut geblieben. — Ich werde mein Recht zu erlangen wissen. Mein Vater ist Großwesir und wird es mir verschaffen, und sollte ich darum vor dem Sultan zu erscheinen haben."

Die Mutter bemühte sich vergebens, Achmed zu beruhigen. Er geberdete sich, als wäre er von Sinnen und wiederholte nur immer dieselben Worte: „Entferne die schwarze Reschid. Sie ist mir ein Gräuel. Ich mag sie nicht sehen. Emineh ist meine Braut."

Der Großwesir mußte gerufen werden, um dem Auftritt ein Ende zu machen. Der war ein ruhiger alter Herr und seine gelassenen Worte besänftigten schnell die Aufregung des Sohnes. „Du Du Reschid Hanum nicht zur Frau nehmen willst, so werde ich mich mit dem Pascha ihrem Vater darüber verständigen, unter welchen Bedingungen Deine Verlobung mit ihr rückgängig gemacht werden kann; ob Du ein Recht hast, Emineh als Deine Braut ihrem Gatten zu entreißen, darüber wird der Richter entscheiden. Nun begieb Dich in Deine Gemächer und ich verbiete Dir sie vor morgen Abend zu verlassen. Dann sollst Du von mir hören."

Die eingeladenen Gäste wurden unmittelbar noch Beendigung des Festmahls unter dem Vorwand verabschiedet, die junge Braut sei plötzlich erkrankt. Das dreizehnjährige Kind, das kaum verstand, was mit ihm vorgehen sollte, wurde in den Harem der Mutter zurückgeführt, der Großwesir und der Pascha verständigten sich um so leichter über die Bedingungen, unter denen die Verlobung zwischen den beiden jungen Leuten wieder aufgehoben werden sollte, als der Großwesir sich zu gerechten Zugeständnissen bereit zeigte, während der Pascha dem mächtigen Würdenträger gern gefällig war.

Nachdem Achmed Bey's Bündniß mit Reschid auf diese Weise gelöst worden war, ließ der Großwesir den Kadi rufen und legte diesem den Fall

war, wie er ihm selbst durch die vollständigen Mittheilungen seiner Frau bekannt geworden war.

Der Kadi hegte keinen Augenblick einen Zweifel darüber, daß Achmed Bey nur den schwachen Schein eines Rechts auf seiner Seite hatte, denn der Ring, dem plötzlich so große Bedeutung beigemessen werden sollte, war von Emineh nicht einmal zurückgefordert worden, und sie hatte ihn, gleich dem ihrem Vater geschenkten Gelde, als eine bedeutungslose Sühne für die ihr zugefügte Kränkung betrachten können. Uebrigens war es klar, daß Achmed sowohl wie Emineh ihre Verbindung zu einander als vollständig aufgehoben betrachtet hatten, denn Emineh war seitdem in die Ehe getreten, ohne daß Achmed Bey Widerspruch dagegen erhoben hätte — Aber der Kadi war neben seiner Klugheit auch vorsichtig — Sollte er den Zorn des Großwesirs durch ein Urtheil gegen Achmed Bey auf sich laden? — Das wollte der Kadi vermeiden, und deshalb sagte er nach einigem Bedenken

„Euere Hoheit bitte ich, ehrfurchtsvoll bemerken zu dürfen, daß der Fall, um den es sich handelt, sich nach meinem geringwerthigen Dafürhalten dem Urtheil eines einfachen Kadi entzieht. Er gehört, so möchte ich annehmen, als Ehesache dem Hohen Gerichtshofe des Scheich-ul-Islam an. Dies ist meine Ansicht. Sollte sie falsch sein, so bitte ich Euere erlauchte Hoheit, mich des Richtigen zu belehren."

Der Großwesir sah den Kadi unfreundlich an, worauf dieser hinzufügte: „Den Mittheilungen Eurer Hoheit glaube ich entnehmen zu können, daß der Gemahl der Emineh Hanum den hohen Gesellschaftsklassen angehören dürfte. Als solcher würde er sich aber schwerlich bei dem Urtheil eines einfachen Kadi beruhigen, falls dies seinen Erwartungen nicht entsprechen sollte, und so würde der Fall schließlich doch wohl vor den Scheich-ul-Islam kommen, es sei denn, daß mein Urtheil, nach sorgfältiger Prüfung des Sachverhalts, gegen Achmed Bey's Ansprüche gefällt werden müßte."

Der Großwesir durchschaute die Beweggründe, von denen der Kadi sich leiten ließ, aber da er sie als richtig erkannte, so entließ er den schlauen Richter und begab sich zum Scheich-ul-Islam. Aber auch dieser wollte vermeiden, sich einen mächtigen Feind zu machen, und deshalb sagte er: „Der Fall, den Euere Hoheit mir vortragen, kann von dem Padischah allein endgültig entschieden werden."

Bald darauf stand der Großwesir vor dem Sultan, und zum dritten Male an jenem Tage wiederholte er die Klage seines Sohnes Achmed gegen Emineh, die sich, obschon sie seine angetraute Braut gewesen sei, mit einem Unbekannten vermählt habe. Achmed verlangte deshalb, daß jene Ehe als ungesetzlich erklärt und Emineh ihm zurückgegeben werde, damit er sie zu seiner Frau machen könne.

Nachdem der Wesir seinen Vortrag beendet hatte, sagte der Sultan: „Achmed und Emineh sollen ihren Richter in mir finden. Um ein gerechtes Urtheil fällen zu können, will ich beide Parteien hören. Achmed Bey und Emineh Hanum werden deshalb morgen Vormittag zur zehnten Stunde vor mir erscheinen. Meine höchsten und hohen Hofbeamten wohnen den Verhandlungen bei. Ich habe gesprochen."

Am nächsten Morgen waren zur anberaumten Stunde die hundert höchsten Beamten des Hofes von Stambul unter freiem Himmel, auf dem Platze zwischen der Pforte und dem Eingang zum Serail, versammelt. Sie standen in einem Halbkreis vor dem Throne, der unter einem erhöhten Baldachin aus dunkeln schweren Stoffen aufgestellt war. Die Vorhänge waren bis auf eine enge Spalte an einander gezogen, so daß den im hellen Sonnenlicht Harrenden die geheiligte Person des Chalifen kaum erkennbar wurde und nur dessen weißes Antlitz, geheimnißvoll und unklar aus dem Dunkel hervorleuchtete. Sobald sich dies aber gezeigt hatte, trat lautlose Stille ein. Plötzlich erschienen, wie aus der Erde hervorgezaubert, zwei Riesen, der eine auf der rechten, der andere auf der linken Seite des Baldachins. Sie trugen die glänzende Uniform der Leibgarde des Sultans und schritten mit gezogenem Säbel, gemessenen Schrittes auf einander los. Als sie sich bis auf eine geringe Entfernung einander genähert hatten, machten sie Halt und wandten sich der Versammlung zu, die Augen, über Aller Köpfe hinweg, nach der Pforte gerichtet. Fortan blieben sie, als wären sie aus Stein gemeißelt, in herzengrader Haltung unbeweglich stehen. Als sie ihre Stellung eingenommen hatten, trat aus der Mitte des Vorhangs ein Dritter hervor, der Palastmarschall des Sultans, eine allen Anwesenden wohlbekannte Persönlichkeit. Inmitten der tiefen Stille, die sich über die Versammlung gelagert hatte, vernahm man darauf die ruhige Stimme des Marschalls. „Die Gerichtssitzung ist eröffnet. Der Kläger erscheine und trage seine Klage vor."

Achmed Bey näherte sich mit schlotternden Knieen dem Baldachin und blieb, die Augen gesenkt, vor dem Palastmarschall stehen.

„Du darfst sprechen," sagte dieser.

Achmed hatte sich während der ganzen Nacht darauf vorbereitet, aber was er nun sagte, sprach wenig zu seinen Gunsten, und sein kläglicher Vortrag machte die Rede noch nichtssagender. Nachdem er geendet hatte, wandte sich der Palastmarschall stumm von ihm ab und näherte sich unter ehrfurchtsvoller Verbeugung der Person des Sultans. — Als er bald darauf wieder vor dem zerknirschten Achmed stand, sagte er: „Du sollst jetzt auf die Fragen die ich an Dich richten werde, kurz und bündig antworten. — Du verstehst?"

„Ja."

„Hast Du den Ring, den Deine Mutter der Emineh Hanum an den Finger gesteckt hatte, zurückgefordert?"

„Nein."

„Hattest Du Deine Mutter beauftragt, Deine Verlobung mit Emineh Hanum wieder rückgängig zu machen?"

„Ja . . . aber . . ."

„Das genügt. Tritt aus dem Halbkreis der Hofbeamten, aber verbleibe auf diesem Platze, um alsbald den großherrlichen Urtheilsspruch zu vernehmen."

Nachdem sich Achmed, ein Bild des Jammers, entfernt, denn er hatte wohl erkannt, daß es ihm nicht gelungen war, den Richter vor dem er gestanden, zu Gunsten seiner ungerechten Sache zu beeinflussen, trat eine kurze Pause ein. Dann ließ sich die ruhige Stimme des Palastmarschalls von Neuem vernehmen: „Die Angeklagte erscheine!"

Außerhalb des Baldachins, doch unmittelbar neben demselben, bis dahin durch einen Schirm den Blicken der Anwesenden verborgen, erschien nun die verschleierte Emineh Hanum. Sie näherte sich, die Augen züchtig zu Boden geschlagen, der Stelle, auf der der Palastmarschall sie erwartete. Die Fragen die dieser sogleich an sie richtete, beantwortete sie mit bescheidener, doch vernehmbarer Stimme, aber das Verhör war kurz denn aus Achmed's Rede und den Antworten auf die an ihn gerichteten Fragen war es schon sonnenklar geworden, daß Emineh Hanum wegen ihrer Verheirathung nicht der geringste Vorwurf treffen konnte, und daß der Sohn des Großwesir keinen berechtigten Anspruch auf ihre Hand zu erheben hatte. Nachdem dies noch einmal festgestellt worden war, fragte der Marschall „Wie nennt sich Euer Gemahl Emineh Hanum, und welche Stellung bekleidet er?'

„Ich kenne seinen Namen nicht und weiß auch nicht was er treibt. Ich weiß nur, daß er gut ist und mich glücklich macht." Und im weiteren Verlauf der Verhandlungen erzählte sie in unbefangener Weise, unter welchen Bedingungen sich ihre Vermählung vollzogen und sie seitdem mit ihrem Gemahl gelebt hatte.

„So habt Ihr ihn niemals von Angesicht zu Angesicht geschaut?"

„Niemals. Und ich verlange jetzt auch nicht mehr danach denn seine Güte ist so groß, daß auch das schönste Menschenantlitz seiner Herzensgüte kaum würdig sein konnte.'

„So würdet Ihr nicht wissen, wer er ist, wenn er vor Euch stände?"

„Seine Stimme ist sanft und leise, wenn er mit mir spricht. Vielleicht würde ich ihn daran erkennen."

„Und wißt Ihr kein näheres besseres Zeichen, woran Ihr ihn erkennen würdet."

Da sah der Palastmarschall, dem sie beim Sprechen zugewandt war daß sie bis zu den Augen tief erröthete. Dann antwortete sie leise

„An seinen Händen würde ich ihn mit Sicherheit erkennen, denn sie sind so zart, so fein so weich wie keines andern Menschen Hände."

Der Marschall näherte sich wiederum dem Padischah, aber schon nach einer Minute stand er wieder Emineh Hanum gegenüber.

„Da nach Allem, was Ihr angesagt, und auch nach den Gewändern, die Ihr bei dem Festgelage im Harem der Gattin des Wesirs trugt, Euer Herr Gemahl zweifelsohne ein vornehmer Mann ist so dürfte er sich möglicherweise unter den hier Anwesenden befinden. Prüft also die Hände eines jeden Einzelnen um Euch dessen zu vergewissern."

Emineh wandte sich um, schritt auf den ersten der im Halbkreis Stehenden zu und prüfte durch einen flüchtigen Blick dessen Hände dann trat sie vor den zweiten und so fort, von Einem zum Andern. Dabei hielt sie die Augen so tief niedergeschlagen, daß Keiner auch nur die Farbe derselben zu erkennen vermochte. An allen großen und grauen Händen ging sie ohne Weiteres vorüber, wenn ihr eine besonders feine kleine Hand entgegengehalten wurde, so ergriff sie diese mit sanftem Druck, aber ließ sie immer schnell wieder fallen, gleichsam als sei die Berührung ihr unangenehm gewesen. Nach wenigen

Minuten hatte sie ihren Rundgang vollendet und stand wieder vor dem Palastmarschall.

„Mein Herr Gemahl befindet sich nicht in diesem Saale," sagte sie ruhig.

„Habt Ihr die Hände aller Anwesenden darauf hin geprüft?" fragte der Palastmarschall.

Emineh warf einen kurzen Blick auf die Hand des Redenden, die den Heroldsstab in festem Griff umfaßt hielt. Es war eine mächtige Männerhand, nicht die geliebte Hand, die sie suchte. Sie lächelte unwillkürlich bei dem Vergleich, den sie im Geiste anstellte, und wiederholte:

„Mein Herr Gemahl befindet sich nicht in diesem Saale."

„So prüfe auch diese Hand," sagte der Palastmarschall. Indem er so sprach, trat er einen Schritt bei Seite, und Alle erblickten nun eine Hand, die aus der Dämmerung des Baldachins im blendenden Sonnenlicht hervorgezeigt wurde: eine schneeweiße, schmale, zarte Hand. Emineh bebte eine Secunde bestürzt stehen, zögernd ergriff sie die Hand, aber sobald sie sie berührt hatte, sank sie auf die Kniee und drückte einen leisen Kuß darauf. Dann vernahm man im Saale in dem Todtenstille herrschte, ihre bebende Stimme.

„Dies ist wahrhaftig die Hand meines Herrn und Gebieters," sagte sie.

Da trat der Sultan aus dem Dunkel hervor und stand unter freiem Himmel, seine Rechte zwischen den Händen Eminehs ruhend. Er zog sie sanft an seine Seite, und sein stolzer freudiger Blick durchflog die Versammlung.

„Dies ist ein glücklicher Tag," sprach er, „denn ich habe heute Jemanden gefunden, der mich liebt. Darum will ich auch Milde walten lassen. — Dich, Ahamat Mustapha, muß ich jedoch Deines Amtes als Großwesir entheben, denn Du hast, indem Du die ungerechte Sache Deines Sohnes vertrattst, gezeigt, daß Dein Blick, der überall die Wahrheit erkennen sollte, leicht getrübt werden kann. Doch scheide ich nicht in Zorn von Dir, weil Deine Blindheit nur die Schönheit der Seele Eminehs gezeigt hat. Du darfst deswegen weiterer Gnadenbezeugungen von mir gewärtig sein; — Du, Achmed, Sohn Ahamat Mustapha's, hast ein großes Glück unwiderruflich verscherzt; das sei die Strafe dafür, daß Du es verkanntest, als es Dir geboten wurde. — Zieh Deiner Wege, armer blinder Thor."

Nach diesem Ereigniß war es Emineh gestattet, noch fünf Jahre an der Seite des Sultans zu verleben; sie starb auf der höchsten Höhe ihrer Schönheit und ihres Glücks. Sie erkrankte plötzlich eines Abends bald nach einer von ihr eingenommenen Mahlzeit und erlag noch in derselben Nacht einer geheimnißvollen Krankheit, gegen die alle ärztliche Kunst hülflos war. In ihrer Umgebung nahm man an, sie sei von einer eifersüchtigen Sultanin vergiftet worden, aber darüber kam nichts Gewisses an den Tag. Der Großherr betrauerte sie wie keine andere Frau, und seit ihrem Tode sah man ihn nie wieder lach.

Perſönliche Erinnerungen an den Krieg von 1870/71.

Von

J. von Verdy du Vernois.

IX. [1]

[Nachdruck unterſagt]

Der Ausgang der Schlacht von Sedan mußte eine vollſtändige Umgeſtaltung in den inneren Verhältniſſen Frankreichs zur Folge haben. Am 4. September Nachmittags erklärten die Führer der republikaniſchen Partei im Stadthauſe zu Paris über die geſetzgebenden Körper hinweg die Napoleoniſche Dynaſtie für abgeſetzt und riefen die Republik aus. Eine proviſoriſche Regierung wurde gleichzeitig ernannt, an deren Spitze General Trochu, der Gouverneur von Paris, trat, die Kaiſerin Eugenie verließ noch an demſelben Nachmittage die Stadt.

Eigenthümlicher Weiſe finde ich in meinen Notizen und Briefen auch nicht den geringſten Anhalt, wann und wo wir von dieſen Ereigniſſen Nachricht erhalten und welchen Eindruck ſie bei uns hervorgerufen haben.

Ich kann mir heutigen Tages dieſes Fehlen jeglicher Aufzeichnung nur dadurch erklären, daß die in Paris ſtattgefundenen Veränderungen uns in keiner Weiſe überraſchten. Bereits vor dem Kriege waren wir von der Ueberzeugung durchdrungen, daß mit der Beſiegung der franzöſiſchen Armee auch das Schickſal der Napoleoniſchen Dynaſtie ſich entſcheiden würde. General von Moltke hatte dieſe Anſchauung in einer ſeiner Denkſchriften bereits damals ſogar ganz beſtimmt zum Ausdruck gebracht. An die Kataſtrophe von Sedan mußte ſich auch die Umwälzung in Paris anſchließen. Mit dieſem Gedanken waren wir ſo vertraut geworden, daß wir die Aenderung in der Regierungsform Frankreichs als etwas Selbſtverſtändliches anſahen. Nur die weitere Fortführung der Operationen erſchien uns jetzt noch von Bedeutung.

Als wir demnächſt Vendreſſe verließen, war in der geſammten Armee wohl die Anſicht vorherrſchend, daß die hauptſächlichſte Arbeit gethan ſei und nur noch ein kurzes Nachſpiel folgen würde. Die eine der Armeen des Kaiſer-

[1] Der zwiſchen den vorigen und der hier folgenden Abſchnitten fehlende Theil der „Erinnerungen", enthaltend „Zug nach Sedan", iſt bereits im erſten Hefte der „Deutſchen Rundſchau" October 1874, veröffentlicht worden.

reiches war bereits vernichtet, die andere befand sich in Metz eingeschlossen während die Zahl der nach im Innern des Landes vorhandenen organisirten Streitkräfte als eine verhältnißmäßig geringe mit Recht betrachtet wurde. Den Kern dieser Streitkräfte bildete das Corps des Generals Vinoy, welches den Anschluß an die Mac Mahon'sche Armee bei Sedan nicht mehr erreicht hatte und, sich in geschickter Weise uns entziehend, nach Paris eilte.

In der Annahme einer baldigen Beendigung des Krieges haben wir uns allerdings gründlich getäuscht. Indeß war nach Sedan die Ansicht allgemein verbreitet, daß wir nun nach Paris eilen müßten, und daß dort der Frieden dictirt werden würde.

Nachdem die französischen Armeen besiegt waren, gewann die Hauptstadt des Landes eine besondere Bedeutung. Allerdings sind in verschiedenen Kriegen die Hauptstädte großer Mächte in den Besitz des Feindes gefallen, ohne daß dies zum Frieden geführt hatte, so Wien, Berlin und Moskau. Der Einfluß aber, welchen Paris auf Frankreich ausübt, hatte sich in früheren Feldzügen als ein so bedeutender erwiesen, daß mit dem Fall dieser Metropole auch der Krieg sein Ende fand. Dies war 1814 und 1815 der Fall gewesen. Der Zug nach Paris erschien daher unmittelbar nach der Schlacht von Sedan als eine so einfach daliegende Nothwendigkeit, daß damals irgend eine andere Meinung nirgends hervortrat.

Wie sich nun aber der Krieg wider Erwarten immer mehr in die Länge zog, die Strapazen eines Winterfeldzuges sich fühlbar machten und noch viele große Schlachten und Gefechte durchkämpft und manche schwere Situationen überwunden werden mußten, da tauchten doch hier und da später hin Stimmen auf, welche das Vorrücken bis Paris als einen gewaltigen Fehler bezeichneten und behaupteten wir hätten damals nach Sedan stehen bleiben und die Franzosen erwarten sollen, da diese doch vorgehen mußten, wenn sie uns aus ihrem Lande wieder vertreiben wollten. Moltke sagte in Bezug hierauf Einst vor dem Fall der Hauptstadt: „Wenn wir jetzt mit den gemachten Erfahrungen uns an den Tag von Sedan zurückversetzten, so würde ich Seiner Majestät doch nichts Besseres vorzuschlagen wissen als was wir gethan haben: unsere Operationen auf Paris weiter fortzusetzen."

Was wäre auch bei einem Stillstehen nach Sedan herausgekommen? Wir hätten den Franzosen Zeit gegeben, ihre großartigen Hülfsmittel auszubeuten, neue Armeen zu organisiren und es ihnen überlassen, wann und wo sie uns dann angreifen wollten. Waren wir bei diesem neuen Zusammenstoße siegreich, so konnten wir eben nur das thun was wir jetzt unter viel günstigeren Umständen auszuführen vermochten. Oder sollten wir auch dann nach stehen bleiben und von Neuem ihren Angriff erwarten? Jedenfalls würde sich dann der Krieg in eine unabsehbare Länge gezogen haben, bevor Frankreich sich verblutete. War der Theil des Landes, den wir nach Sedan besaßen, auch ein verhältnißmäßig großer, so blieb er doch immer nur ein Bruchtheil des ganzen feindlichen Gebietes. Wir vergrößerten unseren Besitz, wenn wir bis Paris vorgingen und erleichterten uns dabei die Verpflegung der Armee in dem reichen Lande um ein Wesentliches. Zwar konnten wir auch dann die Auf-

gabe nicht überwältigen, vor Paris stehend, das ganze übrige Land niederzuwerfen. Aber wir sahen voraus, daß der Fall von Paris dies Ergebniß herbeiführen würde, und nur auf diesem Wege war die Möglichkeit einer schnelleren Beendigung des Krieges gegeben. In dieser Voraussicht aber haben wir uns nicht getäuscht.

Der Marsch nach Paris konnte zunächst nicht mit allen bei Sedan zusammengezogenen Kräften angetreten werden. Die Bewachung und der Transport der in Gefangenschaft gefallenen feindlichen Armee erforderte das vorläufige Zurücklassen des I. bayerischen und XI. Corps, über welche General von der Tann den Befehl erhielt. Die übrigen Truppen mußten erst wieder in größerer Breite auseinander gezogen werden, um den Marsch für dieselben leichter zu gestalten und eine bessere Verpflegung für sie zu erlangen; die zahlreiche Cavallerie wurde zur Sicherung vor die Front gezogen und ging auf weite Entfernung voraus.

Da General Bluth sein Corps nach Paris zurückgeführt hatte, fand bei unserem Vormarsch kein weiterer Zusammenstoß mit größeren feindlichen Abtheilungen statt. Dagegen machte sich das Auftreten zahlreicher Franctireurs und anderer organisirter Banden bereits jetzt in belästigender Weise bemerkbar.

Die Maas-Armee, welche auf dem rechten Flügel sich befand versuchte während des Vormarsches sich in den Besitz der Festungen Montmédy und Soissons zu setzen, doch ließen sich deren Commandanten durch das Feuer der Feldgeschütze nicht einschüchtern. Dagegen capitulirte Laon beim Eintreffen des Herzogs Wilhelm zu Mecklenburg-Schwerin mit der 6. Cavallerie-Division und dem Jägerbataillon Nr. 4. Beim Besetzen der Citadelle flog das Pulvermagazin in die Luft — wahrscheinlich die That eines Exaltirten —, wodurch unsere Truppen einen Verlust von fünfzehn Officieren und sechsundneunzig Mann erlitten, während der der Franzosen etwa dreihundert Mann betrug.

Am 18. September waren die III. und die Maas-Armee so weit gelangt, daß die Einschließung von Paris am folgenden Tage durchgeführt werden konnte. Das große Hauptquartier war von Beudresse am 4. September aufbrechend, über Rethel, Rerms und Château Thierry in Meaux bereits am 15. September eingetroffen.

Größere Ereignisse fielen mithin in dieser Periode nicht vor, und ich kann mich daher darauf beschränken, einzelne Auszüge aus meinem Tagebuch und aus Briefen wiederzugeben, diese betreffen zum großen Theil nur Privaterlebnisse, zum Theil sind in ihnen aber auch Ansichten über die damalige Lage nach verschiedenen Richtungen hin ausgesprochen. In Bezug auf letztere bemerke ich, daß ich den Wortlaut aus den Notizen hier wiederhole gleichviel, ob unsere Anschauungen sich hinterher als richtig oder falsch erwiesen haben, denn nur auf diesem Wege wird es möglich ein getreues Stimmungsbild aus unseren Kreisen in der damaligen Zeit zu geben.

„Donchery, den 3. September früh.

„Vielleicht kommt auch dieser Brief über Belgien mit dem letzten zusammen schneller in die Heimath als per Feldpost. In zwei Stunden fahren

wir von hier ab, und dann geht es auf Paris! Augenblicklich ist noch mit der Instradirung der gewaltigen Gefangenentransporte viel zu thun.

Es scheint, als ob Kaiser Napoleon sich aus Sedan herausbegeben hatte, weil er bei der dort herrschenden Auflösung sich in der Stadt selbst nicht mehr sicher fühlte. Er wird nun über Belgien als Kriegsgefangener nach Cassel gehen. Da er die Armee nicht commandirte, konnte mit ihm über deren Schicksal auch nicht unterhandelt werden. Wie man hört, will er aber als Gefangener auch über einen etwaigen Frieden ebenfalls nicht in Verhandlungen eintreten. Wer repräsentirt nun das Gouvernement von Frankreich?

„Wenn sich nicht vor Metz noch etwas Besonderes ereignet, dürfte es mit dem Blutvergießen zu Ende sein[1]). Die Franzosen haben nur noch ein zusammengestelltes Corps meist aus Ersatztheilungen zusammengestellt.

„Eine Stadt wie Paris braucht gar nicht belagert zu werden, man stellt sich davor auf und schneidet durch die zahlreiche Cavallerie alle Zufuhr ab. Mögen sie sich bort jetzt noch so sehr verproviantirt haben so werden sie sich in spätestens vierzehn Tagen innerhalb der Stadt wohl selbst an die Köpfe bekommen.

„Unsere Verluste in den letzten Schlachten sind verhältnißmäßig nicht zu bedeutend. Bei den meisten Corps konnte da die Katastrophe unausbleiblich war mit großer Schonung von Menschenleben vorgegangen werden, wie es unter anderen Verhältnissen allerdings kaum ausführbar gewesen wäre. Nur das eine bayerische Corps ist in einen äußerst heftigen Kampf verwickelt worden und hat größere Verluste gehabt. Versen ist schwer verwundet.

„Graf Hatzfeldt kommt suchen, um sich nach Brüssel zu begeben, er hat die große Liebenswürdigkeit diesen Brief mitzunehmen.“

„Vendresse den 3. September

„Heute nach 6 Uhr Abends dinirten wir bei Seiner Majestät, wobei uns der hohe Herr in herzlichen Worten zum eisernen Kreuz beglückwünschte.“

„Rethel, den 5. September.

„Der Postverkehr wird mit der größeren Entfernung naturgemäß immer langsamer. Hier wohnen wir Alle in dem sehr hübschen Hause eines großen Fabrikanten der jedoch nicht anwesend ist. Wir freuen uns sämmtlich heute nach Reims zu gelangen, denn man sehnt sich ordentlich danach wieder ein paar Tage in einer großen Stadt zuzubringen, verschiedene Bedürfnisse einzukaufen und nothwendige Reparaturen ausführen zu lassen. Das wird um so leichter geschehen können da wir wohl einige Tage in Reims verbleiben werden, um die zur letzten Schlacht zusammengezogenen paarmalhunderttausend Mann wieder zu entwirren und für den Marsch in größerer Breite auseinanderzuziehen.

---

[1]) Während sich das Schicksal der Armee Mac Mahon's bei Sedan entschied, hatte Bazaine mit seinen gesammten Kräften einen Ausfall aus Metz, allerdings in einer der Annäherung des Entsatzes entgegengesetzten Richtung unternommen, welcher am 31 August und 1. September zur Schlacht von Noisseville führte. Der versuchte Durchbruch mißlang jedoch

„Die Minengänge und das „in die Luft sprengen", wovon die Zeitungen erzählen, ist Alles dummes Zeug. Eisenbahnen zerstören wir allein, soweit wir sie nicht gebrauchen können. Der Besitz der über Toul führenden Linie hätte für uns einen besonderen Werth, aber diese Festung befindet sich noch in den Händen der Franzosen."

„Reims, den 5. September, Abends 8 Uhr.

„Wir sind erst vor Kurzem hier eingetroffen und wahnen gegenüber der wirklich herrlichen, namentlich jetzt in der Abendbeleuchtung wunderbar prachtigen Kathedrale. Unsere Quartiere sind nicht besonders, da das Generalcommando des VI. Armeecorps bereits vor uns die Zimmer des Hôtels, in welchem wir uns befinden, zum größten Theil mit Beschlag belegt hatte, und wir, da das Corps bald weiter geht, sie nicht aus denselben vertreiben wollten.

„Bei der Fahrt in der Stadt sah ich, wie Major von Schlichting in der Nähe des Generals von Tümpling, welcher seine einmarschirenden Truppen an sich vorbeidefilliren ließ, sich mit dem Pferde überschlug. Glücklicher Weise hat es ihm nichts geschadet. Seine hervorragende Befähigung, vor Allem sein seltenes Verständniß für die großen Operationen würden ihn bei uns wichtigere Dienste leisten lassen, als dies in seiner jetzigen Stellung als Bataillonscommandeur der Fall sein kann.

„Wir rechnen darauf, hier ein paar Tage zu bleiben."

„Reims, den 6. September.

„Heute sind wir umgezogen und haben uns bessere Quartiere besorgt. Padbielski und ich liegen im Quartier bei einem der bedeutendsten Champagner-Fabrikanten.

„In den letzten acht Tagen ist durch unsere Thätigkeit im Felde und durch die Märsche das ganze Bureaugeschäft so ins Stocken gerathen, daß ich außer einem flüchtigen Gang durch die Kathedrale nach Nichts von Reims zu sehen bekommen habe."

„Reims, den 7. September.

„Es wird wohl noch einige Tage dauern, bis wir von hier fortkommen, da die Armeen sich erst ausbreiten müssen. Die Zeiten gehen inzwischen ihren Marsch auf Paris fort, voran unsere Cavallerie. Was der Feind noch an formirten Truppen verfügbar hat, ist unseren Kräften gegenüber nur sehr untergeordnet; im freien Felde wird er sich uns kaum noch entgegenstellen. Bis Paris wird der Zug daher wohl mehr den Charakter einer Vergnügungsreise tragen."

„Reims, den 8. September.

„Heute früh hatten wir mit dem Commandeur der Ingenieure eine längere Conferenz, wie man am Besten mit den Forts von Paris fertig wird. Ich hoffe, die Sache wird ohne zu viel Blutvergießen unsererseits gehen.

„Brandenstein ist noch in Sedan mit dem Abtransport der Gefangenen beschäftigt. Er wird wohl erst in ein paar Tagen zurückkommen. Ich rechne darauf, daß wir noch etwa vier Tage hier bleiben.

„Wenn die Leute in Paris nicht selbst aneinander geraten, so sind wir genöthigt, ihnen das Gefühl, daß es zu Ende geht, beizubringen zu müssen. Ohne eine solche Nöthigung wird es kaum abgehen, da die Friedensbedingungen, die wir stellen werden, wohl nur dann zu erreichen sind, wenn sie ihre Ohnmacht erkennen. Abgesehen von einer recht bedeutenden Contribution werden wir Lothringen und den Elsaß auf keinen Fall wieder herausgeben. Metz muß preußische Festung werden.

„Heute ist bei uns eine zweite Sendung eiserner Kreuze eingegangen, und ich habe mich recht gefreut, daß Blume, Krause, Claer und Nasty dabei bedacht worden sind."

„Reims, den 9. September.

„Herr v. Mühlberg, der Zietenhusar, ist heute hier; ich habe ihn nicht gesehen, aber seinen interimistischen Regimentscommandeur (der frühere Oberst von Zieten ist bei Vionville gefallen) gesprochen. Derselbe war über ihn des Lobes voll. Bei dem am 16. August in der Dunkelheit stattgehabten Angriff der Cavallerie wurde Mühlberg verwundet und fiel, unter seinem erschossenen Pferde liegend, in Gefangenschaft. Die Franzosen schleppten ihn nach Vionville, hier aber wußte er sich in derselben Nacht noch zu ranzioniren und traf am Morgen wieder bei seinem Regimente ein[1]).

„Ebenso rühmen die Alexandriner das Verhalten unseres kleinen Kriegs; er und nur noch ein Officier waren die Einzigen, welche von seinem Bataillon unverletzt aus der Schlacht von Gravelotte hervorgingen; sein Bruder, Reserve-Officier des Regiments, ist jedoch ziemlich schwer verwundet.

„Mit dem Unterschreiben der Depeschen hängt es einfach so zusammen, daß früher die Vortragsstunden beim Könige anders gelegt waren, als jetzt und da Podbielski zur Zeit ihres Abganges nicht im Bureau war, ich dieselben unterschrieb; jetzt, wo er vor ihrer Absendung stets zur Stelle ist, versteht es sich von selbst, daß er die Unterschrift gibt.

„Das Haupttelegramm am Abend der Schlacht von Sedan vom Könige, in welchem er nach Berlin Kenntniß gab, daß der Kaiser Napoleon ihm seinen Degen angeboten und er ihn angenommen habe, ist glücklich gestern Abend per Post wieder in unsere Hände gelangt! Der Relaisposten konnte, da sich der Feind in seiner Nähe zeigte, nicht weiter und hatte die Depesche einem Feldpostillon zur weiteren Besorgung übergeben, dieser brachte sie wieder zu uns zurück."

„Reims, den 11. September.

„Heute konnten wir uns endlich einen freien Tag machen, den ich mit Podbielski, Bronsart und mehreren Anderen zu einer Fahrt nach dem bekannten Lager von Châlons benutzte. Besonders gefallen hat es mir daselbst nicht; das Quartier Impérial war von Mobilgarden gänzlich ausgeplündert worden.

„Unsere Telegramme vom 3. und 4. September stehen wieder nicht in den Berliner Zeitungen. Wo mögen sie nur geblieben sein?"

---

[1]) v. Mühlberg ist zur Zeit Wirklicher Geheimer Legationsrath im Auswärtigen Amt.

„Reims, den 13. September

„Heute habe ich die grossartigen Champagnerkellereien meines Wirths, die gestern Seine Majestät besucht hatte gesehen. Diese unterirdischen Gänge mit ihren riesenhaften Lagern sind in hohem Maße interessant. In Erwiderung einer kleinen Aufmerksamkeit erhielt ich einen Karb mit sechs Flaschen der seltensten Marken. Vorsichtig ließ ich denselben auf unsern „Schlachtenwagen" bringen, der sich mit unserer gesammten Bagage in einem größeren Park befand, um in Zeiten der Noth etwas für uns zu haben." (Leider führte diese Vorsicht zu nichts, denn nach ein paar Tagen entdeckte ich daß der Karb mit den Flaschen gestahlen war.)

„Morgen hoffen wir, streift unsere Cavallerie schon vor den Thoren von Paris. Wir gehen in einem Doppelmarsch nach Château Thierry, etwa acht Meilen von hier, dann nach Meaux, wieder ein Doppelmarsch."

„Château Thierry, den 14. September

„Da sind wir des Abends 6½ Uhr hier glücklich angekommen. Das Wetter war abwechselnd regnerisch so daß wir die Gegend nicht in ihrem vollen Glanze genossen.

„Unterwegs haben wir in einem allerliebsten kleinen Schlosse ein paar Stunden Rast gemacht und ein sehr gutes Frühstück genossen, welches von dem vorausgeschickten jungen Stosch besorgt worden war. Den Kaffee nahm Moltke mit uns in einem kleinen, stilvoll eingerichteten alten Thurmzimmer ein, in welchem es ihm so behagte, daß er sich gar nicht von demselben zu trennen vermochte. Uns erging es ebenso. Die Stimmung war eine sehr heitere, das Gemach wurde in Folge dessen der Geburtsort einer unzähligen Menge von Kalauern.

„Kaum in Château Thierry angelangt, und während wir Alle noch von der langen Fahrt ein wenig steife Glieder hatten, sahen wir unseren verehrten Chef bereits von einem verwitterten Thurme herab Umschau halten. Viel war nicht mehr zu sehen, aber es gehört zu Moltke's Eigenthümlichkeiten, wo es nur irgend einen Aussichtspunkt gibt denselben auch zuvor zu erklimmen.

„Ihr traut uns aber Flügel zu! Jetzt fallen wir sogar schon in Paris sein! Wir wollen ja erst überhaupt bis an die Stadt gelangen, wie wir hineinkommen, werden wir erst später sehen. Ich glaube wir liegen besser vor den Thoren, als in der Stadt."

Am 15. September verließen wir Château Thierry. Vor der Abfahrt wurden erst nach die Befehle für die Einschließung von Paris an die III und Maas-Armee erlassen, auch fand noch eine Besprechung mit den Stabschefs beider Armeen, Generallieutenant v. Blumenthal und Generalmajor v. Schlotheim über die bevorstehenden Operationen statt.

„Meaux, den 15. September.

„Heute war es eine recht angenehme Fahrt von Château Thierry hierher, schönes Wetter und schöner Weg zwischen den das Flußthal umgebenden Höhen.

„Eine Meile diesseits Meaux hatten die Franzosen eine sehr große gewölbte Eisenbahnbrücke und eine daneben liegende Chausseebrücke gesprengt, ferner die Brücken über den Ourcq-Canal und noch verschiedene andere. Das kostet ihnen viel Geld, und sie schoden sich allein nur damit. Derartige Sprengungen haben einen Sinn, wenn man die betreffende Flußlinie halten will, oder wenn der Fluß selbst so breit ist, daß die Herstellung des Ueberganges geraume Zeit erfordert. Beides war hier nicht der Fall. An eine Vertheidigung der Linie war nicht zu denken, und die Breite des Wasserrisses war so gering, daß die Zeit, welche unsere Truppen zu ihrer nothwendigen Ruhe bedurften, genügte, um einen anderweitigen Uebergang herzustellen. So erwies sich die Zerstörung der großen und theuren Kunstbauten als vollständig unnütz.

„Jetzt eilen unsere Colonnen von allen Seiten in einem großen Bogen auf Paris zu. Binnen wenigen Tagen wird aus diesem Bogen ein völliger Kreis entstehen, der mit einem Schlage die Metropole umschließt und sie von der Welt isolirt.

„Die Briefe des Hauptquartiers vom 2. und 3. September Mittags sind statt nach Deutschland on den französischen Commandanten von Verdun gelangt da der betreffende Postillon dort in Gefangenschaft gefallen ist. So viel ich mich erinnere, befindet sich unter den Briefen, die er bei sich hatte, keiner von mir, da ich gerade an den betreffenden Tagen meine Schreiben über Belgien expedirt habe."

„Meaux, den 16. September, Mittags.

„Die Zeitungen beschäftigen sich sehr viel mit Minen, Petroleumbränden u. s. w., mit denen wir überrascht werden sollen. Auch hier vergeht keine Stunde, in der uns nicht Warnungen darüber aus allen Theilen der Welt, selbst von den ernsthaftesten Leuten zugehen. Wir nennen dies die „Minenkrankheit", eine Epidemie, die, wenn sie einmal ausgebrochen ist, sich in die weitesten Kreise verbreitet — zum Glück nicht in die unsrigen. Minen sind Vertheidigungsmittel die man im Kriege anwenden kann und gegen die, wenn sie wirklich zum Explodiren gelangen, es ebenso wenig Schutz gibt wie gegen feindliche Kugeln. Das ist nun einmal so und nicht anders, sobald man sich überhaupt in den bösen Krieg begibt. Wollten die Franzosen aber nur den hundertsten Theil der Minen wirklich anlegen, von deren Vorhandensein man uns erzählt, so bedurften sie dazu nicht bloß ihr, sondern auch unser gesammtes Pulver. Fanatische Acte können sich immerhin ereignen, wie letzthin in Laon. Soweit man nach menschlichen Maßnahmen unsere Truppen dagegen schützen kann, wird dies sicher geschehen. Im Großen und Ganzen sind derartige Gerüchte aber Gespenstergeschichten, passend für solche Leute, die den Zusammenhang nicht kennen und sich durch dieselben in Furcht setzen lassen. Für uns dient eine solche Schwarzseherei nur zur Erheiterung.

„In Berlin soll man sich in gewissen Kreisen sehr über Rüstungen von Oesterreich, Nordamerika und Spanien beunruhigen. Jetzt dürfte sich diese Unruhe wohl schon legen. Oesterreich denkt schwerlich daran, jetzt noch in den Krieg einzutreten, Nordamerika hat zwar die Republik anerkannt, besitzt

jedoch keine Landarmee, die im Stande wäre, in Europa ins Gewicht zu fallen und Spanien hat mit sich selbst wohl genug zu thun. Sollte früher irgend ein größerer Staat Lust gehabt haben, zu intervenieren, so dürfte ihm diese Lust nach der Katastrophe von Sedan wohl vergangen sein.

„Man klagt ferner in Berlin, daß Napoleon so achtungsvoll behandelt würde, man müsse sich in so großen Zeiten über Gefühlspolitik hinwegsetzen. Wir behandeln ihn einfach als Kaiser von Frankreich. Er repräsentirt vorläufig für uns die einzige Regierung, welche wir anerkannt haben, und jedenfalls muß man sich diese eine wenigstens so lange conserviren bis man eine andere hat mit der man unterhandeln kann. Mit wem soll man denn Frieden schließen?

„Ich glaube, ich habe mich ein paarmal in dem Datum meiner Briefe verschrieben. Das kommt von der Eile!"

„Meaux, den 17. September.

„Neues gibt es hier nicht. In Bezug auf die politische Lage kannst Du alle Bekannten, die sich dafür interessiren, beruhigen. Näheres kann ich natürlich darüber nicht schreiben, aber ich glaube, über selbige ausreichend orientirt zu sein, da sich unsere militärischen Anordnungen, namentlich unter den jetzigen Verhältnissen, sehr nach der allgemeinen politischen Situation richten müssen."

„Meaux, den 18. September, Mittags.

„Wie es scheint, hat das VI. Armeecorps eben im Süden von Paris ein Avantgardengefecht, wenigstens hört man von dorther Geschützfeuer.

„General v. Gersdorf, mit dem Du noch in Prag zusammen warst, ist nun auch todt, in Folge seiner bei Sedan erhaltenen Verwundung. Auch unser guter Wittich, der Reisegefährte in Italien im vorigen Jahre ist seiner Wunde erlegen. — Für Lieutenant Meie will ich gern mein Möglichstes thun; aber ich kann es doch nur, wenn er an seinem jetzigen Platz entbehrlich wird. Jeder möchte gern vorn sein; aber Jeder muß zunächst an dem Platz bleiben auf den er hingestellt ist. Ob er dort abkömmlich ist, können nur seine Vorgesetzten beurtheilen."

„In der Nacht vom 18. zum 19. September wurden wir Abtheilungschefs plötzlich zum General v. Moltke berufen, der im bischöflichen Palais wohnte. Wir fanden den General in einem großen, durch verschiedene Ereignisse bekannten historischen Zimmer, in welchem in einer Nische an der Längsseite das Bett stand. Es waren Meldungen aus dem Norden von Paris eingegangen, wonach daselbst noch zahlreiche feindliche Truppen sich außerhalb der Fortlinie befinden sollten, so daß es bei der für den folgenden Tag in Aussicht genommenen Umschließung zum Gefecht gegen die dort vermuthete Armee des Kronprinzen von Sachsen kommen konnte. Moltke, der, in einen bis auf die Fersen reichenden Gehrock gehüllt, an der Langseite des Zimmers auf und ab spazirte, sagte uns, wir möchten zunächst die eingegangenen Berichte und Meldungen durchlesen. Im Uebrigen handelte es sich darum, ob weitere Kräfte nach der Nordseite von Paris dirigirt werden und wohin wir uns

Digitized by Google

am folgenden Tage persönlich begeben sollten. Ich glaubte nicht recht daran, daß die Franzosen es dort auf einen Kampf außerhalb der Forts ankommen lassen würden und wollte dies eben dem General sagen, als ich, aufblickend, einen so komischen Anblick hatte, daß dieser mich veranlaßte, auch meine Genossen darauf aufmerksam zu machen. Es war nämlich im Kamin in aller Eile eine Unmasse Holz in Brand gesetzt worden, und dadurch im Zimmer eine gewaltige Hitze entstanden. Moltke hatte während seiner Promenade in demselben wohl das Bedürfniß gefühlt, die herunterrieselnden Schweißtropfen abzuwischen, aber in seine Gedanken vertieft, ergriff er statt des auf dem Nachttische liegenden Taschentuches im Vorbeigehen seine auf demselben befindliche Perrücke und fuhr sich mit derselben über das Gesicht, ohne auch nur das Geringste zu merken. Diese Manipulation wiederholte sich jedesmal, sobald er an dem Nachttisch vorbei kam, und schließlich würde der General seinen „Fehlgriff" wohl gar nicht bemerkt haben, wenn wir ihn nicht darauf aufmerksam gemacht hätten." —

Das Ergebniß unserer Besprechung war der Beschluß, zunächst den Vormarsch unserer Truppen im Norden (also bei der Maas-Armee) zu begleiten und wenn sich dort nichts von Belang ereignen sollte, uns nach der Südfront zu begeben, wo das berühmte Rothschild'sche Schloß Ferrières zunächst für unsere Unterkunft in Aussicht genommen war. Wir brachen bereits um fünf Uhr früh von Meaux auf, gelangten aber nach Ferrières erst um elf Uhr Abends.

Im Laufe des Tages löste die Maas-Armee ihre Aufgabe, die Zugänge auf der Nordfront von Paris abzusperren.

In Ferrières erhielten wir demnächst die Nachricht, daß auch die III. Armee ihre Bewegungen zur Einschließung im Süden und Westen glücklich durchgeführt habe; Versailles war im Laufe des Nachmittags vom 5. Corps besetzt worden. Während des Marsches hatte letzteres bei Petit-Bicêtre das 2 bayerische Corps bei Plessis-Piquet größere Gefechte gegen starke vorgeschobene feindliche Kräfte zu bestehen gehabt; auch das 6. Corps war mit kleineren Abtheilungen des Gegners in Berührung gekommen.

Die Einschließung von Paris war somit am 19. September zur Thatsache geworden.

X.

Die jetzt an die Heeresführung herantretende Aufgabe war in ihrem Ziele einfach, ihre Durchführung gestaltete sich aber im Laufe der Zeit überaus schwierig.

Wir waren vor Paris gerückt, weil wir in dieser Stadt den Kern des Widerstandes zu erblicken glaubten; ihr Fall sollte den Krieg beenden.

Wie aber war dieser Fall herbeizuführen?

Wir erwarteten denselben, wenn nicht innere Verhältnisse entscheidend wirkten, in Folge der durch eine enge Einschließung unausbleiblichen Nothlage und hatten daher zunächst diese Einschließung als Mittel, um zum Ziele zu gelangen, ausgeführt.

Die Entscheidung, ob und wann später zum artilleristischen Angriff oder zur förmlichen Belagerung geschritten werden sollte, blieb einstweilen noch

vorbehalten. Um jedoch nach dieser Richtung hin Nichts zu versäumen war bereits am 8. September die Aufstellung eines Belagerungsparkes und dessen Heranziehung bis in die Nähe von Toul angeordnet worden. Weiter als bis Toul konnte vorläufig nicht verfügt werden, da diese Festung sich noch im Besitz des Feindes befand.

Da hier diese Frage berührt ist, dürfte es von Interesse sein diejenigen Anschauungen kennen zu lernen welche in Bezug auf dieselbe im Jahre 1870 bei uns vorherrschten.

Im Laufe der Ereignisse trat nämlich vielfach die Ansicht hervor, daß ein anderweitiges Verfahren, als das damals ergriffene, schneller zum Fall von Paris geführt haben würde. Namentlich wurde dabei auf eine Beschießung der Stadt hingewiesen und je länger sich die Entscheidung hinzog desto lauter und heftiger ließen sich diese Stimmen vernehmen, Vielen in der Heimath war es unverständlich warum wir nicht früher zu gewaltsamen Mitteln griffen.

Dies veranlaßte mich zu jener Zeit — noch vor Beginn der Beschießung — unsere Ansichten schriftlich niederzulegen.

Der Wortlaut dieses in meinen Papieren befindlichen und am 14. December 1870 geschriebenen Aufsatzes ist folgender:

„Paris bombardiren!" ist ein Stichwort geworden. Alle Welt ruft es aus aber wie es geschehen soll, sagt Niemand.

„Die Franzosen haben Geschütze construirt, die weiter schießen als die unsrigen, ihre stärksten Caliber treiben die Geschosse bis an 9000 Schritt. Das würde aber schließlich Nichts ausmachen, man könnte trotzdem ihnen so nahe auf den Leib gehen, daß man sie zu bekämpfen vermöchte. Der Kampf mit den Forts von Paris müßte dann aufgenommen werden, auch das ist angänglich. Vom Hauptwall der Stadt aber liegen die nächsten Forts etwa 2800, die entferntesten Befestigungen, Mont Valerien und St. Denis aber an 6000 Schritt entfernt.

„Erst muß man sich daher, wie es gewiß Jedem einleuchten wird in den Besitz der Forts setzen und dann, nach em ganzes Stück gegen den starken Hauptwall vorgehen, davon überhaupt von einer wirksamen Beschießung die Rede sein kann.

„Dies erforderte eine vollständige Belagerung.

Aber eine Belagerung von Paris kann gar nicht an einem Tage genannt werden mit den Belagerungen von Straßburg Thionville und wie sonst noch alle die Festungen heißen, die wir in diesem Kriege genannten haben.

„Allenfalls kann man einige Punkte der Belagerung von Sebastopol mit unserer jetzigen Lage in Vergleich ziehen aber auch diese nur annähernd. Und die Belagerung von Sebastopol dauerte ca. vierzehn Monate! Die Wegnahme der vorgeschobenen Werke kostete den Verbündeten etwa 30 000 Mann an Todten und Verwundeten! Die haben wir vor Paris allein nicht mehr zu opfern. Kurz und gut, gegen eine Festung von dem Umfange wie Paris mit einer Besatzung, die mehr als doppelt so stark ist, als die, welche wir zur Verfügung haben, und deren Artillerie-Material viel größer ist als dasjenige, welches wir in einem halben Jahre herher zu schleppen vermögen ist

bei den vorliegenden allgemeinen Kriegsverhältnissen überhaupt eine regelrechte Belagerung und ein gründliches Bombardement nicht möglich!

„Ueberdies sind wir zu schwach dazu, wir können nur mit Mühe die Einschließung der Stadt aufrecht halten und haben nicht die Truppenzahl um der Angriffsfront gegenüber eine dreifach stärkere Masse (welche die Belagerung mindestens dort erfordern würde) anzuhäufen, als sich augenblicklich vor derselben findet.

„Diese Wahrheiten können wir doch jetzt unmöglich öffentlich aussprechen nur um diejenigen welche zur Belagerung drängen zu beruhigen!

„Wozu haben wir aber denn die Belagerungs-Artillerie hergeschleppt? Etwas müssen wir doch damit wollen?

„Allerdings wollen wir auch etwas, und zwar die Forts auf einzelnen Stellen niederwerfen, um dadurch unsere eigenen Truppen vor dem lästigen feindlichen Feuer zu schützen. Vielleicht ergibt sich dann auch die Möglichkeit, irgend wo ein Paar Batterien weiter vorzuschieben und von dort aus, wenn auch nicht regelrecht zu bombardiren, so doch wenigstens einen kleinen Theil der Stadt zu ängstigen. Letzteres aber hat im Anfange einer Cernirung keinen Sinn. Das haben uns die gänzlich nutzlos gebliebenen Bombardements von Straßburg, Thionville, Montmédy, Verdun und Toul doch sehr deutlich gezeigt. In dieser Beziehung bieten die genannten Festungen sehr wohl eine Lehre! Bei Paris aber wo nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Stadt von unseren Geschossen erreicht werden könnte vermag ein Bombardement doch nur in viel geringerem Maße zu wirken, als in jenen Plätzen wo die gesammte Einwohnerschaft durch dasselbe betroffen wurde.

„Erst wenn die Hoffnung der Pariser auf die Unterstützung schwindet, welche die Provinzen ihnen gewähren sollen, ist es möglich, daß die Beschießung einen Eindruck hervorruft. Dieser Zeitpunkt dürfte nach Ablauf des Jahres recht bald eintreten.

„Aber es kommt auch noch Folgendes in Betracht. Die Heranziehung des Belagerungsparkes mit ausreichender Munition hatte seine großen Schwierigkeiten. Wir müssen in erster Linie doch die Verpflegung der Truppen sicher stellen, die nothwendigen Verstärkungen heranführen u. s. w., und dazu besitzen wir überhaupt nur eine Bahnlinie. Außerdem waren im Lande nicht genug Pferde aufzutreiben und die Aushülfe, welche wir von der Bespannung und den Wagen der Munitions- und Verpflegungs-Colonnen unserer hiesigen Armeecorps zu geben vermochten, konnte nur eine sehr beschränkte sein, da der Verbrauch derselben die Truppen vor Paris zu etwa nothwendig werdender Verwendung im freien Felde lahm gelegt hatte. Dies kam aber um so mehr in Betracht, da in dieser Zeit mehr als einmal die Frage an uns herantrat, ob wir nicht die Cernirung aufheben müßten, um gegen die Loire oder gegen die Nordarmee zu marschiren.

„Meinungsverschiedenheiten darüber, ob wir überhaupt schießen oder nicht schießen sollten haben bei uns wenigstens nie bestanden.

„Mag man noch so sehr darauf hindrängen“ wenn die Zeit dazu gekommen, werden die Mittel auch zur Verfügung stehen, und dann wird dasjenige geschehen, was unserer Lage und den Verhältnissen entspricht.“

Heutigen Tages besteht doch unsere hauptsächlichste Arbeit darin, nicht etwa begongene Fehler zu verdecken, sondern aus den Thatsachen zu lernen

Da aber kann ich nach meinem Verständniß der Dinge auch heute nur sagen, daß in Bezug auf das Verfahren gegen Paris die oberste Heeresleitung sich weder einer Unterlassungssünde, noch überhaupt eines Fehlers schuldig gemacht hat.

XI.

Wir mußten uns nun vor Paris zunächst mit den dort hingeführten — für die herantretenden Aufgaben allerdings sehr schwachen — Kräften behelfen. Moltke sagte damals mit vollem Recht: „Wir unternehmen ein Wagestück, über welches die Welt je nach dem Ausfall urtheilen wird.“ Die Linie unserer Vorposten vor Paris betrug nicht weniger als elf Meilen, die verfügbaren Streitkräfte an Infanterie erreichten nur die Ziffer von hunderzweiundzwanzigtausend Mann, hiervon mußten aber sehr bald die Unterstützungen für die unseren Rücken deckende Cavallerie abgegeben werden, so daß für jeden Schritt der Umfassungslinie nur etwa ein Infanterist verfügbar blieb. Selbst der Laie wird sich sagen müssen, daß nur das höchste Vertrauen auf die Einsicht der Führung und die Tapferkeit der Truppen die Grundlage zu einem derartigen Verfahren bieten konnte namentlich einer Besatzung gegenüber welche bereits im September an dreihunderttausend Mann unter den Waffen zählte.

Zur Verstärkung der Einschließung mußte sofort jede frei werdende Truppe herangezogen werden: die beiden bei Sedan belassenen Corps die 17. Infanterie-Division nach dem Fall von Toul, die Garde-Landwehr-Division nach dem von Straßburg (am 27. September), der Transport der letzteren erlitt jedoch verschiedene Verzögerungen, so daß sie erst zwischen dem 9. und 19. October in einzelnen Echellons vor Paris eintraf, schließlich auch noch das von Metz durch Befehl vom 23. October heranbeorderte II. Armeecorps. Die wesentlichste Verstärkung für die Fortführung der Operationen wurde jedoch erst durch die am 27./28. October erfolgende Capitulation der französischen Armee in Metz verfügbar, in Folge deren nunmehr auch die übrigen Corps der I. und II. Armee nach dem Innern Frankreichs herangezogen werden konnten.

Diese ganze Periode, vom Beginn der Einschließung von Paris am 27. September bis zum Fall von Metz am 27./28. October, mahnt sehr bald einen von der bisherigen Kriegführung sehr verschiedenen Charakter an.

Deutscherseits trat an die Stelle des Bewegungs-Krieges das Abwarten des Falles von Paris. Hierzu mußten alle Ausfallsversuche der Besatzung ebenso zurückgewiesen werden wie alle etwaigen Entsatzbemühungen des Gegners. Letztere erforderten von Anfang an eine Sicherung der Einschließungstruppen nach rückwärts.

Französischerseits hatten inzwischen die umfassendsten Maßregeln zur Bildung neuer Streitkräfte bereits ihren Anfang genommen und führten all-

mälig zur massenhaften Aufstellung neuer Formationen, die sich vor Paris sehr bald in größeren Ausfällen der Gornisan, so wie in Operationen der Feldtruppen zum Entsatz derselben fühlbar machten.

Die größeren Ausfälle erfolgten: Am 30. September gegen das 6 Corps, am 13. October gegen die Bayern (Châtillon-Bagneux), den 21. October gegen das 5 Corps (Malmaison) und am 28. October gegen die Garden. Bei letzterem fiel le Bourget ein über die Vertheidigungslinie der Einschließung hinaus vorgeschobener Posten in die Hände der Franzosen und nöthigte zur Wiedernahme des Ortes, welche am 30. October in heftigem Kampfe erfolgte. Dieser brachte einen um so größeren Eindruck in Paris hervor, als die dabei erlittenen beträchtlichen Verluste insbesondere Truppentheile trafen, welche aus Bewohnern der Stadt gebildet waren. Im Laufe des Octobers befanden sich in Paris bereits an vierhunderttausend Mann unter den Waffen.

Die Sicherung der Einschließung übernahm in den ersten Tagen die zahlreiche Cavallerie. Bei dem Ueberhandnehmen des Franctireurwesens mußten derselben jedoch bald kleinere Infanterieabtheilungen zugetheilt werden. Als sich aber bereits Anfangs October neu formirte Truppenkörper des Feindes zeigten, welche, namentlich über Orléans vordringend, die Cavallerie zurückdrängten, sah man sich genöthigt, stärkere Kräfte der Einschließungstruppen gegen diese zu verwenden. Im Süden stießen zu den dort befindlichen preußischen drei Cavallerie-Divisionen noch das 1 bayerische Corps und die 22 Infanterie-Division, sämmtlich unter dem Befehle des Generals v. d. Tann. Dieser drängte nach heftigen Kämpfen bei Artenay am 10. und 11. October den Feind über die Loire zurück und setzte sich an diesem Flusse fest. Die 22. Division sand demnächst Verwendung in Richtung auf Tours und le Mans, wobei sie am 18./19. October nach blutigem Kampfe Châteaudun nahm.

Die inzwischen im Norden auftretenden geringeren Kräfte des Feindes wurden gleichzeitig durch schwächere Entsendungen sächsischer und preußischer Truppen unter den Generalen Graf zur Lippe und dem Prinzen Albrecht von Preußen Sohn ebenfalls zurückgedrängt.

Gegen Ende des Monats October erstreckte sich demgemäß der Sicherungsrayon im Süden bis zur Loire, im Norden bis zu einer Linie die von Vernon über Gournay bis Saissans reichte.

In Bezug auf unsere Erlebnisse im großen Hauptquartier in dieser Periode, sowie über die bei uns damals herrschende Auffassung geben die nachfolgenden Auszüge aus Briefen u. s. w. einzelne Aufschlüsse.

„Ferrières, 21. September.

„Vorgestern hatten wir einen anstrengenden Tag. Eigentlich wollten wir noch in Meaux bleiben, aber die (schon erwähnten) in der Nacht eingegangenen Meldungen veranlaßten uns zum Aufbruch.

„Unterwegs fanden wir die Häuser in den Ortschaften der Umgebung von Paris völlig von ihren Bewohnern verlassen, die Chausseen waren

aufgerissen, zum Theil verbarrikadirt, vielfach Brücken gesprengt und Häuser in Vertheidigungszustand gesetzt, mächtige Inschriften auf letzteren empfingen uns mit allerlei Liebesworten zweifelhaftester Art. Die Zerstörungen zeugten übrigens nur von einer geringen Sachkenntniß. Die Worte „Brücken sprengen, Wege ungangbar machen“ hatten ein allgemeines Zerstörungsfieber hervorgerufen und zu Ausführungen getrieben, die für uns meist gar keine oder nur leicht zu beseitigende Hindernisse boten.

Am Ourcq-Canal setzten wir uns zu Pferde und ritten alsdann in ungefährer Richtung auf St. Denis vor. Aber nirgends hörte man etwas von Gefecht, nirgends sah man Rauchwolken eines Geschützkampfes aufsteigen. Sehr bald kam auch Seine Majestät uns nach, und wir hielten lange auf einer Stelle, um abzuwarten, wie sich die Dinge weiter entwickeln würden. Inzwischen vollzogen sich alle angeordneten Bewegungen ohne irgend welche Störung. (Wie wir später erfuhren, war es auf der Nordfront doch zu einigen Zusammenstößen gekommen.)

„Für unsern Allergnädigsten Herrn war dieser Tag jedenfalls ein hoch interessanter und nicht nur, weil wir jetzt thatsächlich vor Paris standen. Seine Gedanken eilten gewiß zurück zu dem Tag, wo er im Jahre 1814 an derselben Stelle als jugendlicher Prinz gehalten und dort an der Seite Seines in Gott ruhenden Vaters dem letzten Kampfe in jenem Feldzuge gegen die Truppen des ersten Napoleon beigewohnt hatte.

„Links vor uns lagen die Höhen von Romainville mit zwei Forts zwischen denen man die Zeltlager der Franzosen sah; dann folgte der Montmartre weiter rechts im Hintergrunde ragte die sich scharf markirende Befestigung des Mont-Valérien hervor, dazwischen erblickte man die emporstrebenden Thürme der Kirchen von Paris, während halb rechts hinüber St. Denis vor uns lag.

„Später trennten wir uns vom Könige.

„Inzwischen war unser Quartier nach Ferrières verlegt worden. Um dorthin zu gelangen, wollten wir eine Brücke benutzen, welche die Württemberger über die Marne geschlagen hatten. Als es dunkel wurde, verirrten wir uns aber an dem bezeichneten und bedeckten nördlichen Ufer des Flusses dergestalt, daß wir eine Zeit lang ruhig in Richtung auf Paris weiter ritten, bis wir endlich bemerkten, daß wir auf diesem Wege eher zum Feinde als in unser Quartier gelangen würden. Wir kehrten also schleunigst um, doch dauerte es noch geraume Zeit, bis wir die Brücke fanden. Auf dem Wege überholten wir die württembergische Feldd[illegible]vision, die in ganz vorzüglicher Ordnung sich in der Dunkelheit bewegte. Die von den Flügelmännern der Sectionen an der Seite getragenen kleinen Laternen boten durch ihr Licht eine wesentliche Hülfe für den Marsch der frisch fortschreitenden Truppe.

„Jules Favre war inzwischen aus Paris in Meaux eingetroffen und von dort vom Grafen Bismarck nach Ferrières mitgenommen worden, er kehrte von hier aber bereits gestern in sehr gedrückter Stimmung wieder in die Hauptstadt zurück. Den augenblicklichen Machthabern in Paris scheint es jetzt schon klar zu sein, daß sie bald die Gewalt über die Massen verlieren werden.

Bazaine in Metz wird überdies als ihr entschiedener Gegner betrachtet. Von Letzterem erzählt man, daß er in einem hierhergerichteten Schreiben sein armes Vaterland bedauere, welches der Anarchie verfallen wäre."

Hierzu sei noch bemerkt daß Graf Bismarck bei den Verhandlungen über einen Waffenstillstand mit Jules Favre folgende Forderungen gestellt hatte:

Uebergabe von Bitsch, Toul und Straßburg.
Kriegsgefangenschaft der Besatzung von Straßburg.
Fortdauer des Kriegszustandes von Metz.

In Bezug auf Paris: entweder Aufrechthaltung der Einschließung oder Uebergabe einiger der beherrschenden Forts.

Die neu zu wählende Landesvertretung sollte nach Paris oder Tours einberufen werden. Nach letzterer Stadt hatten sich von der zur Zeit bestehenden Regierung zwei Mitglieder bereits vor der Einschließung begeben, Gambetta folgte ihnen ebenfalls dorthin, indem er Paris mittelst Luftballon verließ.

„Ferrières, den 22. September.

„Man hat hier den Eindruck, als ob wir im tiefsten Frieden lebten. — Mein Marstall hat sich verringert, weil die kleinen tüchtigen Wagenpferde durch die übermäßigen Anstrengungen krank geworden sind.

„Ferrières, den 23. September.

„Die Franzosen machen sich das Vergnügen, auf jeden einzelnen Mann, den sie von uns zu sehen bekommen, mit schweren Geschützen zu schießen. Uebrigens sind die Zerstörungen um Paris keineswegs so bedeutend, als die Zeitungen angeben. Umfassender sind sie nur in Bezug auf Wege und Brücken.

„Von weitem hört man Kanonendonner. Die III. Armee schießt einen Aquädukt ein."

„Ferrières, den 24. September.

„Gestern wollte ich nach Lagny, indessen ließ General Moltke Bronsart und mich rufen, um mit uns zu den Vorposten der Württemberger zu fahren. Diese stehen auf unserer Seite vor Paris bis gegen den Zusammenfluß von Seine und Marne vorgeschoben. Nachdem wir bei den Vorpostenabtheilungen angelangt waren, begaben wir uns zu Fuß nach einem weiter vorliegenden kleinen Gebäude — einer Art Gartenpavillon — hoch auf dem steilen Hange, der zur Marne abfällt. Das Häuschen war in Vertheidigungszustand gesetzt und wir hatten durch die Schießscharten desselben eine gute Aussicht auf die nächsten Forts. Deutlich konnte man die einzelnen Mobilgarden auf den Wällen erkennen und übersah den zwischen den Forts und dem Mont-Valérien liegenden Theil von Paris. Die zu unseren Füßen über die Marne führende Eisenbahnbrücke, sowie verschiedene kleinere Brücken waren gesprengt. Da wir die Befestigungen von dieser Seite doch nicht angreifen konnten, wäre die Zerstörung der Uebergänge eigentlich unsere Sache gewesen, um uns hier gegen einen Vorstoß zu schützen. Die Franzosen waren so freundlich gewesen, uns dieser Mühe zu überheben.

„Gestern haben wir Nachrichten aus Paris erhalten. Sie constatiren den Anfang einer sich dort entwickelnden Desordre. Von den sechs Linien-divisionen, die bisher in der Stadt formirt worden sind, waren am 19. Sept. vier im Gefecht gegen das V. Corps und die Bayern, theilweise auch gegen das VI. Corps gewesen. Nach unseren Berichten haben die Franzosen vielfach in diesem Kampfe zum ersten Mal die alte Bravour verleugnet — von den französischen Journalen wird dies bestätigt. Einzelne ihrer Abtheilungen sollen nach den ersten einschlagenden Granaten die Flucht ergriffen und die Panik bis in das Innere der Stadt verbreitet haben. Dagegen laben die Journale die Mobilgarden, wohl mit Unrecht, auch sie haben sich an diesem Tage nicht mit großem Ruhm bedeckt. Derartige öffentliche Beurtheilungen legen leicht den Keim zur Zwietracht zwischen den verschiedenen Truppenformationen.

„Jules Favre hat geantwortet, daß er und seine Collegen einstimmig auf die gestellten Bedingungen nicht eingehen könnten, und sie daher dem Schicksal die weitere Entscheidung anheimstellten.

„Daß gestern Toul gefallen, ist uns recht angenehm. Die dortigen Zerstörungen der Bahn werden wir sofort zu repariren suchen, damit wir diese für uns so wichtige Linie zur Verfügung erhalten. Gleichzeitig ist die Eisenbahn, welche wir zur Umgehung von Metz ein paar Stationen südlich der Festung bis Pont-à-Mousson neu gebaut haben, fertig gestellt, so daß wir bald hoffen schweres Geschütz bis Trilport, einer Station in der Nähe von Meaux, transportiren zu können." —

Aus Berlin war mir die Bitte zugegangen, dafür zu sorgen, daß drei Reservebatterien, welche in Charlottenburg sich befanden, doch bald nach dem Kriegsschauplatz herangezogen würden. Ich konnte zurückschreiben:

„Ferrières, den 25. September.

„Bevor dieser Wunsch noch zu unserer Kenntniß gelangte, war derselbe erfüllt, und der betreffende Artilleriehauptmann, welcher ihn ausgesprochen hat, befindet sich bereits per Bahn auf dem Wege in das Innere Frankreichs.

„Das kleine Häuschen, aus welchem Moltke mit uns vorgestern die Forts der Südostfront recognoscirte, haben die Franzosen gestern in Brand geschossen.

„Bronsart ist munter Brandenstein etwas überangestrengt. Gestern hatten wir noch bis tief in die Nacht hinein gewichtige Besprechungen. Wir waren wie immer, mit unseren Ansichten in vollster Uebereinstimmung."

„Ferrières, den 25. September.

„Ich habe für morgen die Absicht, mit Alfred Waldersee und noch einigen Herren den größeren Theil der Cernirungslinie von Paris zu befahren. Darüber könnte wohl der ganze Tag hingehen. Jetzt haben wir auch bereits einen Postgang rund um Paris, derselbe berührt täglich alle hier liegenden Corps.

„Nach unseren Nachrichten ist Bazaine in Metz, und mit ihm ein großer Theil der dortigen Armee, so viele republikanische Elemente diese auch sonst zählen mag, ein entschiedener Gegner der augenblicklich in Paris bestehenden

Regierung. Die Zahl der Napoleonischen Anhänger ist im Lande zur Zeit wohl eine sehr geringe, außer ihnen aber gibt es noch Viele, welche die Orléans wieder hoben wollen, ferner Republicaner der verschiedensten Gattungen. Was wird dabei herauskommen?

„Heute hobe ich mir das Schloß Ferrières in seinem Inneren flüchtig ansehen können[1]). So groß sein Ruf auch ist, so bin ich doch von ihm nicht sehr erbaut. Kaum ein Zimmer, in welchem mich nicht irgend eine Disharmonie unangenehm berührt hätte. Das ganze Schloß ist ein Quadrat, im modernen Stil erbaut. Die Mittelfelder der Vorderfront in dem zwei Etagen hohen Gebäude erscheinen mir zu klein und zu zierlich gehalten neben den auf den vier Ecken des gesammten Baues sich erhebenden Thürmen. Im Hauptsaal, in der die Bibliothek aufgestellt ist, findet man oben über der Galerie die wundervollsten Gobelins, dabei blaue Sammetportièren, die im Ton mit der grünen Wand nicht harmoniren. Mehrere Kolossalbüsten stehen unter unter diesen einzelne Neger und Negerinnen aus schwarzem Marmor mit vergoldeter Bekleidung.“

„Ferrières, den 27. September.

„Gestern haben wir eine sehr lohnende Tour gemacht. Wir waren in meinem Wagen unserer sechs, Podbielski und noch zwei Herren folgten. Der Ort, wohin wir wollten, liegt ungefähr 2½ Meile von hier entfernt im Süden von Paris. Ein dort am Tholhonge stehendes kleines Haus mit einem platten Dache war uns als ganz besonders günstiger Aussichtspunkt gerühmt worden. Wir fanden dasselbe sehr bald auf und wurden, nachdem wir uns mit einiger Mühe auf der sehr engen Treppe nach dem Dache hinaufgewunden hatten durch eine wunderbare Rundsicht belohnt, so daß wir trotz der starken Mittagshitze, über zwei Stunden daselbst verweilten. Links von uns lag der jenseitige Tholhong der Seine mit dem Fort Ivry, und von diesem ausgehend, wurde der Gesichtskreis am Horizont durch folgende Punkte eingefaßt: die Terrasse von St. Cloud, der Berzkegel des Mont-Valérien, der Arc de triomphe auf den Champs-Elysées, der Montmartre, die Buttes de Chaumont, die Hohen von Romainville und rechts abschließend das Fort Regent. Innerhalb dieses Halbkreises lag Paris mit seinem Häusermeer zu unseren Füßen, so still und ruhig, als ob es sich im tiefsten Frieden befände. Nur dann und wann blitzte aus einzelnen Forts in weiter Ferne ein Kanonenschuß auf oder hörte man den Donner irgend einer Sprengung herüberschollen. Die goldene Kuppel des Invalidendoms warf weithin leuchtende Reflexe, daneben erhoben sich rechts von ihm das Pantheon und die Thürme der Nôtre-Dame. Vorliegendes Gebüsch verdeckte das uns zunächst gelegene Fort Charenton, sowie unsere Vorposten. Von der Einschließung bemerkte man überhaupt nicht das Geringste, das Ganze machte den Eindruck eines schönen landschaftlichen Gemäldes ohne Staffage.

[1]) Das Schloß vermochte nicht die gesammte erste Staffel des großen Hauptquartiers aufzunehmen, wir Alle, für die dort sich kein Raum mehr bot, wurden in den Wirthschaftsgebäuden ꝛc., welche sich in nächster Nähe befanden, untergebracht. Die zweite Staffel verblieb in Lagny.

Wahrscheinlich werden wir in der nächsten Zeit nach der anderen Seite von Paris übersiedeln, entweder nach Versailles oder nach St. Germain."

„Ferrières, den 28. September.

Heut Nacht haben wir die Nachricht von der Uebergabe von Straßburg empfangen. Es ist uns der Fall dieser Stadt auch in militärischer Beziehung in hohem Grade angenehm, da wir dadurch ca. 50000 Mann von unseren Truppen frei und zu anderen Zwecken verfügbar erhalten. Das erste Echellon des Belagerungsstroms trifft heute bereits nicht ganz fünf Märsche von hier ein.

„Der König besichtigt ein paar Corps, unser Chef begleitet ihn. Wir Anderen sind zu Hause geblieben. Die Mehrzahl der Unseren begibt sich eben mit General v. Podbielski auf die Jagd, theils zu Pferde, theils zu Fuß, acht Mann hoch. Sie haben aber nur zusammen zwei Flinten und acht Patronen! Das wird ein merkwürdiges Vergnügen werden!

Die im Bett der Seine geführte Telegraphenleitung, durch welche Paris mit Rouen und Tours in Verbindung steht, ist glücklich aufgefischt und durchschnitten worden, nachdem wir noch einige Telegramme mit gelesen hatten. Als wir aber mit Paris in Verbindung zu treten suchten, merkten sie dort freilich sehr bald, daß es nicht ihre Landsleute waren, die sich mit ihnen unterhielten. Die chiffrirten Telegramme, welche in unsere Hände fielen, vermochten wir nicht zu entziffern, daher mußten wir zur Zerstörung dieser Verbindung schreiten."

„Ferrières, den 29. September.

„Von hier aus telegraphiren auch andere als officielle Personen nach Berlin, und so ist die Depesche von den Straßenkämpfen in Paris wohl auf deren Rechnung zu setzen. Bis jetzt ist uns von einem solchen noch nichts bekannt, wenngleich die in letzter Zeit aus Ballons aufgefundenen Briefe etwas herabgedrückt lauten.

„Zucker, Butter, Milch und derartige Luxusartikel sind auch hier kaum noch zu haben. Des Morgens würge ich in der Regel ein Stück trockenes Weißbrot hinunter, um 11 Uhr frühstücken wir, und um 6 Uhr nehmen wir unser Mittagessen gemeinschaftlich ein. Das Beste, was es hier gibt, ist ein vortrefflicher Rothwein. Derselbe wird wohl einige Zeit vorhalten, da ein gestern aufgenommenes Inventar noch 18000 Flaschen im Rothschild'schen Keller festgestellt haben soll."

„Ferrières, den 30. September.

„Ich komme noch einmal auf das Schloß Ferrières zurück. Es besteht aus einem Erdgeschoß, in welchem sich Billardzimmer und Räume für Fremde, Jäger u. s. w. befinden, dann einem hohen Parterre, das die Wohnzimmer der Familie und die Geschäftsräume enthält, im ersten Stock sind nur Fremdenzimmer. Im Vestibül führt eine Marmortreppe nach dem Parterregeschoß. Den Flur ziert ein Deckengemälde, wie es scheint, eine Apotheose James Rothschild's. Im Inneren zieht sich ein Corridor rings um das

ganze viereckige Gebäude. Am auswendigen Rande des Ganges liegen die Zimmer dieses Geschosses, in der Mitte ist der ganze Raum durch eine mächtige Halle eingenommen, einen Saal, der nach seiner Einrichtung den verschiedensten Zwecken dient, Billards, Flügel und die Bibliothek befinden sich in demselben. Die Dimensionen sind großartig, etwa fünfundvierzig Fuß Höhe achtunddreißig Schritt Länge, zweiundzwanzig Schritt Breite; rings herum geht etwas über halbe Höhe eine Galerie entlang. Viele Einzelheiten sind wunderbar ausgeführt.

„Gestern war ich in Lagny. Heute will ich mit Waldersee und Rodzinski nochmals dorthin. In jenem Städtchen liegt die zweite Staffel unseres großen Hauptquartiers. Mitten durch den Ort fließt die Marne, doch sind die beiden über dieselbe führenden mächtigen Brücken, eine steinerne und eine eiserne, von den Franzosen gesprengt worden, wobei die an den Ufern liegenden Häuser am meisten gelitten haben. Diese geben in ihrer ruinenhaften Erscheinung der an und für sich schönen Gegend einen besonderen malerischen Reiz. Erhöht wird derselbe noch durch das eigenthümliche Aussehen der Eisenbahnbrücke, welche, als sie durch Sprengung eines Pfeilers die Stütze verlor, sich mit ihrem eisernen Gitterwerk und dem im festen Zusammenhange gebliebenen Belag in den Fluß gebettet hat. Durch einige Nachhülfe unserer Pioniere ist die Brücke für Fußgänger wieder passirbar gemacht, allerdings in Berg und und Thalbiegungen.

„Ueberhaupt machen die Ortschaften hier vor Paris einen eigenthümlichen Eindruck. Bei unserer Annäherung waren sie von den Einwohnern unter Mitnahme aller in der Eile transportablen Habseligkeiten verlassen worden. Die näher an Paris befindlichen Bewohner zogen in die Stadt und werden selbstverständlich jetzt nicht mehr herausgelassen. Die weiter Entfernten flüchteten in die Waldungen, kehren aber bereits allmälig zurück. Allerdings finden sie nun in ihrem Eigenthum mannigfache Veränderungen vor. Es ist nämlich das Thörichtste, was die Bewohner thun können, bei Annäherung des Feindes zu flüchten. Unsere Soldaten wird man doch nicht auf der Straße liegen lassen, wenn nebenbei Häuser stehen! Die Truppen sind daher darauf angewiesen, in den Gebäuden ihre Unterkunft zu suchen, den darin befindlichen Vorräthen Lebensmittel wie Fourage zu entnehmen und sich ihre Mahlzeit dort zu kochen. So fängt die Durchsuchung, da die Thüren verschlossen sind, damit an, daß Fenster eingeschlagen und Thore zertrümmert werden müssen. Um von der Straße auf die Böden zu gelangen, werden Tische und Stühle über einander gestellt und bleiben nachher dort stehen. Manche von diesen Möbeln finden eine Verwendung auch als Brennmaterial, wenn man nicht erfährt wo sonst solches zu holen ist. Alle diese Zerstörungen würden fortfallen und die Betreibung der Bedürfnisse einen ordnungsmäßigeren Gang nehmen können, wenn die Bewohner zu Hause geblieben wären. Hierzu kommen noch die von den Franctireurs angerichteten Zerstörungen, die vielfach einen recht kindlichen Charakter tragen. So fanden wir unter Anderen eine Barrikade aus Artischocken. Schließlich muß man sich das Bild noch vervollständigt denken durch abgehauene Chausseebäume, durchbrochene Mauern und umgeworfene Wagen.

„Nachschrift. Es ist Gefecht beim XI. Corps. Wenn ich von hier dorthin komme, wird's wohl schon zu Ende sein“ [1]).

„Ferrières, den 1. October.

„Natürlich! Bevor man von hier die drei Meilen zum Gefechtsfelde zurücklegte, war bei den verhältnißmäßig geringen Truppenmassen die ganze Sache bereits beendigt. Man sah nur noch die Rothhosen sich eiligst hinter die Forts zurückziehen. Bloß das VI. Corps hatte ein ernsteres Gefecht gehabt und etwa dreihundert Mann verloren, darunter leider einen alten Cadettenfreund von mir, den Grafen Clairon d'Haussonville. Nach meinem Auftrag sollte ich, wenn das Gefecht größere Dimensionen annahm, noch verschiedene Abtheilungen, namentlich die Württemberger dirigiren. Es war dies nicht mehr erforderlich, und ich begab mich daher mit dem stellvertretenden Commandirenden des XI. Corps, General v. Schachtmeyer, nach seinem Hauptquartier Châtenay le Grosbois, wo ich noch Mehreres mit ihm zu besprechen hatte. Das Schloß ist ganz reizend eingerichtet; es befindet sich im Besitz eines Nachkommens des Herzogs v. Wagram, der Schwiegersohn der Familie ist Prinz Murat. Alles ist in einem sehr einfachen, vornehmen und würdigen Geschmack gehalten.

„In Berlin fängt man an, sich über alle möglichen Schändlichkeiten, welche uns die Franzosen zufügen könnten, wenn wir in Paris einzögen, aufzuregen. Es hat damit keine Noth.

„Heute ist in anderer Beziehung ein schwerer Tag: um vier Uhr Diner bei Majestät, um sechs Uhr Diner bei uns, wo ich dabei sein muß, da mir Graf Bismarck und General v. Roon dazu eingeladen haben. Unser „Oberhofmarschall“ Graf Rantzau hat schon zu diesem Feste seit einigen Tagen unsere Weinportionen eingeschränkt, auch sind einige Fasanen gemordet worden, die Weine, welche wir in reichlicher Fülle als Liebesgaben erhalten haben, fallen uns das Fest verherrlichen helfen. Der Koch des Kriegsministers hat uns sogar einen Punsch romain versprochen.“

„Ferrières, den 2. October.

„In Tours formirt sich ein französisches Corps aus Truppen, welche bis jetzt in Afrika standen, und aus verschiedenen Depôts zusammengestellt, etwa zwanzigtausend Mann Infanterie.

„Gestern war ein anstrengender Tag, aber wenigstens ein sehr vergnügter. Um vier Uhr Diner bei Seiner Majestät. Dem Allergnädigsten Herren war unser für denselben Tag projectirtes Festessen bekannt, und dies gab Ihm Veranlassung, uns mehrfach mit unserem „grandiosen Appetit“ zu necken, der mit einer Mahlzeit nicht genug hätte. Um sechs Uhr kam ich zu unserem Diner gerade noch zu rechter Zeit; Graf Bismarck und General v. Roon mit Begleitung waren bereits da. Das Menu war für unsere Verhältnisse wahrhaft lucullisch. Wir blieben von 6—10 Uhr bei Tische. Nachher war unser Chef auf eine Partie Whist, wie er sagte, „zugeschnitten“, und da am Schluß noch ein guter Punsch gemacht wurde, dehnte sich unser Zusammensein bis

[1]) Der Ausfall richtete sich vorzugsweise gegen das VI. Corps und führte zu dem Gefecht von Chevilly.

gegen 1 Uhr aus. Graf Bismarck erzählte in seiner so überaus charakteristischen und einzigen Weise vieles Hochinteressante und Scherzhafte aus Gegenwart und Vergangenheit, so auch von seiner letzten Unterhaltung mit Jules Favre und dessen langen Reden („er fing an, mich als Volksversammlung zu behandeln"). Es wurde zum Amusement auch der Inhalt von verschiedenen neuen französischen Zeitungen vorgetragen, die sowohl aus Paris wie aus Tours stammten. In einer derselben war der „achtzigjährige Moltke" abgebildet, wie er mit knöchernen Fingern die deutschen Armeen als Marionetten hin und her schob, und Graf Bismarck von hinten sie mit dem Stock vorwärts prügelte. Die frohe Stimmung setzte bereits unmittelbar nach der Suppe in eclatantester Weise ein. Unser guter Meyden hatte von einem unserer berühmtesten Parken ein wundervolles Gedicht erhalten, welches sich auf die gegenwärtigen Verhältnisse bezog. Er brannte vor Begierde, uns dies vorzutragen, und als er unmittelbar nach der Suppe hierzu aufgefordert wurde, wollte das Unglück, daß er gleich bei den ersten Zeilen durch Herüberziehen eines Buchstabens an das letzte Wort des vorhergehenden einen Satz construirte, der hier nicht wiederzugeben ist, der aber inmitten der getragenen Stimmung eine so komische Wirkung erzeugte, daß wir lange Zeit vor Lachen kein Wort zu sprechen vermochten. Die hierdurch heraufbeschworene fröhliche Stimmung trat bei den einzelnen Festgenossen in der verschiedensten Weise hervor. Der Eine legte beide Arme auf den Tisch und den Kopf darauf, der Andere sprang auf und tanzte in der Stube umher, und unser guter Moltke gab seinem Vergnügen dadurch Ausdruck, daß er ein Stück Weißbrot nach dem anderen in das vor ihm stehende Weinglas tauchte und es mir an den Kopf warf.

Auch ein sehr niedliches Geschichtchen, welches dabei colportirt wurde, will ich hier wiederholen. Es betraf den Generalmajor X, Commandeur einer Cavalleriebrigade, der auf dem Marsche durch das französische Land eines Nachmittags mit seinem Stabe und dem eines seiner Regimenter Unterkunft in einem sehr luxuriös eingerichteten kleinen Landschlosse fand. Die Herrin des Hauses, eine sehr würdige Dame aus altem Geschlecht, empfing ihn mit all' den Rücksichten des ancien régime. Das gegen Abend eingenommene Diner verlief so glänzend, daß der General seine Befriedigung in allen möglichen Weisen auszudrücken suchte, nur vermochte er doch nicht da er fast kein Wort französisch sprach, diese der neben ihm sitzenden Herrin des Hauses sprachlich zu übermitteln. Als man nach beendetem Diner auf den Balkon trat und hier Kaffee und Liqueur nahm, brach gerade der Halbmond durch die Wolken und ließ den sich unten weithin ausdehnenden prächtigen Park in magischer Beleuchtung erscheinen. Dies begeisterte den General doch derartig, daß er Alles, was er an französischen Worten wußte, zusammenholte und, indem er die eine Hand auf den Arm der Marquise legte, mit der anderen nach oben zeigend zu dieser sagte: „Voyez, Madame, quel joli demi-monde!"

„Die in Tours befindliche französische Regierung veröffentlicht über die Gefechte am 19. September vor Paris Nachrichten, welche das Gegentheil von dem enthalten, was die Regierung ihr von dort her mitgetheilt hatte. Wir

kannten dies sehr gut controliren, denn wir hatten gerade genaue Kenntniß von diesen Depeschen aus Paris genommen, bevor sie ihre Bestimmung erreichten."

„Ferrières, den 3 October.

„Wir freuen uns auf Versailles Wenn auch viele Bewohner fort sind, so wird man doch dort wieder Manches ergänzen können was mit der Zeit unbrauchbar geworden ist. Hier hat es mir ganz und gar nicht gefallen. Das Schloß behagt mir nicht, in seinem Innern ist mir Alles zu sehr aufgebauscht und zu unharmonisch. Selbst die an und für sich schönen Baumpartien des Parkes machen in ihrer Gesammtheit auf mich keinen besonderen Eindruck

„Vom Grafen Bismarck muß ich hier noch ein niedliches Geschichtchen erzählen, so, wie es mir mitgetheilt worden ist Der Minister ließ sich den Verwalter der Rothschild'schen Besitzung kommen und sagte ihm er wolle aus dem Keller des Herrn Baron Wein kaufen. Dieser entgegnete er könne kein Geld dafür annehmen, in diesem Hause spiele das Geld überhaupt keine Rolle, worauf ihm der Graf erwidert haben soll. Nach dem ganzen Empfange hier könne er das Haus nur als ein Wirthshaus betrachten; er wolle daher nicht nur seinen Wein hier kaufen sondern verlange auch, da er diesen Wein im Hause selbst zu trinken gedächte, daß auf jede Flasche ein Pfropfengeld von 30 Centimes wie es üblich wäre, angesetzt würde.

Gestern kam ich bei einem Ritt nach einem kleinen Schlößchen, dem Herzog von d'Ampierre gehörig. Wie viel schöner fand ich es dort als hier! Namentlich in dem großen Park dem man seine lange Existenz in den mächtigen Baum- und Buschgruppen ansieht Zufällig war auch Seine Majestät gleichzeitig dort anwesend. Dem gnädigsten Herrn muß unser vorgestriges Fest viel Spaß gemacht haben, denn er examinirte mich nach über verschiedene Einzelheiten von denen er bereits eine allgemeine Kenntniß erhalten zu haben schien.

„Paris soll nach den uns gewordenen Angaben auf sechs Wochen verproviantirt sein. Vierzehn Tage sind davon bereits verflossen Es ist möglich, daß die Machthaber in der Stadt es bis zum Aeußersten treiben, und die Capitulation erst dann erfolgt, wenn der Mangel an Lebensmitteln sie erzwingt. Nur dürfen sie dann nicht bis auf den letzten Augenblick warten! Wir sind nicht im Stande, an zwei Millionen Menschen auch nur einen einzigen Tag mit Lebensmitteln zu unterhalten. Wollten wir auch Proviant aus den Provinzen hinein lassen, woher soll der in ausreichender Weise kommen? Auf zehn bis fünfzehn Meilen in der Runde ist Alles bereits durch unsere Anwesenheit aufgezehrt, und von weit her etwas herbeizuführen, gestatten die zerstörten Eisenbahnen und Wege nur in unvollkommenster Weise. Bevor irgend welche Hülfe geschafft werden kann, besteht für Tausende der Bewohner dann leider die Aussicht dem Hunger zu erliegen

Einen drolligen Eindruck macht es, wie unsere Leute sich in den verlassenen Dörfern eingerichtet haben, namentlich aber wie ihr Humor dabei zur Geltung gelangt. Da werden an einzelnen Stellen Strohmänner auf-

gestellt und ihnen zurückgelassene Kleidungsstücke angezogen, männliche und weibliche Garderobe durcheinander. Barbierbecken werden zu großen Orden umgewandelt, der Kopf dieser Puppen mit glänzenden Pamplerhelmen oder hohen Hauben geschmückt und ihnen in die Hand Besen oder dergleichen gegeben. Namentlich haben unsere Leute es auf die Putzgeschäfte abgesehen, deren Pappkästen neue Uebermalungen erhalten und dann in phantastischer Ausstaffirung an den Fenstern ausgehängt werden. Weiß und roth geschminkt und mit vorgefundenen wallenen Nationalgarden-Epauletts versehen. Eigenthümlich wirken auch die verschiedenartigsten Inschriften, mit welchen die abgezogenen Mobiles und Franctireurs in Riesengröße die Wände der Häuser und die Mauern der Gärten bedeckt haben, dazwischen befinden sich Zeichnungen, welche die Republik symbolisch darstellen, meist aber Caricaturen auf Napoleon und überall ein „mort aux Prussiens!“, zu welchem dann unsere Leute wiederum ihre bezüglichen Bemerkungen hinzufügten.

„Wir bewirken morgen unseren Umzug nach Versailles. Da der Weg groß ist, sind unsere Reitpferde heute bereits vorausgeschickt und werden uns bei Villeneuve le Roi auf dem linken Seineufer erwarten von wo aus dann eine Recognoscirung der Südfront von Paris vorgenommen werden soll.“

(Weitere Abschnitte folgen.)

Wilhelm Roscher[1]).

(1817—1894)

Von

A. a. Miaskowski

[Nachdruck untersagt.]

„Wir möchten den Leser davon gewöhnen, daß er bei der geringsten einzelnen Handlung der Volkswirthschaftspflege immer das Ganze nicht blos der Volkswirthschaft, sondern des Volkslebens vor Augen hat."

Wilhelm Roscher

Wenn Wilhelm Roscher's am 4 Juni 1894 erfolgter Tod allgemein in der wissenschaftlichen Welt als ein Trauerereigniß angesehen worden ist, so erklärt sich das dadurch, daß mit ihm eine jener centralen Persönlichkeiten aus dem Leben geschieden ist, auf die vor ihm in der Wissenschaft Alles hinweist und von der nach ihm Alles ausgeht. Weil sich in ihm wie in einem Brennpunkte alle staats- und socialwissenschaftlichen Bestrebungen der letzten fünfzig Jahre zusammenfassen, drückt er dieser Epoche den Stempel seiner Persönlichkeit und seinen Namen auf.

Zugleich gelingt es Roscher und seinen Mitarbeitern während dieser Zeit, Deutschland rücksichtlich der von ihnen vertretenen Wissenschaft auf eine Höhe zu heben, die es bis dahin nicht eingenommen hat. Das hat wieder zur Folge, daß Franzosen, Engländer, Amerikaner, Russen, Italiener und Andere vielfach in Deutschland ihre staatswissenschaftlichen Studien betreiben und die hier gezeitigten Früchte derselben dann in ihrer Heimath weiter verbreiten. Aber weit über diese persönlichen Beziehungen hinaus hat Roscher wie kein Anderer durch seine auch in fremde Sprachen übersetzten Werke auf das Ausland eingewirkt.

Endlich gehört Roscher zu jenen glücklichen Naturen, die nicht nur ihre Wissenschaft gefördert und ihrem Vaterlande Ehre gemacht, sondern die in Folge kluger Benutzung günstiger Conjuncturen auch sich und den Ihrigen jenes Glück bereitet haben, das die Anerkennung der Mitwelt mit ihren sittlichen und materiellen Consequenzen im Gefolge haben kann.

[1]) Der vorliegende Aufsatz enthält etwas mehr als um das Doppelte seines ursprünglichen Umfanges erweiterten Vortrag, den der Verfasser in der Sitzung der dritten Classe der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften am 14 November 1894 in Leipzig gehalten hat.

Freilich ist die Zeit wohl noch nicht gekommen, in der wir Roscher und seiner Wirksamkeit ganz objektiv gegenüber stehen. Auch ist über ihn in letzter Zeit so viel gesagt und geschrieben worden, daß sich Wiederholungen wohl nicht ganz vermeiden lassen werden. Doch macht dieser Nachruf auf Neuheit ebenso wenig Anspruch wie auf Vollkommenheit. Auch will er nicht schon in diesem Augenblick leisten, was erst in späterer Zeit geleistet werden kann.

I.

Wilhelm Roscher, dessen Persönlichkeit in ihren Wirkungen weit hinaus ragte, hat äußerlich nur ein bescheidenes Dasein geführt. Es läßt sich daher der Verlauf seines Lebens auf ein kleines Stück Papier verzeichnen, so reich auch sein innerer Gehalt für Roscher selbst, seine Familie sowie für Dritte gewesen ist.

Im Jahre 1817 in Hannover geboren, gehörte Wilhelm Roscher einem Geschlechte an, das nach neueren Untersuchungen im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts aus Kursachsen nach Braunschweig-Lüneburg und dann nach Hannover ausgewandert war. Ein Johannes Roscher war im Jahre 1540 Bergmeister in Annaberg und Amtsgenosse des großen Rechenmeisters Adam Riese im dortigen Bergamte. In ihrer neuen Heimath hat die Familie Roscher sich vielfach im Militär- und Civildienst ausgezeichnet. Wilhelm Roscher's Vater war Ober-Justizrath im hannoverschen Justizministerium und hat sich als solcher durch den von Fachmännern sehr anerkannten Entwurf zu einer neuen Hypothekenordnung für Hannover bekannt gemacht. Sein früh erfolgter Tod beförderte in dem Sohne, der damals erst zehn Jahre alt war, jene Selbständigkeit, die ihm Zeit Lebens eigen blieb, da auch seine ihren Mann überlebende Mutter ihm dieselbe nicht verkümmerte. Trotzdem hat diese durch ihre hingebende Treue, stille Frömmigkeit und gesunde Nüchternheit ausgezeichnete Frau einen nicht geringen Einfluß auf das innere Leben ihres Sohnes und später auch auf dessen Familie ausgeübt. Neben ihr hat in der Zeit da Wilhelm Roscher das Lyceum besuchte, auf ihn am tiefsten eingewirkt der Philologe Grotefend und der Religionslehrer Petri, der Erstere, einer der ältesten Entzifferer der Keilschrift der Letztere ein in späterer Zeit innerhalb der hannoverschen Landeskirche zu bedeutendem Einfluß gelangter Mann. Wie groß das Vertrauen der Mutter zu ihrem Sohn war, das zeigt unter Anderem der Umstand, daß sie ihm gestattete, einige Zeit vor dem Besuche der Universität das hannoversche Lyceum zu verlassen, um sich für das Studium der Geschichte privatim vorzubereiten. Dieses Vertrauen hat der Sohn denn glänzend gerechtfertigt indem er gleichzeitig mit seinen Classengenossen die Reifeprüfung ehrenvoll bestand. An den Universitäten Göttingen und Berlin, wo er Geschichte und Staatswissenschaften studirte, schloß er sich an einige seiner Lehrer näher an, so in Göttingen namentlich an Otfried Müller, Dahlmann und Gervinus, in Berlin an Böckh, Ritter und Ranke. Unter den Philologen fühlte er sich durch die Schüler Carl Friedrich Hermann's besonders angezogen, in Ranke's Seminar hat er wie manche seiner Zeitgenossen, tiefgreifende Anregungen zum selbständigen Studium empfangen, Otfried Müller

und Dahlmann wirkten durch ihre ganze Persönlichkeit und Gewinnus durch seine literarische Thätigkeit auf ihn ein. 1838 promovirte er, 1840 habilitirte er sich als Privatdocent der Geschichte und Staatswissenschaften, 1843 wurde er außerordentlicher und 1844 ordentlicher Professor in Göttingen. Das Jahr 1848 brachte ihn dann an die Leipziger Universität, der er trotz der zum Theil wiederholt unter glänzenden Bedingungen an ihn ergangenen Berufungen nach München, Wien und Berlin bis an sein Ende treu blieb. Hierher nach Leipzig folgte ihm auch seine junge Gattin, mit der er sich im Jahre 1844 vermählt hatte, hier wurden ihm einige seiner Kinder geboren, und hier auch hat seine Familie ihre ursprüngliche alte Heimath wieder gefunden. Als Lehrer und Schriftsteller hat Roscher hier in Leipzig sechsundvierzig Jahre gewirkt und sich während dieser Zeit der anregenden Beziehungen erfreut, welche für ihn aus dem Verkehr mit seinen Berufsgenossen, mit Vertretern des kaufmännischen Standes, des Beamtenthums und der Musik in dieser Stätte des Gewerbfleißes und Handels, der Wissenschaft und Kunst erwuchsen. An seinem einundsiebzigsten Geburtstage durfte er zugleich den Ehrentag seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums (10. September 1888), einige Zeit vor seinem am 4. Juni 1894 erfolgten Tode im engsten Kreise seiner Kinder und Enkel, seine goldene Hochzeit feiern (23. April 1894).

Roscher's Lehrthätigkeit erweiterte sich parallel mit der vermehrten Frequenz der Leipziger Universität, so daß seine Vorlesungen namentlich seit den siebziger Jahren zu den am stärksten besuchten gehörten. Endlose Reihen von Studenten und älteren Männern aus verschiedenen Ländern haben seine Hörsäle gefüllt, ohne daß sie doch Alle in denselben gesunden hätten, was sie suchten, denn Viele von ihnen verlangten nach einem äußerlich imponirenden Wesen, nach großer Beredtsamkeit und unmittelbarer Anleitung zur Entscheidung acuter Tagesfragen, kurzer Dinge, die Roscher ihnen nicht geboten hat. Sein Vortrag wandte sich vielmehr hauptsächlich an Diejenigen, die sich von seinem eigensten Wesen anregen und durch die feinen und geistvollen Combinationen seines großen Wissens befruchten lassen wollten.

Wie tief diese unmittelbare Einwirkung Roscher's auf einzelne seiner Zuhörer auch gewesen sein mag, so war sein Einfluß als Schriftsteller doch sicher noch viel umfassender und nachhaltiger. Als solcher besaß er nämlich eine Eigenschaft, die sich sonst bei Gelehrten nicht allzu häufig vorfindet: was er einmal mit seiner Gedankenarbeit aber auch nur mit seinem Gedächtniß erfaßt hatte, das wußte er für immer als sein lebendiges Eigen festzuhalten. So schaltete er über ein großes Wissen mit uneingeschränkter Souveränität, indem er den aufgenommenen Stoff bald zu kleineren Artikeln für die periodische Presse verarbeitete, bald zu größeren Werken zusammenfügte. Es war die Freude des Künstlers an der Formgebung, die ihn immer wieder zu neuer Behandlung desselben Stoffes hindrängte. Eine wenn auch nicht beabsichtigte, so doch erreichte Folge dieser Productivität war, daß der aus mehreren auf einander folgenden Generationen bestehende Leserkreis seiner Werke immer wieder an ihren Verfasser erinnert und zugleich genöthigt wurde, Notiz von seinen Arbeiten zu nehmen.

Aus diesen zahlreichen Publicationen geht aber nicht nur Roscher's Freude am sammelnden Schaffen hervor, seine Arbeiten überhaupt wie namentlich seine Lehr- und Lesebücher dienten zugleich dem wirklichen Bedürfniß eines sich immer mehr erweiternden Kreises von Lesern aus allen Nationen und Berufen.

In dieser Beziehung unterschied sich Roscher sehr deutlich von den bedeutenderen seiner Zeitgenossen. So haben z. B. Hanssen, Knies und Bruno Hildebrand gar keine Lehrbücher verfaßt. Die productive Periode Hanssen's fällt außerdem hauptsächlich in seine jüngeren Jahre, während Bruno Hildebrand überhaupt nicht viel geschrieben hat.

Diese Freude am literarischen Schaffen war es auch, die Roscher noch zu einer Zeit belebte, in der Männer seines Alters gewöhnlich sich zur Ruhe zu setzen pflegen. Als sich um die Zeit der Feier seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums einige Vorboten des Alters auch bei ihm einstellten, schränkte er seine Lehrthätigkeit ein, indem er sich einen jüngeren Specialcollegen zur Unterstützung und speciell zum Zweck der Uebernahme der Privatvorlesungen und der Leitung des staatswissenschaftlichen Seminars erbat und erhielt. So zog er sich denn selbst auf den Altentheil der Abhaltung von öffentlichen Vorlesungen zurück. Aber es blieb ihm außerdem die Ausführung einer Reihe von literarischen Arbeiten, an der er bis an sein Lebensende thätig war. Die Feder ist seiner Hand erst entsunken als er den fünften und letzten Band seines Systems der Volkswirthschaft, die Armen- und Socialpolitik enthaltend, fast fertig gestellt hatte.

II.

Roscher's Stellung in seiner Wissenschaft haben Manche durch seine gleichzeitige Zugehörigkeit zur Zunft der Historiker und Politiker zu erklären gesucht. Wenn diese Erklärung richtig wäre, so müßten seine sämmtlichen Vorgänger von Schlözer bis Dahlmann dieselbe Stellung eingenommen haben wie er, denn sie vertraten Alle an der Universität Göttingen zugleich das Fach der Geschichte und der Politik. War Roscher mit diesen seinen Vorgängern die realistische Denkweise gemeinsam, wie sie an der Georgia Augusta herrschte, so unterschied er sich von ihnen unter Anderem doch dadurch, daß, während sie größten Theils von dem Studium der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit ausgegangen waren, der Ursprung von Wilhelm Roscher's Studien in der Geschichte des Alterthums zu suchen ist. Aber weit entfernt, diesen Unterscheidungspunkt als einen Nachtheil für das Studium der Staats- und Socialwissenschaften anzusehen, rühmt er vielmehr dem Eindringen in das Studium des Alterthums folgende Vortheile nach: daß das Alterthum schon an sich verständlich und vollkommen abgeschlossen vor uns liege, daß es zugleich unseren Geist und unser Herz befriedige, und daß seine Quellen nicht so umfassend seien wie die der mittelalterlichen und neueren Geschichte.

Aber auch sonst unterschieden sich diese Vorgänger Roscher's so wesentlich von ihm, daß wir nach einer anderen Erklärung seiner Eigenart suchen müssen. Dieselbe scheint mir in seiner großen Empfänglichkeit für Eindrücke verschiedenster geistiger Art gegeben zu sein, einer Empfänglichkeit, die auch in seiner Production zum Ausdruck gelangte.

Eine genaue Analyse der mannigfachen geistigen Einflüsse, denen Roscher während seiner Jugendzeit unterworfen war, wird diesen Satz zu rechtfertigen suchen. Bei Begründung der obigen These können wir uns an Roscher selbst als Wegweiser halten, indem er sich wiederholt namentlich in seinem „Grundriß zu Vorlesungen über die Staatswirthschaft" (1843) in seiner an der Universität Leipzig gehaltenen Antrittsvorlesung (1848), in den Vorreden zu den verschiedenen Auflagen seines Systems u. s. w. über diesen Gegenstand eingehend geäußert hat.

Daß Roscher bei seiner idealen Auffassung des Lebens das Verhältniß der Menschen zur Welt der materiellen Güter zum Gegenstande seines Studiums wählte, ist zunächst wohl zurückzuführen auf seine Ueberzeugung, daß auch in wirthschaftlichen Dingen der Geist wichtiger sei als die Materie; sodann wurde diese Richtung des Studiums bei Roscher wohl auch dadurch bestimmt, daß eine Reihe von Vertretern verschiedener Wissenschaften seit dem Schluß des vorigen Jahrhunderts auch der wirthschaftlichen Seite ihres Faches ihre Aufmerksamkeit zuwandten. Diese Neigung trat in Deutschland hervor bei Philologen, wie Heyne, Michaelis, Wolf, Boeckh und O. Müller, sie war auch Reisenden und Geographen, wie Forster, Ritter und A. von Humboldt eigen; sie findet sich endlich bei einer Reihe von Historikern und Germanisten wie Heeren, Sartorius, Saalfeld, F. von Raumer, Hüllmann, Eichhorn, namentlich aber bei H. Möser, J. G. Schlosser und B. G. Niebuhr. Von J. G. Schlosser dem Schwager Goethe's rühren namentlich die sehr interessanten Auseinandersetzungen mit dem bekannten Baseler Rothschreiber, dem Physiokraten Isaak Iselin über die Philanthropie, das französische System der Polizeifreiheit u. s. w. her, die sich in der von Iselin herausgegebenen Zeitschrift „Ephemeriden der Menschheit", Jahrgang 1772, abgedruckt finden. Iselin zeigt bei dieser Gelegenheit hinreißenden Schwung und Hingabe an die Menschheit und ihre Wohlfahrt, wogegen bei Schlosser eine wirklich historische Auffassung der Dinge und eine tiefgehende Kenntniß des Lebens zu Tage tritt.

Indem Roscher, der mit einer guten philologischen Vorbildung ausgestattet war, sich dem Studium der Geschichte widmete und vorzugsweise die wirthschaftliche Seite derselben betonte, war er doch kein Historiker im Sinne der von Niebuhr und Ranke begründeten und von Waitz weiter entwickelten kritischen Richtung. Vielmehr erinnert er an jene Geschichtsphilosophen, die den historischen Stoff nach gewissen allgemeinen Gesichtspunkten gruppiren. Zu diesen letzteren gehört u. A. die Zurückführung der Geschichte auf gewisse typische Entwicklungsphasen, die er sowohl bei den Natur- wie bei den Culturvölkern und unter diesen sowohl bei den Völkern des Alterthums wie bei denen der Neuzeit fand und dogmatisch verwerthete. Das große Verdienst der von Roscher auf die Nationalökonomie angewandten historischen Methode besteht, um ein in jungen Jahren von Roscher selbst gebrauchtes Wort zu wiederholen, darin, daß durch das historische Studium der Nationalökonomie mehr als durch jedes andere der Sinn geschärft wird, um auch in öffentlichen Dingen das Genochte und Ephemere von dem Nothwendigen und Dauerhaften, das Altersschwache und Absterbende von dem Lebens- und Hoffnungsvollen zu unterscheiden.

Was die letztgenannte Disciplin selbst betrifft, der sich Roscher je länger um so ausschließlicher zuwandte, so hatte sie zu jener Zeit den Uebergang von der älteren Cameralistik zur Nationalökonomie eben vollzogen.

Wenn die Cameralistik eine auf deutschen und namentlich auf preußischen Katheder seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts gelehrte angewandte Wissenschaft war, die zur Ausbildung von Finanz- und speciell von Domänenbeamten diente, so stammte die neuere Nationalökonomie aus Frankreich und England, in welchen Ländern sie hauptsächlich aus dem Studium der Philosophie und speciell der Ethik erwachsen war. Die große Ueberschätzung ihrer Lehren in der Formulirung, die sie namentlich durch die Physiokraten, Adam Smith und dessen nähere Anhänger Malthus und Ricardo gefunden hatte, ihre leichte Verständlichkeit und geschmackvolle Anordnung, endlich das nähere Eingehen auf hochwichtige Forderungen, welche damals der Volkswirthschaftspolitik gestellt wurden, bewirkten, daß diese neue Lehre die Welt wie im Sturme eroberte. So sehen wir, daß in Deutschland einige Cameralisten, wie K. H. Rau und Ed. Baumstark, die alte Cameralwissenschaft zwar äußerlich noch eine Weile beibehalten, aber sie doch mit den Lehren Smith's inhaltlich erfüllen und diese als National- oder politische Oekonomie bezeichnete Disciplin schließlich auch formell an die Stelle der Cameralwissenschaft treten lassen. Andere wiederum nehmen die Smith'sche Lehre einfach an, so Garve, Kraus, Sartorius und Lüders, und wieder Andere suchen sie wenigstens etwas zu modificiren, wie Hufeland, Krönke, Graf Buquoy, der ältere Lotz, Graf Soden und von Jakob. Nur die selbständigeren Geister, wie Fr. B. W. von Hermann und J. H. von Thünen, die zwar ebenfalls den Zauberkreis des Smithianismus betreten haben, wissen sich in denselben doch leidlich selbständig zu bewegen und die Wissenschaft durch die Resultate ihrer Forschung zu bereichern.

Diesen Einflüssen hat auch Wilhelm Roscher sich nicht zu entziehen gewußt, indem er im Großen und Ganzen an den Lehren von Malthus und Ricardo, namentlich aber an denen von Adam Smith festhielt und sie nur in einzelnen Punkten durch die neueren Untersuchungen ihrer deutschen Nachfolger ergänzte. Der Hauptsache nach hat er aber ihren Inhalt bis an sein Lebensende für das richtige Ergebniß des Nachdenkens über die wirthschaftlichen Vorgänge und Zustände der Gegenwart gehalten.

Auch ihm ist der Eigennutz des Einzelnen eine Haupttriebfeder alles wirthschaftlichen Lebens, aber er verwahrt doch nicht anzuerkennen, daß derselbe bei freiem Wettbewerbe schon durch seinen eigenen Mechanismus zum gemeinnützigen Ziele führe, wohl aber begründet das Selbstinteresse in Wechselwirkung mit der Gottesliebe den aufbauenden Gemeinsinn, wie auch im Aetherraume die scheinbar entgegengesetzt wirkenden Bestrebungen der Centrifugal- und Centripetalkräfte zur Harmonie der Sphären führen. Der Gemeinsinn mildert dann den egoistischen Krieg Aller gegen Alle, freilich nicht unmittelbar, sondern auf dem Wege des historischen Werdens und Wachsens durch eine Reihe von kleineren und größeren gesellschaftlichen Organen, in denen sich der Gemeinsinn fortschreitend verkörpert von der Familie, Gemeinde, Corporation bis hinauf zum Staat (Eisenhart).

Auch Roscher verfährt also deductiv, indem er von gegebenen Ausgangspunkten logisch weiter schließt, aber neben diesen deductiv gewonnenen Resultaten finden sich doch auch sehr reiche inductiv, d. h. wesentlich historisch und statistisch gewonnene Ergebnisse, die sich freilich nicht immer lückenlos an die Schlüsse der Deduction anschließen.

Aber während die oben erwähnten Anhänger A. Smith's sich im Ganzen damit begnügten, ihrem Meister mit mehr oder weniger Selbständigkeit zu folgen, ließ Roscher auch die Vertreter des übrigen reichen wissenschaftlichen Lebens seiner Zeit auf sich einwirken.

Dahin gehörten zunächst Diejenigen, die sich entweder im Ganzen oder doch in einzelnen Punkten in einen Gegensatz zu Adam Smith gestellt hatten, also namentlich die Vertreter der conservativen und nationalen Reaction gegen den weltbürgerlichen und radicalen Individualismus, die Ortes und A. Müller, J. B. Say und Friedrich List, endlich die gemäßigten und extremen Socialisten oder nach dem Sprachgebrauche der damaligen Zeit, die Socialisten und Communisten, die Sismondi, Saint-Simon, Enfantin, Bazard, Pranl'hon, zu denen sich dann später noch C. Marx, Lassalle und Rodbertus gesellten.

Insbesondere an List hat Roscher sich in manchen bemerkenswerthen Punkten angeschlossen, indem er sich dessen Lehre von den wirthschaftlichen Entwicklungsstufen der Völker aneignete und im Zusammenhange damit die Freihandelspolitik nicht für alle Stufen dieser Entwicklung für gleich erwünscht hielt, indem auch er für eine Verbesserung der Verkehrsmittel, namentlich für einen Ausbau des Eisenbahnnetzes in Deutschland, ferner für die Ausdehnung des Zollvereins auf Hannover und endlich für die künftige Begründung einer deutschen Colonialpolitik eintrat. Aber nicht nur von den älteren Nationalökonomen, auch von Statistikern, wie Sir John Sinclair und Georg Hanssen, hat Roscher mannigfache Förderung erfahren, wie er uns selbst mittheilt.

Zu den Anregungen, die auf Roscher eingewirkt haben, gehören ferner diejenigen, die von der historischen Schule der Rechtswissenschaft ausgegangen sind. Im Gegensatz zur rationalistischen, pragmatischen Auffassung des Rechtes, welche das Recht für ein willkürliches Product der Gesetzgebung hielt, erschien G. Hugo, von Savigny, Puchta, deren Namen wir zu denen der bereits oben erwähnten Germanisten hinzufügen, das Recht als eine Emanation der Volksseele, die ebenso wie die Sprache und Kunst aus dem Grunde des Volks stammt und mit den anderen Aeußerungen desselben zusammenhängt. Aus dieser Auffassung folgte gleichsam naturnothwendig, daß das Recht der Gegenwart mit dem Rechte der Vergangenheit aufs Innigste verknüpft ist und daß an eine abstracte Lösung von Gesetzgebungsfragen nicht gedacht werden kann. Machten auch die Vertreter der historischen Rechtsschule in ihrem Streben aus der äußerlichen Auffassung des Rechts herauszukommen, in das entgegengesetzte Extrem verfallen zu sein — und von Savigny hat dies in späterer Zeit (1840) selbst zugestanden — so ist ihr Verdienst um die tiefere Auffassung des Rechtes und seiner Wissenschaft doch nicht minder groß.

Von diesem Vorgange wurde auch Wilhelm Roscher so tief erfaßt, daß er sich die Aufgabe stellte, für die Staatswissenschaft etwas Aehnliches zu leisten, wie die historische Rechtsschule für ihr Gebiet erreicht hatte.

Digitized by Google

Von all' diesen empfangenen Anregungen zusammen sagt Roscher in der bei Antritt seines akademischen Lehramts in Leipzig gehaltenen Rede, daß es hohe Zeit sei, die mannigfachen und großartigen Schätze, welche in den wissenschaftlichen Speichern aufgehäuft liegen, auch mit der Nationalökonomie in fruchtbaren Zusammenhang zu bringen. Das geleistet zu haben ist Roscher's großes Verdienst.

Als bemerkenswerth verdient bei dieser Gelegenheit noch erwähnt zu werden, daß Roscher's Ansichten sich in einigen Punkten mit denen Comte's berühren, trotzdem sie in ihrem Ursprunge vollständig unabhängig von Comte's Arbeiten sind.

III

Verfolgen wir nun, wie auf Grund der erfahrenen Anregungen sich Roscher's literarische Thätigkeit entwickelt hat.

Seine beiden ersten Hauptwerke sind sein Buch „Ueber das Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides" (1842) und sein „Grundriß zu Vorlesungen über die Staatswirthschaft nach geschichtlicher Methode" (1843).

Das erste Buch gab ihm den Anlaß, sich über eine Anzahl von wichtigen Problemen der Geschichtswissenschaft auszusprechen, so unter Anderem über das Verhältniß der Geschichte zur Philosophie, des Geschichtskünstlers zum Geschichtshandwerker, über geschichtliche Parallelismen und die Zulässigkeit ihrer Verwendung, endlich über das Verhältniß von Ursache und Wirkung in der Geschichtschreibung. Hinsichtlich des letzteren Punktes hielt Roscher bis an sein Lebensende an dem Satze fest, daß von zwei in causaler Verknüpfung stehenden historischen Thatsachen jede die Ursache, aber zugleich auch die Wirkung der anderen sein könne. Obgleich Roscher die beim Erscheinen dieses Buches gehegte Absicht, die Geschichte neben der Staatswirthschaft in den regelmäßigen Bereich seiner Vorlesungen mit einzubeziehen, später nicht ausgeführt hat, so verdankt er doch dem eingehenden Studium der Technik eines der bedeutendsten Historiker aller Zeiten außerordentlich viel. An Thukydides bewundert Roscher namentlich die Schärfe und Tiefe der Beobachtung, die Freiheit des Urtheils, die Vornehmheit der Gesinnung und die Durchsichtigkeit der Form.

Bedeutender und entscheidender für Roscher's Zukunft war jedoch das in das Jahr 1843 fallende Erscheinen seines „Grundrisses", eines Büchleins von nur 150 Seiten. In demselben hatte der damals noch sehr junge Verfasser mit der Sicherheit des Meisters ein Werk geschaffen, das in großen Zügen bereits das ganze Gebiet abgesteckt hat, dessen weiterer Bearbeitung er sein künftiges Leben widmen wollte. Erst neuerdings hat ein früher in Leipzig wirkender Specialcollege Roscher's dieses Buch ohne Uebertreibung als eines bezeichnet, das „an Originalität, Geist, Gelehrsamkeit und wissenschaftlicher Auffassung der behandelten Probleme kaum seines Gleichen hat" (L. Brentano).

Außer diesen beiden Arbeiten hat Roscher auch während seiner Gattinger Zeit, also bis noch eben erreichtem dreißigsten Lebensjahre seine Studien über den Socialismus und Communismus, über die Verfassungspolitik und über das Colonialwesen begonnen und die ersten Resultate dieser Studien, an denen er übrigens auch nochmals festhielt, veröffentlicht. Es war eine Zeit stannens-

werther Fruchtbarkeit, in der der junge Gelehrte in Gedanken fast Alles bereits concipirt hatte was er im Laufe seines späteren langen und arbeitsamen Lebens näher auszuführen Gelegenheit fand.

Aus dem Grundriß ist in Leipzig dann das fünfbändige „System der Nationalökonomik" entstanden, dessen erster Band bereits im Mai 1854 zur Veröffentlichung gelangte, und dessen fünfter und letzter Band erst im November 1894, also nach des Verfassers Tode, erschienen ist. In die Zwischenzeit fällt das Erscheinen der vielen Auflagen der früheren vier Bände seines Systems. Von denselben hat der erste Band einundzwanzig, der zweite zuerst 1859 erschienene zwölf, der dritte in erster Auflage 1881 herausgegebene sechs, und der vierte zum ersten Male 1886 erschienene vier Auflagen erlebt. In diesem großen für „Geschäftsmänner und Studierende" bestimmten Hand- und Lesebuche ist die wissenschaftliche Arbeit nicht wie ein Apfel in Scheiben zerlegt und verschiedenen Gelehrten zugetheilt, sondern nach einem einheitlichen Plane von ein und demselben Manne geleistet worden.

Neben diesem Hauptwerke sind auch manche der Monographien, sowie der monographischen Sammlungen Roscher's mehrere Male angelegt worden, so das Buch über den Kornhandel (und die Kornhandelspolitik) die Ansichten über die Volkswirthschaft und das Buch über die Colonien je dreimal.

Endlich ist durch eine Anzahl von Uebersetzungen ein Theil der Roscher'schen Werke auch den weitesten Kreisen fremder Völker zugänglich gemacht worden. So ist der erste Band seines Systems ins Französische, Englische, Russische und Serbische, der zweite Band ins Französische, Schwedische, Italienische und Russische übersetzt worden. Die drei ersten Bände liegen sodann auch in polnischer und ungarischer Sprache vor. Die Monographie über den Kornhandel ist sowohl ins Französische wie ins Russische und die Ansichten der Volkswirthschaft sind ins Französische übertragen worden.

Diesem äußeren, mehr oder minder großen Erfolge entspricht übrigens nicht immer der dauernde innere Werth der betreffenden Arbeit. Diejenigen Bücher, welche die größte Zahl von Auflagen erlebt haben, sind nicht die besten, und diejenigen, die nur einmal aufgelegt worden, nicht die schlechtesten seiner Arbeiten. Suchen wir dieses Urtheil näher zu begründen.

In seinem, auch für die Ausarbeitung des Systems maßgebend gebliebenen Grundriß definirt Roscher die Staatswirthschaft oder, wie er später zu sagen liebte, die Nationalökonomik „als die Lehre von den Entwicklungsgesetzen der Volkswirthschaft". Um aus der großen Masse der wirthschaftlichen Erscheinungen das Wesentliche Gesetzmäßige herauszufinden empfiehlt er „alle Völker, deren wir irgend habhaft werden können, in wirthschaftlicher Hinsicht mit einander zu vergleichen". Und als Ziel seiner Volkswirthschaftspolitik insbesondere bezeichnet er „die Darstellung dessen, was die Völker in wirthschaftlicher Hinsicht gedacht, gewollt und gefunden, was sie erstrebt und erreicht, warum sie es erstrebt und warum sie es erreicht haben". Im Einzelnen theilt Roscher mit der historischen Schule unter den Juristen folgende Grundanschauungen: auch er knüpft die Gegenwart der Volkswirthschaft unmittelbar an ihre Vergangenheit an, auch er erblickt in dem wirthschaftlichen Leben nur eine Seite des

Digitized by Google

Volkslebens, welche die übrigen Seiten beeinflußt und von ihnen beeinflußt wird, auch er sucht die Volkswirthschaftspolitik von dem Absolutismus ihrer Formeln, wie sie seit dem Schluß des vorigen Jahrhunderts allgemein üblich wurden zu befreien. Dagegen hat Roscher manche andere Lehre der historischen Juristenschule, wie z. B. daß das Recht das unreflectirte Ergebniß des Volksgeistes sei, weniger einseitig betont.

Wenn Roscher selbst seine Methode als historisch-physiologische bezeichnet, so will er damit zugleich den biologischen Charakter seiner Wissenschaft charakterisiren. Freilich thut er dies mehr im figürlichen, als im exacten Sinne. Nach Roscher durchläuft nämlich jedes Volk, das einem Organismus zu vergleichen ist, die Entwicklungsstadien der Kindheit, der Jugend des Mannes- und des Greisenalters. Auch kann ein Volk sich in normalen gesunden Zuständen befinden, aber auch in Verfall gerathen und dahinsiechen. Entsprechend diesen verschiedenen Zuständen wird auch, so schließt Roscher weiter die Stellung des Staates zur Volkswirthschaft in verschiedenen Zeiten eine verschiedene sein müssen. Die Einmischung des Staates ist für die unreifen und ebenso für die überreifen und sinkenden Zeitalter angezeigt, während die Blüthe- und Reifezeit ihrer eigenen Triebkraft überlassen werden kann.

Indem Roscher sich nun einerseits zur historisch-physiologischen Schule und andererseits doch wieder zur Systematik und Dogmatik der älteren Nationalökonomie bekennt verbindet er mit einander Elemente die sich eigentlich gegenseitig ausschließen. So widerspricht die historisch-physiologische Auffassung der Volkswirthschaft als eines im Laufe der Zeit sich ändernden Organismus ihrer individualistischen Erklärung lediglich aus logischen und psychologischen Kategorien, welche von der Annahme ausgeht, daß die Individuen sich in wirthschaftlicher Beziehung immer und überall gleich bleiben. Diesen Widerspruch sucht Roscher dann selbst dadurch zu beseitigen, daß er die großentheils deductiv gewonnenen Lehrsätze seiner Grundlegung nur für alle Zeiten und alle Völker beziehe, während die Forderungen und Maßregeln der Volkswirthschaftspolitik seiner Ansicht nach nicht immer und gleichmäßig realisirt werden können und sollen. Auch widerspricht die Behandlung der Volkswirthschaft nach angeblich naturwissenschaftlichen Methoden den an anderen Stellen wieder betonten religiösen und ethischen Impulsen, gegen welche sie ungebührlich auch nicht unempfänglich sein soll. Denn man muß sich entscheiden, ob man die Staats- und Sozialwissenschaften den Natur- oder Geisteswissenschaften zuzählen will oder nicht. Sie zugleich von beiden Gebieten in Anspruch nehmen zu lassen, erzeugt dagegen nothwendig Verwirrung.

So läßt sich denn im Allgemeinen sagen daß Roscher sich mit einer Reihe von wichtigen Problemen seiner Wissenschaft beschäftigt hat, ohne sie jedoch alle genügend gelöst zu haben. Dies gilt namentlich von manchen Ausführungen im ersten Bande seines Systems. Die Mittheilung einer Blumenlese dessen, was Andere gedacht und ausgesprochen haben, wirkt auf keinem Gebiete peinlicher, als auf dem der allgemeinen Begriffsentwicklung, auf dem der Zuhörer und Leser einen klaren, sicher fortschreitenden Gedankengang und einen festen, von Widersprüchen freien Abschluß desselben verlangt. Mir

scheint, daß Roscher hauptsächlich deshalb zu keinen bestimmteren Resultaten gelangt ist, weil er auf den großen Gebieten der Nationalökonomie und Statistik zwischen den sich von einander unterscheidenden Erscheinungsgruppen nicht besser unterschieden hat. Denn über die einzelnen Theilgebiete läßt sich mit Sicherheit Bestimmteres aussagen, als über das Gesammtgebiet. Ein Fingerzeig für die Nothwendigkeit solcher Unterscheidung liegt schon in dem Umstande, daß die einzelnen staats- und socialwissenschaftlichen Disciplinen von einander auch dadurch differiren, daß der Kreis der den einzelnen Wissenschaften zur Bearbeitung zugewiesenen Thatsachen von ungleichem Umfange ist. So hat die Statistik einige der am Allgemeinsten verbreiteten Thatsachen des Natur- und Menschenlebens zu ihrem Gegenstande, die allgemeine Nationalökonomie die Thatsachen von typischer Natur, und endlich die specielle Nationalökonomie und Finanzwissenschaft auch die Thatsachen von specieller Bestimmtheit.

Doch heißt es bereits von Anderen Gesagtes noch einmal wiederholen, wenn man die Sicherheit der Begriffsbestimmungen und die Schärfe der dialektischen Entwicklung nicht zu den Vorzügen Roscher's rechnet. Merkwürdig ist nur, daß er den Mangel derjenigen Eigenschaft, die ihm selbst am meisten abging, nämlich die Fähigkeit, abstract zu denken, die abstracten Begriffe scharf von einander zu unterscheiden und mit ihnen gleichsam wie mit Zahlen rechnerisch zu operiren, an Andern, wie z. B. an C. Marx und Rodbertus, hart tadelt.

Aber wenn Roscher's Befähigung nach dieser Seite auch ihre Grenze hatte, so war sie doch nach anderen Richtungen hin eine sehr umfassende. Es genüge zum Belege an dieser Stelle hervorzuheben seinen staunenswerthen Fleiß, sein treues Gedächtniß und in Folge dessen die stete Präsenz seines umfassenden Wissens; seine lebhafte und doch wieder wissenschaftlich gezügelte Phantasie, die ihm die Reconstruction der Zustände eines bestimmten Landes, einer bestimmten Zeit und ihrer Entwicklung aus wenigen gegebenen Daten ermöglichte; das aufrichtige Mitgefühl mit den vom Schicksal vernachlässigten Personen und Classen, die hingebende Theilnahme für Alles, was die höchsten Interessen der Menschheit in der Religion und Ethik, in Wissenschaft, Literatur und Kunst berührt, der ruhig abwägende Verstand, der sich niemals zu excentrischen Auffassungen verlocken ließ und deshalb auch nicht morgen zurückzunehmen brauchte, was er heute behauptet oder verlangt hatte; sowie der ungemeine Feinsinn seiner Auffassung und Darstellung, der noch in der allerletzten Zeit Schöffle Veranlassung gegeben hat, Roscher in dieser Beziehung zu den allerersten unter allen lebenden und verstorbenen Oekonomisten Deutschlands zu zählen. Endlich verdient noch Roscher's formelle Künstlerschaft, die er in der Entfaltung der Gesetze und Ideen aus dem empirischen Stoffe zeigt, als eine der wesentlichsten Voraussetzungen seiner großen Erfolge erwähnt zu werden. Wenn diese dem zweiten bis fünften Bande seines Systems der Volkswirthschaft und seiner Politik nicht im gleichen Grade zu Gute gekommen sind, wie dem meiner Ansicht nach ungleich schwächeren ersten Bande, so gehört das zu jenen unerklärlichen Schicksalen, welche Bücher bisweilen zu haben pflegen.

Denn am bedeutendsten erscheint Roscher ohne Zweifel in den speciellen Theilen seiner Nationalökonomie. Hier offenbart sich nicht nur jene staunenswerthe Belesenheit, sondern zugleich jene eminente Fähigkeit, überall nur das Typische in der geschichtlichen Entwicklung und dem gegenwärtigen Stande der Volkswirthschaft in so interessanter Weise herauszugreifen, daß man auf Roscher mit noch größerem Rechte anwenden kann, was ein Biograph Adam Smith's von diesem gesagt hat, daß er nämlich belehrt, indem er unterhält, und unterhält, indem er belehrt. Von ihm selbst gilt, was Roscher von Anderen bemerkt, daß sie nur ausnahmsweise — und zu den Ausnahmen rechnet er namentlich Adam Smith — auf beiden Gebieten gleich vollkommen gewesen, dem sachlichen und präceptiven, wie er einerseits die Erklärung vorhandener wirthschaftlicher Thatsachen und andererseits die Entwicklung von Vorschriften für das wirthschaftliche Leben bezeichnet.

Was nun diesen präceptiven oder volkswirthschaftlich-politischen Theil betrifft, so suchte er seine Zuhörer und Leser daran zu gewöhnen, jede, selbst die kleinste wirthschaftliche Thatsache im Zusammenhange nicht nur mit der gesammten Volkswirthschaft, sondern auch mit dem gesammten Volksleben ins Auge zu fassen. Dagegen verschmäht er es in seiner Volkswirthschaftspolitik feste Regeln zu geben gleichsam Recepte, die der volkswirthschaftliche Politiker in jedem einzelnen Falle zur Anwendung zu bringen hätte. „die Doctrin soll überhaupt die Praxis nicht bequemer machen, wohl gar als Eselsbrücke". Vielmehr will er die historische Erfahrung für die wirthschaftliche Politik nutzbar machen, indem er die thatsächlichen Bedingungen untersucht, unter denen die in der Geschichte aufgetretenen Normen, Institutionen und Organisationsformen der Wirthschaft wohlthätig oder nachtheilig geworden sind. Da Roscher der Ansicht ist, daß Forderungen, welche von großen Parteien Menschenalter hindurch festgehalten worden und gar bei den verschiedensten Völkern auf entsprechender Entwicklungsstufe wiederkehren, auf wirklichen, wenngleich vielleicht übel formulirten Bedürfnissen beruhen, so ist er bemüht, ihre relative Wahrheit nachzuweisen. Zugleich will er dazu anleiten, frei von menschlicher Antarktik aber nach gewissenhafter Abwägung aller Umstände, sich selbst Verhaltungsmaßregeln für die Praxis zu schaffen".

Auf diese Weise sind Roscher's Nationalökonomik des Ackerbaues, Gewerbfleißes und Handels entstanden, Werke, von denen namentlich die Nationalökonomik des Ackerbaues eine Zierde der staatswissenschaftlichen Literatur bleiben wird, so lange der Sinn für gründliche Gelehrsamkeit sowie für übersichtliche und fesselnde Darstellung noch besteht. Mit diesen Werken ist Roscher gelungen, was Friedrich List vergeblich angestrebt hatte: den Widerstand auch der Gelehrtenwelt, also der Lehrer und Schriftsteller der Nation zu brechen und sie für die organische und historische Auffassung der Volkswirthschaft zu gewinnen.

Hiermit beantwortet sich zugleich auch die Frage, ob Roscher in seiner Wissenschaft Realist oder Idealist gewesen sei. Er war Realist, indem er die Dinge in ihrer concreten Ausgestaltung möglichst deutlich zu erfassen trachtete, und er war doch auch wieder Idealist, indem er sie in die Beleuchtung seiner Ideale stellte. So war es z. B. bezeichnend, daß Roscher in dem Vorworte

zu der im Jahre 1892 erschienenen „Politik". Angesichts der sich in der Gegenwart rücksichtslos bekämpfenden politischen Parteien den Wunsch und die Hoffnung ausspricht, „es möchten die wahrheits- und vaterlandsliebenden Männer aller Parteien die Irrthümer ihrer eigenen Partei und das Wahre und Gute, das sich bei den anderen Parteien findet, klar einsehen und nach dieser Einsicht versöhnlicher handeln lernen".

Als größeres Werk schließt sich an das „System der Volkswirthschaft" die „Politik" Roscher's an. Von dieser waren einzelne Theile bereits in seiner Göttinger Zeit, und zwar kurz vor seiner Uebersiedlung nach Leipzig in Adolph Schmidt's „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" (1847 und 48) erschienen. Noch neuerdings hat Schäffle der Lectüre dieser Aufsätze nachgerühmt, daß sie seinem staatswissenschaftlichen Denken damals eine mächtige Förderung geboten hätten, die nur durch das Studium von Aristoteles' „Politik" übertroffen worden wäre. Seitdem hat dieser Gegenstand Roscher unausgesetzt beschäftigt, er hat auch von Zeit zu Zeit über denselben Vorlesungen gehalten, aber die Publication seiner gesammten „Politik" als eines abgeschlossenen Werkes fällt doch erst in das Jahr 1892. Sie führt sich als Naturlehre des Staates ein und wird von ihrem Verfasser als Lehre von „Entwicklungsgesetzen des Staates" näher bezeichnet. Auch rühmt er seinem Buche mit Recht nach, daß es sich auf durchaus umfangreiche historische Studien gründet". Die Darstellung typischer Vorgänge und Zustände ist jedoch eine andere in der Politik als in der Nationalökonomie. Während die letzteren immer in der Form von Generalisationen auftreten und durch das Beibringen concreter Beispiele nur illustrirt werden, ohne ihrer übrigens irgendwie zu bedürfen, ist der typische Vorgang in der Politik immer in der Darstellung der concreten historischen Erscheinung selbst enthalten und kann von dieser nicht getrennt werden. Damit hängt es aber auch zusammen, daß schon in dem ersten bis fünften Theile der Nationalökonomie die Einstreuung concreter Thatsachen, Zustände und Begebenheiten in der Darstellung häufiger zu werden beginnt. Aber erst in der Politik erreicht dieses Verfahren seinen Höhepunkt. Wie reizvoll sind gerade bei Roscher, um nur einige Beispiele hervorzuheben, die Schilderungen der verschiedenen typischen Priester-, Ritter- und Städtearistokratien oder der verschiedenen Arten von absoluten Monarchien, nämlich der confessionellen, höfischen und aufgeklärten Monarchie. Diesen verschiedenen Methoden der Darstellung entspricht es auch, wenn in der Politik der Text immer mehr und mehr historische Thatsachen in sich aufnimmt und in demselben Maße anschwillt, wie die Fußnote eingeschränkt wird. So befolgt Roscher in der Politik den Rath, der ihm einst mit Bezug auf seine Nationalökonomie von einem englischen Freunde, der aber kein Freund der vielen Anmerkungen in Roscher's Lehrbüchern war, ertheilt worden ist, nämlich etwa ein Drittel der Noten in den Text aufzunehmen, ein zweites Drittel fallen zu lassen und höchstens das letzte Drittel in Form von Anmerkungen beizubehalten.

Zu seiner Politik scheint Roscher durch eine sehr eingehende Kritik von Gervinus angeregt worden zu sein, welche dieser über Dahlmann's Politik

im Jahre 1835 erscheinen ließ. In dieser Kritik zeichnet Gervinus den Weg vor, auf dem eine rein wissenschaftliche Politik, die nichts Anderes sein solle als eine Philosophie des politischen Theils der Geschichte, herzustellen wäre. Zu diesem Zweck sei das ganze Gebiet der Geschichte zu durchwandern, und das Allgemeine und Gesetzmäßige von dem Unstäten und Flüchtigen zu trennen. Auch findet sich schon bei Gervinus die Bezeichnung der Politik als einer Physiologie des öffentlichen Lebens.

So ist denn auch Roscher verfahren, indem er sich aus dem Vergleich der politischen Geschichte der Völker folgendes Schema der Verfassungsentwicklung abstrahirt:

Auf das primitive und naive Stadium der Monarchie, die ursprünglich rechtlich fast unumschränkt ist, folgt die Einschränkung derselben durch die Ritter- und Priesteraristokratie. Um den drohenden Verfall der Monarchie zu verhüten, werden dann etwa seit dem fünfzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die centralen Zügel fester angezogen, indem die Monarchie sich fortan entweder auf die confessionelle oder höfische Basis stellt, aber sich zur Vollstreckerin von Gedanken macht, die dem Aufklärungszeitalter angehören. In dieser Zeit ist die Macht der Monarchie eine sehr große, aber die letztere birgt zugleich in ihrem Inneren bereits die Elemente zu einer neuen formellen Ausgestaltung der Staatsverfassung in sich. Das Bürgerthum, das im Kampf gegen die mittelalterliche Aristokratie von der Monarchie zur Hülfe gerufen worden ist, breitet sich jetzt immer mehr aus, stärkt sich in Folge der neueren Technik und Production und führt schließlich zur Entstehung der constitutionellen Monarchie. Trotz des allen Staatsbürgern seit der französischen Revolution ertheilten gleichen Rechts erwachsen in der neuen Gesellschaft aber doch die Gegensätze der Bourgeoisie und des Proletariats, welche die Gesellschaft und den Staat zu zersprengen drohen. Um das zu verhüten, steigert die Monarchie dann bei manchen Völkern zum dritten Male, und zwar unter Benutzung demokratischer Formen, als Cäsarismus ihre Machtfülle.

Ob damit der Kreislauf der Verfassungsentwicklung abgeschlossen ist, wagt Roscher nicht zu behaupten, wie er denn auch ausdrücklich hervorhebt, daß nicht alle Völker den obigen Kreislauf zurückgelegt haben, indem manche derselben das eine oder andere Stadium überspringen, andere wieder vor Erreichung der letzten Stadien von dem Schauplatz der Geschichte verschwunden sind.

Auch in der Politik zeigt sich Roscher stets aufs Beste, wenn auch nicht immer vollständig orientirt. Aufs Beste denn er schöpft stets aus den ersten Quellen. Aber man hat bei der Lectüre seiner Politik doch die Empfindung, daß er einzelnen Verfassungsformen sehr fern steht. Dies gilt namentlich von der Republik, deren neueste demokratische Erscheinungen — schweizerisches Referendum, Initiative, Veto — er wohl kennt, ohne jedoch in ein engeres, geistiges Verhältniß zu ihnen getreten zu sein. So scheint ihm auch die in die sechziger Jahre dieses Jahrhunderts fallende radicale Bewegung in der östlichen Schweiz, die seither zwischen der politischen und socialen Demokratie schwankt, nicht recht zum Bewußtsein gekommen zu sein. Unsicher verhält er

sich gegenüber den großen Gefahren, welche der nordamerikanischen Union aus dem schwanken- und skrupellosen Fanatismus ihrer Parteien und der Corruption ihres Beamtenthums erwachsen können.

Ueberhaupt zeigt sich die Stärke Roscher's am deutlichsten in der Schilderung solcher Verhältnisse und Zustände, die als vollständig abgeschlossen angesehen werden können, wie es die Zustände des Alterthums, Mittelalters und des modernen Absolutismus sind. Dagegen weiß er Gegenstände, die sich noch im Fluß der Entwicklung befinden und für die es auch in der Vergangenheit keine recht typischen Beispiele gibt, weniger sicher zu beurtheilen.

In der Politik kehrt denn auch die Berücksichtigung zwischen der Beziehung der jeweiligen Verfassung und der Entwicklungsstufe, auf dem das Volk steht, wieder. In den wichtigsten und bezeichnendsten Harmonien deren Vorhandensein den Gipfelpunkt des Volkslebens charakterisirt, gehört nämlich nach Roscher das Gleichgewicht zwischen der Centralisirung des Staates im Ganzen und der zwar beschränkten, aber innerhalb dieser Beschränkung noch lebendigen Autonomie seiner einzelnen Theile, namentlich der Familien Gemeinden, Corporationen, Stände und Provinzen. Dagegen gehört das anarchische Ueberwiegen der Theile, wie es im Mittelalter gewöhnlich ist dem Stadium der Unreife an, während das despotische Ueberwiegen der Centralgewalt ein Hauptkennzeichen und Förderungsmittel der Ueberreife des Volks und seines Sinkens bildet.

Hiermit im Zusammenhange steht auch, daß Roscher die Darstellung des Communismus und Socialismus in seine Politik verwebt. Für diese in den vierziger Jahren noch wenig bekannten Erscheinungen des öffentlichen Lebens hat er schon damals ein reges Interesse gezeigt und davor gewarnt an diesen Dingen unachtsam vorüberzugehen, und zwar aus folgenden Gründen: „Wegen der ungeheuren Bedeutung des Socialismus für die Pathologie des Volkslebens", dann auch „wegen der Fülle an kritischen Bemerkungen, die sich bei den socialistischen Theoretikern vorfinden und auf den wissenschaftlich festen Leser ebenso anregend wie reinigend wirken müssen". Auch hat er die Entwicklung des Socialismus und Communismus bis in die Gegenwart hinein verfolgt, ohne im Uebrigen die Realisirbarkeit dieser Zukunftsideale im Augenblick für wahrscheinlicher zu halten, als sie ihm zur Zeit seiner ersten Beschäftigung mit ihnen erschien. Aber während er derselbe geblieben war, hatte sich die Welt um ihn her im Laufe der Zeit verändert. Diese Aenderung trat unter Anderem in der Stellung der öffentlichen Meinung zum Socialismus und Communismus zu Tage. Zunächst nahm der Communismus den weniger herausfordernden Namen des Socialismus an, um dann einen Theil seiner Anhänger als radikale Anarchisten und Nihilisten bald von sich abzustoßen, bald jedoch wieder gelegentlich zu benutzen. Es wiederholt sich hier innerhalb des socialistischen Lagers im weiteren Sinne dasselbe Verhältniß, das hier und da zwischen der radicalen bürgerlichen Demokratie und der Socialdemokratie besteht. Und ferner aus einer nur Wenigen bekannten socialen Theorie ist der Socialismus zu einem Programm großer Bruchtheile ganzer Classen geworden, die von der Durchführung desselben eine Befreiung von dem sie be-

digitized by Google

drückenden Joche der heutigen wirthschaftlichen Rechtsordnung ebenso bestimmt wie sehnsüchtig erwarten.

Bahnbrechend tritt uns Roscher ferner auf dem Gebiete der Monographie entgegen, für die er den Stil des angenehm lesbaren und anmuthig wirkenden Essay geschaffen hat. Es ist dies umsomehr zu bewundern, als Roscher fast immer noch Quellen erster Hand arbeitete und sowohl bei der Auswahl wie bei der Behandlung seiner Stoffe keinerlei der Würde der Arbeit Abbruch thunende Concessionen machte.

Die Zahl der Zeitschriften und sonstigen periodischen Publicationen, welche im Laufe der Zeit einzelne dieser Aufsätze in sich aufgenommen haben, war eine sehr große. Es möge genügen, hier folgende zu erwähnen: An staatswissenschaftlichen und kritischen Zeitschriften: die Göttinger gelehrten Anzeigen, Rau-Hanssen's Archiv für politische Oekonomie und Polizeiwissenschaft, Bulau's neue Jahrbücher der Geschichte und Politik, die Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft, Hildebrand-Conrad's Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, an historischen und sonst belehrenden Publicationen, Sammelwerken und Zeitungen: Die Klio, Göttinger Studien, A. Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Deutsche Vierteljahrsschrift, Birnbaum's Georgica, Mittheilungen des Leipziger landwirthschaftlichen Instituts, Gelzer's protestantische Monatsblätter, Deutschland, Die preußischen Jahrbücher, Im neuen Reich, Nord und Süd, Die Gegenwart, Die Allgemeine Zeitung, vor Allem aber die Berichte und Abhandlungen der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften.

Nicht selten auch hat Roscher den Inhalt dieser Monographien in größere Werke hineingearbeitet oder eine Reihe solcher Monographien zu eigenen Sammlungen zusammengefaßt. Wie umfangreich die Aufgaben waren, die Roscher mit seiner Aufmerksamkeit und seinem Fleiß umspannte, das zeigt namentlich der Inhalt seiner 1861 in erster und 1873 in dritter Auflage erschienenen Sammlung, die den Titel „Ansichten der Volkswirthschaft" führt. Diesen Titel hat Roscher, wie er selbst mittheilt, K. H. Rau entnommen, der im Jahre 1821 denselben Titel einer Sammlung seiner eigenen Abhandlungen vergelegt hat.

Roscher's „Ansichten der Volkswirthschaft" enthalten in ihrer dritten Auflage Abhandlungen aus allen Gebieten der Nationalökonomie. Dem Gebiet der allgemeinen Nationalökonomie und nationalökonomischen Literaturgeschichte gehören darin an: die Aufsätze über das Verhältniß der Nationalökonomie zum classischen Alterthum, über den Zusammenhang zwischen Nationalökonomie und Rechtswissenschaft, über einen neuen Versuch, die Volkswirthschaftslehre zu kalkalisiren, und über den Luxus. Die Land- und Forstwirthschaft sowie die Agrarpolitik behandeln die Essays über die Landwirthschaft der ältesten Deutschen, über ein nationalökonomisches Hauptprincip der Forstwissenschaft und über den Umschwung in den englischen Ansichten vom Werthe des Bauernstandes, dem Städtewesen und der Industrie sind gewidmet die Betrachtungen über die geographische Lage der großen Städte, sowie die Abhandlung über die Naturgesetze, welche den zweckmäßigen Standort der Industriezweige be-

stimmen, über die Industrie im Großen und im Kleinen, über die volkswirthschaftliche Bedeutung der Maschinenindustrie und von der Werthschätzung abzulösender Realgewerbegerichte, endlich gehören dem Gebiete des Absatzes und Handels an die Lehre von den Absatzkrisen und die Abhandlung über die Stellung der Juden im Mittelalter, der Finanzwissenschaft könnte allenfalls die Abhandlung über Beamtenwohnungen zugezählt werden.

Neben den erwähnten Essays hat Roscher auch manche, wichtige politische Tagesfragen berührende Abhandlungen geschrieben. Dahin gehört unter Anderem seine im Jahre 1847 erschienene Schrift über den Kornhandel. Dahin gehört auch die schon im Jahre 1845 in den „Göttinger Studien" veröffentlichte Untersuchung über die Produktionskraft des hannoverschen Leinengewerbes u. A. m. Die Behandlung dieser volkswirthschaftlichen „Zeit- und Streitfragen" durch Wilhelm Roscher erinnert an die besseren unter den Schriften des im Jahre 1872 gegründeten Vereins für Socialpolitik, indem sie gleichfalls möglichste Objectivität mit gründlichem Eingehen auf die Details zu verbinden sucht.

Endlich hat Roscher auch das Gebiet der volkswirthschaftlichen Literaturgeschichte, das vor ihm wenig angebaut war, cultivirt. In den Anmerkungen seiner systematischen Arbeiten und den einzelnen hierher gehörigen Schriften finden sich die Resultate seiner eingehenden literargeschichtlichen Studien niedergelegt. Am Meisten kommt hier aber in Betracht die Zusammenfassung dieser einzelnen Arbeiten in seiner von der historischen Commission der bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen „Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland" (München 1874). Auch gehört hierher seine bahnbrechende Arbeit zur Geschichte der englischen Volkswirthschaftslehre im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert nebst Nachträgen, die in den Abhandlungen der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften erschienen sind. Wenn er diesem spröderen Stoff stylistisch auch nicht immer dieselben Lichtseiten abzugewinnen wußte, die seine Essays auszeichnen, so hat er uns doch gelehrt, wie wir uns dieses literarischen Hülfsmittels mit Nutzen bedienen können.

IV.

Fügen wir jetzt zur Abrundung des Bildes von Roscher demselben nach folgende einzelne persönliche Züge hinzu.

Wie Roscher's Lehre die Spuren der mannigfachen Einflüsse zeigt, die auf ihn eingewirkt haben, so auch seine ganze Persönlichkeit. Auf die ursprüngliche Heimath seiner Familie, in die Roscher selbst wieder zurückgekehrt war, auf Kursachsen scheint sein lebhaftes, verstandesklares aber auch sehr höfliches Wesen zurückgeführt werden zu müssen. Seiner zweiten Heimath Hannover, unter deren Eindrücken er aufgewachsen ist, entstammt wahrscheinlich die formelle Reserve, die er namentlich in größerer Gesellschaft mit seiner Freundlichkeit zu verbinden wußte. Endlich charakterisirten ihn als Gelehrten sein unermüdlicher Fleiß, sein großes Wissen, der Idealismus seiner Gesinnung, vor Allem aber die fleckenlose Reinheit seines Wesens.

Und wie sich in Wilhelm Roscher sonst bei andern Menschen nur getrennt vorhandene Eigenschaften verbunden finden, so ist auch seine Impressionabilität

in der Aufnahme von Eindrücken mit einer großen Festigkeit in der Ueberzeugung, die er sich allmälig gebildet hat, vereint.

Diese Festigkeit bildet einen Bestandtheil seines Charakters, der auf einer sicheren religiösen Basis ruhte. Auch war ihm die Religion nicht nur eine Zufluchtsstätte, der er sich zuwandte, um für sein inneres Leben Trost, Erbauung und Erhebung zu suchen, vielmehr vermachte er ihr Gebiet von dem der Wissenschaft, der er sich gewidmet hatte, nicht zu trennen. Daraus erklärt es sich, daß er den religiösen Wahrheiten in seinen wissenschaftlichen Werken nicht selten einen breiten Raum eingeräumt hat, so, wenn er als Beispiel eines Reformators im Gegensatz zu einem Revolutionär Christus anführte und den Nachweis für diesen seinen Satz im Einzelnen zu erbringen suchte. Ja, es schien ihm ein Hauptkennzeichen der Blüthe- und Reifezeit eines Volks darin zu bestehen, daß zwar die nur bei roh entwickelten oder altersschwachen Völkern naturwüchsige Priesteraristokratie verschwunden, aber eine lebendige d. h. sittliche Religiosität im ganzen Volke verbreitet ist.

Indessen regte die Religion nicht nur in Roscher's ganzes inneres Wesen und sein theoretisches Denken hinein, noch ungleich stärker beherrschte sie sein praktisches Thun. Vierzig Jahre lang gehörte er dem Vorstande des Baseler evangelischen Missionsvereins an, davon fünfzehn Jahre als Vorsitzender. Auch der Entwicklung der inneren Mission in Leipzig ist Roscher mit Interesse und Freude gefolgt. Endlich hatte er für wirklich Hülfsbedürftige immer eine offene Hand, aus der wundrigen Personen häufig große Gaben zuflossen. Diese Richtung seines Wesens tritt uns noch einmal in den beiden nach seinem Tode erschienenen Werken entgegen. Von dem ersten derselben „Die Armenpflege und Armenpolitik“ (fünfter Band vom „System der Volkswirthschaft“. Stuttgart 1894) sagt der Sohn des Verstorbenen, Dr. Karl Roscher, mit Recht, daß weil „auf dem Gebiete der Armenpflege, Volkswirthschaft und Barmherzigkeit zusammentreffen“, dieser letzte Band besonderen Anlaß zur Bewährung seiner Gabe bot, „Zeitliches im Lichte der Ewigkeit zu betrachten, und bei der Beurtheilung materieller Verhältnisse auch die Bedürfnisse der Menschenseele zu würdigen“. Endlich illustrirten seine gleichfalls aus dem Nachlaß herausgegebenen „Geistlichen Gedanken eines Nationalökonomen“ (Dresden 1895) am besten jenen Spruch, den er unter sein letztes, im Jahr 1893 veröffentlichtes Bild gesetzt hat: „Der Mensch lebt nicht vom Brod allein, sondern von einem jeglichen Worte, das durch den Mund Gottes geht.“ Diese „Geistlichen Gedanken“ geben Aufzeichnungen Roscher's, deren Inhalt er wohl im Kreise seiner Familie in stillen Stunden besprach, die er aber nicht während seiner Lebzeiten veröffentlicht sehen wollte. Den Plan dazu faßte Roscher im Jahre 1850, also bereits mit dreiunddreißig Jahren. In den nächsten zweiundzwanzig Jahren hat er jedoch wenig zur Ausführung desselben gethan; die meisten der Aufzeichnungen stammen aus der Zeit noch erreichtem fünfundfünfzigsten Lebensjahr. Ergänzt sind diese gegenwärtig zum ersten Male im Druck erschienenen „Geistlichen Gedanken“ durch eine Auswahl verwandter Betrachtungen aus den bereits früher gedruckten Werken Roscher's.

Auch wurden die Begriffe christlich und liberal von Roscher niemals von einander getrennt. Als Heinrich Leo sich in einer Kritik gelegentlich dahin geäußert hatte die Unempfänglichkeit der untern Classen gegen manche Unbill die sie erleiden — ihre Schwielenhaut, wie er dies nannte —, sei ein Glück für sie, da machte Roscher geltend, daß man sich darüber nur freuen könne wenn man die Lage dieser Bedrückten für eine unverbesserliche halte, andernfalls aber sei die Empfindung des Druckes und Elendes stets Derjenigen, die von ihm betroffen werden, die nothwendige Voraussetzung für das Bestreben nach Verbesserung ihrer Lage. Denn dieses müsse damit es recht wirksam sein falle, von den Bedrückten selbst ausgehen. Und als in den letzten Jahren der Antisemitismus in den verschiedenen Ländern auftauchte, da suchte Roscher den historischen Nachweis zu führen, daß man die Juden immer dann und dort freundlich aufgenommen habe, wo man ihrer bedurfte, und daß der Haß und die Verfolgung gegen sie erst dann hervorgetreten, wenn in ihnen der einheimischen Bevölkerung unliebsame Concurrenten erwachsen seien.

Während Roscher im Gefühl seiner ehrlichen Arbeit und seines guten Gewissens jede literarische Anfechtung von außen ruhig hinnahm, so war er seinerseits bemüht, Niemandem Unrecht zu thun. Seine große Objectivität tritt uns in keinem seiner Werke so deutlich entgegen, wie in seiner „Geschichte der Nationalökonomik“, in welcher er die verschiedenen Richtungen, Schulen und Persönlichkeiten mit gleichem Verständnisse auffaßte und selbst für so grundverschiedene Naturen, wie Friedrich II. von Preußen und Joseph II. von Oesterreich es waren, die gleiche Anerkennung an den Tag legte.

Die Mängel an seinen Zeitgenossen zu rügen hielt er sich nur dann für berechtigt, wenn sich bei ihnen Unfähigkeit mit Selbstüberhebung verband. Dagegen hatte er für das wirkliche Verdienst, namentlich wenn es in bescheidener Form auftrat, immer ein lobendes Wort bereit. Er wartete auch nicht erst den Tod seiner Fachgenossen ab, um sie anzuerkennen, sondern ertheilte ihnen gern schon bei Lebzeiten diejenige Ehre, die sie seiner Ansicht nach verdienten. So wird es dann erklärlich, daß Roscher wohl manche Gegner, aber keine eigentlichen Feinde in der Wissenschaft besaß.

Dieses Streben nach Gerechtigkeit schloß übrigens nicht aus, daß Roscher unter den Schriftstellern und Künstlern aller Gebiete seine ausgesprochenen Lieblinge hatte. Zu seinen Lehrmeistern Thukydides und Adam Smith dachte er zeitlebens hinauf, aber er verehrte auch Justus Möser, Friedrich List und Johann Heinrich von Thünen. Unter den Künstlern und Schriftstellern bewunderte er am meisten Rafael, Shakespeare, Bach, Mozart, Schiller und Thorwaldsen, wogegen er Michelangelo und Beethoven fremd gegenüber stand. Das Verständniß der bildenden Kunst vermittelte ihm besonders eine Reise, die das Roscher'sche Ehepaar in Gesellschaft ihres fachverständigen Freundes Eitelberger und dessen Frau zum ersten Male im Jahre 1868 nach Florenz, Rom und Neapel unternahmen. Im Theater ließ er nicht leicht eine Shakespeare-Aufführung unbesucht. Gervinus, der ihn als jungen Mann in das Verständniß des großen Briten eingeführt hatte, zollte er dafür bis an sein Ende dankbare Verehrung. Ueberhaupt legte er auf den Besuch guter Concerte, Opern und

Schauspiele Werth und sah es gern, wenn seine Kinder und Enkel bereits in jungen Jahren die musikalischen und dramatischen Werke der Classiker kennen lernten. Auch übte er es, wenigstens in der letzten Zeit seines Lebens, in seiner Wohnung auf einer Staffelei verschiedene Bilder aufzustellen, die er dann wiederhalt und eingehend betrachtete.

Schon aus dem Bisherigen geht hervor, wie groß das persönliche und sachliche Gebiet war, das Roscher mit seinem Interesse umfaßte. Wofür er sich interessirte, das suchte er nach Möglichkeit mit seinem Geist zu durchdringen und mit seinem Herzen sich zu eigen zu machen. Weniger bekannt ist jedoch daß er zu allen Fragen die ihn irgend wie näher angingen, mit seiner Ueberzeugung innerlich Stellung zu nehmen suchte und nicht eher ruhte, als bis er diese gefunden hatte. Und hierin nahm er es mit den Dingen nicht leicht insbesondere klagte er lebhaft darüber, daß viele Gebildete nur eine Zeitung lesen und sich von dieser ihre politische Meinung dictiren lassen. Aber freilich lag es nicht in seiner Art, seine Ueberzeugungen zugleich in die kleine Münze des täglichen Lebens umzusetzen und sie Anderen aufzudrängen. Ganz hat er sein Inneres eigentlich nur im eigenen Hause, inmitten seiner Familie entfaltet, schon im Kreise seiner Collegen und Freunde, mit denen der leicht angeregte Mann gern verkehrte, hielt er sich viel mehr zurück und gar in der Oeffentlichkeit beschränkte er sich darauf, durch die schriftliche Form seiner sorgfältig abgewogenen Arbeiten zu wirken. Aber selbst in dieser letzteren Form war seine Ansicht häufig nur zwischen den Zeilen zu lesen.

Mit dieser gleichsam jungfräulichen Zurückhaltung in Roscher's Wesen hing es auch wohl zusammen daß er den mannigfachen Gelegenheiten die sich ihm darboten, seine Stimme von der Tribüne eines Parlaments vernehmen zu lassen, sorgfältig auswich. Hatte doch König Johann von Sachsen ihn zum Mitgliede der ersten Kammer zu ernennen gewünscht und war ihm doch von seinen Leipziger Mitbürgern die Wahl in den deutschen Reichstag angeboten worden. Wenn er diese ihm zugedachten Ehrenbezeugungen jedoch dankend ablehnte, so mochte das hauptsächlich geschehen sein, weil er fühlte, daß er als Lehrer und Schriftsteller mehr und intensiver zu wirken vermochte, denn als Parlamentarier. Als großer Zeitökonom hat er lieber auf dem einmal erprobten Felde weiter gearbeitet, als seine Kräfte auf einem ihm noch unbekannten zu versuchen. So weit seine eigentliche Berufsthätigkeit als Lehrer und Schriftsteller dadurch keinen Abbruch erlitt, hat er jedoch in der Leipziger Armenverwaltung, im Leipziger Kaufmännischen Verein, im deutschen Verein für Socialpolitik u. s. w. auch für weitere Interessen und Kreise gewirkt.

Schon oben wurde der Zurückhaltung in Roscher's Wesen gedacht. So feste und bestimmte Ansichten er auch in vielen Fragen des Lebens und seiner Wissenschaft besaß, so war er doch keine Persönlichkeit, die Freude daran hatte seine Ansichten immer in entsprechende Handlungen umzusetzen. Er ließ die Menschen und Dinge mehr an sich herankommen als daß er sie aufsuchte. Damit mag es wohl auch zusammenhängen, daß Roscher es sich niemals besonders angelegen sein ließ, zweckbewußt auf seine Schüler und ihre Entwicklung einzuwirken. Was Anderen besonders Freude bereitete und bereitet,

junge Leute zu bestimmten Arbeiten anzuregen, zu diesem Zweck die Themata zu wählen und den betreffenden Persönlichkeiten anzupassen, das war für Roscher niemals ein begehrtes Ziel. Das schließt natürlich nicht aus, daß Viele vom ihm Anregungen empfangen haben und ihm dafür dankbar sind. Roscher verhielt sich in dieser Beziehung ähnlich wie Lorenz v. Stein und Albert Schäffle. Und bei allen Dreien werden es wohl auch die gleichen Gründe gewesen sein, die dasselbe Resultat bewirkt haben. Waren bezw. sind doch alle drei in ihrem Denken und Fühlen, in ihrer Art, zu arbeiten und zu schreiben, Persönlichkeiten, deren Eigenart sich durchaus nicht auf Andere übertragen ließ.

Obgleich Roscher seinem ganzen Wesen nach ein Kind des ancien régime war, so wußte er sich doch zugleich denjenigen Elementen unserer Zeit anzupassen, ohne deren Berücksichtigung eine erfolgreiche Thätigkeit heute nicht denkbar ist. So war er ein Meister darin, sich die Presse zum Zweck der Verbreitung seiner wissenschaftlichen Arbeiten zu bedienen, so hat er sich auch die Errungenschaften der modernen Verkehrstechnik zu Nutze gemacht, und rühmte sich gern dessen, daß er ihre Entwicklung zum großen Theil persönlich erlebt und ihre neuesten Fortschritte — leider, wie er mit Humor selbst zu bemerken pflegte, mit Ausschluß des Fahrrads, auch an sich persönlich erfahren habe.

Nicht in gleichem Grade aber gelang es Roscher, sich in allen Stücken in Harmonie mit der Außenwelt zu setzen. Die Ausdehnung des Zollvereins auch über seinen Heimathstaat Hannover bildete in den Vierziger Jahren einen Gegenstand seiner Sehnsucht, und die Begründung eines einigen und starken Deutschland und einer einheitlichen deutschen Colonialpolitik schwebte nicht nur dem Jünglinge, sondern auch dem Manne als erstrebenswerthes Ideal vor. Als das Ersehnte und Erwünschte seinem Volk dann wirklich zu Theil geworden war, wurde er dieser Errungenschaften aber doch nicht unbedingt froh. Denn er war bis zu seinem Ende doch ein zu guter Hannoveraner, um das Schicksal seines angestammten Königshauses zu billigen. Auch konnte er sich für die Colonialpolitik des Deutschen Reiches nicht so sehr erwärmen, wie man es von dem Verfasser des ausgezeichneten Werkes über Colonien und Colonialpolitik wohl hätte erwarten können. Dazu fehlte es der deutschen Colonialpolitik, nach seiner Meinung zu sehr an Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit.

Und ferner, so sehr Roscher sich principiell über Verbesserungen in der Lage der arbeitenden Classen freuen konnte, so war er doch mit der von dem Deutschen Reich inaugurirten Socialgesetzgebung nicht durchweg einverstanden und zwar deshalb nicht, weil sie gegen das von ihm hochgehaltene Princip der persönlichen Freiheit verstieß. Seine Ansicht ging nämlich dahin, daß bei jeder Persönlichkeit, beim Einzelnen sowohl wie beim Volke, mit der wachsenden Reife auch die Freiheit der Selbstbestimmung wachsen müsse, wohl gäbe es Ausnahmen von dieser Regel, aber wenn solche Ausnahmen häufig werden, wenn große Lebensgebiete, welche bisher der individuellen Freiheit offen lagen, durch Staatszwang gesperrt werden müssen, so sei das im günstigsten Falle eine vorübergehende Entwicklungskrankheit, im ungünstigsten aber ein allgemeines Siechthum des Volkes. Aus diesem Grunde konnte sich Roscher weder für die Arbeiterschutz- noch für die Arbeiterversicherungs-Gesetzgebung erwärmen.

Resignirt äußert er sich dahin: „Ich bin fest überzeugt, daß alle unsere heutigen Pläne socialer Reform, so klug sie ausgedacht und so großartig sie angefaßt werden mögen, keine Hoffnung des Gelingens haben, wenn nicht eine Wiederbelebung alter Religiosität im Volke ihre Unterlage bildet."

V.

Haben wir bisher Wilhelm Roscher und seine Vorgänger kennen gelernt, so sei jetzt noch seine Stellung zu seinen Nachfolgern, oder richtiger die Stellung dieser letzteren zu ihm flüchtig berührt.

Keinem der Nachfolger ist es gelungen, vollständig in seine Fußstapfen zu treten. Denn dazu fehlte es den meisten an dem zusammenhaltenden Bande, das seine Persönlichkeit für die verschiedenartigen Elemente seines Wissens darbot. So mußte sich denn dieses Wissen, wenn es auf Andere überging, in seine Bestandtheile auflösen.

Dieser Proceß der einseitigen Differenzirung der in Roscher vereinigten Richtungen tritt in Folgendem zu Tage. Einige von Denjenigen, die als die unmittelbaren Fortsetzer der von Roscher begründeten historischen Schule angesehen werden können, haben dieselbe noch weiter ausgebaut und entwickelt, indem sie die genaue quellenmäßige Kenntniß der Wirthschaftsgeschichte einzelner Völker, die Roscher hauptsächlich für das Alterthum eigen war, gleichmäßig auch auf das Mittelalter und die Neuzeit ausdehnten. Zugleich lösten sie den Zusammenhang mit der älteren dogmatischen Nationalökonomie auf. Dadurch näherten sich diese neueren Vertreter der historischen Richtung in der Nationalökonomie den reinen Wirthschaftshistorikern und trafen mit diesen schließlich zusammen. Roscher dagegen hat sich von der Beschränkung auf die Erforschung der Geschichte einzelner Epochen oder einzelner Völker stets ferngehalten und immer genau unterschieden zwischen der Geschichtswissenschaft und der historischen Methode in den Staats- und Socialwissenschaften.

Eine Correctur sowohl dieser sich von Roscher wieder abzweigenden neueren historischen Richtung beginnt sich erst jetzt anzubahnen. Indem man sich lediglich an der Fülle des beigebrachten historischen Materials neben dem Fortbestehen des auf deductivem Wege gewonnenen dogmatischen Lehrgebäudes nicht mehr genügen läßt, sucht man dieses letztere durch dogmatische Verwerthung des angesammelten historischen Materials zu ergänzen und zu verjüngen. Finden sich nun neuere Forscher, die ebenso stark in der Synthese sind, wie die älteren Theoretiker der ausschließlich deductiven Methode es waren, so mag es ihnen wohl gelingen, mit Benutzung der neueren Hulfsmittel eine höhere Phase in der nationalökonomischen Wissenschaft zu erreichen.

Die meisten jüngeren Nationalökonomen haben allerdings einen anderen Weg eingeschlagen, indem sie fast ausschließlich jenes Gebiet der Nationalökonomie bearbeiten, das Roscher als das präceptive bezeichnet. Sie sind fast ausschließlich bestrebt, der künftigen wirthschaftlichen Entwicklung die Zielpunkte zu stecken, sowie die Mittel zur Erreichung derselben aufzufinden. Aber darin weichen wenigstens die radicaleren Volks- und Socialpolitiker von Roscher ab, daß sie ihren Ausgangspunkt der schmalen Basis einzelner Hypothesen

entnehmen und von dieser Basis, unbekümmert um das, was ist, ihre luftigen Zukunftsgebilde in der Theorie und Praxis aufbauen. An die historische Schule freilich knüpfen auch sie an, aber doch nur insofern, als sie aus dem Umstande, daß Etwas geworden ist, schlechthin den Schluß ziehen, daß es auch wieder untergehen müsse, um ganz neuen wirthschaftlichen, socialen und rechtlichen Gebilden Platz zu machen. Daß, so lange die Voraussetzungen, deren Vorhandensein derenst zur Begründung bestimmter Institutionen gedient hat, noch in Kraft bestehen, an eine Beseitigung ihrer Consequenzen nicht gedacht werden kann, auf diese Erwägung näher einzugehen ist von ihnen in genügender Weise nicht einmal versucht worden. Ja es war ihnen, die ihren Blick wie hypnotisirt auf bestimmte Punkte der Zukunft gerichtet hallen, der Mann, der ihnen die geschichtliche Erfahrung zur Warnung entgegenhielt, unbequem. Diese Stimmung macht sie zugleich ungerecht, und in der Ungerechtigkeit vergaßen sie, daß Roscher einer der ersten Gelehrten gewesen ist, der den socialistischen Bestrebungen ihre relative Berechtigung zugestanden, und der seinen einmal gewonnenen Standpunkt, unbekümmert um die Bemühungen, ihn nach rechts oder links zu drängen, bis an sein Lebensende behauptet hat.

Und wie die Socialisten, ähnlich machen es die anderen extremen Parteien im heutigen Wirthschaftsleben. Agrarier, Bimetallisten, gewerbliche Zunftler, unbedingte Freihändler u. A. — sie alle sind auf Roscher nicht immer gut zu sprechen, weil er jeder ihr Interesse einseitig und rücksichtslos geltend machenden Richtung die Grenze zeigte, durch deren Ueberschreitung sie einer anderen socialen Schicht schadete. Und wie groß war nicht die Versuchung für einen Mann, der jeder Richtung ein williges Ohr schenkte, vorausgesetzt daß er sie auf der Wage der Gerechtigkeit gewogen und nicht zu leicht befunden hatte, sich von dem einen oder anderen Classeninteresse ins Schlepptau nehmen zu lassen! Schien es doch leicht, ihn durch Adam Müller für die conservative Reaction oder durch Friedrich List für ein entschiedenes Schutzzöllnerthum zu gewinnen, oder ihn mit Perin und seine katholisirenden Genossen die Volkswirthschaft mit dem Klosterleben identificiren zu lassen, oder ihn mit den Communisten oder Socialisten über den Mängeln unserer heutigen Erwerbsordnung für ihre Lichtseiten blind zu machen. Aber nichts von alledem ist geschehen. Trotz aller Anerkennung des mancherlei Beherzigenswerthen, was die erwähnten Richtungen gebracht haben, hat er sich doch den Blick für das viele Gute, das die Gegenwart und ihre Ordnung aufzuweisen hat, stets offen zu halten gewußt. Das hat ihn allerdings nicht gehindert, seine Beihilfe und Unterstützung allen denjenigen Bestrebungen zu Theil werden zu lassen, welche die Mängel der heute bestehenden Ordnung nach Möglichkeit abzustellen oder zu vermindern suchen. Aber stets hat er dies nur gethan unter ausdrücklicher Anerkennung der Grundprincipien dieser Ordnung.

Wie sehr Roscher aber auch an den deductiv gewonnenen Sätzen der älteren englisch-französischen Dogmatik festhielt, so lag es ihm doch fern, jenen neuerdings von Oesterreich ausgehenden Repristinationsversuchen der älteren Lehre und namentlich ihrer Methode zuzustimmen, die freilich manche Mängel der von der sogenannten classischen Nationalökonomie gewonnenen Lehrsätze

Digitized by Google

im Einzelnen anerkennen, aber ihre Beseitigung doch hauptsächlich von der individualistisch isolirenden, deductiven Methode erwarten

Aber wie dem auch sein mag, es haben selbst die Vertreter dieser österreichischen Schule die Berechtigung der geschichtlichen Auffassung des wirthschaftlichen Lebens formell anerkannt, wenn sie die von ihnen vertretene Methode der individualistisch isolirenden Deduction auch für etwas unendlich Höheres und deren Resultate zur allein exact und unfehlbar halten

So hat denn Roscher's wissenschaftliche Thätigkeit überall und selbst dort ihre tiefen, unverwischbaren Spuren hinterlassen, wo die Einen denselben wenngleich zum Theil in einseitiger Richtung folgten, und die Anderen sich gegen ihn auflehnten. Denn immer nahm man den Ausgangspunkt von ihm und fühlte das Bedürfniß, sich mit seinen Lehren auseinander zu setzen.

VI.

Fassen wir schließlich die mannigfachen Züge, die wir an Roscher kennen gelernt haben, zu einem Gesammtbilde zusammen und kehren wir damit zugleich zu dem Ausgangspunkte dieser Arbeit zurück

Vielleicht gelingt es uns Roscher's Bedeutung für die Wissenschaft und das Leben am deutlichsten zu kennzeichnen, wenn wir seine Persönlichkeit mit derjenigen Adam Smith's vergleichen. Roscher war ähnlich wie Adam Smith eine weitblickende und hochherzige Persönlichkeit, die das Bestreben hatte, in der Volkswirthschaftstheorie das gesammte Wissen ihrer Zeit einheitlich zusammen zu fassen und in der Volkswirthschaftspolitik gegen Jedermann Gerechtigkeit zu üben. Aber wie die Lehre Adam Smith's so war auch dos System Wilhelm Roscher's nicht frei von inneren Widersprüchen, indem beide in höherem Grade als mancher ihrer Nachfolger der Schorfe in der Formulirung der Begriffe und der Consequenz in ihrer Entwicklung entbehrten.

Und ebenso viel Aehnlichkeit haben beide Männer in ihrem Einfluß auf die Wirthschaftspolitik ihrer Zeit gehabt. Was Adam Smith für das letzte Viertel des vorigen und für die erste Hälfte dieses Jahrhunderts gewesen ist, das war Roscher für die zweite Hälfte des gegenwärtigen. Aber während der Einfluß Smith's namentlich in der ersten Zeit mehr in fremden Ländern als in seiner Heimath zu Tage trat, ist umgekehrt Roscher's Lehre von Einfluß gewesen auf die Schicksale seines eigenen Vaterlandes, und zwar hat sie hier eine Wandlung in den Ansichten und Ueberzeugungen gerade derjenigen Kreise bewirkt, die vorzugsweise berufen waren, an der Fortentwicklung der wirthschaftlichen und socialen Gesetzgebung Theil zu nehmen. Auch ist diese Wirksamkeit Roscher's hauptsächlich in Zeitpunkten zu Tage getreten, in denen man ihrer am meisten bedurfte, also namentlich nach 1848, dann auch wieder nach 1866 und 1870.

Wenn wir im Einzelnen die Errungenschaften dieser Gesetzgebung mit den Ueberzeugungen Roscher's vergleichen, so finden wir sicher viele Punkte, in denen eine Uebereinstimmung nicht besteht. Aber was wir vielleicht weniger leicht bemerken, obgleich es für den Sachkundigen doch offen zu Tage tritt, das ist die Erreichung mancher Ziele durch die deutsche Politik, die Roscher seit

seinen jungen Jahren, wenn auch in der ihm eigenen zurückhaltenden und stillen Art, aber nichtsdestoweniger consequent und energisch, mit dem Kopf und dem Herzen zu erreichen bestrebt war. Ich erinnere an seine auf die wirthschaftliche und politische Einigung Deutschlands und auf die Begründung einer eigenen deutschen Colonialpolitik gerichteten Bemühungen, an sein Verlangen nach einer freiheitlichen Wirthschaftsgesetzgebung, wobei er sich diese allerdings mehr im Sinne Stein's als im Sinne Hardenberg's dachte, während sie factisch sowohl in Preußen, wie im Norddeutschen Bunde und im Deutschen Reiche mehr im Sinne Hardenberg's als in dem Stein's erfolgt ist so daß sowohl auf dem Gebiete der Agrar- wie der Gewerbe- und Handelsgesetzgebung eine nachträgliche Revision erforderlich wurde, endlich on Roscher's Forderung einer einheitlichen deutschen Gesetzgebung über das Maß-, Gewichts-, Geld-, Bank- und Verkehrswesen, Forderungen, welche zu Roscher's Befriedigung seit 1866 oder doch seit 1871 erfüllt worden sind. Endlich gehört hierher auch die im Deutschen Reiche seit dem Anfange der achtziger Jahre zum Theil nach dem Beispiel preußischer Anfänge inaugurirte Socialpolitik, mit der Roscher übrigens wie es scheint, ebensowenig wie mit der sich verstiefenden Schutzpolitik in allen Stücken einverstanden war.

Aber wie groß auch die Verdienste gewesen sind, die sich Wilhelm Roscher als Lehrer und Schriftsteller um seine Heimath erwarben hat, indem wir in ihm einen Einiger und Mehrer des Reiches deutscher Staats- und Socialwissenschaft besessen haben, so dürfen wir doch auch nicht vergessen, daß er außerdem durch seine gründliche Gelehrsamkeit, seinen idealen Sinn, seine vornehme Ruhe und selbstlose Schaffensfreudigkeit den Einfluß deutscher Wissenschaft dem Auslande gegenüber auf einem Gebiete zur Geltung gebracht hat, in dem wir vor Roscher im Wesentlichen nur gelehrige Schüler der Fremden gewesen sind[1]).

---

[1]) Außer den Werken W. Roscher's sind zu dieser biographischen Skizze nach benutzt worden Karl Arndt, Das System Roscher's gegenüber den unwandelbaren Naturgesetzen der Volkswirthschaft. Frankfurt 1862. — C. Menger, Untersuchungen über die Methode der Socialwissenschaften und der politischen Oekonomie insbesondere. Leipzig 1883. — G. Schmoller, Zur Literaturgeschichte der Staats- und Socialwissenschaften. Leipzig 1888. — H. Erlenhard, Geschichte der Nationalökonomie. Erste Auflage 1881. Zweite Auflage Jena 1891. — C. Bücher, Wilhelm Roscher. In den Preußischen Jahrbüchern 77, 1 (Juli 1894), S. 104 ff. — J. K. Ingram, Geschichte der Volkswirthschaftslehre, in deutscher Uebersetzung von E. Roschlau. Tübingen 1890. — L. Brentano, Wilhelm Roscher. In der Nationalzeitung vom 12. Juni 1894. Nr. 332, Feuilleton. — A. Schäffle, Wilhelm Roscher. In Al. Harbou's Zukunft Bd. VIII Nr. 40 (7. Juli 1894), S. 25 ff. — M. Neurath, Wilhelm Roscher und die historisch-ethische Nationalökonomie. Wien 1894. — Carl Roscher, Vorwort zu Wilhelm Roscher's Geistlichen Gedanken eines Nationalökonomen. Dresden 1895. S. I—XXIX.

Der Raſtatter Geſandtenmord.

Von

Hermann Hüffer.

IV.

[Nachdruck unterſagt.]

Wenn nun die Befehle der öſterreichiſchen Militärbehörden nicht auf Mord gelautet haben, und doch unzweifelhaft von den Thätern der Mord der drei Geſandten beabſichtigt wurde, ſo erhebt ſich nothwendig die Frage welche Macht, welche Perſonen könnten ſich eingemiſcht haben? Und hier wird es erlaubt, ja geboten ſein, vor Allem an die Emigranten zu denken. Denn die öſterreichiſchen Officiere waren gewiß erbittert aber doch nicht in der Art und in dem Grade, daß ſie deshalb auf Mord hätten ſinnen ſollen. Zum Verdacht gegen das franzöſiſche Directorium könnte allenfalls die Erwägung leiten, daß ihm allein die That und der davon zu erwartende Einfluß auf die öffentliche Meinung zum Vortheil gereichten. Aber es ſei gleich bemerkt: in allen Umſtänden liegt nicht der Schatten eines Beweiſes, daß das Directorium dazu den Willen oder die Mittel gehabt hätte, und man braucht von den damaligen Machthabern in Frankreich nicht beſonders günſtig zu denken, um jeden von ihnen — von Talleyrand und Debry zu ſchweigen — einer ſo ſcheußlichen Verrätherei für unfähig zu erklären[1]). Wenn dann ſogar Bonaparte oder ſeine Partei beſchuldigt wurden, ſo kommt hier zu der äußeren Unwahrſcheinlichkeit der innere Widerſpruch. Denn der Mord ſoll ja von dieſer Partei gerade aus Haß gegen das Directorium, um dem Directorium Schwierigkeiten zu bereiten, unternommen ſein, während er in der That nur dieſer Behörde zum Vortheil gereichen konnte. Er hätte alſo von Feinden des Directoriums nach Kräften verhindert werden müſſen.

Anders ſteht es mit den Emigranten. Niemand darf ſich beklagen, wenn man ihn als fähig für Handlungen, ja für Verbrechen betrachtet, die er ſelbſt empfahlen und geprieſen hat. In den Schriften und Reden der Emigranten jener Jahre finden ſich aber nur zu viele Beweiſe, daß dieſe auf das Aeußerſte

[1]) Ich brauche nicht zu wiederholen, was darüber eingehend in den „Diplomatiſchen Verhandlungen aus der Zeit der franzöſiſchen Revolution“ Bd III S. 337 ff geſagt wurde. Vergl auch Obſer, Bonaparte, Debry und der Raſtatter Geſandtenmord, Zeitſchrift für die Geſchichte des Oberrheins, Bd. IX, S 49

erbitterten Menschen in blinder Rachsucht für vernünftige und sittliche Erwägungen unzugänglich geworden waren. So hatte noch im Sommer des Jahres 1798 der General Damican in einer berüchtigten Flugschrift „Cassandra“ zum Morde der französischen Directoren aufgefordert. Damican war bekanntlich der Führer des von Bonaparte niedergeworfenen royalistischen Aufstandes gegen den Convent vom 13 Vendémiaire (5. October 1795). Er hatte sich dann im Auslande, im letzten Jahre besonders in Süddeutschland, herumgetrieben, aber aus München in Folge der genannten Schrift sich entfernen müssen[1]). Der General Vandamme war im Auftrage Jourdan's eigens von Straßburg nach Rastatt gereist, um von Edelsheim seine Auslieferung zu verlangen, und es wurde später festgestellt, daß er sich in Karlsruhe unter falschem Namen aufgehalten und seine Flugschrift verbreitet hatte, daß er auch mit einem Emigranten in Rastatt, Vaugé, der selbst, als gefährlicher Mensch, nur auf Fürsprache Metternich's in Rastatt geduldet wurde, lebhaften Verkehr unterhielt[2]). Er war nicht der Einzige dieses Schlages. Man hatte zwar die Emigranten, weil man ihre Gewaltthätigkeiten fürchtete, im April 1798 aus der Nähe von Rastatt verwiesen und gerade um Damican's willen am 24 December[3]) unter Verschärfung der früheren Verordnungen eine strengere Paßcontrole eingeführt; aber ohne durchgreifenden Erfolg. Selbst nach dem Einrücken der Oesterreicher im Mai 1799 wird von den Landesbehörden nach darüber geklagt, daß in den umliegenden Ortschaften zahlreiche Emigranten beherbergt wurden, welche die Jugend verderbten und Uebel und Unheil über die Gemeinden brächten[4]). An Mitteln auf die österreichischen Offiziere und Soldaten durch aufreizende Reden oder gar durch Bestechung einzuwirken, sich nöthigenfalls österreichische Uniformen zu verschaffen, konnte es ihnen nicht fehlen. Ja, möglicher Weise waren sie sogar berechtigt, solche Uniformen zu tragen, denn in mehrere kaiserliche Reiterregimenter war eine beträchtliche Zahl von Emigranten aufgenommen. Demnach braucht man sich nicht zu wundern, es kann aber als Bestärkung des nach dieser Seite gerichteten Verdachtes gelten, daß, wie wir sehen werden, ein so scharfsichtiger mit den Verhältnissen so genau bekannter Mann wie Lehrbach, als er zuerst von dem Vorfall hörte, ihn sogleich in solcher Weise sich zu erklären suchte. Freilich um bestimmt auf diese Frage zu antworten, müßte man die Acten der in Villingen angeordneten kriegsgerichtlichen Untersuchung kennen, und diese Acten sind, wie man annehmen muß, verschwunden. Gleichwohl wird es, wenn ich nicht irre, möglich sein, mit Hülfe anderer Documente über wesentliche Punkte sich Aufklärung zu verschaffen, insbesondere darüber weshalb die Untersuchung kein Ergebniß an den Tag brachte und eine Bestrafung der Thäter unterblieb.

[1]) Historische Zeitschrift Bd. XXXIX S. 58.

[2]) Edelsheim an Karl Friedrich, 8. Januar. Treuvé beklagt sich über die Cassandra bei Talleyrand am 6. Februar 1799. Obser a. a. O. S. 137. 177. Ueber Vaugé vergl. Obser a. a. O. S. XXXIX und 130 und über Damican und das Treiben der Emigranten auch Helfert a. a. O. S. 44 f., 84 f. 311.

[3]) Obser a. a. O. S. XXIII, XXXVIII und 154.

[4]) Oberamt Hohzing an Karl Friedrich, 14. Mai. Obser a. a. O. S. 241.

Digitized by Google

Wir sahen wie Barbaczy selbst seine Husaren Anfangs für schuldig hielt Demgemäß berichtete er an seine Vorgesetzten, diese an den Erzherzog der Erzherzog an den Kaiser. Durch einen Zufall ist der Inhalt dieser ersten Berichte wenigstens zum Theil bekannt geworden. Graf Lehrbach welcher zum Armeeminister ernannt, von allen wichtigen Angelegenheiten Kenntniß erhalten mußte, hatte in München in einem Gasthofe Wohnung genommen. Hier empfing er durch denselben Courier, der die Berichte aus dem Hauptquartier nach Wien bringen sollte, am 3. Mai eine Abschrift derselben und führte darüber lange Unterredungen mit dem gleichfalls in die wichtigsten Staatsangelegenheiten eingeweihten Secretär Hoppe. Ein Horcher, wahrscheinlich für solche Fälle im Nebenzimmer einquartirt, übermittelte der bayerischen Regierung in sechs sorgfältig aufgezeichneten Protokollen, soweit als möglich, den Wortlaut dessen, was ihm zu Ohren gekommen war. Verlesen hörte er ein kurzes Schreiben des Erzherzogs an den Kaiser, den Bericht eines Brigadegenerals — Görger oder Merveldt — an das Commando der Vorhut, ein Schreiben Barbaczy's, anlangend mit den Worten: „Nun ist Alles vollendet", ferner einen Bericht des Rittmeisters Burkhard. Dieser suchte in ungeschickter Weise den Mord dadurch zu erklären, daß eine von ihm abgeordnete Patrouille, zurückkehrend, dem Wagenzuge der französischen Gesandtschaft begegnet sei und weil sie französisch sprechen hörte, Feinde vermuthet habe, worauf dann ein Gefecht den Tod der beiden Gesandten herbeiführte. Zum Schluß kam noch ein Bericht Kospoth's[1]. Alle stimmten darin überein, daß Szekler die Thäter gewesen seien. Wie Metternich und das österreichische Hauptquartier war auch Lehrbach der Ansicht, daß mit der Abberufung des kaiserlichen Plenipotentiars der Congreß sein Ende erreicht habe. Er war erzürnt, daß deutsche Gesandte drei Wochen hindurch an dem Congreßwirt noch verweilten und empört über das Benehmen der Franzosen, welche nicht einsahen, daß das Völkerrecht auf das sie sich zu berufen pflegten, beständig von ihnen verletzt würde. Im Aerger hatte er in seiner wenig feinen Art wohl geäußert, er gäbe gern dem Husarencorporal ein tüchtiges Trinkgeld der Albini Munch aber den französischen Gesandten fünfzig Stockprügel verabreiche. Aber der müßte ihn schlecht kennen, der glauben könnte, er habe jemals im Ernste gewünscht, daß französische Diplomaten von kaiserlichen Husaren thätlich beleidigt würden. Lehrbach gerieth ganz außer sich, als er von dem blutigen Anfall hörte. Mit scharfem Blick übersah er die Folgen, erkannte auch sogleich den Mangel in den Anordnungen des Erzherzogs, daß nämlich der Befehl eine Escorte zu geben nicht bestimmt ausgedrückt war. „So geht's," sagte er, „wenn die großen Herren Befehle unterschreiben, ohne sie zu lesen." Den übereinstimmenden Angaben, daß kaiserliche Husaren die Thäter seien, konnte er nichts entgegenstellen, aber sofort verfiel er und mit ihm auch Hoppe, auf den Gedanken, daß Emigranten ihre Hand im Spiele hätten, wie der be-

[1] Wahrscheinlich der bei Bivenot „Der Rastatter Congreß" S. 117 abgedruckte vom 30. April. Was Kospoth nach Angabe des Horchers — Historische Zeitschrift Bd. XXXIX. S. 54 — über die Militärcommission gesagt haben soll, ist Aussage Lehrbach's.

rufene General Damian oder Angehörige des aus Belgiern zusammengesetzten Reiterregiments Berfeny, sie möchten selbst mitgewirkt oder Burkhard und Szekler Husaren durch Reden oder Geld für ihre Absichten gewonnen haben[1]).

Was den Erzherzog angeht, so hielt er sich an den ihm gewordenen Mittheilungen, äußerte gleich am 1. Mai das höchste Mißfallen „über die gewaltsamen Mordthaten, welche wider alles Völkerrecht durch die dortigen Vorposten verübt worden seien." Er verordnete die Verhaftung Barbaczy's Burkhard's und der schuldigen Mannschaft und die Einsetzung einer Commission unter dem Vorsitz des Feldmarschallieutenants Grafen Spork zur strengsten Untersuchung. Tags darauf schrieb er an den französischen Obergeneral Massena, versprach auch ihm genaue Untersuchung, strenge Bestrafung der Schuldigen, eine eclatante Genugthuung und weitere Auskunft, sobald die Nachforschungen zu einem Ergebniß gelangt sein würden. Aber an demselben 2. Mai veränderten sich die Ansichten, man erkennt es aus einem Schreiben, das der Oberst Delmatie der vertraute Adjutant des Erzherzogs, an diesem Tage an den Herzog Albert von Sachsen-Teschen, den Adoptivvater des Prinzen, richtete. Nachdem er über die Gesundheit des Erzherzogs gute Nachricht gegeben und die Hoffnung ausgesprochen hat, daß der Oberbefehl demselben verbleiben werde, fährt er fort: „Da man noch keine Einzelheiten über den Mord der beiden französischen Gesandten bei Rastatt besaß, hat Se. Königliche Hoheit den beigehenden Brief an den General Massena gerichtet, diesen Abend haben wir jedoch den Bericht erhalten, daß diese Minister durch Emigrirte ermordet seien. Man hat den General Damian, Verfasser der Cassandra, in Verdacht. Denn Jean Debry, der ziemlich schwer verwundet ist, hat sich in das Haus des preußischen Gesandten geretiet, er soll gesagt haben, daß die Leute, welche diese Verbrechen begingen, grün und blau gekleidet waren und vollkommen deutsch sprachen und die Wagen nach Muggensturm führen wollten. Das hat einen Schein von Wahrheit und soll durch das ganze Gefolge, das sich in den sieben Wagen befand, bestätigt worden sein. Ich bin froh, daß die Sache diese Wendung nimmt, damit man sie uns nicht Schuld geben kann"[2]).

Schon in diesen Worten sind die Punkte angedeutet, welche, soweit sich erkennen läßt, der Untersuchungscommission nachmals beschäftigten. Bereits vor ihrer Einsetzung war man aber in Rastatt nicht unthätig gewesen. Von dem badischen Hofrath Posselt waren am 29. April die vier Kutscher, welche die französischen Gesandten gefahren hatten, summarisch vernommen worden, die in der Stadt noch verweilenden Congreßmitglieder hatten, auf Anregung des preußischen Gesandten von Dahm, ihre Wahrnehmungen zusammengestellt und den „authentischen Bericht über den Meuchelmord" in Karlsruhe am 1. Mai unterzeichnet. Mit dem Auftrage denselben dem Erzherzoge zu überbringen, wurde Baron von Eyben, der Secretär der dänisch-holsteinischen Gesandtschaft, ein junger Mann von klarem Blick und taktvollem Benehmen,

[1]) Procès verbal vom 3. und vom 4. Mai. Historische Zeitschrift, XXXIX 53 58.

[2]) Das französische Original im Archiv des Erzherzogs Albrecht

betraut. Aus den Berichten über seine Reise und seine Erlebnisse in Stockach lernt man Auffassung und Stimmung der zunächst betheiligten Personen auf das Deutlichste erkennen. Nur muß man nicht bloß den officiellen Bericht vor Augen haben, welchen er am 7. Mai aus München an die sämmtlichen Gesandten, die ihn beauftragt hatten, abgehen ließ, sondern auch das vertrauliche Schreiben, welches er am 13. Mai aus Regensburg an seinen früheren Vorgesetzten richtete[1]). Der dänische Gesandte, Freiherr von Rosenkranz, stand in Rastatt als Vertreter einer mit der Republik befreundeten Macht zu den Franzosen, desgleichen zu den preußischen Gesandten und zu Albini in freundlichen Beziehungen, wird aber auch von Lehrbach als billig denkend und verständig bezeichnet. In den Berichten an seinen Minister verzweifelt er den Zusammenhang des Ereignisses sich klar zu machen. Den Szeklern könne man wenigstens den Ursprung des Mordplans nicht zuschreiben, man habe in Rastatt vor einer Begegnung mit ihnen gar keine Furcht gehegt. In den umliegenden Dörfern, wo sie einquartirt waren, hätten sie sich so musterhaft benommen, daß niemals die geringste Klage gegen sie laut geworden sei, aber man habe sie aufgehetzt, ihnen eingeredet, die Franzosen besonders Bonnier hätten den Frieden verhindert und bewirkt, daß sie nun seit sechs Jahren, fern von Siebenbürgen und von ihren Frauen und Kindern, im Felde liegen müßten. Oefters hat man sie sagen hören, die Franzosen hätten in Florenz den russischen und den englischen Gesandten und den Großherzog umgebracht[2]). Rosenkranz meint, es sei überhaupt unmöglich einen ausreichenden Beweggrund für den Mord zu finden. Man müsse ihn einem besonderen fanatischen oder persönlichen Hasse zuschreiben, begreife aber nicht, wie die Anstifter die Mittel zur Ausführung gefunden hätten. Den General Gbyer, einen alten Soldaten von gutem Ruf und den General Merveldt, einen Ehrenmann von anerkanntem Verdienst könne man nicht im Verdacht haben, vermuthlich hätten sie nicht einmal Vollmacht besessen, die Cernirung Rastatts und die Ausweisung der Gesandten anzuordnen. Und doch habe Barbaczy über einen schweren Auftrag sich beklagt und Burkhard offenbar einen solchen erhalten[3]). Mit welchem Interesse mag der Gesandte den Bericht Eyben's vom 13. Mai gelesen haben! Der junge Mann hatte am 2. Mai seine Reise angetreten. Da die Vorfälle in Rastatt und das Gerücht von der Abfassung einer gemeinschaftlichen Beschwerdeschrift natürlich einen Gegensatz zwischen dem Militär und den Diplo-

[1]) Das Original im Archiv des Ministeriums des Auswärtigen in Kopenhagen. Eine für die badische historische Commission angefertigte Abschrift wurde mir von Herrn Archivrath Obser gütigst mitgetheilt.

[2]) Den Grund dieses Gerüchtes mag darin liegen, daß das Directorium wie man in Rastatt behauptete in Florenz die Papiere des österreichischen russischen und englischen Gesandten hatte wegnehmen lassen. Edelsheim schreibt in einem Briefe an Reitzenstein vom 7. Mai (Obser a. a. O. S. 227) den Raub der Rastatter Papiere als Repressalie zu betrachten. Immer bleibt es aber ein Unterschied, ob man Gesandte mit denen man verhandelt, oder feindliche Gesandte in einem eroberten Lande ihrer Papiere beraubt.

[3]) Rosenkranz an den Grafen von Bernstorff. Rastatt 29. April, Karlsruhe, 30. April, Würzburg 6. Mai. Die französischen Originale im Archiv des Ministeriums des Auswärtigen in Kopenhagen, die Abschriften vom Herrn Archivrath Obser gütigst mitgetheilt.

maten hervorriefen, so wies Eyben jene Leute an, während der Reise von dem Ereigniß gar nicht zu sprechen, und als er am 4. Mai Nachmittags zwei Uhr im Hauptquartier ankangte, gab man mehreren Officieren auf ihre Erkundigung die Antwort er komme aus Stuttgart. Von dem Obersten Delmotte wurde er schon um drei Uhr zum Erzherzoge geführt, der ihn auf das Freundlichste empfing und sogleich erklärte, er habe Barbazy und andere Officiere in Verhaft nehmen lassen, weil sie seinem Befehl, die Sicherheit der französischen Gesandten zu beachten, nicht nachgekommen seien[1]). Aber schon eine Stunde nach der Audienz hatte ein Officier den Jäger Eyben's mit den Worten angefahren, es sei ja nicht wahr, daß sein Herr von Stuttgart komme, er komme von Rastatt. Und als ihm auf seine Frage der Name genannt wurde, sagte er: „So! Eyben heißt der ehrliche Mann, der kommt, um andere Leute unglücklich zu machen. Es ist schon gut." Daher machte er einige drohende Bewegungen mit der Hand. Eyben konnte sich demnach nicht wundern, als während der folgenden, längeren Unterredung mit Faßbender zwei Officiere in das Zimmer traten und der eine ihm die Frage vorlegte, was er über den Vorfall zu Rastatt denke. Als Faßbender mit den Worten, man wisse noch nichts Bestimmtes, dazwischentrat, erwiderte der Officier, es würde doch für alle Officiere sehr traurig sein, falls brave Kameraden wegen dieses Vorfalls in Ungelegenheiten kämen. Er sei zwar unangenehm, allein die Franzosen hätten das Völkerrecht sehr oft und viel schrecklicher gebrochen, als es durch diesen Vorfall geschehen sei. Wenn deutschen Ministern in Frankreich dasselbe geschehen wäre, so würde gewiß kein Mensch bestraft worden sein, sondern man würde sich mit der Unmöglichkeit die Thäter herauszubringen entschuldigt haben. Warum man denn jetzt so streng gegen alle Officiere vorgehen wolle. Faßbender suchte ihm begreiflich zu machen, daß das Unrecht des einen Theils den andern noch nicht zu gleichem Handeln berechtige. Aber der Officier, ein Mann von einigen 40 Jahren, kam immer wieder darauf zurück, die Franzosen hätten das Völkerrecht durch die Wegnahme von Ehrenbreitstein mitten im Frieden verletzt, so lange sie dafür keine Genugthuung gäben, dürfe man ihnen auch keine geben und am allerwenigsten Officiere bestrafen, denen man nichts beweisen könne. Eyben fand darin Veranlassung, dem Officier und später Faßbendern zu versichern, daß er durchaus nicht gekommen sei, einen Officier zu beschuldigen, daß auch der gemeinschaftliche Bericht keine Klage enthalte, sondern lediglich Sr. Königlichen Hoheit eine genaue Kenntniß habe geben wollen. Indem sich das Gespräch dann zu dem Attentate zurückwandte, suchte Faßbender wiederholt in der von den Mördern französisch gestellten Frage: Es-tu Jean Debry? — oder wie der authentische Bericht mit noch feinerem Ausdrucke sagt: Est-ce que tu es Jean Debry? — ein Beweismittel, daß Emigranten die eigentlichen Thäter seien. Er wünschte Eyben's Meinung zu erfahren, aber dieser erwiderte, er könne bei so wechselnden Angaben nicht einmal eine Vermuthung als seine eigene bezeichnen. Einige hätten Leute vom

[1]) Bericht Eyben's an die Gesandten. München 7. Mai, im Geh. Staatsarchiv zu Berlin. — Ueber Faßbender vergl. noch Erich und Gruber, Encyklopädie, Bd. XLII, S. 27.

Regiment Berchiny oder Latour in Verdacht gehabt, da diese Regimenter ganz aus Niederländern bestänben, unter welchen wohl mehrere seien, die durch Trenkhard und Bonnier, während dieselben als Commissare des Convents in den Niederlanden verweilten, das Ihrige verloren hätten und bei dieser Gelegenheit sich hätten rächen wollen. Andere seien des Glaubens, die Thäter seien Emigrirte, die sich in Husarenkleidung gesteckt oder auch einzelne Szekler dadurch gewonnen hätten, daß sie sagten, das wären die Leute, die den Frieden nicht schließen wollten und sie schon sieben Jahre von Haus und Hof entfernt hielten. Vielleicht habe man auch die Szekler durch Vorwand der Religion oder durch Angabe, daß die Gesandten für den Tod des Königs gestimmt hätten — zwei Gegenstände, über welche nur ein Wort diese Leute in die äußerste Wuth setzen könne — oder durch Vorspiegelung vielen Geldes, das die Gesandten aus Deutschland mit herausnähmen, und das man bei ihnen finden würde, gereizt. Noch Andere verwiesen auf das — auch von Burkhard vorgebrachte — Mißverständniß einer zurückkehrenden Patrouille. Eyben wiederholte er selbst könne kein von allen diesen als gewiß annehmen. Er versicherte Faßbendern auf dessen Frage, daß man weder Barbaczy noch einen andern Officier als Mitwisser beschuldigt habe, enthielt sich aber nicht, das unhöfliche und ungeschickte Benehmen der Officiere zu tadeln. Faßbender äußerte vor Allem sein Erstaunen, daß die Escorte abgeschlagen sei. Er fragte, ob das gewiß sei, und Eyben konnte nur die Angaben des gemeinschaftlichen Berichts bestätigen.

Abends gegen neun Uhr in einer zweiten Unterredung mit dem Erzherzoge erkundigte sich auch dieser, ob wirklich Debry selbst erzählt habe, daß er auf französisch gefragt worden sei. Er äußerte, als Eyben es bejahte, die Vermuthung, daß Emigrirte und keine Szekler dabei gewesen seien. Er begreife nicht, bemerkte er lebhaft, wie das Unglück habe geschehen können, da er zweimal — am 25 und 28 April — Befehl gegeben habe, für die Sicherheit der französischen Gesandten Sorge zu tragen. „Das muß einen Grund haben" setzte er mit besonderer Lebhaftigkeit hinzu. Auch Faßbender kam noch spät am Abend auf den Gebrauch der französischen Sprache zurück, er sorgte dann mit großer Freundlichkeit für die Weiterreise Eyben's, der um Mitternacht von Stockach abfuhr und bei mancherlei Hindernissen erst am Morgen des 7 Mai nach München gelangte. Hier traf er einen seiner Auftraggeber den vormals preußischen Congreßgesandten Grafen Görz und überreichte ihm zuerst das noch unerbrochene Antwortschreiben des Erzherzogs auf den gemeinschaftlichen Bericht. Görz hatte nichts Eiligeres zu thun, als aus dem, was der Horcher von Lehrbach's Gesprächen mit Hoppe aufgezeichnet hatte, eine Mittheilung zu machen, die er durch boshafte Zusätze noch vergiftete. Denn wenn der Horcher von dem Anfang des Barbaczy'schen Briefes nur die Worte gehört hatte: „Nun ist Alles vollendet," so fügte Görz eigenmächtig noch hinzu: „Die Gesandten sind nicht mehr"[1]). Aus diesen Worten und weil Lehrbach

[1]) Daß dieser Zusatz zu dem Briefe Barbaczy's nicht stand, wenigstens von dem Horcher nicht vernommen wurde, ergibt sich mit Bestimmtheit aus der Aufzeichnung vom 3 Mai

auf die Nachricht von der Wegnahme der Papiere geäußert hatte, man werde eine Abschrift der wichtigsten wohl bald erhalten, folgerte Görtz Lehrbach und weil er allein die Verantwortung nicht habe auf sich nehmen können, auch die österreichische Regierung habe um den Mord vorher gewußt und ihn gebilligt. Eyben erlaubte sich zu erwidern, er könne nicht beurtheilen, ob eine so schreckliche und lieblose Vermuthung nur einige Wahrscheinlichkeit habe, da er nicht wisse, ob der Horcher eine glaubwürdige Person sei. Das versicherte Görtz wollte aber nicht sagen, wer es gewesen. Die Aeußerung des Erzherzogs, die Verweigerung der von ihm angeordneten Escorte „müsse einen Grund haben", hatte Eyben seinem officiellen Berichte nicht einverleibt; er besorgte, wie er schreibt, es möge dem Prinzen nicht angenehm sein. Auch dem Grafen Görtz wurde sie nur unter dem Siegel des Geheimnisses anvertraut. Daß der preußische Gesandte der in dieser Aeußerung einen neuen Beweis für den Antheil der österreichischen Regierung finden wollte, dieselbe alsbald nach Berlin übermitteln würde, hätte Eyben sich vorhersagen können[1]). Aber mit Recht war er überrascht, als gleich in der ersten Audienz der Kurfürst in die Worte ausbrach: „Ja eine Hauptsache ist daß der Erzherzog Ihnen gesagt hat: Das muß einen Grund haben." Aergerlich versetzte der junge Mann, er könne darin nichts Besonderes finden, denn jedes Ding müsse seinen Grund haben. Er hütete sich seitdem, dem Grafen Görtz nach irgend etwas mitzutheilen, und wenn er später in der zu Ansbach erscheinenden Staatszeitung die Verleumdungen Lange's gegen die österreichische Regierung las, so wird er über den eigentlichen Urheber nicht im Zweifel gewesen sein.

An seinem neuen Bestimmungsort in Regensburg, trat Eyben zu dem kaiserlichen Concommissar in ein weit besseres Verhältniß. Der Freiherr von Hügel sprach mit großer Offenheit über das Rastatter Ereigniß, zeigte sogar den Brief, welchen der Erzherzog über Eyben's Anwesenheit in Stockach und die Unterredung mit ihm nach Regensburg und ungefähr gleichlautend nach Wien gerichtet hatte. Freilich waren sofort einige, gewiß nicht absichtliche Irrthümer zu berichtigen. Denn während nach Eyben's richtiger Angabe die Mörder nach Debry gefragt hatten, lautete die französische Anfrage in dem Briefe des Erzherzogs: Is-tu Bannier? Ferner hieß es in dem Briefe Bannier habe mit Anderen nach mehr französisch gesprochen, während Eyben nur erzählt hatte, die badischen Kutscher hätten bei der Vernehmung nicht gesagt, ob Bannier mit Anderen oder nur allein französisch gesprochen habe[2]).

Es wird nicht ohne Interesse sein, nach diesem Berichte dasjenige vor Augen zu haben, was von dem Erzherzoge oder aus dem Hauptquartier —

Historische Zeitschrift, Bd. XXXIX S. 59) „Hoppe fragt mehrere Male: Was heißt das: Nun ist Alles vollendet? Was heißt das? Der dumm Kerl."

[1]) Vgl. Görtz an das Ministerium München, 8. Mai. Billigend der Bericht Eyben's an die Gesandten vom 7. Mai im Brüllner Staatsarchiv. Vergl. Diplomatische Verhandlungen, Bd. III. S. 328.

[2]) Daß Stille scheint zu beweisen, daß der Brief des Erzherzogs an Hügel mit dem sogleich folgenden Briefe nach Wien nicht vollkommen übereinstimmte, denn der letztere enthält keine Angabe dieser Art. Der vorletzte Satz des Erzherzogs: daß eine unbekannte Hand den Faden der Sache halte, ist wenigstens dem Sinne nach beiden Briefen gemeinsam.

in diesem Falle wahrscheinlich von Faßbender — am 5. Mai nach Wien mitgetheilt wurde.

Im Verfolge meines Berichtschreibens vom 1. l. M. in Beziehung auf das Ereigniß ahnweit Rastatt, berichte ich Ew Majestät, daß ich das ganze Szekler Husaren-Regiment von den Vorposten habe ablösen lassen, und morgen wird in Billingen die Untersuchungs-Commission unter dem Vorsitze des Herrn Feldmarschallieutenants Spork gegen den Obersten Barbaczy den Rittmeister Burkhard und die Mannschaft eröffnet werden welche des Mordthats sich soll schuldig gemacht haben. Dem Herrn FML Grafen von Spork habe ich neuerdings aufgetragen die Commission Tag und Nacht fortzusetzen bis man auf den Grund der Sache kommen wird. Inzwischen habe ich gestern von mehreren in Rastatt gewesenen Gesandten das beiliegende Schreiben mit der in der Anlage beigefochtenen Darstellung erhalten, aus welcher ich zuerst mehrere Umstände ersehen welche [aus] den höchst unbestimmten und verwarrenen Rapparten des Obersten Barbaczy und Rittmeisters Burkhard gar nicht ersichtlich waren. Was ich den unterschriebenen Herrn Ministern auf dieses Schreiben habe zugehen lassen, geruhen Ew Majestät aus der Anlage zu entnehmen. Der Untersuchungscommission habe ich auch von dieser Darstellung eine abschriftliche Mittheilung zugehen lassen, um über die darin angeführte erheblichste Umstände die Inquisition gleich zu vernehmen."

„Der dänische Kammerjunker Freiherr von Eyben, welcher von den Herrn Ministern abgeschickt worden, um das Schreiben zu übergeben, war zugleich von denselben beauftragt mir gleich zu eröffnen, daß sie sich bewogen gefunden, mir diese Darstellung aus dem Grunde zu übermachen, womit ich von den Umständen dieses Ereignisses baldigst unterrichtet werde. Der abgeordnete dänische Kammerherr führte in seinem mündlichen Vortrag unter mehreren Umständen an, daß nach Aussage des Jean Debry und der markgräflichen badischen Kutscher die Mörder immer französisch gesprochen, und zwar sehr gut und geläufig, so daß Jean Debry selbst die Haupttäter für gebarene Franzosen oder Niederländer gehalten habe. Der Hauptanführer sei zuerst zu dem ersten französischen Wagen gesprengt und habe gefragt mit den Worten: Es-tu Bonnier? Da die Antwort nun gewesen sa sei er auf den zweiten losgegangen, und in dem Augenblicke als Bonnier erkannt worden, ja wurde selber aus dem Wagen gezogen und massakrirt. Der Herr von Eyben bemerkte weiter daß, weil der Hauptanführer sich so angelegentlich erkundigt habe, in welchem Wagen sich Bonnier befinde, so vermuthete man, daß dieser ein Niederländer gewesen, welcher dem Bonnier die Mitwirkung zur Gesetzgebung in Beziehung auf den Verlust dero Guter in den Niederlanden bei dieser Gelegenheit habe entgelten wollen. Wie wenig man bis izt noch die wahre Bewandtniß der ganzen Sache zu beurtheilen im Stande ist, sa wird es doch immer wahrscheinlicher, daß eine geheime Hand die Geschichte der Mordthat geleitet habe. Die angeordnete Untersuchung wird über all dieses baldige Aufklarung geben und ich werde nicht verweilen, Ew Majestät in der vollen Kenntniß von dem Gange der Untersuchung zu erhalten und auf der anderen

Seite alle data zweckmäßig zusammenstellen, welche für die Publicität geeignet sind“ [1]).

Man erkennt aus diesem merkwürdigen Briefe daß der Erzherzog nicht allein bezüglich der Thäter im Unklaren war sondern daß er auch von den Befehlen, die sich auf die Wegnahme der Papiere richteten nach nichts wußte wenigstens nichts schreiben wollte. Man erkennt ferner wie sehr die Menschen selbst ohne eine eigentliche Unwahrheit sagen zu wollen geneigt sind die Dinge und was darüber vorgebracht wird, in einem für sie günstigen Lichte erscheinen zu lassen. Denn sicher kannte dem österreichischen Hauptquartier insbesondere Faßbender nichts erwünschter sein als die Schuld des Mordes von den österreichischen Husaren auf die Emigranten zu wälzen. Vorerst genug hatte man schon aus dem am 2. Mai im Hauptquartier eingelaufenen, vermuthlich von Barbazey verfaßten Rapport Veranlassung genommen Damion nach am selben Tage in mehreren Zeitungen als Thäter zu verdächtigen [2]). Aber nichts ist der Annahme entgegen daß man in den Mittheilungen Eyben's wirklich Anhaltspunkte für eine an sich so wahrscheinliche Meinung zu erkennen glaubte. Auch Eyben tactvoll und zurückhaltend in seinem Urtheil, läßt in keiner Weise durchblicken daß er eine solche Auffassung, so wenig er sie für erwiesen ansah, für unwahrscheinlich gehalten hätte. Das Bild das er in kräftiger Zeichnung von der Lage und der Stimmung entwirft, tritt wenn schon in abgeblaßten Farben, auch in anderen Mittheilungen uns entgegen.

Als einige Tage später, am 8. Mai, der badische Oberstkammerherr von Geusau mit Aufträgen des Markgrafen bei dem Erzherzog eintraf wiederholte sich ungefähr die frühere Unterredung. Wieder sprach der Erzherzog sein äußerstes Bedauern aus, wieder verweilte er — vielleicht gerade in der Besorgniß daß doch nicht das Nothwendige geschehen sei — besonders lebhaft bei der Versicherung, daß er die nöthigen Befehle bezüglich der Escarte gegeben habe, er äußerte sogar die Absicht diese Befehle im Druck erscheinen zu lassen. Zugleich versprach er strenge Bestrafung der Schuldigen und genaueste Untersuchung, „um so mehr da der Verdacht immer weiter ginge und immer größer würde, denn bei der Ermordung solle zu rein französisch gesprochen sein, eine Fähigkeit welche die Szekler Husaren nicht besäßen“ [3]).

Mittlerweile war die militärische Commission in Willingen in Wirksamkeit getreten zunächst freilich mit dem Erfolg daß die Thätigkeit der badischen Landesbehörden zur Aufdeckung des Verbrechens unterbrochen und verhindert wurde. Schon Geusau hatte im Namen des Markgrafen dem Erzherzoge das Bedauern ausgesprochen, „daß die obrigkeitlichen Stellen in Baden abgehalten seien, sowohl zur Verhütung als zur Untersuchung des Vorfalles durch polizei-

[1]) Der Brief ohlschriftlich im Wiener Staatsarchive, zum Theil gedruckt bei Sybel Historische Zeitschrift, Bd XXXIX S. 73.

[2]) Damion protestirte dagegen in einem eigenen in der Münchener französischen Zeitung vom 22 Mai abgedruckten Schreiben auf ein „gerichtlich constatirtes Alibi“ von nicht weniger als sechzig Stunden (Helfert S. 110 316). Freilich ist dadurch nicht ausgeschlossen daß er in ein oder anderer Weise für den Mord gewirkt haben konnte.

[3]) Geusau an Karl Friedrich 16. Mai. Odser a. a. O. S. 242.

ordnungsmäßige Barkehrungen sich wirksam zu zeigen“ [1]) Am 6 Mai richtete der hessen-darmstädtische Regierungsrath Kappler in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg im Auftrage Debry's, den er in Straßburg besucht hatte, an Edelsheim die Bitte die badischen Kutscher und Knechte und den Ortsschulzen von Plittersdorf zu verhören. Der Minister antwortet jedoch am 13. Mai: da der Erzherzog Karl eine militärische Untersuchungscommission eingesetzt habe und entschlossen scheine dieser unseligen Geschichte recht auf den Grund zu kommen, so würden weitere gerichtliche Schritte wohl unterbleiben müssen [2]). Und wenn auch, wie der Erzherzog in Aussicht stellt, die Untersuchung mit aller Strenge Tag und Nacht betrieben wurde [3]) so scheint sie trotzdem erspriessliche Fortschritte nicht gemacht zu haben; denn was darüber verlautet dreht sich immer um denselben Punkt festzustellen ob Soldaten aus anderen Regimentern oder Emigranten bei dem Morde betheiligt seien Der spanische Comitialgesandte von Steigentesch meldet seinem Bischof am 17. Mai aus Regensburg: Nach einem gestern eingetroffenen Schreiben des Erzherzogs an Baron Hügel gehe die Untersuchung in Billingen „streng und unparteiisch fort, es falle jedoch vor deren Beendigung nichts davon bekannt werden weil in dem Laufe sich immer neue Umstände zeigen könnten So viel wisse man aber, daß der Oberst Barbaczy die Ehre und Unschuld seines Regiments sehr vertheidige und selbst die Unmöglichkeit einer Theilnehmung zu beweisen suche Keiner seiner Leute könne nur ein Wort französisch die wenigsten deutsch, beide Sprachen hätten die Thäter nach allen bis jetzt bekannten Aussagen gesprochen. Ihm dem Obristen, seien noch an dem nämlichen Tage wo er nach der erhaltenen Kundschaft habe sollen angegriffen werden, auf seiner dreimaligen Recognoscirung und Visitirung Patrouillen von Latour-Dragonern und den ehemaligen Sachs- und Perchini-Husaren begegnet; beide letztere habe er wegen der Aehnlichkeit der Uniformen, besonders im Dunklen, oft für seine eigenen Leute gehalten Er sei weit entfernt, auf die ohnehin schon unglücklichen Emigranten einen Verdacht zu ziehen, aber von seinen Husaren müsse er ihn um so thätiger entfernen, als er sich durch seinen unbegrenzten Glauben auf die Würde und das Ansehen der elf Gesandten in Rastatt in dem ersten Schmerze habe verleiten lassen die Beschuldigung seiner Possen auf das Regiment zu übernehmen“ [4])

Ungefähr in dieselbe Zeit mag eine Flugschrift gehören welche unter dem Titel „Kurze Bemerkungen über den authentischen Bericht die Ermordung der französischen Gesandtschaft vorwärts Rastatt betreffend“ in einer Augsburger Zeitung und vom 15 bis 18. Juni in der Allgemeinen Zeitung erschien [5]).

---

[1]) Protokoll des Geheimen Rathes 3. Mai Obser a. a. O. S. 234

[2]) Obser a. a. O. S. 226. 241 Näheres über die sehr gewandte Persönlichkeit Kappler's in meinem Aufsatze „Hessen-Darmstadt auf dem Rastatter Congreß“ Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst 1883 Bd II S. 162 ff

[3]) Vergl. auch Lehebach an den Erzherzog 13 Mai Helfert a. a. O. S. 295.

[4]) Obser a. a. O. S. 244.

[5]) Die „Allgemeine Zeitung“ wurde damals von der Johann Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen verlegt und trug noch nicht den Namen der „Augsburger Zeitung“

Schon durch die Aufschrift „auf hohes Verlangen“ wird sie als officiöses Schriftstück bezeichnet. Sie beginnt mit der Bemerkung, daß der gemeinsame Bericht der Gesandten zwar unserem authentisch sei, als er wirklich von den Gesandten herrühre, aber nicht in dem Sinne als wenn er wirklich die wesentlichen Umstände der That und ihrer Urheber ins vollkommene Licht setze. Denn wenn auch Alles darin Enthaltene richtig sei, so beweise es nicht im Mindesten, daß die That wirklich von Szekler Husaren verübt worden, noch viel weniger dasjenige, was das Directorium oder seine Anhänger aber voreilige Leser daraus zu schließen bemüht sein möchten. „Wir übergehen“ heißt es weiter, „alles dasjenige, was in jenem Bericht über die, zehn Tage vorher geschehene Arretirung eines französischen Couriers enthalten ist, zumal die französischen Minister kaiserlicher Seits seit der Zurückberufung des kaiserlichen Plenipotentiarii nicht mehr als Gesandte zu betrachten waren, mithin die Arretirung eines Couriers, der übrigens noch ganz andere Instructionen und Depeschen, als solche, die auf den in seiner Geschäftsthätigkeit bereits aufgehobenen Congreß Bezug haben — d. h. militärische Kundschaften —, mitbringen konnte, eine militärische Vorsichtsregel war, und es hierbei nicht darauf ankommt, ob solche den französischen Ministern unangenehm gewesen sei. Es liegt in der Natur der Sache und die militärische Sicherheit erheischt schon an und für sich, daß Truppen einer kriegführenden Macht nicht Depeschen von Agenten einer andern über die besetzte Vorpostenlinie passiren lassen.“ Bezüglich des Anfalles meint der Verfasser, müsse man als Glück ansehen, daß wichtige Umstände sogleich von den anwesenden Gesandten verzeichnet seien, weil sich daraus unzweifelhaft ergebe: Erstens, daß den französischen Gesandten einzig und allein die Unklugheit beizumessen sei, in der stockfinsteren Nacht ohne Escorte trotz der dringendsten Abmahnungen abzureisen. Zweitens, daß die Gesandten sich eigentlich um keine militärische Escorte angemeldet wenigstens den k. k. Militärbehörden nicht die Ehre anthun wollen, darum selbst anzusuchen, und daß sie lieber ohne Escorte reisen, als den Anbruch des Tages hätten erwarten wollen, wofür sich schlechterdings kein Grund angeben lasse. Drittens, daß Debry, nach seiner eigenen Aussage, in französischer Sprache gefragt worden sei, welches allein beweise, daß nicht Szekler Husaren die That ausgeführt hätten, aber daß wenigstens Fremde die Hauptanführer gewesen seien. Viertens, daß die Wagen nicht geplündert seien. Fünftens, daß der Rittmeister sogleich die Escorte zur Aufsuchung Debry's bewilligt habe.

Man sieht, es sind durchaus die Ansichten des österreichischen Hauptquartiers, welche in dieser Ausführung hervortreten. Dies wird auch dadurch bestätigt, daß der Erzherzog am 31. Mai aus Winterthur dem Grafen Lehrbach mehrere Exemplare der Flugschrift zusendet mit dem Bemerken, man suche dieselben unter der Hand so viel als möglich zur Publicität zu bringen, um dadurch den Eindruck zu schwächen, den die Adressen des französischen Directoriums auf die öffentliche Meinung hervorgebracht haben dürften[1]).

[1]) Wiener Staatsarchiv.

V.

Wenn man aber schon auf das Urtheil des Auslandes nicht geringen Werth legte, so war es sicher für das österreichische Hauptquartier noch viel wichtiger, wie wohl in Wien das Urtheil über diese Vorgänge ausfallen würde. Und es geschah sicher nicht mit leichtem Herzen daß man nach einigem Zögern sich entschloß, nach der Mitte des Mai von den Anordnungen gegen die Gesandten, von den Absichten auf die Gesandtschaftspapiere Kenntniß zu geben. Da nun Mayer und vielleicht die nach seinen Instructionen handelnden Officiere der Vorhut sich mehr oder weniger auf den Brief des Generals Schmidt beriefen, so kann man sich die Gemüthsstimmung dieses Mannes vorstellen der von Allen die mit ihm in Berührung kamen als das Muster eines pflichtgetreuen und zugleich edeldenkenden Soldaten geschildert wird. Aber hier bewährte sich der wohlwollende Charakter des Erzherzogs. Er hatte Ursache unzufrieden zu sein, denn Schmidt hatte den verhängnißvollen Brief geschrieben, ohne ihm etwas zu sagen. Ja, noch den Erlassen vom 25. und 28. April an Kospoth muß der Erzherzog sogar von den Vorkehrungen gegen die Gesandten gar keine oder nur sehr unvollkommene Kenntniß gehabt haben. Nach dem früheren Briefwechsel mit dem Kaiser konnte er sich denken, daß man in Wien die Nachricht von dem blutigen Ereignisse sehr mißfällig aufnehmen werde. Gleichwohl trat er für seinen Freund ein, es machte hinzukommen, daß er den Chef seines Generalstabs, auf welchen er ein unbedingtes Vertrauen setzte, nicht gerade in dem Augenblicke verlieren wollte, in welchem er im Begriffe stand den so lange erörterten Zug über den Rhein in die Schweiz anzutreten[1]). So begleitete er die officiellen Berichte mit dem vertraulichen Schreiben an den Kaiser, auf das wir schon mehrmals Bezug nehmen mußten. Nachdem er seinem Bedauern über den unglücklichen Vorfall und dem Gedanken Ausdruck gegeben hat, man müsse auf Mittel und Wege denken, wie man die Sache auf eine für das Publicum befriedigende Weise ausmittle, ohne daß auf den Hof oder bei der Armee angestellte Individuen distinguirten Grades ein Verdacht von einer Theilnahme zurückfalle," erwähnt er den Brief des Generals Schmidt mit den Worten die wir früher (S. 115) anführten und fährt dann fort: „Weil ich den Fehler des Schmidt als eine Uebereilung und unzeitigen Ausbruch seiner leidenschaftlichen Abneigungen gegen die Franzosen ansehe, wovon er, ohne kaltes Blut zu erwägen, sich die Folgen nicht vorstellte, so wiederhole ich die angelegentlichste Bitte, Du möchtest dem Schmidt die so unglückliche Uebereilung verzeihen. Wenn Du mir je eine Gnade zu erweisen geneigt bist, so bitte ich Dich um diese Gewährung, da ich unendlich bedauren würde, daß Schmidt, welcher sich immer so edel rechtschaffen benommen und vorzüglich gut gedienet hat, das Opfer von einem übereilten Gedanken aber leidenschaftlichen Empfindung werden sollte, deren Aeußerung auf einem jeden anderen Fleck, als der vorliegende ist wo Vorsicht und Delicatesse zu beobachten [waren], billig und gerecht sein würde."

[1]) Am 21. Mai ging die Avantgarde unter Auenedorf bei Stein über den Fluß.

Der Kaiser mag durch eine in solchem Tone vorgetragene Bitte in nicht geringe Verlegenheit versetzt worden sein. Denn in Wien war man keineswegs geneigt, eine Angelegenheit, welche nicht bloß für den Ruf des Heeres, sondern auch der Staatsregierung so nachtheilig werden konnte auf sich beruhen zu lassen. Die erste Nachricht muß etwa am 1. Mai nach Wien gelangt sein. In einem Briefe an den Cabinetsminister Grafen Franz Colloredo nennt Thugut am 5. Mai den Vorfall ein in jeder Beziehung verhängnißvolles Ereigniß, das dem Directorium und allen Uebelgesinnten einen Vorwand bieten würde, gegen Oesterreich zu declamiren und ihm die ausschweifendsten Greuelthaten aufzubürden, denn so viel man sehen könne seien es doch österreichische Husaren, welche die vom ganzen Reiche anerkannten französischen Gesandten, mit denen man seit so langer Zeit verhandelt habe, ermordet hätten „Ueberhaupt," fährt er fort, „begreife ich nicht, wie der Erzherzog es auf sich nehmen konnte, Rastatt zu besetzen und die dort nach versammelten Deputirten zu belästigen, es sei denn, daß er einen Befehl von Seiner Majestät erhalten habe, der mir nicht bekannt ist. Die Sache an sich, d. h. die Besetzung Rastatts, war in mancher Beziehung im Widerspruch zu unserem übrigen Verfahren. Das ist wieder ein schöner Streich Faßbender's." Thugut fordert eine celatante Bestrafung der Schuldigen, nicht durch eine Militärcommission, sondern in aller Form Rechtens. Man müsse deshalb den Erzherzog anweisen, daß er sich darauf zu beschränken habe, alle, welche der That oder nur einer Nachlässigkeit irgend verdächtig seien, verhaften und einsperren zu lassen, aber ohne ein Urtheil zu sprechen, weil der Proceß in authentischer Weise und in voller Oeffentlichkeit vor sich gehen müsse. Vielleicht könne man dem Grafen Lehrbach dieses Geschäft zuweisen[1]).

Demgemäß wurde auch gleich am 7. Mai an Lehrbach geschrieben[2]), und der selbstgefällige Mann erzählt in seiner Antwort am 13. Mai mit Behagen wie fein und geschickt er dem Erzherzog von dieser Auffassung Kenntniß gegeben habe. Er hatte sie nämlich eingekleidet in einen Bescheid, den er dem verhaßten Grafen Görtz ertheilte und von welchem er dann dem Erzherzog Mittheilung machte. Der Kaiser verfügte auf den Bericht des Erzherzogs, „die Untersuchung müsse mit Publicität, anfallender Unparteilichkeit und rechtlicher Strenge geführt und wer immer an dieser That Schuld trage, exemplarisch gestraft werden"[3]).

Beinahe noch stärker als Thugut spricht der Reichsvicekanzler Fürst Gundakar Colloredo seinen Abscheu aus. Er stellt sogar den Antrag, der Erzherzog möge Massena einladen einige rechtliche Männer von seinem eigenen

---

[1]) Vivenot „Vertrauliche Briefe des Freiherrn v. Thugut", Bd. II S. 165. Wien 1872.

[2]) Vergl. Lehrbach an Thugut am 12. Mai bei Österr. a. O. S. 240. Das Schreiben Thugut's vom 7. Mai liegt nicht vor, der Inhalt ergibt sich aus dem Schreiben Lehrbach's an den Erzherzog vom 18. Mai und an Thugut vom 14. Mai bei Helfert a. a. O. S. 295.

[3]) Thugut an Cobenzl, 24. Mai bei Vivenot „Rastatter Congreß" S. 125. Daß die Thätigkeit des Kriegsgerichts so von Thugut gewollt begrenzt wurde, läßt sich dem Schreiben vom 24. Mai und dem Entwurf eines kaiserlichen Erlasses vom 14. Mai a. a. O. S. 121 nicht entnehmen.

Generalstab aber von seinen Auditoren als Zeugen der Untersuchung beiwohnen zu lassen. Dagegen erklärt sich Thugut am 13. Mai, denn die Franzosen meint er würden voraussichtlich nicht rechtliche und unparteiische Männer hierzu beordern, sondern gesinnungslose Leute ihrer Art die dann mit Insolenz Alles was man bei der Untersuchung verkehrte tadeln und erschweren würden. Thugut ist der Ansicht, es genüge, nach geendigter Untersuchung dem französischen Commandirenden die Protokolle mitzutheilen. Ferner könne man die kurmainzischen, preußischen und dänischen Gesandten, welche zur Zeit des Ereignisses nach in Rastatt sich aufgehalten hätten, einladen, der Untersuchung beizuwohnen, oder die Commissare durch schriftliche Mittheilungen zu unterstützen. In diesem Sinne rescribirt auch der Kaiser und am 15. Mai wird der Geschäftsträger in Berlin, Hndelist, beauftragt, aufklärende Mittheilungen des Grafen Görtz an die Commission zu erbitten. Noch am 24. Mai steht Thugut auf dem alten Standpunkte. In einem Erlaß an den Grafen Cobenzl in Petersburg schließt er nach einer ruhigen Darlegung der Verhältnisse, mit dem Satze: die Wahrheit der Sache müsse sich erst aus gerichtlichen Depositionen ergeben, man setze der Entwicklung des Herganges entgegen und sei fest entschlossen, die Sache, wie sie sich immer verhalten möge, seiner Zeit in ihrer wahren Gestalt der Welt vorzulegen[1])

Unmittelbar nachher muß aber der ausführliche officielle Bericht über den Anfall mit Einzelheiten der Untersuchung, gewiß auch der Correspondenz der Generale, darunter der Brief des Generals Schmidt, eingetroffen sein und gleichzeitig das öfter erwähnte vertrauliche Schreiben des Erzherzogs. Die Antwort aus Wien mag nicht gar zu freundlich gelautet haben. Aber der Kaiser zeigt sich so fern es sich nicht um Unterdrückung politischer ihm revolutionär erscheinender Grundsätze handelte, stets als ein wohlwollender ja als ein gütiger Mann. Es ist anzunehmen und sogar leicht zu begreifen, daß er es nicht über sich gewinnen konnte die Bitte seines Bruders abzuschlagen, am wenigsten in einem Zeitpunkte wo ein siegreiches Mißverhältniß eben zum Austrag gekommen war, und wo es sich darum handelte, einen so verdienten, gerade jetzt bewährte unentbehrlichen Officier wie Schmidt der Armee zu erhalten. Es fragt sich auch ob der Privatbrief dessen Wortlaut man nicht kennt, so abgefaßt war, daß er eine eigentliche Bestrafung hätte rechtfertigen können. Man begreift aber daß dadurch für den Fortgang der Untersuchung ein wesentliches Hinderniß geschaffen wurde. Was schon jetzt allenfalls bestraft werden konnte, war der Plan die Gesandten anzuhalten; denn so wenig auch der Mord dabei beabsichtigt war, die Möglichkeit die Gelegenheit zum Morde war doch dadurch herbeigeführt. Wollte man aber den thatsächlichen, wenn auch unfreiwilligen Urheber des Unfalls frei ausgehen lassen, so wurde es schwer, die unteren Stufen, welche von ihm abhingen einer Strafe zu unterwerfen. Zudem, was hätte man dadurch und durch eine öffentliche Bekanntmachung des ganzen Verlaufes gewonnen? Die eigentlichen Thäter konnte man doch nicht namhaft machen. Wenn man die Officiere

[1]) Vivenot, „Rastatter Congreß" S. 120. 123. 127, vergl. auch Oster a. a. O. S. 248.

bloßstellte, gab man zu daß etwas verfehlt sei, aber es fragte sich ob man nur Glauben finden würde. Sicher konnte man keine Strafe verhängen welche die Franzosen zufrieden gestellt hätte. Aber was die Hauptsache war seit dem ersten Bericht des Erzherzogs hatte sich die rechtliche Lage wesentlich verändert. Das Directorium hatte trotz Allem, was der Erzherzog am 2 Mai an Massena schrieb das blutige Ereigniß lediglich als Mittel benutzt, um den Volksgeist zum Kriege anzufachen. Gleich am 6 Mai erging eine Proclamation an alle Departements, am folgenden Tage ein Manifest an alle Völker und Regierungen um den allgemeinen Fluch gegen Oesterreich heraufzubeschwören. In Theatern, im gesetzgebenden Körper, bei öffentlichen Feierlichkeiten, wurden in maßlosen Schmähungen nicht bloß die österreichischen Soldaten, sondern die österreichische Regierung, ja der Kaiser persönlich als Mörder gebrandmarkt. Einem solchen Verfahren gegenüber war man in der That zu keiner Rechtfertigung mehr verpflichtet. Bei England und Rußland war man einer Rechtfertigung gar nicht bedürftig, die Einzigen, welche Anspruch auf Aufklärung und strafende Gerechtigkeit erheben konnten, waren der deutsche Reichstag, die Theilnehmer an dem Rastatter Congreß und der Deputation. Dieser Verpflichtung kam man nach, wenn man den Reichstag selbst gewissermaßen zum Richter machte, bei der Art, wie die Verhandlungen in Regensburg geführt wurden, konnte man nichts desto weniger versichert sein, noch für lange Zeit, wenn nicht für immer jeder Rechenschaft enthoben zu werden und gegen die Schuldigen, ganz wie man wollte, freie Hand zu behalten.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich Erwägungen dieser Art als Beweggründe des Vortrages annehme, welche Thugut am 27. Mai kurz nach Ankunft des Berichts, vielleicht ohne von dieser Wendung sonderlich erbaut zu sein, an höchster Stelle vorlegte. Demgemäß eröffnete der Kaiser schon am folgenden Tage dem Fürsten Colloredo seinen Entschluß, den Vorfall an die Reichsversammlung zu bringen, dieselbe aufzufordern, das wichtige Ereigniß zum Gegenstand der Berathung zu nehmen und in einem Gutachten baldmöglichst und freimüthig an die Hand zu geben, was bei der Untersuchung in jeder Rücksicht zu beobachten sei. Im Sinne dieser kaiserlichen Willensmeinung ergeht dann am 6 Juni, vom Reichsvicekanzler unterfertigt ein Hofdecret an die Reichsversammlung. Es beginnt mit der Nachricht daß am 28 April Abends durch einen Trupp in kaiserliche Militäruniformen gekleideter Personen die französischen Gesandten Bonnier und Roberjot ermordet seien. Kaiserliche Majestät vermöchten nicht ihr höchst empörtes moralisches Gefühl und die Stärke des Abscheues durch Worte auszudrücken. Sie wollen daß der Hergang dieses leidigen Vorfalls nach aller rechtlichen Ordnung mit der gewissenhaftesten Unparteilichkeit untersucht und die vollkommenste Genugthuung geleistet werde. Deshalb geht an die Reichsversammlung der Antrag, sowohl einige Deputirte aus ihrer Mitte zu ernennen um der eröffneten Untersuchung beizuwohnen, als auch in dem hierüber baldmöglichst zu erstattenden Gutachten Alles an Handen zu geben was die Wichtigkeit eines so unerhörten und zu verabscheuenden Vorfalls erheischen würde. Friedrich von Gentz hat damals in überschwenglicher Weise den Edelmuth und

die Vortheile des Hofdecrets hervorgehoben, den Anderen wurde dagegen nicht ohne Grund auf die Mängel dieses verspäteten und zögernden Verfahrens hingewiesen. Der Markgraf von Baden äußert am 29 Juli, er habe gleich Anfangs wegen des Aufenthaltes und der Weitläuftigkeiten jene Deputationsernennung nicht für ein Mittel angesehen, die vollständige Aufklärung einer Geschichte, für welche Alles auf möglichst geschwinde Erhebung des Ereignlagenden ankomme, zu befördern [1]). In der That geschah, was man von den Berathungen des Reichstages von vorneherein erwarten konnte. Nach langen weitläufigen Förmlichkeiten war man Ende Juli so weit gekommen, daß auf den Antrag Sachsens die große Mehrzahl der Stände dem Kaiser die ganze Untersuchung zu überlassen wünschte. Als der kaiserliche Commissar mit Hinweis auf diese Stimmung sich dahin aussprach, daß der Kaiser auf dem Verlangen einer Reichsdeputation nicht weiter bestehen wolle, erklärten sich bei der Abstimmung am 29 Juli nur drei Stimmen — darunter Bremen — für eine zu wählende Deputation, und das Reichsgutachten vom 9 August ging dahin, man könne der unparteiischen Welt keinen besseren Beweis der Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe geben, als wenn man der Weisheit des Kaisers die Fortsetzung und Beendigung der Untersuchung anheimstelle.

Eine kaiserliche Notification dieses Gutachtens erfolgte niemals. Die Commission war indessen beisammen geblieben. Anfang Juni ersuchte der Vorsitzende des Gerichts F-M-L Sporck, den badischen Geheimen Rath um Mittheilung, „ob und zu welcher Zeit zwischen dem 28 und 29 April sich in den Ortschaften Iffezheim, Hügelsheim, Steinmauern und Umgegend k. k. Patrouillen gezeigt, ob und was dieselben mit den Einwohnern gesprochen und ob angegeben werden könne, welchem Regimente die betreffenden Leute angehörten. Am 4. und 5. Juni wurden denn auch die Ortsschulzen der betreffenden Dörfer bezüglich der fraglichen Punkte zu Protokoll vernommen [2]). Lehrbach äußert noch am 13. Juni aus Augsburg in einem Briefe an Thugut die Hoffnung und den dringenden Wunsch, daß die Kriegscommission bald zur Ehre des kaiserlichen Hofes über den Rastatter Vorfall Aufschluß gebe, da die Uebelgesinnten in Deutschland über diese Sache viel Gift verbreiten [3]). Von dem Ergebniß der Untersuchung wurde indessen niemals etwas bekannt. Ob man, wie die Dinge sich gewendet hatten, gar zu eifrig gesucht hat? Ein Vorfall, der aus dieser Zeit gemeldet wird, scheint nicht dafür zu sprechen. Am 21. Mai berichtet der österreichische Kreisgesandte Graf Fugger aus Augsburg seit vorgestern holte sich dort ein Bediensteter des Ministers Bonnier auf der bei dem Morde gegenwärtig gewesen sei. Er versichere daß man Bonnier in jenen Armen den Kopf gespalten habe, und erzähle überhaupt den Vorfall mit viel gehässigeren Umständen als sie noch zur Zeit selbst in französischen und auch in der famosen [Ansbacher] Staatszeitung sich fänden. So behauptete er unter Anderem, einige Szekler Husaren, welche diesen Mord ausgeübt hätten

[1]) Obser a a O S 251

[2]) Vergl. Protokoll des badischen Geheimen Raths vom 3. Juni und der Verhöre der Ortsschulzen vom 4. und 5. Juni bei Obser a a O S 247 und 428.

[3]) Obser a a O S 250.

des anderen Tages mit Thränen im Auge öffentlich gesagt: „So weit ist es mit uns gekommen, daß wir nun Straßenräuber und Meuchelmörder werden mußten, obkam wir hatten die strengsten Befehle dazu.“ Die Keckheit mit welcher der Mensch diese Angaben zu verbreiten suchte, bewog den Gesandten sich seiner Person zu versichern, er bittet den Erzherzog um weitere Anweisungen. Man sollte denken, ein solcher Zeuge, mochte er auch als prahlender Schwätzer angesehen werden, wäre sofort dem Kriegsgerichte zugewiesen oder als Verleumder bestraft worden. Es geschieht jedoch keins von beiden; Fugger erhält die Antwort, er solle den Menschen mit einem scharfen Verweise entlassen, ihm aber dabei bedeuten, daß man im Wiederbetretungsfalle gegen ihn als einen öffentlichen Ruhestörer mit aller Strenge verfahren werde[1].

Erwägt man die Stimmung der österreichischen Officiere wie sie Eyden's Bericht so deutlich kennzeichnet erwägt man, wie schwer Kameraden zu einem Zeugniß gegen einander sich herbeilassen, wo Wenigen ferner an der Klarstellung des Vorganges und wie Vielen an der Verhüllung gelegen war, so wird man den geringen Erfolg der Commission leicht begreifen. Mitte October soll durch öffentliche Blätter bekannt geworden sein, die Untersuchung sei geschlossen, die Acten nach Wien gesandt[2]. Dies würde der früher angeführten Auffassung Thugut's entsprechen, aber eine Entscheidung kann noch nicht erfolgt sein, denn die Commission überdauerte Herbst und Winter. Als im Frühling 1800 die französischen Heere Süddeutschland wieder überschwemmten mußte sie mehrmals den Aufenthaltsort wechseln. Anfang Juni wurde sie von Sporck angewiesen, sich nach Böhmen zurückzuziehen, gelangte am 15. Juni nach Pilsen und erhielt von dem Commandirenden in Böhmen Feldmarschalllieutenant v. Sternbahl, und dem Erzherzog Karl unter dem 21. Juni den Befehl, entweilen in dieser Stadt zu bleiben. Sie bestand damals aus dem Hauptmann v. Lang, Oberlieutenant Knupfer, Hauptmann-Auditor Pfiffer, Wachtmeister Wranzky als Beisitzern, ferner Barbaczy, Burkhard, zwei Wachtmeistern und aus dreißig (nach anderen Angaben aus zwanzig) Szeklern, vermuthlich als Beisagten[3]. Im Laufe des Jahres erfolgte dann wirklich ein Urtheil welches für Officiere wie Soldaten freisprechend lautete. Die Regierung glaubte, die Sache zu erledigen und der öffentlichen Meinung genug zu thun, wenn sie die beiden Officiere und die Husaren nach Siebenbürgen versetzte. Nach Beendigung des Krieges wurde Barbaczy am 27. Mai 1801 mit dem Generalstitel Burkhard am 11. August 1801 als Major pensionirt. Barbaczy starb am 17. Juni 1825, Burkhard am 15. Januar 1820, beide in Preßburg.

Was die übrigen etwa in Betracht kommenden Personen angeht, so entwickelte Mayer 1799 und während der folgenden Feldzüge eine tapfere durch Ehren und Beförderung belohnte Thätigkeit, er starb, nachdem er 1836 in den

[1] Graf Fugger an den Erzherzog 21. Mai. Der Erzherzog an Fugger aus dem Hauptquartier Pesaro 25. Mai 1799. Wiener Staatsarchiv.

[2] Helfert a. a. O. S. 149.

[3] Aufzeichnung im Archiv des Erzherzogs Albrecht. Barbaczy wird dementsprechend in einer Garnisonsliste des Szekler-Regiments vom 16. Februar 1800 als abwesend bezeichnet. Helfert a. a. O. S. 242 und 338.

Ruhestand getreten war, als Feldzeugmeister am 2. Juni 1842 zu Verona Hormayr behauptet er habe, um seinen Schwager, den General Gamez zu ärgern, in redseliger, fröhlicher Laune gern erzählt, daß er selbst, ohne ein „was" oder „wie" zu wissen, bei dem Gesandtenmord hinter der spanischen Wand mit der Oberleitung des Ganzen beauftragt gewesen sei. Unmöglich kann er aber so thörichte Angaben, wie Hormayr sie vorbringt[1]), über die Betheiligung Thugut's, Lehrbach's und die Anwesenheit gar nicht existirender geheimer politischer Papiere gemacht haben. Man wird die Erzählung des ebenso boshaften als unzuverlässigen Autors, wie sie manche andere auf einige Körner Wahrheit, etwa darauf zurückführen können, daß Mayer zuweilen von dem, was er zur Wegnahme der Gesandtschaftspapiere anordnete, gesprochen habe.

Der General Schmidt blieb in seiner Stellung an der Spitze des Generalstabes unter dem Erzherzog und nach dessen Rücktritt im folgenden Jahre unter dem Oberbefehl Kray's. Bei der großen Verschiedenheit der Charaktere ließ eine wünschenswerthe Uebereinstimmung sich nicht erreichen. Schmidt erhielt am 28. September 1800 die erbetene Versetzung in den Ruhestand und war in Folge dessen bei dem Unglück von Hohenlinden, das er vielleicht hätte abwenden können, nicht betheiligt. Aber 1805, nach der Capitulation von Ulm, trat er auf den Ruf des Kaisers an die Spitze der zum Schutz der Hauptstadt versammelten Reserven, und er war es, der, mit heranziehenden russischen Abtheilungen vereinigt, am 11. November 1805 den Plan zu der Schlacht bei Dürrenstein entwarf, der einzigen erfolgreichen Waffenthat dieses unglücklichen Feldzuges. Während er die geschlagene Division des Marschalls Mortier verfolgte, fand er einen ruhmvollen Tod, der Kaiser ehrte sein Andenken an dem Orte, wo er gefallen war, durch ein mit glänzenden Lobsprüchen geziertes Denkmal. — Am 1. März 1800 war er zum Feldmarschalllieutenant befördert worden, dagegen fiel es auf, daß er trotz seines Ranges seiner hervorragenden Verdienste niemals einen höheren Orden erhalten habe[2]). Es muß dahin gestellt bleiben, ob darin eine Nachwirkung des hier mehrfach erwähnten Briefes zu erkennen sei.

VI

Man wird in der bisherigen Erzählung schon die Gründe gefunden haben, welche das Schweigen der österreichischen Regierung weniger befremdlich machen. Zunächst ist es wirklich zweifelhaft, ob die Untersuchung ein sicheres Ergebniß bezüglich der Thäter des Mordes lieferte, selbst wenn man ernstig danach gesucht haben sollte. Mochte man sie aber gefunden oder nicht gefunden haben, mochte man sie bestrafen oder erklären, daß man ihrer nicht habhaft werden könne, immer blieb — auch unabhängig von dem Morde — die Frage, warum Szekler Husaren die Wagen angehalten, nach Rastatt geführt und Gesandtschaftspapiere — am 29. April bei hellem Tage unter Zuziehung badischer Behörden — weggenommen hatten? Darauf konnte man nur antworten, indem man den ganzen Hergang veröffentlichte und über Anordnungen

[1]) Hormayr a. a. O. Bd I, S. 158, Bd III, S. 128, 135.

[2]) Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XXX, 255. Wien 1875.

Auskunft gab, welche das Attentat zwar nicht herbeiführen sollten, aber doch ermöglicht hatten, und in den Augen, wenigstens der Wiener Behörden nicht berechtigt waren. Nur zu häufig ist die österreichische Regierung den Aeußerungen der öffentlichen Meinung durch Zurückhaltung begegnet. Sie zog es auch in diesem Falle vor, eine Erklärung, zu der man nach dem Verfahren des Directoriums und nach der Entscheidung des deutschen Reichstages zunächst nicht verpflichtet war zu unterlassen. Wirklich wurde im Tumulte des Krieges die Aufmerksamkeit nach ganz anderen Seiten gelenkt. Napoleon hätte vor dem Abschluß des Friedens unzweifelhaft eine Genugthuung verlangen können, legte aber keinen Werth darauf, es war ihm nicht einmal unangenehm, daß gegen das verhaßte, von ihm gestürzte Directorium eine Anklage erhoben wurde. Während der Verhandlungen in Lüneville äußerte sich Joseph Bonaparte einmal in heftigen Ausdrücken über den Tod Bonniers und Roberjot's beging aber wie Cobenzl am 27. Januar 1801 schreibt, die Albernheit, ihn den Engländern Schuld zu geben[1]). Mit dem Abschluß des Friedens war für Oesterreich die Angelegenheit völkerrechtlich erledigt, und die nächsten Jahrzehnte boten keine Veranlassung, sie von Neuem zu erörtern. Es läßt sich denken, daß auch der Erzherzog, wenngleich persönlich ohne Schuld, nicht gern von dem Ereigniß reden hörte, das in seinen Ursprungen bis in seine nächste Umgebung hinauf reichte, und bei dem er sich immer sagen mußte, daß es durch genauere Anweisungen vielleicht verhütet wäre. In der Geschichte des Krieges von 1799 bemerkt er: „Die Veranlassung dieser Katastrophe ist bis jetzt nicht bekannt, und ihre Aufklärung bleibt der Zukunft überlassen." Man hat aus diesen Worten schließen wollen, der Erzherzog — und folgeweise die österreichischen Militärbehörden — hätten diese Veranlassung nicht gekannt. Das ist möglich, obgleich der Minister des Auswärtigen, Ludwig Cobenzl, am 4. October 1804 dem Grafen Franz Colloredo schreibt, er erfahre aus guter Quelle, daß verschiedene Officiere des Generalstabs Papiere in Händen hätten, aus welchen Alles, was zu dem traurigen Ereigniß Veranlassung gegeben habe, sich bis ins Einzelne erkennen lasse[2]). Aber in den Worten des Erzherzogs liegt jene Annahme nicht; in ihrer, vielleicht mit Absicht, wenig bestimmten Fassung scheinen sie zunächst nichts Anderes zu bedeuten, als: das Publicum kennt die Veranlassung nicht, und ich selbst bin nicht in der Lage, schon jetzt die Aufklärung zu geben.

Wenn aber nach völkerrechtlichen Grundsätzen weder Zwang noch Verpflichtung zur Aufklärung bestand, so gab es doch noch ein Tribunal, welches wohl als das Höchste von allen, ja als das Weltgericht bezeichnet worden ist. Und vor diesem konnte das Confinmacialverfahren, das die österreichische Regierung gegen sich anstellen ließ, nicht anders als ungünstig wirken, denn es war eine genaue Kenntniß des inneren Zusammenhanges erforderlich, um die augenfälligen Vorgänge zu sondern und Diejenigen, welche das Anhalten der Wagen und die Wegnahme der Papiere befohlen hatten, nicht zugleich als Anstifter des Mordes anzusehen. Die ärgsten Verdächtigungen konnten in solcher Weise

[1]) Diplomatische Verhandlungen, Bd III, S. 340

[2]) Vivenot, Rastatter Congreß, S. 371.

sich erhalten, weil die Mittel, sie zu widerlegen, nicht benutzt wurden. Freilich bleiben auch jetzt, nachdem die Archive sich weiter geöffnet haben, noch Zweifel übrig, aber man darf doch als wesentlichen Fortschritt bezeichnen, daß sich Folgendes feststellen läßt.

1. Die österreichische Regierung, der Kaiser wie die leitenden Beamten, Thugut, Lehrbach, Gallo reden, Metternich waren nicht allein, was man von vornherein annehmen konnte, dem Morde, sondern auch jeder gewaltsamen Maßregel, insbesondere der Wegnahme der Gesandtschaftspapiere völlig fremd, ja sogar ausdrücklich entgegen. Dadurch erhält aber das ganze Ereigniß sofort einen anderen Charakter. Man ist gewohnt, von dem Rastatter Gesandtenmord zu reden. Ausgeführt oder angestiftet von der Regierung, bei welcher die Gesandten beglaubigt sind, bildet eine solche That vielleicht das gröbste zu allen Zeiten am meisten verabscheute Verbrechen gegen den völkerrechtlichen Verkehr. Aber es muß dann wirklich von der Staatsregierung begangen werden. Andere Personen können durch ihre Gewaltthätigkeiten wohl den Mord von Gesandten, aber nicht jenes Verbrechen im eigentlichen Sinne zu Wege bringen, ebenso wie das sogenannte Verbrechen des „Kindsmordes“ nur von der Mutter in oder gleich nach der Geburt des unehelichen Kindes begangen werden kann. Allerdings muß aber die Regierung für die persönliche Sicherheit und die ungehinderte Amtsführung der bei ihr beglaubigten Gesandten einstehen, und wenn sie verletzt wurden, dem in seinen Vertretern beleidigten Staate Aufklärung und Genugthuung geben. Diese Pflicht wurde auch von Thugut, Gallarda, Lehrbach dem Erzherzoge nicht in Abrede gestellt und durch die Rückgabe der Gesandtschaftspapiere die Unrechtmäßigkeit der Wegnahme anerkannt. Warum es den Franzosen gegenüber nicht zu einer förmlichen Genugthuung kam und nicht zu kommen brauchte, warum überhaupt die so geräuschvoll eröffnete Untersuchung ohne Ergebniß blieb, ist in dem Früheren dargelegt worden.

2. Bezüglich der Stellung und Berechtigung der französischen Agenten und Gesandten bestand zwischen der österreichischen Regierung und dem Hauptquartier eine Meinungsverschiedenheit, welche man kann sagen, von Anfang Februar bis Ende April nicht erledigt wurde. Den Anweisungen aus Wien durften die Militärbehörden nicht geradezu entgegen handeln; aber während einer Krankheit des Erzherzogs veranlaßte ein unvorsichtig abgefaßtes Privatschreiben des General-Quartiermeisters, daß bei der Barbut Anstalten getroffen wurden, um die französischen Gesandten anzuhalten und das gesandtschaftliche Archiv zu berauben. Allem Anscheine nach handelte es sich nicht sowohl um politische, als um solche Papiere, welche als Beweisstücke für das unerlaubte Spionenwesen diplomatischer Agenten den Militärbehörden wichtig waren. Man hielt einen solchen Schritt für berechtigt, weil man nach der Entfernung des kaiserlichen Plenipotentiars den Congreß als aufgelöst betrachtete. Rastatt nicht mehr als neutralen Congreßort anerkannte und sich deshalb nicht verpflichtet glaubte, ein, wie man annahm, völkerrechtlich und kriegsrechtlich unstatthaftes Verfahren der Gesandten zu dulden.

3. Die Gelegenheit, sich an den Gesandten zu vergreifen, wurde zu ihrer Ermordung benutzt. Die eigentlichen Urheber und Thäter lassen sich noch nicht

mit voller Bestimmtheit angeben. Oesterreichische Militärbehörden vom Hauptquartier bis zu Barbacyn hinunter, haben, so weit sich erkennen läßt, einen Bezieht zum Morde nicht ertheilt. Immerhin mag der unvorsichtige Brief des Generals Schmidt da wo er in den unteren Stufen bekannt wurde, durch seine leidenschaftlichen Ausdrücke den Gedanken an Thätlichkeiten geweckt und den einen oder anderen Officier gegen verbrecherische Absichten, wenn sie von anderer Seite an ihn herantraten, nachsichtiger oder nachgiebiger gestimmt haben. Daß wirklich ein fremder Einfluß, der Einfluß eines persönlichen fanatischen Hasses sich eingemischt habe, entspricht durchaus den Verhältnissen, und der stärkste nächste Verdacht richtet sich gegen Emigranten. Als Anstifter oder Thäter, als freistehende Personen oder als Angehörige anderer österreichischer Regimenter konnten sie betheiligt sein. Wer möchte auch für alle Officiere des Szekler Regiments eine Bürgschaft übernehmen? Daß Szekler Husaren bei dem Morde gar nicht mitgewirkt haben, ist trotz des freisprechenden Urtheils des Kriegsgerichts nicht anzunehmen, einem jungen Unterlieutenant Fontana, einem Mailänder, wird in einer Condamtenliste vom 16. Februar 1890 ein keineswegs günstiges Zeugniß über seine Aufführung in und außerhalb des Dienstes ausgestellt [1].

Eine Erklärung in diesem Sinne halte ich nicht allein für die wahrscheinlichste, ich möchte sie die einzig wahrscheinliche nennen. Es sei noch erinnert, daß wenn Lehrbach und Hoppe in vertraulichem Gespräche sogleich auf diesen Gedanken verfielen, hier alle die Gründe ohne Belang sind, welche im österreichischen Hauptquartier die „Emigranten-Hypothese" im eigenen Interesse besonders annehmlich machen konnten. Und wenn es auffallen muß, daß der Erzherzog in dem oft erwähnten Briefe vom 18. Mai durchaus nicht auf Emigranten hindeutet, so ist dagegen in Betracht zu ziehen, daß wir gar nicht wissen, was der officielle Bericht darüber enthalten mag. Bei alledem darf man nicht vergessen, daß das Wahrscheinliche nicht immer das Wahre ist, daß ein aufgeregter Officier möglicher Weise auch aus eigenem Antriebe vorgehen konnte, und daß zur Bestätigung des Verdachtes gegen die Emigranten noch kein Beweisstück vorliegt, welches den verurtheilenden Spruch eines Gerichtshofes rechtfertigen konnte. Die in solcher Weise fortbestehenden Zweifel sind jedoch wenig bedeutsam. Daß es unter den Emigranten Leute gab, die so viel an ihnen lag, einen Gewaltact gegen die Gesandten herbeizuführen suchten, dürfen wir auch ohne bestimmtes Zeugniß annehmen, und ebenso ist klar, daß sie ohne Verstand oder Einverständniß österreichischer Militärpersonen nicht zum Ziele gelangen konnten. Ob nun von diesen beiden Factoren der eine oder der andere mehr oder weniger zur Geltung gekommen sei, kann wohl die Neugier des Forschers reizen, aber die rechtliche Beurtheilung des Verbrechens nicht verändern. Das Wesentliche ist der Mord steht allerdings mit einer völkerrechtlichen Frage in Verbindung, aber als Ergebniß einer Privatrache gehört er nicht dem Gebiete des Völkerrechtes, sondern des Strafrechtes an.

[1] Helfert a. a. O. S. 42. In Bezug auf Burkhard wird in derselben Liste die Frage: Verdient er das Avancement? bejaht.

Vierzehn Jahre ägyptischer Ausgrabungen.

Von

Georg Steindorff[1]).

[Nachdruck untersagt.]

Als vor dreiundzwanzig Jahren Georg Ebers in Leipzig seine Antrittsvorlesung hielt, hatte er es sich zur Aufgabe gemacht, die Richtigkeit der Champollion'schen Hieroglyphenentzifferung noch einmal gegen ihre Gegner zu vertheidigen. War doch in Deutschland gerade Leipzig diejenige Universität gewesen von der aus die heftigsten Angriffe gegen das System ausgingen, das Françoys Champollion 1822 in seiner epochemachenden „lettre à Mr Dacier sur l'alphabet égyptien" begründet und das von Männern wie Leplsius de Rouge und Birch weiter ausgebaut worden war, hatte doch in Leipzig der erste deutsche Aegyptologe Gustav Seyffarth mit glühendem Eifer seine eigenen Lehrsätze von der Bedeutung der Hieroglyphen gegen die Anschauungen der Anhänger Champollion's vertheidigt, saß doch in Leipzig, auch nachdem Seyffarth dieser Stadt längst den Rücken gekehrt und sich in Amerika einen neuen Wirkungskreis geschaffen hatte, noch eine Zahl seiner Schüler und Freunde die mit zäher Beharrlichkeit an den Theorien ihres Meisters festhielten und Seyffarth's System für das einzig richtige, das Champollion'sche dagegen für verkehrt und verfehlt hielten. Ob Ebers damals die vollständige Bekehrung der Ungläubigen gelungen ist, weiß ich nicht. Eins aber ist sicher, daß es in Deutschland, wie in England und Frankreich seit 1870 in der wissenschaftlichen Welt keinen mehr gab, der gegen das Champollion'sche Entzifferungssystem ernsthafte kritische Bedenken geltend gemacht hatte. Das Verständniß der ägyptischen Hieroglyphen war nach fast fünfzigjähriger Arbeit vollständig erschlossen, man war in den Stand gesetzt Inschriften und Papyrusurkunden zu lesen und zu übersetzen, und man hatte mit ihrer Hülfe einen Einblick in die Cultur und Geschichte des alten Aegyptens gewonnen.

Naturgemäß hatte sich die ägyptologische Forschung so lange es sich um die Entzifferung der Hieroglyphen, um die Bestimmung der Laute und der

[1]) Erweiterter Abdruck einer am 9. December 1893 in der Aula der Universität Leipzig gehaltenen akademischen Antrittsrede

Bedeutung der einzelnen Zeichen und Zeichengruppen handelte, im Wesentlichen — neben historischen und chronologischen Fragen — mit der Schrift beschäftigt. Dem Bau der Sprache, die die Inschriften zum sichtbaren Ausdruck brachten, hatte man nur geringe Aufmerksamkeit schenken können. Soweit man sich überhaupt mit der Grammatik befaßt hatte, war man der Ansicht gewesen, daß dieses wunderbare Volk auch eine ganz wunderbare Sprache gehabt habe: eine Sprache, die nur Wurzeln besitze, die weder Substantiv noch Verbum, noch Präposition, noch Adjectiv von einander unterscheide, und während die Schrift im Laufe von vier Jahrtausenden verschiedene Phasen von der Hieroglyphenschrift der ältesten Zeit bis zum Demotischen, der Cursivschrift der griechischen Ptolemäerepoche, durchwandert habe, sei die Sprache selbst sich stets gleich geblieben, sie habe keine Wandlungen, keine Veränderungen in ihren Lauten, ihren Wortformen, ihren syntaktischen Verhältnissen zu erdulden gehabt.

Diese Anschauungen über den ägyptischen Sprachorganismus mußten sich ändern, als man anfing längere Texte genau zu analysiren und auf die Wortformen und Wortverbindungen zu prüfen. Man sah, daß eine historische Inschrift aus dem Anfang des zweiten vorchristlichen Jahrtausends auch sprachlich von einem etwa fünfhundert Jahre später niedergeschriebenen Märchen abweiche, daß eine juristische Urkunde aus der zwanzigsten Dynastie (um 1100 v. Chr.) andere Wortformen und Satzbildungen aufweise als etwa die religiösen Texte des „Todtenbuchs“. Es ist eins der großen wissenschaftlichen Verdienste von Georg Ebers, daß er durch seinen Leipziger Universitätsunterricht, besonders durch seine eingehenden Texterklärungen dieser fundamentalen Erkenntniß der verschiedenen ägyptischen Sprachperioden vorgearbeitet hat.

Es ist heute eine anerkannte wissenschaftliche Wahrheit, daß das Aegyptische eine Sprache ist wie andere Sprachen und daß es in dem viertausendjährigen Zeitraume, durch den wir es auf Steininschriften und Papyrusurkunden verfolgen können, die einschneidendsten Veränderungen erfahren hat. Man unterscheidet jetzt zum mindesten fünf Hauptperioden der ägyptischen Sprache, von dem Altägyptischen, der ältesten Form, die am reinsten in den religiösen Sprachtexten der Pyramiden von Sakkara vorliegt, bis hinunter zum Koptischen, der mit griechischer Schrift geschriebenen Sprache der christlichen Aegypter, die erst vor nicht länger als drei Jahrhunderten ganz ausgestorben ist. Diese Phasen unterscheiden sich nicht weniger streng von einander als etwa das Althochdeutsche vom Neuhochdeutschen. So ist — um ein Beispiel anzuführen — in dem sogenannten Neuägyptischen, worunter die Volkssprache des neuen Reichs (1500—1100 v. Chr.) zu verstehen ist, der Lautbestand ein anderer als im Altägyptischen; es hat sich hier eine vollkommene „Lautverschiebung“, wie sie in den verschiedenen Zweigen des indogermanischen Sprachstamms constatirt worden ist, vollzogen. Des Weiteren hat sich in dieser jüngeren Sprachepoche die Flexion des Verbums geändert, indem allmälig an die Stelle alter einfacher Conjugationsformen Biegungen mit Hülfszeitwörtern getreten sind, gewisse Satzverbindungen sind ausgestorben und neue an ihre Stelle getreten u. s. w. Leider sind wir nicht überall im Stande, diesen

Wandlungen nachzugehen und ihre Ursachen genau zu erkennen. Daran trägt, abgesehen von unserer eigenen Unwissenheit und der Lückenhaftigkeit des vorliegenden Materials, vor Allem der Umstand Schuld, daß die Hieroglyphenschrift ähnlich wie die altsemitischen Schriften (z. B. das Althebräische, Phönicische) nur die Consonanten eines Wortes schreibt und die Vocale namentlich im Inneren eines Wortes, unbezeichnet läßt.

Mit der historischen Betrachtung der ägyptischen Sprache ist nun die historische Auffassung des gesammten ägyptischen Alterthums Hand in Hand gegangen. Während Lepsius, in der Architektur und Plastik mit Hülfe der Inschriften, die die meisten großen Denkmäler bedecken, bestimmte Perioden der Entwicklung unterschieden hat, war die ägyptische Kleinkunst, das Kunstgewerbe, in dem sich die Aegypter mit großem Erfolge bethätigt haben, stark vernachlässigt worden. Auch hier sind durch neuere Untersuchungen, die namentlich in Frankreich Maspero, in England Flinders Petrie angebahnt haben, unsere Kenntnisse sehr erweitert worden, so daß man es jetzt beinahe auf den ersten Blick einem Fayence-Amulett, auch wenn es keinerlei Inschrift trägt, die über seinen Ursprung Auskunft geben könnte, ansehen kann, ob es in einer Fabrik zur Zeit des Königs Psammetich und seiner Nachfolger also im siebenten Jahrhundert, aber achthundert Jahre früher, etwa unter Amenophis III gearbeitet worden ist.

Das eingehende Studium der ägyptischen Texte führte zu sachlichen Forschungen über das Staatswesen, über das Leben und Treiben des Hofes und die Verwaltung des Landes[1]). Auch hier lassen sich große Epochen unterscheiden; bestimmte Verwaltungszweige hörten auf, neue wurden geschaffen, mit den Titeln änderten sich die Aufgaben der Aemter, das Hofceremoniell war ein anderes unter König Cheops dem Pyramidenerbauer, ein anderes unter Thutmosis III. dem großen Eroberer.

In gleicher Weise hat die historische Methode bei der Behandlung der zahlreichen religiösen Schriften zur Erkenntniß geführt, daß auch auf dem Gebiete des Geisteslebens, auf dem man den Unterthanen der Pharaonen die strengste Unwandelbarkeit zugeschrieben hatte, daß auch in den religiösen Anschauungen des Volkes, in den theologischen Lehren der Priesterschaft sowie in den äußeren Formen der Götterverehrung die verschiedenen großen Epochen der ägyptischen Geschichte wesentlich von einander abweichen. Wenn auch gerade in den schwierigen Fragen der ägyptischen Religion unser Wissen noch mehr als Stückwerk ist und allenthalben der Erweiterung und Vertiefung bedarf, so lassen sich doch jetzt schon größere Stadien der Entwicklung genau verfolgen. Man kann sehen, wie der rohe, naive Glaube des Bauern an den Heiligen oder die Madonna seines Heimathsortes getrübt wird durch die wohl von Staatswegen gepredigte große Lehre von der Alleinherrschaft des Sonnengottes Re, wie allmälig fast alle localen Gottheiten zu Sonnengöttern umgewandelt werden und ein confuser Pantheismus zur Geltung gelangt, wie dann ein fanatischer König aus noch nicht bekannten Motiven diesem Unwesen

[1]) Vergl. vor Allem das grundlegende Werk Erman's Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum. Tübingen 1885.

em Ende zu machen strebt und eine Art Monotheismus, eine allgemeine Verehrung des Gestirns der Sonne zu schaffen sucht wie gegen diese religiöse Reformation und Revolution die orthodoxe Priesterschaft auftritt und den neuen Gott und seine Verehrer nicht minder fanatisch unterdrückt und dem alten Glauben zu neuer Herrschaft verhilft.

Diese Erweiterung unserer Kenntnisse auf den verschiedenen Gebieten der ägyptischen Sprache, Kunst und Cultur verdanken wir aber nicht allein der historischen Methode, die man nach Abschluß des Entzifferungswerks auf die Texte und Alterthümer angewendet, und mit der man die Lösung der eben skizzirten Probleme in Angriff genommen hat. Mit dem Material an Inschriften und Denkmälern, das den Aegyptologen noch vor zwanzig Jahren zur Verfügung stand, würde selbst der größte Fleiß und feinste Scharfsinn des Forschers nicht im Stande gewesen sein, die meisten dieser Gebiete zu erschließen. Hierzu bedurfte es neuer Hülfsmittel. Und sie sind im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre durch Plan und Zufall, durch den verständig geführten Spaten der Archäologen und den von Gewinnsucht angestachelten Spürsinn des Fellachen in reicher Fülle der Wissenschaft zugeführt worden. Oft hat es den Anschein gehabt, als ob der geheimnißvolle Boden des Nilthals, der durch Jahrtausende die Cultur Altägyptens getragen, das Streben des modernen Forschers, der ihm seine Lebensarbeit widmet, belohnen wolle und im besten Augenblicke immer den Schatz ans Tageslicht vertreten ließe, der dann gerade der Wissenschaft der erwünschteste war.

Die meisten und wichtigsten dieser Funde verdanken wir, abgesehen von dem, was uns der Zufall beschert hat, vornehmlich zwei Männern, dem Franzosen Gaston Maspero, der nach Mariette's Tode Leiter der ägyptischen Ausgrabungen war und dem Engländer Flinders Petrie der zuerst im Auftrage der Gesellschaft des „Egypt Exploration Fund", später auf eigene Hand mit bewundernswerther Geschicklichkeit eine Reihe ägyptischer Ruinenstätten untersucht hat[1]). Neben ihnen haben sich Männer wie Naville, Grébaut, de Morgan, in dessen sicherer und glücklicher Hand jetzt die Leitung der ägyptischen Ausgrabungen liegt, Griffith, H. Brugsch nicht geringe Verdienste um die Erschließung der Reste ägyptischen Alterthums erworben.

Wenn ich im Folgenden den Versuch mache, eine knappe Uebersicht über diese Grabungen und Funde zu geben und die wesentlichen Resultate, die sie für die Aegyptologie und die gesammte Alterthumskunde gehabt haben darzulegen, so muß ich es mir von vornherein versagen, auf jeden größeren Fund einzugehen und selbst wichtige und interessante Entdeckungen, wie die Auffindung der Königsmumien in dem Versteck von Dêr el bachri, die betreffs für die frühchristliche Zeit werthvollen Ausgrabungen in der Todtenstadt von Achmim (in Oberaegypten) oder die Entdeckung des alten Naukratis, deren Würdigung mehr in den Bereich der classischen, als der ägyptischen Archäologie fällt, näher zu besprechen.

[1]) Vergl. Petrie, Ten years digging in Egypt. London 1892.

Ich werde mich darauf beschränken, diejenigen Ausgrabungen zu behandeln und zu würdigen, welche entweder alte und oft erörterte Probleme zur endgültigen Lösung gebracht oder für bestimmte Zweige der ägyptischen Alterthumskunde von ausschlaggebender, bahnbrechender Bedeutung gewesen sind.

Drei Gegenden sind es, auf die sich die Grabungen der letzten vierzehn Jahre vornehmlich erstreckt haben: das **Todtenfeld von Memphis**, also die Stätte, auf der sich die Pyramiden der ältesten Pharaonen erheben, die **Landschaft Fajum**, in der nach den Berichten der Alten der Mörissee und der Riesenbau des Labyrinths lagen, und das in Mittelägypten belegene Stadtgebiet von **El Amarna**.

I.

Auf dem Karra gegenüber liegenden westlichen Nilufer, am Saume des libyschen Hochplateaus, erheben sich die Catosfatbauten der Pyramiden. Im Norden von Abu Roasch an über Gise und Sakkara bis nach Medum, das fast am Eingange des Fajum liegt, vertheilen sie sich in sieben größere Gruppen. Daß die drei großen Pyramiden von Gise von den alten Königen Cheops, Chefren und Mykerinos erbaut seien, war schon den griechischen Classikern bekannt, sie wußten auch, daß sie zu keinem anderen Zwecke errichtet seien, als „zum Begräbniß" der Könige. Diese wichtige Kenntniß ist dann freilich auf Jahrhunderte verloren gegangen und man hat die Pyramiden bald für große Wasserreservoirs oder Getreidespeicher oder astronomische Observatorien gehalten. Erst durch die sorgfältigen architektonischen Untersuchungen, die die Engländer Col. Vyse und Perring in den Jahren 1837—1838 vorgenommen haben, ist die eigentliche Bestimmung der drei großen Pyramiden von Neuem wissenschaftlich erwiesen worden. Die englischen Aufnahmen, die sich (wenngleich nicht mit gleicher Gründlichkeit) auch auf die meisten übrigen Gruppen erstreckten haben es so gut wie sicher gestellt, daß die weiter südlich von Gise gelegene Gruppe der Pyramiden von Abusir den Herrschern des fünften Königshauses, das dem Geschlechte des Cheops auf dem Throne folgte, zuzuweisen sind. Unentschieden und unerörtert blieben dagegen die um die merkwürdige Stufenpyramide von Sakkara gescharten kleinen Pyramidenbauten. Auch in der Folgezeit, während der Mariette mit der Leitung der Ausgrabungen in Aegypten betraut war, geschah nichts um die Frage von wem diese Pyramiden errichtet seien zu lösen. Mariette's Bestrebungen waren hauptsächlich darauf gerichtet, kostbare Alterthümer oder umfangreiche Inschriften dem Wüstensande zu entreißen, und da ihn die älteren Untersuchungen gelehrt zu haben schienen, daß in den Pyramiden weder Goldschätze noch Statuen noch Hieroglyphentexte zu finden seien, so war er niemals an eine Oeffnung der Sakkara-Pyramiden gegangen. Den Aufforderungen, im Interesse der Wissenschaft ihre Untersuchung vorzunehmen, wich er stets aus. Sie haben — das war seine feste Meinung — „im Vergleich zu den Riesenbauten von Gise nur eine minderwerthige Bedeutung, dazu sind sie aller Wahrscheinlichkeit nach, wenn nicht schon im Alterthum von den Aegyptern so gewiß in späterer Zeit von den ersten Christen oder den Arabern unter der Chalifenherrschaft ausgeplündert worden, und schließlich bietet die Grabkammer im

Innern keinerlei Inschriften, so daß alle aufgewandte Mühe nicht einmal dadurch belohnt werden wird, daß wir den Namen des Erbauers werden feststellen können."

Diese Ansicht des berühmten und erfolgreichen Archäologen wurde freilich nicht von allen Fachgenossen getheilt. Als Maspero daher im Frühjahr 1880 Einfluß auf den Gang der ägyptischen Ausgrabungsarbeiten erhielt war es sein Erstes mit aller Kraft auf die Oeffnung der Pyramiden von Sakkâra zu dringen. Sie wurde dann auch während der Jahre 1880 und 1881 vorgenommen, und es konnte zunächst festgestellt werden, daß die fünf kleinen Banten von dem letzten Könige der fünften und den vier ersten Herrschern der sechsten Dynastie, von den Pharaonen Unnos, Othoes, Phiops I. Methusuphis und Phiops II errichtet worden sind. Aber dieses Ergebniß trat in den Hintergrund vor einem andern, unendlich wichtigeren: die Pyramiden waren nicht, wie Mariette stets vermuthet hatte „Mumm" sondern sie redeten mit Tausenden von Zeichen, die Kammern in ihrem Innern waren über und über mit Inschriften bedeckt. Diese Texte, die im Ganzen nicht weniger als etwa viertausend Zeilen umfassen, sind nun die ältesten ägyptischen Literaturdenkmäler, die wir überhaupt kennen. Wenn sie vielleicht auch nicht, wie Maspero in der ersten Entdeckerfreude schrieb, in prähistorischer Zeit d. h. vor der Gründung des ägyptischen Staates, abgefaßt worden sind, so gehen sie doch sicherlich in die älteste historische Epoche bis zum Anfang der ägyptischen Geschichte, an dem der König Menes steht, zurück.

Der Inhalt der Pyramidentexte ist rein religiös, sie enthalten Hymnen und Gebete, Zauberformeln und magische Beschwörungen, die alle nur den einen Zweck haben den Todten ins Jenseits zu geleiten und ihm ein ewiges, seliges Leben zu sichern. Der Aegypter glaubt, daß der Verstorbene nach dem Tode weiter existirt, aber im Jenseits ebenso wie auf Erden zum Leben vor Allem der Speise und des Trunks bedarf. Diese Lebensmittel werden ihm nun durch gewisse Sprüche verschafft. „Empfange" — so wird der Todte an einer Stelle angeredet — „dein Brot das nicht vertrocknet und dein Bier, das nicht sauer wird, für dich wird Gerste abgeschnitten und Spelt geerntet." Hunger und Durst sind das, was der Mensch am meisten verabscheut, bringen sie doch nicht nur den irdischen, sondern auch den ewigen Tod. Gegen diese beiden verderblichen Feinde wenden sich darum auch zahlreiche Beschwörungen: „Hunger" — so heißt es in einer von ihnen — „gehe nicht zu König Pepy, eile vielmehr ins himmlische Gewässer. Dieser Pepy ist satt, er hat keinen Hunger wegen des Horus-Brotes, das er gegessen und das ihm seine älteste Tochter bereitet hat, damit er sich daran sättige." Und dann werden vier Dämonen, denen der Schutz des menschlichen Leibes anvertraut ist, gerufen, daß sie vertreiben mögen diesen Hunger, der im Körper des Pepy ist und diesen Durst der auf seinen Lippen ist.

Und während das im Tode losgelöste Abbild des Menschen, sein „anderes Ich" seine Psyche, auf Erden im Grabe weiter lebt, weiter ißt und trinkt, fliegt die Seele in Vogelgestalt gen Himmel oder fährt mit dem Sonnengotte bei Tage in seiner Barke oder erglänzt am Firmament als Stern.

Digitized by Google

Fast alle diese Texte, die die mannigfachsten Volksvorstellungen vom Leben nach dem Tode widerspiegeln, durchzieht aber schon der einheitliche feste Gedanke, daß der Mensch, wenn er das Irdische gesegnet hat, eins mit dem Gotte Osiris wird, daß er dasselbe Schicksal zu erdulden hat, das einst dem Osiris widerfahren ist. Wie Osiris, der Sohn des Erdgottes Keb und der Himmelsgöttin Newt, von seinem Bruder Set erschlagen worden ist, so muß auch der Mensch den Tod erleiden. Und wie Horus seinen Vater Osiris an seinen Widersachern und seinem Mörder rächt, so geschieht es auch dem Menschen. „Höre" — so ruft ein Hymnus den Toten an —, „höre, was dir Horus gethan hat: er hat für dich den erschlagen, der dich erschlagen hat, er hat für dich den gebunden, der dich gebunden hat. Zu Ende ist die Trauer in der Halle der Götter, du gehst heraus zum Himmel, es führt dich dein Sohn Horus zum Himmel, dir wird der Himmel gegeben, dir wird die Erde gegeben, dir werden die Gefilde der Seligen gegeben."

Die Mehrzahl der in den Pyramidentexten enthaltenen Sprüche ist in poetischer Form abgefaßt und zwar ist diese Form dieselbe, die auch die Poesie der Hebräer beherrscht und die man als „Parallelismus der Glieder" bezeichnet. Sie besteht darin, daß man einem Satze einen oder mehrere andere, ihm in Form und Inhalt möglichst gleiche folgen läßt. Schon die wenigen, oben angeführten Citate aus den Pyramidentexten lassen diese Form klar erkennen. Deutlich liegt sie auch in einer kurzen Legende vor, die den Ursprung der Götter und die Gottwerdung des Toten schildert. Hier heißt es, nachdem von der Vaterschaft des Gottes Atum die Rede gewesen ist:

„Geboren werden zwei Geschwister (die Götter) Schow und Tefnut,
sie setzen den (Toten) N. N. zwischen sich;
sie setzen den (Toten) N. N. unter die Götter im „Gefilde der Opfergaben".
Der (Tote) N. N. steigt zum Himmel empor,
der (Tote) N. N. kommt zur Erde herneder."

Oder wenn die Himmelfahrt des Toten geschildert wird:

„Er (d. i. der Tote) fliegt von euch fort, ihr Menschen,
er ist nicht auf Erden,
er ist am Himmel.

Er stürmt zum Himmel als Kranich (?)
er küßt den Himmel als Speerer
er erreicht den Himmel als Heuschrecke.

Nicht hat er den König geschmäht,
nicht hat er die (Göttin) Bastet gekränkt (?),
nicht hat er am heiligen Grabe (?) gelangt.

Wenn der Sohn des Sonnengottes einen (eigenen) Sitz sich bereitet,
so bereitet er (auch) seinen (d. i. des Toten) Sitz,
wenn der Sohn des Sonnengottes gesund ist, ist auch er gesund,
ist er hungrig, hungert (auch) er."

Der letzte Spruch ist auch noch aus einem andern Grunde für uns, wie Ad. Erman bemerkt hat, von großem Interesse, er zeigt, daß das Schicksal des

Todten schon in dieser alten Zeit nicht nur von Opfern und Zauberformeln abhängig ist, sondern auch von seinem moralischen Verhalten auf Erden bedingt wird. Nur wer sich gegen den König ehrerbietig benommen die Götter geehrt und heilige Stätten nicht entweiht hat, kommt in den Himmel, den Sünder erwartet ewige Verdammniß.

Es würde zu weit führen, wollte ich die wichtigsten der altägyptischen Anschauungen vom Leben nach dem Tode, die sich in diesen ältesten Texten finden auch nur oberflächlich schildern. Hierzu bedürfte es einer eingehenden sachlichen und auch sprachlichen Erläuterung der einzelnen Sprüche und eine solche ist, da die letzten Stücke der Pyramidentexte erst vor Kurzem veröffentlicht worden sind kaum erst in Angriff genommen worden. Das Verständniß der Texte ist ungemein schwierig da sie viele Anspielungen auf Sagen und Mythen enthalten, die verloren gegangen oder uns nicht vertraut sind. Dabei mag es uns einen gewissen Trost gewähren, daß Vieles von diesen Texten schon unverstanden war zur Zeit ihrer Niederschrift in den Pyramiden der Könige der fünften und sechsten Dynastie. Die einzelnen Capitel weisen oft grobe Fehler auf die nur dadurch zu erklären sind, daß die Schreiber selbst den Sinn nicht mehr zu enträthseln wußten.

Die Auffindung und Veröffentlichung der „Pyramidentexte" ist aber nicht allein der ägyptischen Religionswissenschaft und Culturgeschichte zu Gute gekommen, sie ist auch für die ägyptische Philologie von epochemachender Bedeutung gewesen. Denn diese Texte bieten uns die älteste bisher bekannte Form der ägyptischen Sprache. Durch sie ist erst ein genaues Verständniß der altägyptischen Lautverhältnisse ermöglicht, sie haben uns zum ersten Male einen Einblick in den ältesten Bau und die Flexion der Zeitwörter gewährt, kurz fast jedes Gebiet der Grammatik ist durch die zahlreichen Beispiele, die die neugefundenen Sprüche enthalten in früher kaum geahnter Weise bereichert worden. Auch hier wird es noch Jahrzehnte langer Arbeit bedurfen um Alles das, was sie an sprachlichen Schätzen bergen zu heben und zu verwerthen. Was die „Pyramidentexte" der Aegyptologie bedeuten, wird vielleicht am besten klar, wenn man sie mit den Veden, den ältesten Literaturdenkmälern der Inder denen sie so auch inhaltlich einigermaßen verwandt sind, vergleicht. Man stelle sich vor, was die indogermanische Sprachwissenschaft und die indogermanische Alterthumskunde ohne eine Kenntniß dieser ältesten Geisteserzeugnisse wäre und man wird den Schatz, den die Erschließung der kleinen Pyramiden von Sakkara der Aegyptologie und der Geschichte überhaupt zugeführt hat nach Gebühr würdigen.

Das Glück das Maspero bei der Eröffnung der Onnospyramide und ihren Nachbarn begleitet hatte, veranlaßte ihn, nach vier andere auf dem Todtenfelde von Sakkara gelegene Pyramiden in Angriff zu nehmen. Aber ohne Erfolg. Sie enthielten keinerlei Inschriften. Auch die übrigen von ihm in der Folge untersuchten Königsgräber, die Pyramiden von Zawyet el Arjan, Dahschur, Lischt und Medum — alle auf dem linken Nilufer südlich von Kairo —, lieferten keine nennenswerthen Ergebnisse und ließen selbst die Frage wer ihre Erbauer seien, nach wie vor offen.

Ein neuer glücklicher Schritt wurde erst von dem Engländer Flinders Petrie gethan. Nachdem er sich schon früher mit der technischen Untersuchung der großen Pyramiden von Gise beschäftigt hatte, unternahm er in den Jahren 1888 und 1889 die Eröffnung der beiden in der Landschaft Faijum westlich vom Nil gelegenen Ziegelpyramiden von Hawara und Illahun und stellte dabei fest, daß sie als Gräber der Pharaonen Amenemhet's III. und Usertesen II., die beide um die Neige des dritten vorchristlichen Jahrtausends das Nilthal beherrscht haben, errichtet worden sind. Eine neue Ausgrabung Petrie's bei der Pyramide von Medum — am Eingange des Faijum — führte weiter zu der Entdeckung eines Tempelchens, das unmittelbar an der Ostseite der Pyramide errichtet ist und für die Verehrung des hier bestatteten Königs bestimmt war. Es ist ein schlichtes, aus Kalkstein erbautes Heiligthum, das nicht mehr als zwei Säle enthält und am Fuße der Pyramide in einen Hof endigt, in dem zwischen zwei oben abgerundeten Steintafeln ein kleiner Opferaltar stand. Weder Inschriften noch Darstellungen, noch Ornamente bedecken die Wände. Alles ist glatt und kahl, von der größten Einfachheit. Wir würden nicht wissen, wem dieser kleine Tempel geweiht und wer in der Pyramide bestattet war, hätten nicht spätere Besucher dieser Todtenstätte an die Wände des Tempels ihre Namen und den Zweck ihres Besuchs niedergeschrieben, oder vielmehr angekritzelt[1]. Aus diesen Aufschriften ersehen wir nun, daß in der Pyramide von Medum der uralte König Snofru, der Vorgänger des Cheops, bestattet war, daß in dem einfachen Heiligthume den Manen dieses Pharao geopfert wurde, und daß wir in ihm den ältesten, bis jetzt bekannten ägyptischen Tempel vor uns haben. Diese Feststellung ist aber auch noch in anderer Hinsicht von großer kunstgeschichtlicher Bedeutung. Denn zugleich mit der Pyramide von Medum lassen sich auch die zahlreichen, nördlich und südlich von ihr gelegenen Privatgräber, die schon in früherer Zeit untersucht worden sind und eine große Zahl von Wanddarstellungen und Rundsculpturen geliefert haben, zeitlich bestimmen. Sie sind — daran ist nicht zu zweifeln — in derselben Epoche wie die Pyramide erbaut worden und gehören somit wie diese selbst fast an den Anfang der ägyptischen Geschichte. Nur sehr wenige Denkmäler kennen wir, die diesen Bauten von Medum an Alter überlegen sind.

Wer aber erwartet, daß diese ältesten Reliefs, die die Wände der Gräber von Medum bedecken, daß die Statuen, die hier ans Licht gefördert worden sind, ein besonders alterthümliches Gepräge tragen, daß sie uns nicht nur an den Anfang der Geschichte, sondern auch an den Anfang ägyptischer Cultur führen und uns die unvollendete, noch unsicher tastende und nach einem festen Ausdruck ringende Kunst zeigen, der wird sich enttäuscht sehen. Schon auf diesen ältesten Denkmälern tritt uns Aegypten mit einer vollständig fertigen, fast in jeder Richtung ausgebildeten Cultur entgegen. Für die bildliche Darstellung der Menschen und Thiere ist bereits eine feste Form gewonnen. Die eigenthümliche Art, den menschlichen Körper zu zeichnen, nach der man jedem

[1] In einer dieser Aufschriften heißt es z. B., daß im dreißigsten Regierungsjahre des Königs Amenophis III. (um 1450 v. Chr.) der Schreiber Mai hieher gekommen sei, um die sehr große Pyramide König Snofru's zu sehen.

Körpertheil die Ansicht gibt, die ihn am besten dem Beschauer vorführt und die zur Folge hat, daß man z. B. in den im Profil gegebenen Kopf ein von vorn gesehenes Auge setzt, dieser Stil, der uns bei den ägyptischen Reliefs aller Zeiten so wundersam anmuthet, ist schon in dieser ältesten Zeit vollkommen ausgebildet. Die Zeitgenossen des Königs Snofru, die ägyptischen Architekten, die ums Jahr 2800 v. Chr. die Pyramide, den Tempel und die Privatgräber von Medum erbaut, die Künstler, die, unter der feinsten Beobachtung der Natur mit sicherer Hand die lebenswahren Reliefs und die Porträtstatuen in der Nekropole geformt haben, stehen der Kindheit menschlicher Entwicklung ebenso fern wie die Griechen, als sie im fünften Jahrhundert zur Zeit der Perserkriege die Giebelgruppen des Athenetempels auf Aegina schufen.

Ueber die lange Zeit der Entwicklung, die dieser ausgebildeten Cultur vorausgegangen ist, wissen wir in Aegypten fast noch weniger als bei irgend einem andern Volke. Nur ganz gelegentlich können wir hier und da einen Blick auf die vorhistorische Civilisation thun über das Leben der Aegypter vor der Zeit, in der die ältesten erhaltenen Denkmäler entstanden sind. Einiges erfahren. Und hierzu bieten gerade die Inschriften in den Gräbern von Medum ein unschätzbares Hülfsmittel.

Die ägyptische Hieroglyphenschrift ist bekanntlich eine Bilderschrift, die sich aus Zeichen aller möglichen concreten Gegenstände zusammensetzt. Bilder von Männern und Frauen wechseln mit solchen von Vierfüßlern, Vögeln oder Amphibien. Daneben stehen die Zeichnungen von Gebäuden und ihren Theilen (Treppen, Säulen, Thüren u. s. w.), von Schiffen, Tempelgeräthen, Kleidungs- und Schmuckstücken, Waffen und Werkzeugen, Gefäßen, Schreib- und Musikinstrumenten u. A. m. Es liegt nun auf der Hand, daß die Aegypter in der primitiven Zeit, als sie auf den genialen Gedanken der Schrifterfindung kamen, die Gegenstände als Zeichen der Bilderschrift in derselben Form wiedergaben in welcher sie sie in Wirklichkeit vor sich sahen. Sie zeichneten einen Weinkrug so wie der war, den sie im täglichen Gebrauche hatten, das Beil und die Sichel bekamen im Schriftzeichen dieselbe Gestalt, die diese Geräthe wirklich besaßen. Das Schiff mit seinen Segeln und Rudern, die Kette, die der Vornehme um den Hals trug, die Stäbe, auf denen das Zelldach ruhte der libysche Bogenschütze mit seiner eigenthümlichen Tracht, sie alle werden ebenso wie der Wüstenschakal oder die Gans als Hieroglyphenzeichen der Wirklichkeit entsprechend abgemalt. Waren diese Bilder einmal in den Bereich der Schrift aufgenommen, so wurden ihre Formen von den Schreibern viel strenger bewahrt, als die Formen der betreffenden Gegenstände im praktischen Leben. Wenn wir nun im Stande wären, genau ausgeführte Hieroglyphen aus ältester Zeit zu finden, in der man noch ein einigermaßen richtiges Verständniß der ursprünglichen Zeichenformen erwarten darf, so würden wir zugleich eine Reihe, wenn auch etwas conventionell gefärbter Bilder der Gegenstände gewinnen, deren die Aegypter in praktischer Zeit sich im täglichen Leben bedienten. Und solche bis ins Kleinste genau ausgeführte Hieroglyphenbilder, von denen viele sogar noch die richtigen Farben der dargestellten Gegenstände zeigen, bieten uns die Inschriften von Medum.

So haben wir hier in den Gräbern die die Pyramide der Snofru umgeben, nicht nur die greifbaren Erzeugnisse der ältesten historischen Zeit vor uns, sondern finden in ihnen auch einen sicheren Wegweiser in das dunkle Gebiet der sich entwickelnden Civilisation.

Zu diesen großartigen Entdeckungen auf den Pyramidenfeldern ist nun im Frühling 1894 eine nicht minder werthvolle gekommen.

Die Gruppe der Pyramiden von Dahschûr, die sich im Süden an die von Sakkâra anschließt und die aus drei Pyramiden von Kalkstein und zwei von Nilschlammziegeln besteht, hatte bisher allen Versuchen, ihr Inneres zu erforschen und den Namen der Erbauer festzustellen, widerstanden. Da unternahm im Februar und März vorigen Jahres der neue Generaldirector der ägyptischen Ausgrabungen, Herr de Morgan einen neuen Angriff auf die nördliche und südliche Ziegelpyramide. Nachdem er zuerst die um die Nordpyramide gelegenen Privatgräber hatte untersuchen lassen, stellte er fest, daß das Material, aus dem die Pyramide besteht, mit dem der Gräber nördlich von der Pyramide vollständig übereinstimme und daß, da die Gräber ihren Inschriften zufolge in die Zeit des „mittleren Reiches“ (um 2200—1800 v. Chr.) gehören, auch die Ziegelpyramide in derselben Zeit erbaut sein müsse. Da ferner bei jenen Grabmalen der Zugang zu der Sargkammer sich nicht, wie in älterer Zeit, in dem Grabbau selbst, sondern stets außerhalb desselben befand, so schloß Herr de Morgan weiter, daß auch bei der Pyramide der Zugang vor derselben zwischen ihrem Fuße und der Umfassungsmauer zu suchen sein müsse. Demzufolge durchforschte man zunächst genau das an der Nordseite des Monuments gelegene Terrain, und in der That wurde hier ein Stollen entdeckt, der in eine Reihe unterirdischer Gemächer, die alle an einer Galerie lagen, führte. Weitere planmäßige Untersuchungen ergaben die Auffindung einer zweiten Galerie. Die unterirdischen Grabkammern waren bis zur Hälfte mit Schutt und Trümmern angefüllt, die Särge schon in früherer Zeit von Leichenräubern geöffnet und durchwühlt worden, die Ueberreste der Skelette lagen auf dem Boden mehr, inmitten zerbrochener Alabaster- und Thonvasen. Herr de Morgan hatte den Befehl ertheilt, den Schutt und Staub der Räume auf das Sorgfältigste zu beseitigen und überall den blanken Felsen bloßzulegen. Durch diese peinliche Vorsicht gelang es, auf dem Boden der einen Galerie zwei Höhlungen vorzufinden und in ihnen einen Schatz von Gold- und Schmucksachen, die zu dem Schönsten gehören, was die ägyptische Goldarbeiterkunst überhaupt hervorgebracht hat. Die Kleinodien waren ursprünglich in Holzkästchen eingeschlossen gewesen, die mit Gold ausgelegt waren. Das Holz war morsch und faul geworden, die Kästchen waren zerfallen und die Schätze lagen im Sande. Von der Reichhaltigkeit der Schmucksachen gibt eine jetzt von Herrn de Morgan veröffentlichte Liste einen Begriff, die nicht weniger als 104 Nummern aufzählt, wobei aber unter einer Nummer oft mehrere Stücke (bis zu 30) zusammengefaßt sind[1]). Brusttafeln aus Gold und Edelsteinen, goldene Halsketten und Armbänder, Muscheln aus Gold, die an Ketten auf-

[1]) Während des Druckes ist die vollständige Veröffentlichung der Funde von Dahschûr unter dem Titel: Fouilles à Dahchour Mars-Juin 1894 par J. de Morgan, Wien 1895 erschienen.

gereiht waren, wechseln mit Skarabäen aus Amethyst, Lapislazuli oder Emaille, die in Goldringe gefaßt sind, mit silbernen Spiegeln, zierlichen Vasen aus Halbedelsteinen u. s. w. Mit welcher Feinheit und Geschicklichkeit alle diese Arbeiten ausgeführt sind, darüber wissen die nicht genug Rühmendes zu berichten, welche sie im Museum von Gise gesehen haben, wohin sie von der Fundstätte aus sofort gebracht worden sind.

Die Juwelen selbst schmückten einst wahrscheinlich zwei Prinzessinnen, Namens Hathor-Sal und Seni-Senbet-s, deren Grabkammern sich dicht bei den Fundstätten befinden. Sie gehören zu der Familie des zwölften ägyptischen Königshauses und standen zu den Pharaonen Usertesen II., Usertesen III. und Amenemhêt III. in einem noch nicht näher bestimmbaren verwandtschaftlichen Verhältnisse. Einer dieser Pharaonen wird dann wohl auch noch unter der Ziegelpyramide bestattet gewesen sein, wenn auch bis jetzt seine Grabkammer selbst noch nicht gefunden worden ist. Da nun aber die Pyramiden von Illahun und Hawara (im Fajjum) als die Grabmäler der Könige Usertesen II. und Amenemhêt III. bereits bekannt sind, so ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die durch Morgan eröffnete nördliche Ziegelpyramide von Dahschûr von dem Könige Usertesen III. erbaut worden ist.

Noch im April desselben Jahres (1894) hat dann Herr de Morgan auch die zweite Ziegelpyramide von Dahschûr in Angriff genommen, und wenn auch heute die Ausgrabungen noch nicht abgeschlossen sind[1], doch schon wichtige und überraschende Ergebnisse erzielt. Es ist ihm gelungen, hier zwei unterirdische Gräber aufzudecken, von denen das eine einem bisher unbekannten Könige Namens Hor, das andere einer Prinzessin Nebhotep angehört. Obwohl dem Königsgrabe schon im Alterthume von Räubern ein Besuch abgestattet war, so lag doch die Mumie des Herrschers in ihrem mit Goldinschriften geschmückten Ebenholzsarge fast noch unversehrt da. Eine goldene Maske mit eingesetzten Krystallaugen bedeckte ihren Kopf, Brusttafeln und andere kostbare Schmuckgegenstände zierten noch die sterblichen Ueberreste des Herrschers. Auch eine wundervolle, fast 1¹/₄ Meter große Statue des Königs aus Ebenholz, die hier und da mit Goldplatten verziert war, wurde in einer kapellenförmigen Holzkiste gefunden. — Die Grabkammer der Prinzessin, zu der ein zweiter Schacht führte, war noch gänzlich unverletzt. Alle Gegenstände nahmen hier noch denselben Platz ein, an dem sie das Leichengefolge vor etwa viertausend Jahren niedergelegt hatte. Friedlich ruhte der Leichnam in seinem Sarge aus Akazienholz, der auf den Seitenflächen mit breiten Goldstreifen geschmückt war. Ein silbernes Diadem umgab ihren Kopf, während ein reiches Halsband aus Gold- und Carneolperlen, dessen Ende in zwei Sperberköpfe ausgingen, ihren Hals umschloß. Ein niedlicher kleiner Dolch zierte in ihrem Gürtel. Arme und Beine waren mit Bändern von Perlen aus Gold, Carneol und Smaragden geschmückt. An ihrer Stirn glänzten die königlichen Abzeichen, ein goldner Geierkopf und der Kopf einer Uräusschlange, die mit Smaragden und Carneolen ausgelegt sind. Neben sie hatte man außer einer Kenle die anderen Insignien

[1] Ueber diese mittlerweile vollendeten Grabungen referirt die oben genannte Arbeit de Morgan's.

Digitized by Google

der königlichen Würde gelegt, ein Scepter und eine Geißel, beide in kunstvoller Weise ausgeführt. Wenn auch König Har und Prinzessin Nebhatep historisch mit Sicherheit noch nicht einzureihen sind, so läßt sich doch aus dem Stile der in ihren Gräbern gefundenen Gegenstände schließen, daß auch sie der Zeit des mittleren Reiches angehören und daß demnach auch die Ziegelpyramide, unter der sie bestattet waren, derselben Epoche zuzuweisen ist.

Uebersehen wir jetzt das was wir über die Bauart der genannten Königsgräber wissen, so ergeben sich zwei Thatsachen, die die Form und das Material der Pyramiden betreffen und für die ägyptische Architektur von großem Werthe sein dürften: die eine ist, daß die ältesten Pyramiden, die wir kennen, nicht die eigentliche, uns vertraute Form zeigen, sondern stufenartig, in einzelnen über einander liegenden Thürmen aufgebaut sind, und daß demnach das Königsgrab in Pyramidenform (das älteste ist das des Cheops) erst einer späteren Entwicklung angehört. Die zweite ist die, daß die älteren Pyramiden massiv aus Steinen aufgebaut sind während die jüngeren (des mittleren Reichs) aus minderwerthigem Material, aus Nilschlammziegeln, bestehen. Dies gibt uns für die Bestimmung der Zeit, in der die anderen noch nicht untersuchten Pyramiden entstanden sind, eine wichtige Handhabe. So kann man z. B. aus der eigenthümlichen Form und dem Material der noch undatirten „Knickpyramide" von Dahschûr — sie ist aus Kalkstein aufgemauert — wohl schon jetzt mit Sicherheit den Schluß ziehen daß sie ebenso wie die Thurmpyramide von Medum und die Stufenpyramide von Saḳḳâra an den Anfang der ägyptischen Geschichte gehört und nicht, wie Mariette glaubte, der sechsten Dynastie oder wie ihre Nachbarn, die beiden Ziegelpyramiden im Norden und Süden, dem mittleren Reiche zuzuweisen ist.

II.

Das Faijum, die zweite Hauptgegend Aegyptens, die uns im Verlaufe der letzten zwölf Jahre mit Schätzen der Vergangenheit beschenkt hat, ist eine fast unmittelbar am Westrande des Nilthals gelegene Vertiefung des Wüstenplateaus, die durch einen Nebenarm des Nils schon im frühesten Alterthum zu einem der fruchtbarsten Theile des Landes gemacht worden ist. Die alte Hauptstadt dieser Landschaft war Schedet, die Griechen der älteren Zeit nannten sie Crocodilopolis, weil in ihr die dem Localgotte Suchos geheiligten Krokodile in hohen Ehren standen, unter der Ptolemäerherrschaft wurde ihr Name in Arsinoë umgewandelt. Wichtigere Denkmälerfunde waren bis in die Mitte der siebziger Jahre im Faijum nicht gemacht worden. Da kamen um das Jahr 1878 größere und kleinere Papyrusstücke in den Handel, die mit griechischer, koptischer oder arabischer, theilweise auch mit lateinischer, persischer und hebräischer Schrift bedeckt waren und neben werthvollen literarischen Fragmenten Urkunden und Briefe aller Art enthielten. Arabische Bauern waren auf das Archiv und die Kehrichthaufen der alten Provinzialstadt gestoßen und hatten die gefundenen Schriftstücke auf den Markt in Kairo gebracht von wo sie auf dem Handelswege in die verschiedenen europäischen Museen, zum größten Theile nach Wien und Berlin gelangten. Diesem ersten sensationellen Funde

folgte bald ein zweiter, der gleichfalls im Gau von Crocodilopolis gemacht wurde. Ich meine jene wunderbaren, oft mit vollendeter Meisterschaft ausgeführten hellenistischen Porträts, deren künstlerische und wissenschaftliche Bedeutung gelegentlich ihrer Ausstellung in Berlin auch in der „Deutschen Rundschau“ gewürdigt worden ist[1]). Diese Funde hatten mit einem Male die allgemeine Aufmerksamkeit auf die bisher archäologisch etwas stiefmütterlich behandelte Fayum-Landschaft gelenkt und veranlaßte wohl auch Flinders Petrie den Ruinenstätten dieser Provinz seine Thätigkeit zuzuwenden.

Zwei wichtige Fragen knüpfen sich seit alter Zeit an das Fayum: die eine nach der Lage des Moerissees, die andere nach der Stätte des Labyrinths.

Herodot erzählt daß ein alter ägyptischer König, Namens Moiris, in der Nähe von Crocodilopolis einen großen See habe graben lassen dessen Umfang 3600 Stadien betragen und der an seiner tiefsten Stelle 50 Klafter gemessen habe. In der Mitte dieses Sees ständen zwei Pyramiden, deren Höhe auf insgesammt 100 Klafter und zwar 50 Klafter über und 50 unter der Erde angegeben wird. Auf jeder Pyramide befände sich ein steinerner Kaloß der auf einem Throne sitze. Das Wasser des Sees komme aber nicht aus einer Quelle, sondern sei aus dem Nil durch einen Kanal hineingeleitet: sechs Monate fließe es hinein in den See, sechs Monate aber wieder rückwärts in den Nil.

Während man nun in älterer Zeit allgemein angenommen hatte daß der im Nordwesten des Fayum gelegene „Hörnersee“, der Birket Karûn, mit dem alten Moeris-See identisch sei, machte 1840 der in ägyptischen Diensten stehende französische Ingenieur Linant Bey Zweifel an dieser Annahme geltend, da die angegebene Lage wegen der erheblichen Niveauunterschiede nicht möglich sei. Er wies ihm dafür eine Stelle im Südosten der Provinz an, doch hatte auch das seine Schwierigkeiten, da dieser Linant'sche Moeris-See einen weit geringeren Umfang hatte, als der von Herodot angegebene. Trotzdem blieb die Hypothese des französischen Ingenieurs, dem auch Lepsius beipflichtete lange Zeit hindurch die allein herrschende, bis neuerdings wieder andere Localitäten in Vorschlag kamen, z. B. durch den Engländer Cope Whitehouse das im Südwesten des Fayum gelegene Wâdi Rayân.

Im Jahre 1888 hat nun Flinders Petrie die sogenannten Pyramiden von Hawâra, die etwa fünf Kilometer nördlich von Arsinoë liegen, einer sorgfältigen Untersuchung unterzogen und damit der ganzen Moerisfrage eine neue Wendung gegeben. Es stellte sich hierbei nämlich heraus, daß diese „Pyramiden“ überhaupt gar keine Pyramiden sind, sondern vielmehr die aufgemauerten Standorte zweier mächtiger, sitzender Kolosse. Auch von diesen Kolossen, die aus Sandstein gearbeitet waren, fanden sich allerdings nur geringe Reste vor: die Riesennase des einen Theils von einem Throne und ein Inschriftenfragment das den Namen des Königs Amenemhêt's III. trug. Doch genügten Petrie diese wenigen Stücke um die ursprüngliche Größe der beiden Denkmäler zu berechnen. Nach ihm hat die Höhe der sitzenden Statuen ungefähr 35 englische Fuß betragen, während die Gesammthöhe einschließlich der gemauerten Basis sich auf 60 Fuß belaufen hat.

[1]) „Die Auferstandenen von Kerke“ Deutsche Rundschau 1890, Bd. LXII S. 95 ff.

Digitized by Google

Denkt man nun an die oben angeführte Schilderung Herodot's von den beiden Pyramiden im Moerissee, so wird es nicht ganz unwahrscheinlich, daß die beiden, durch Petrie entdeckten Riesenkolossbilder bei Biahmu jene Pyramiden mit Kolossen sind, die im Moerissee gestanden haben sollen. Der griechische Reisende oder sein Gewährsmann hat vielleicht die Seegegend während der Zeit der Nilüberschwemmung besucht, es soll die Denkmäler von fern her aus dem Wasser hervorragen und wurde so über die wahre Beschaffenheit der merkwürdigen Bauten getäuscht. Hiermit hätten wir dann aber auch einen Anhaltspunkt gewonnen, um die wirkliche Lage des antiken Moerissees zu bestimmen. Er wäre demnach weder im Südosten noch im Südwesten des Faijum zu suchen, sondern im Nordosten von Arsinoë. Wir kämen somit wieder in die Gegend des „Hörnersees", und die alte Anschauung gelangte von Neuem zu ihrem Rechte, daß dieser mit dem Moerissee sich decke oder wenigstens ein Theil desselben sei. Hiermit stimmt freilich Herodot's Angabe nicht überein, nach der der See die künstliche Anlage eines ägyptischen Königs Moeris gewesen sei. Denn der Birket el Kerûn ist keine menschliche Schöpfung, sondern ein uralter natürlicher See. Indessen steht die Bemerkung Herodot's auch einzig da. Schon die „Pyramidenlegende", deren Abfassung in die älteste historische Zeit zurückgeht, erwähnen das Faijum unter dem Namen das „Seeland", kennen also einen für diese Landschaft charakteristischen See, der kein anderer als der Moerissee gewesen sein kann. Denn daß die Landschaft zwei große Seen, den Birket Kerûn und den künstlichen, etwas später angelegten Moerissee besessen habe, ist kaum anzunehmen und wird nirgendwo erwähnt. Auch Strabo, der gerade für das Faijum ein vortrefflicher Gewährsmann ist, bezeichnet den Moerissee nicht als ein Werk von Menschenhänden, sondern faßt ihn als einen natürlichen Binnensee auf, „der so groß sei wie ein Meer und Meeresfärbung habe", und dessen Ufer „wie Meeresstrand aussehen". Hierzu kommt noch, daß der angebliche Erbauer „Moeris" eine frei erfundene Persönlichkeit ist. Der Name „Moeris" ist ägyptisch und heißt weiter nichts als „großer See". Hiermit bezeichnete das Volk das im Faijum gelegene Seebecken. Die Griechen übertrugen, wie solches häufig vorkommt, den Namen, den der See führte auf einen angeblichen Schöpfer und machten daraus einen „König" Moeris.

Wir haben also allen Grund, anzunehmen, daß der Moerissee dem Birket Kerûn gleichzusetzen ist und ein natürlicher See war. Künstlich waren nur die Schleusenwerke, die am Eingange des Faijum (bei Illahûn) den Zufluß des Wassers aus dem Nil regulirten, künstlich gewiß auch die den See einschließenden Deiche und Dämme, die das der sumpfigen „Seelandschaft" mühselig abgerungene Ackerland vor neuen Ueberschwemmungen schützen sollten.

Neben dem Moerissee wurde von den antiken Reisenden noch eine zweite, „jeder Beschreibung spottende" Sehenswürdigkeit des Faijum gepriesen: das Labyrinth. Herodot, der es selbst gesehen hat, spricht von ihm in Ausdrücken der höchsten Bewunderung und stellt es an Großartigkeit nicht nur über alle griechischen Bauwerke, sondern sogar noch über die von ihm am meisten angestaunten Pyramiden. Nach seiner Beschreibung war es eine große

tempelartige Anlage mit zwölf Höfen und dreitauſend Zimmern, von denen die eine Hälfte über die andere unter der Erde lag. Am einen Ende fand es ſeinen Abſchluß in einer Pyramide. Als Erbauer dieſes Labyrinths werden von Herodot die ſogenannten Dodekarchen angegeben, d. h. die einheimiſchen ägyptiſchen Klemfürſten, die vor dem Regierungsantritt Pſammetich's (663 v. Chr.) unter der Oberhoheit fremder aſſyriſcher und äthiopiſcher Könige ſich in die Herrſchaft des Landes getheilt hatten. Der über die ägyptiſche Vergangenheit gut unterrichtete Manetho ſchreibt dagegen die Errichtung des Bauwerks dem Lacharis zu, einem Könige der zwölften Dynaſtie, der etwa dem Pharao Amenemhét III. (ſ. o.) entſprechen würde.

Ueber die Lage des Labyrinths iſt nicht weniger als über die des Moeriſſees geſtritten worden. Lepſius hatte angenommen, daß es nur neben der Pyramide von Hawára in der Südoſtecke des Faijum gelegen haben könne, und hatte demgemäß die an jener Stelle aufgefundenen Trümmer von Ziegelgebäuden für die letzten Reſte des Rieſenbaues gehalten. Seine Hypotheſe wurde vielfach angezweifelt, vor Allem, nachdem es ſich herausgeſtellt hatte, daß die von ihm durch das Labyrinth in Anſpruch genommenen Gebäudereſte nicht von dieſem, ſondern von den Häuſern eines römiſchen Dorfes, das ſpäter hier geſtanden hat, herrühren.

Jetzt iſt durch Petrie's Unterſuchungen Lepſius' Hypotheſe beſtätigt worden, freilich unter Ausſchluß der römiſchen Häuſer. Es breitet ſich nämlich in einer tieferen Schicht unter jenen Mauerreſten eine ungeheure ſechs Fuß dicke Fläche von Steinſplittern aus, unter der wiederum noch die Mörtelfundamente eines Baues deutlich zu erkennen ſind. Dieſes Trümmerfeld iſt nach Petrie ſo groß, daß auf ihm nicht nur die geſammten Tempelanlagen von Karnek und Luxor, ſondern ſogar noch eine ganze Zahl anderer Tempel Platz finden könnten. Dieſe Ausdehnung ſtimmt genau zu dem Bilde, das wir uns nach Herodot's und Strabo's Schilderungen von der Größe des Labyrinths entwerfen können. Zu ſeiner Lage paßt ferner auch, was Strabo darüber ſagt, daß ſie ſich 30—40 Stadien d. i. ungefähr eine Meile, von der erſten Einfahrt in den Faijumkanal befunden habe, endlich ſtimmt damit überein, daß nach den vorhin erwähnten Unterſuchungen Petrie's die Pyramide von Hawára, an die jenes Trümmerfeld ſtößt, das Grabmal Amenemhét III. iſt, der wahrſcheinlich mit dem von Manetho als Labyrintherbauer angegebenen Könige Lacharis identiſch iſt. Leider hat ſich aus den Schutthalden ein architektoniſcher Plan nicht mehr erkennen laſſen; vermuthlich iſt der Bau ein Tempel geweſen. Die vollſtändige Zerſtörung erklärt ſich wohl daraus, daß das Rieſengebäude, wie ſchon Plinius berichtet, Jahrhunderte hindurch als Steinbruch gedient hat und bis auf jene kleingeſchlagenen, zu nichts zu verwendenden Trümmer vom Erdboden weggeräumt worden iſt.

So kann auch die Streitfrage nach der Lage des Labyrinths, ebenſo wie die des Moerisſees, als entſchieden gelten. Wie werthvoll aber auch die Löſung dieſer alten Probleme für die Wiſſenſchaft iſt — ſie treten doch zurück vor der Wichtigkeit dreier anderer Entdeckungen, die Petrie gleichfalls auf dem Boden des „Seelandes" Faijum geglückt ſind.

Nördlich von der Pyramide von Hawára dehnt sich ein großes Gräberfeld aus, auf dem die Einwohner von Schedet-Crocodilopolis-Arsinoë schon seit den Zeiten des ägyptischen Mittelalters (ungefähr seit 2000 v. Chr.) ihre Todten bestattet haben. Die Gräber der älteren Zeit sind meist der Zerstörung anheim gefallen, dagegen haben sich die der griechisch-römischen Epoche, die unter den Ptolemäerkönigen und den römischen Kaisern angelegten, vortrefflich erhalten. Aus ihnen sind zahlreiche Leichen ans Licht gezogen worden, und unter ihnen über sechzig, die das auf dünnem Cedernholz, meist mit Wachsfarben, gemalte Porträt des Verstorbenen an der Stelle des Gesichts trugen. — Diese Mumienporträts von Hawára stimmen im Stil und in der Technik ganz mit den zuerst von Georg Ebers beschriebenen Graf'schen Porträts, die aus Antinoë stammen[1]), überein und können sich zum Theil auch in der Schönheit der Ausführung mit ihnen messen. Neben diesen mit Porträts geschmückten Leichen fanden sich auf dem Gräberfelde von Hawára oft sogar in denselben Gräbern wie jene, auch noch zahlreiche andere, in rein ägyptischer Weise ausgestattete Mumien gefunden, so daß wir jetzt in der Lage sind, uns ein genaues Bild von der historischen Entwicklung dieser eigenthümlichen Bestattungsweise zu machen.

Damit die Seele des Menschen, die nach dem Tode in Gestalt eines menschenköpfigen Vogels von dannen fliegt, wann es ihr beliebt zum Körper zurückkehren kann, haben die alten Aegypter allerlei Vorkehrungen getroffen, um den Leichnam vor der Zerstörung und Verwesung zu schützen. Zu diesem Zwecke wurde die Leiche einbalsamirt und mit leinenen Binden umwickelt, sie wurde dann in einen oder mehrere Holzsärge und diese wiederum wurden oft in einen Steinsarg gelegt. Schon frühzeitig gab man dem Sarge die Form der eingewickelten Leiche, die er umschloß, daß häufig an die Stelle des Gesichts eine bemalte oder vergoldete Maske gesetzt ward, geschah wohl in der Meinung, daß dadurch die Seele die Leiche besser erkennen und wiederfinden werde. In späterer Zeit, etwa um die Wende des ersten vorchristlichen Jahrtausends, ließ man dann an die Stelle eines Holzsarges nicht selten eine bunt bemalte Papphülle treten, die sich eng an die Leiche anschmiegte und deren Form in stilisirter Weise wiedergab. Diese Art der Bestattung die nach Zeit und Ort vielfach kleinen Aenderungen im Einzelnen unterworfen war, hielt sich bis in das erste nachchristliche Jahrhundert. Um diese Zeit trat eine wesentliche Aenderung ein.

Unter der römischen Herrschaft war der Nationalwohlstand in Aegypten mehr und mehr gesunken, die früher wohlhabende Bevölkerung war verarmt und meist nicht mehr in der finanziellen Lage, die Kosten eines so kostspieligen Begräbnisses wie früher aufzubringen. Man war gezwungen, an eine Vereinfachung des Apparats zu denken. Man verzichtete auf den Holzsarg und die Papphülle und ersetzte sie durch eine große, buntbemalte oder vergoldete Pappmaske, die über das Gesicht und die Schultern gestülpt und unter den Binden, in die die Mumie eingewickelt war, befestigt wurde. Eine ähnliche kleine Hülle erhielten die Füße, und ein kleines Pappstück wurde auch auf die

[1]) S. S. 274. Einige derselben befinden sich jetzt im Berliner Museum, ägyptische Abtheilung.

Brust gelegt. Das Ganze wurde dann in ein Leichentuch gewickelt und in dem Grabe beigesetzt. Ein weiterer Schritt war dann der, daß man die ägyptischen Maskea überhaupt ganz bei Seite ließ und sie durch das auf Leinwand oder auf eine Holztafel gemalte Porträt des Verstorbenen ersetzte, oder bisweilen an ihre Stelle auch eine frei gearbeitete, porträtähnlich gestaltete Stuckmaske griechischen Stils treten ließ.

So sind als die letzten Ausläufer der altägyptischen, mumienförmigen Holzsarge die von uns so viel bewunderten griechischen Bildermumien entstanden. Die in Hawara gefundenen stammen alle aus dem zweiten und dritten nachchristlichen Jahrhundert, also aus derselben Zeit in die man auch auf Grund der Tracht und der bei ihnen gefundenen griechischen Holzketten die Graf'schen hellenistischen Bilder vielfach gesetzt hatte.

Mit dem dritten Jahrhundert hörte auch diese Art der Bestattung auf, man mumifizirte jetzt überhaupt die Todten nicht mehr, sondern bestattete sie einfach ohne Sarg in ihren bunt gewirkten Festtagsgewändern. Nur in einer Hinsicht blieb man der altägyptischen Sitte getreu: man gab dem Verstorbenen allerlei mit, Dinge, die er im täglichen Leben viel benutzt hatte und nun auch darter im Jenseits benutzen sollte. Der Tischler bekam seinen Hobel, der Schuster seinen Leisten, der Fischer sein Netz, der Schreiber sein Tintenfaß mit ins Grab, die Frau wurde mit ihrem Schmucke und ihren Toilettegegenständen bestattet, während das Kind seine Spielsachen, seine Puppen oder Wägelchen mit in die andere Welt nahm. — So werden wir hier auf dem Gräberfelde von Hawara — und in ähnlicher Weise auch in den Friedhöfen der oberägyptischen Achmim (Chemmis oder Panopolis der Alten) — in die Gutmuthwelt des römisch-heidnischen und byzantinisch-christlichen Aegyptens bis in die Zeiten des 6. Jahrhunderts n. Chr. geführt.

Wesentlich anders ist das Bild einer zweiten Ruinenstätte beim Fajum, die nur zehn Kilometer südöstlich von Hawara liegt. Dort bei dem heutigen Illahun, am Rande der Wüste, baute sich der König Usertesen II. von der zwölften Dynastie ums Jahr 2000 v. Chr. seine schon oben erwähnte Grabpyramide. Zahlreiche Arbeiterscharen waren bei dem Bau beschäftigt, höhere und niedere Beamte mit der Beaufsichtigung des Werkes beauftragt, und um ihnen allen Wohnung und Unterkunft zu geben, legte der König an dieser Stelle eine kleine Stadt an. Bald nach Vollendung des Grabbaues ist der Ort — Kahun ist heute sein Name — wieder von seinen Bewohnern verlassen worden und verödete, so daß er insgesammt nicht länger als etwa ein Jahrhundert hindurch bewohnt gewesen sein mag. Diese Stadtruine hat nun Petrie gleichfalls entdeckt und ausgegraben, und es ist ihm dabei gelungen, einen genauen Plan derselben aufzunehmen.

Man sieht es der ganzen Stadtanlage auf den ersten Blick an, daß sie nicht allmälig angewachsen ist, sondern einem einheitlichen Plane ihre Entstehung verdankt. Sie hatte eine quadratische Gestalt und war von einer Mauer umgeben, die auf jeder Seite zwanzig Meter maß, so daß also der Flächeninhalt der Stadt etwa vierhundert Meter im Quadrat betrug. Durch eine dicke Mauer wird die ganze Stadt in zwei Theile getheilt, einen größeren,

in dem die Häuser der besseren Bevölkerungsclassen, der Beamten und Werkmeister, lagen und einen kleineren, welcher wahrscheinlich nur von Frohnarbeitern bewohnt wurde. Jeder der beiden Stadttheile wurde von einer Hauptstraße durchzogen, von der aus nach beiden Seiten kleine Nebenstraßen abzweigten. Die Arbeiterhäuser waren einfach genug, ein kleiner Hof, in dessen Mitte sich ein runder Behalter für das Getreide befand, an ihm zwei oder drei Wohnräume, vielleicht noch ein Stall für das Vieh, waren meist Alles, was sie enthielten. Größere Gehöfte fanden sich nur in geringer Zahl. Auch in ihnen bildete den Hauptheil des Grundstückes der Hof, in dem sich, wie noch heutzutage in Aegypten, die Bewohner fast den ganzen Tag aufhielten. Eine Säulenhalle auf der einen Seite des Hofes beschattete den ganzen Raum und gewährte hinreichenden Schutz vor den Strahlen der afrikanischen Sonne. Vom Hofe aus kam man links in die Frauengemächer, den Harem, deren Hauptraum wieder ein mit einer Säulenhalle umgebener, offener Hof bildete. Nach einer anderen Seite führte eine Thür aus dem Hofe in die Speiseräume und weiter in die Schlafgemächer des Hausherrn und der erwachsenen Söhne. Hinter diesen lagen die umfangreichen Küchenräume und Stallgebäude, Dienerwohnungen, Vorrathsräume, und Speicher, die durch eine nur mit einer Leiter erreichbare Thür von oben gefüllt wurden, nahmen die übrigen Theile eines solchen ägyptischen Hauses ein.

Die Gebäude selbst waren aus Nilschlammziegeln aufgeführt, die in Holzformen gepreßt und an der Sonne getrocknet waren. Das Dach bildeten schwache Holzbalken, über die Strohbündel gelegt und die dann oben und unten mit einer Lehmschicht bekleidet wurden. Vielfach waren die Dächer auch in richtigen Gewölben aus Ziegeln gemauert, ein Beweis, daß schon in dieser alten Zeit den Aegyptern die Bogenconstruction wohl vertraut war. Ob die Häuser Fenster hatten oder die Innenräume ihr Licht lediglich durch die Thüröffnung erhielten, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen, da die Häuser nicht bis zur Fensterhöhe erhalten geblieben sind.

In den Gebäuden selbst fanden sich nun nach die mannigfachsten Reste des Hausraths der alten Bewohner. Töpfe und Schalen, Spenzteller und kleine Lampen aus Thon, Nahnadeln aus Bronze, Feuersteinmesser, Gornknäuel, Fischernetze, Kinderspielzeug und einfache Schmuckgegenstände. Reiche Ausbeute lieferten auch die Kehrichthaufen auf die man einst Scherben und altes Papier geworfen hatte. Namentlich die hier ausgefundenen Papyrusfetzen sind für uns von um so größerem Werthe, als man bisher nur wenig Schriftstücke profanen Inhalts aus dieser Epoche besessen hatte. Ihr Inhalt ist ganz verschieden, zu literarischen Stücken wie den Theilen eines medicinischen Sammelwerks, das dem bekannten Papyrus Ebers analog ist, aber eines Buches über Thierarzneikunde, kommen allerlei private Briefe und amtliche Urkunden, Rechnungen u. A. m. So wird uns hier ein interessanter Blick in alle Zweige des kleinstädtischen ägyptischen Lebens gestattet, ein Blick wie ihn uns Grabschriften oder Todtenbeigaben niemals zu gewähren vermochten.

Aehnlicher Art sind auch die Ergebnisse, die die Ausgrabung einer zweiten Provinzialstadt im Fayum, der heute Gurab genannten Ruinen, geliefert hat

Diese Stadt ist etwa um vier- bis fünfhundert Jahre jünger als das eben geschilderte Kahun. Auch sie war von verhältnißmäßig nur kurzer Dauer. Sie schloß sich an einen von König Thutmosis III in der ersten Hälfte des fünfzehnten vorchristlichen Jahrhunderts gegründeten Tempel an und verödete nach mannigfachen Schicksalen unter dem Nachfolger Ramses III, dem Könige Merneptah, etwa ums Jahr 1300.

III.

Derselben Zeit wie Gurob gehört nun eine dritte Stadt an, die nicht ein kleines provinzielles Dasein geführt, sondern als Königsresidenz in der politischen und religiösen Entwicklung des Pharaonenreichs eine große, wenn auch kurze Rolle gespielt hat: die Stadt von Tell el Amarna. Sie liegt in Mittelägypten am rechten Ufer, ungefähr auf halbem Wege zwischen Theben und Memphis und ist eine Gründung jenes religiösen Revolutionärs und Fanatikers Amenophis IV. Dieser Herrscher hatte den kühnen Versuch gemacht, die ägyptische Religion zu reformiren und an die Stelle der zahlreichen alten Götter, über deren Wesen verworrene Anschauungen herrschten, die Verehrung einer neuen Gottheit, des Gestirns der Sonne einzuführen. Ob ihn die alle Hauptstadt Theben, in der seine Vater residirt, zu sehr an den von ihm besonders stark verfolgten Gott Ammon erinnerte, der dort seinen großen Tempel besaß, ob seinen umstürzlerischen Bestrebungen in Theben von der orthodoxen Geistlichkeit zu starker Widerstand entgegengesetzt wurde, oder ob man ihn nicht ohne Gewalt und Zwang von der früheren Residenz entfernte, das entzieht sich leider noch unserer Kenntniß. Jedenfalls brach Jechenjelen (d. i. Glanz der Sonne) — diesen Namen hatte er sich gegeben statt des ursprünglichen Amenophis, in dem der verhaßte Ammon vorkommt — mit seinem ganzen, ihm ergebenen Hofstaate von Theben auf und baute sich in der Ebene von Tell el Amarna, in demselben Gau, in dem seine Ahnen einst als selbständige Herzöge geschaltet hatten, eine neue Residenz. Schnell blühte die Stadt empor, Tempel und Paläste erstanden, neben dem prächtigen Königsschloß erhoben sich die Landhäuser der Großen inmitten wohlgepflegter Gartenanlagen. Aber dieser Glanz währte nicht lange. Bald nach dem Tode des Königs gewann die Reaction wieder die Oberhand, das Hoflager wurde nach Theben zurückverlegt, und die neu gegründete Stadt verfiel schnell. Höchstens fünfzig Jahre hat ihr Leben gewährt.

Nachdem Richard Lepsius an der Spitze der vom König Friedrich Wilhelm IV von Preußen nach Aegypten gesendeten wissenschaftlichen Expedition einen genauen Plan der Stadtruinen mit den Straßenzügen und den Privatgebäuden, dem Königspalaste und dem großen Sonnentempel aufgenommen und auch viele der im nahen Gebirge gelegenen Felsgräber, in denen Amenophis IV Zeitgenossen ruhten, veröffentlicht hatte, unterblieben hier Jahrzehnte hindurch alle ernsthaften Nachgrabungen. Da machten im Winter 1887—1888 an dieser Stelle arabische Bauern einen großen Fund von Keilschrifttafeln, welche die diplomatischen Correspondenzen vorderasiatischer Monarchen und palästinensischer Statthalter an den Pharao Amenophis IV. und

seinen Vater Amenophis III. enthielten. Sie sind zum größten Theil in die Museen von Berlin und London, zu einem kleinen in das Museum von Gize (Kairo) oder in Privatbesitz übergegangen, und durch die Kenntniß dieser Schreiben sind alle bisherigen Anschauungen von dem Völkerverkehr und den internationalen Beziehungen im frühen Alterthum wesentlich umgestaltet worden.

Historisch am wichtigsten sind wohl die Schreiben, die der Babylonierkönig Burnaburiasch an Amenophis IV. von Aegypten gerichtet hat. Wir erfahren aus ihnen, daß zwischen den beiden mächtigsten Herrschern des fünfzehnten vorchristlichen Jahrhunderts ein Freundschaftsbündniß bestand und daß zwischen ihren Höfen ein beständiger lebhafter Depeschenwechsel stattfand. Die stereotype Eingangsformel mit der diese Briefe anheben, lautet:

„An Nachuriureja (dies ist der Vornam Amenophis IV.), den Gottkönig, des König von Aegypten, gesendet Burnaburiasch, der König, der Kardunijasch (d. i. Babylonien), dem Bruder Mir und mit mim Haus mimm Roß und mimm Wagen, mimm Großen und mimm Lande geht es sehr gut. Meinem Bruder und seinem Haus, seinm Rossen und seinm Wagen, seinm Großen und seinem Lande möge es (gleichfalls) gut gehen!"

Hauptsächlich handelt es sich in allen diesen Briefen um das Erbitten von Geschenkendungen, das gewöhnlich mit einer unverhohlenen Naivität geschieht:

„Seitdem mein Vater und Dein Vater mit einander Freundschaft vereinbart hatten, pflegten sie sich gegenseitig so schönes Geschenk zu schicken, ohne jedoch (weiter) eine ausdrückliche Bitte auszusprechen. Also hat mein Bruder zwei Minen Gold als Geschenk für mich geschickt. Nun aber schicke mir Gold, so viel wie Dein Vater oder schicke wenigstens halb so viel wie Dein Vater! Warum hast Du denn nur zwei Minen Gold geschickt?"

In den mannigfachsten Formen kehren diese Bitten wieder. Entschuldigungen, weswegen man selbst wenig schicke und dringende Aufforderungen, größere und werthvollere Gaben zu senden. Daneben werden freilich auch politische Angelegenheiten besprochen. So heißt es in einem Schreiben daß die Bewohner von Kanaan früher einmal einen Einfall in ägyptisches Gebiet geplant hatten und sich zu diesem Zwecke auch mit dem Vater des Burnaburiasch von Babylon verbünden wollten. Dieser habe ihnen aber folgende abweisende Antwort ertheilt:

„Ob es auf Dich und mir ins Einvernehmen setzen zu wollen! Wenn Du Dich ohne mit dem Könige von Aegypten meinem Bruder, versendete und Dich mit imim Anderen ins Einvernehmen setzen willst so hütet Euch daß ich (davon) nicht erfahre und Euch ausplündern."

Eine große Gruppe unter den Thontafeln bilden die Briefe des Königs Dischrata von Mitâni, eines am Euphrat im nördlichen Mesopotamien gelegenen Reiches. Auch in ihnen nehmen die Bettereien um „reichliche Geschenke den breitesten Raum ein. Daneben kommen hier aber Heirathen zwischen asiatischen Prinzessinnen und den ägyptischen Pharao ausführlich zur Erörterung. Wenn es auch für die Könige von Mitâni eine große Ehre sein mußte, eine ihrer Töchter zu Theben in dem Harem des Großkönigs zu wissen so haben sie sich doch nicht immer leicht dazu bewegen lassen, die Prinzessinnen in das ferne Reich am Nil zu schicken. Dischrata schreibt hierüber einmal an Amenophis IV. von Aegypten:

„Der Bote des Nimmurija (d. h. des Königs Amenophis III.) sprach eine Botschaft an Artatama meinen Großvater und bat ihn um seine Tochter zum Großvater oder weigerte sich (sie zu geben). Fünf, sechsmal sprach er ihm die gleiche Botschaft, aber er weigerte sich immer

Bei der siebenten Botschaft ergab er sich gezwungen. Später wandte sich Dein Vater Nimmuria an Sotarna, meinen Vater, und erbat von meinem Vater seine Tochter meine Schwester zur Ehe. Trotz vier Botschaften weigerte sich mein Vater. Nach einer fünften und sechsten Botschaft gab er sie gezwungen. Aber als Dein Vater Nimmuria sich an mich gewendet und meine Tochter erbeten hatte, schnelle ich ihm günstiges Gehör, ich stimmte zu und sagte zu seinem Gesandten: „Ich gebe sie!“

Daß übrigens eine solche Heirath mit einer mitannischen Prinzessin auch am ägyptischen Hofe als ein besonderes festliches Ereigniß betrachtet wurde, zeigt der Umstand, daß man sie hier durch die Anfertigung von Denkmünzen, die freilich die Gestalt steinerner Skarabäen hatten zu verewigen suchte. Einige dieser Skarabäen sind noch auf uns gekommen und künden von dem „Wunderwollen, das seiner Majestät (Amenophis III.) gebracht wurde, von Kirgipa, der Tochter des Sotarna, des Königs von Naharina (d. i. der ägyptische Name von Mitanni) und 317 ihrer Mädchen.“ Sie kam also nicht allein, die mitannische Königstochter, sondern mit einem großen Gefolge von Sklavinnen und — mit einer überaus reichen Mitgift. Lange Thontafeln zählen uns wenigstens bei einer anderen Eheschließung die Gaben auf, die der König von Mitanni seinem „Bruder und Schwiegersohne“, dem Pharao übersandte als er ihm seine Tochter zur Frau gab und unter denen es weder an kostbaren Schmuckgegenständen noch an Möbeln und Haushaltungsgeräthen fehlte.

Neben diesen Fürstencorrespondenzen stehen nun, an Zahl diesen weit überlegen, die Schreiben syrischer und palästinensischer Vasallen und Befehlshaber die entweder an „die Sonne, den Herrn König“ oder an höhere ägyptische Würdenträger gerichtet sind. Sie kommen aus den Städten Akko, Askalon, Sidon, Megiddo, Jerusalem u. a. und berichten von kriegerischen Verwicklungen oder rein privaten Angelegenheiten. Bald bittet ein ägyptischer Commandant den Pharao um Nachsendung von Truppen und Streitwagen, bald sucht er sich von böswilligen Verleumdungen rein zu waschen, die ein übelwollender Nebenbuhler am Hofe über ihn verbreitet hatte.

Alle diese Briefe mögen sie aus dem nördlichen Mesopotamien, oder aus den phönicischen Küstenstädten, oder aus Palästina kommen, sind in babylonischer Keilschrift und — mit ganz wenigen Ausnahmen — auch in babylonischer Sprache abgefaßt. Und hierdurch haben sie neben der großen historischen Ausbeute, die sie durch ihren Inhalt gewähren, noch eine ganz besondere Wichtigkeit erhalten. Sie zeigen uns, daß „Babylonisch“ im zweiten vorchristlichen Jahrtausend die Verkehrssprache des vorderen Orients, wie etwa in der um tausend Jahre späteren Perserzeit das Aramäische, gewesen ist. Dies weist auf eine tiefe Beeinflussung der Cultur Vorderasiens durch Babylonien hin, die wohl auch auf anderen Gebieten des geistigen Lebens, in der Kunst und Literatur, weit größer gewesen sein muß, als man bisher ahnen konnte. In dieser neuen Erkenntniß liegt nicht die kleinste Bedeutung des Thontafelfundes von El Amarna.

Der Auffindung dieser Thontafelbriefe folgte bald die Entdeckung des Grabes des Ketzerkönigs selbst, das französische Gelehrte in einem Seitenthale des Gebirges fanden, und im Winter 1891—92 hat sich auch der nimmer rastende Fleiß Flinders Petrie's diesen Ruinen zugewendet und in den Trümmern

der Stadt, besonders des Königspalastes, neue Ausgrabungen veranstaltet. Diese haben abgesehen von sehr wichtigen architektonischen Stücken wie bisher unbekannten Säulenarten, Stuckfußboden mit Thierdarstellungen, die in einem ungewöhnlich naturalistischen von allem Conventionellen freien Stile ausgeführt sind, neben Resten prächtiger Statuen der Königsfamilie und großen Inschriften eine reiche Ausbeute von kleinen Alterthümern ergeben, die mit den gleichzeitigen in den Ruinen von Gurob gefundenen Stücken im Material und in der Ausführung ganz übereinstimmen. Alle diese Ringe, die verschiedenartigen Amulette und Perlen aus Fayence zeigen, daß das Ende der achtzehnten Dynastie, etwa das Jahr 1400 v. Chr., die Glanzperiode des ägyptischen Kunsthandwerks, vor Allem der Fayence- und Glasfabrikation gewesen ist. Nie wieder ist eine solche Feinheit der Glasur, eine so frische Leuchtkraft der Farben erreicht worden, wie in den Stücken dieser Zeit.

Besonderen Werth haben alle diese Funde von Kahun, Gurob und Tell el Amarna für die ägyptische Kunstgeschichte. Aus diesen Ruinenstätten, die, wie oben ausgeführt, nur kurze Zeit existirt haben, ist uns zum ersten Male eine größere Menge fest datirbarer kunstgewerblicher Gegenstände geliefert worden. Die Töpferei des mittleren und des neuen Reiches, der beiden Hauptepochen der ägyptischen Geschichte, ist uns jetzt keine terra incognita mehr; wir sehen wie aus den einfachen Gefäßen der älteren Zeit, die nur mit roh eingekratzten Linien, äußerst selten mit primitiven Thier- und Pflanzendarstellungen verziert waren, das bunt mit geometrischen oder Pflanzenornamenten geschmückte Thongeräth der achtzehnten und neunzehnten Dynastie (1450—1200 v. Chr.) geworden ist. Die Entwicklung der Fayencefabrikation, dieses wichtigen Zweiges des ägyptischen Kunsthandwerkes, ist uns erschlossen worden, wir können sie genau verfolgen vom mittleren zum neuen Reiche und weiter durch die Zeit der Pharaonenherrschaft bis in die griechische und römische Periode. Wir sind durch diese genau datirbaren Fundstücke aber auch in den Stand gesetzt worden eine große Menge der kleinen Alterthümer, die sich in unseren Museen befinden, Gefäße, Skarabäen, Amulette, Ketten, Perlen und andere Schmucksachen, für deren historische Einreihung sich Mangels der Inschriften oder Fundnotizen bisher keine Möglichkeit gebaten hatte, mit Sicherheit zeitlich zu bestimmen. Eine wissenschaftliche Behandlung der ägyptischen Kleinkunst auf historischer Grundlage ward erst jetzt ausgeführt werden können.

Aber noch in anderer Beziehung sind diese Funde von großer Wichtigkeit. Bereits in früherer Zeit waren aus Aegypten Gefäße gekommen, die genau mit den in Mykenae und in anderen Stätten derselben Culturperiode zu Tage geförderten übereinstimmten. Wo sie gefunden worden, aus welcher Zeit sie stammten, blieb ebenso unklar, wie die Zeit der gleichartigen griechischen Stücke. Jetzt sind sowohl in Gurob als auch in Tell el Amarna Massen mykenischer Thonwaaren gefunden, die Alles, was bisher an Erzeugnissen dieser Gattung aus Aegypten bekannt war, an Zahl weit übertreffen. Da nun jene Ruinenstätten zeitlich genau zu fixiren sind, so ist hierdurch auch ein festes Datum für die Blüthezeit der mykenischen Kunstepoche gegeben. Wir haben sie etwa um die Zeit von 1400—1250 v. Chr. anzusetzen, ein Datum, das durchaus mit

Digitized by Google

demjenigen übereinstimmt, welches auch durch die in mykenischen Gräbern gefundenen ägyptischen Skarabäen und Vasenscherben geliefert worden ist.

Wo nun aber auch die Heimath der mykenischen Cultur gewesen sein mag, ob in Ostgriechenland oder auf den Inseln des ägäischen Meeres oder im südöstlichen Kleinasien — eins steht fest, daß die Beziehungen Aegyptens zu dieser hochcivilisirten Culturwelt sehr enge und rege gewesen sein müssen. Dieser Verkehr hat indessen nicht erst um 1400 begonnen. Scherben mägyptischen Stils, die in Kahun, der Stadt aus dem Jahre 2000 gefunden worden sind, identisch mit Fragmenten aus den ältesten Gräbern von Mykenae. Danach sind die Aegypter schon um diese Zeit, sei es direct, sei es durch Zwischenverkehr, mit der mykenischen oder altägäischen Civilisation in Berührung gekommen. Da nun aber, wie die neuen Ausgrabungen Dörpfeld's in Troja schlagend bewiesen haben, die mykenische Kunst und Cultur nicht die älteste griechische ist, sondern vor ihr noch eine ältere, die sogenannte trojanische existirt hat, so gewinnen wir für diese letztere ein Datum das bis ins dritte, wenn nicht sogar bis ins vierte vorchristliche Jahrtausend hinaufreicht. Es hat also schon zur selben Zeit, in welcher Babylon und Memphis blühten, auch an dem kleinasiatischen Gestade des ägäischen Meeres eine hohe eigenartige Civilisation bestanden, über deren Ursprung und Verbreitung die Zukunft gewiß noch ebenso neue Aufschlüsse liefern wird, als über den Einfluß welchen die mykenische Kunst auf die ägyptische gehabt hat und die Anregungen welche andererseits die mykenischen Künstler von ihren Genossen im Nilthale empfangen haben.

Ueberseht man nun, was durch die Erschließung der ägyptischen Schriftdenkmäler und durch die neue Erforschung alter Ruinenstätten für die Wissenschaft gewonnen worden ist, so sind die Ergebnisse freilich anders als die, um derentwillen die griechischen Weisen nach Aegypten pilgerten, oder die jüdischen und christlichen Gelehrten des Alterthums wie Julius Africanus und Eusebius sich mit „Aegyptologie" beschäftigten. Die große ägyptische Weisheit ist nicht zu Tage gefördert worden und für die apologetische Bibelwissenschaft hat sich auch nur Weniges ergeben. Statt dessen haben wir aber den Einblick gewonnen in die viertausend Jahre umfassende Sprachentwicklung und Geistesthätigkeit eines Culturvolks, dessen Kunst in ihrem realistischen Streben vielfach an die Werke des Cinquecento erinnert und deshalb unserem modernen Empfinden besonders nahe steht. Zusammengefallen ist die große, unübersteigliche Mauer, die man sich früher um Aegypten gezogen dachte. Nicht abgeschlossen gegen die „Barbaren" und gegen fremde Erzeugnisse lebte das alte Aegypten, kein Busiris tödtete die Fremden, die an den Nilmündungen landeten, sondern ein enger Friedensverkehr verband die Bewohner des Nilthales schon im hohen Alterthum mit anderen Culturstaaten, mit Babylonien, Nordsyrien und der ältesten griechischen Welt. Aegyptens Stellung in der Weltgeschichte ist eine andere geworden als die, welche ihr vor fünfzig Jahren Karl Josias von Bunsen angewiesen hat. Aber auch so war der Preis wohl des Schweißes der Edlen werth.

Gustav zu Putlitz.

[Nachdruck untersagt.]

Gustav zu Putlitz. Ein Lebensbild. Aus Briefen zusammengestellt und ergänzt von Elisabeth zu Putlitz, geb. Gräfin Königsmarck. Drei Bände. Mit Porträts und Abbildungen. Berlin, Alexander Duncker, Königl. Hofbuchhändler. 1894.

Zu meinen ersten Heidelberger Erinnerungen gehört ein Bild, welches ich — wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht — in der Schloßrestauration sah. Es war im Frühling 1851, und das Bild stellte malerisch geordnet und mit den Schloßruinen im Hintergrund, eine Gruppe von Studenten dar, prächtige Jünglingsgestalten mit langem Haar, dem Gerwiskäppchen darauf und dem breifarbenen Band grün-weiß-schwarz, um die Brust. Das Corpszeichen war das der Westphalen, und zu beiden Seiten desselben, auf dem unteren Rande des Blattes, standen in feiner Schrift die Namen, von denen beim Durchfliegen mich einer sogleich fesselte: G. zu Putlitz. Senior des Corps im Jahr 1843, war sein Name seitdem in den weitesten Kreisen genannt worden und auch zu mir gedrungen, noch bevor ich die Schule verlassen hatte. Nun war ich selber Student, in der Maienherrlichkeit des ersten Semesters, und seltsam angezogen durch die schlanke, jugendliche Figur, welche die Communitonen umragten, zog es mir wie fernes Grüßen durch die Seele:

Mein Heidelberg! O epheugrüne Trümmer,
Auf denen ich so selig stand!
Wie schien die Welt mir ganz im Frühlingsschimmer
So blüthenreich, wie klang das weite Land!

Diese Verse sind aus dem Epilog des Märchenbuchs „Was sich der Wald erzählt", welches damals eben bekannt ward und einen ganz außerordentlichen Erfolg hatte. Keine junge Dame, der zu jener Zeit das zierliche Bändchen von Freundschaft oder Liebe nicht dargebracht worden wäre. Jetzt liegt das Werk in einer Prachtausgabe mit hübschen Illustrationen und einer eigenhändigen Widmung des Dichters an meine Tochter neben mir und Epheu von den Trümmern des bis zuletzt ihm theuren Heidelberger Schlosses deckt sein Grab. Größeres, Reiferes, Vollendeteres hat Putlitz in einem innerlich sehr bewegten, vom Glück ebenso begünstigten wie vom Leid nicht verschonten arbeitsreichen Leben geschaffen, aber für uns die jung waren, als jenes Märchen erschien, wird sein Name vor Allem verbunden sein mit der Erinnerung an „Was sich der Wald erzählt".

Siebzehn oder achtzehn Jahre nach jenem Tage, an welchem ich Putlitz zuerst im Bilde gesehen, sollte ich ihn persönlich kennen lernen und es ist mir vergönnt gewesen, noch eine Strecke Weges mit ihm gemeinsam zu wandeln, dem allzeit treuen aufrichtigen und hülfsbereiten Freunde. Manchmal, in jener Zwischenzeit der Schwermer und Karlsruher General-Intendantur als er aus dem Hofdienste schied, um sich wieder ganz dem Dienste der Literatur zu widmen, trat er, eine hohe, nach ungebeugte Gestalt, in mein Arbeitszimmer und verweilte plaudernd stundenlang, manchmal auch war ich bei ihm und seiner tapferen Gemahlin, in dem Hause Mauerstraße 36, mit welchem für mich das Andenken an Varnhagen und das Berlin meiner Jugend untrennbar verknüpft ist. Später habe ich Putlitz dann mehrfach in Karlsruhe, der letzten Stätte seiner Wirksamkeit, und noch einmal an jenem Decembermorgen 1886 gesehen, als das Kgl. Schauspielhaus zu Berlin seine Hundertjahr-Feier mit einem Festspiel von ihm beging, das zugleich sein letzter Beitrag in der „Rundschau“ war. Sonnenschein hatte seinen Lebensmorgen erfüllt, die Schatten waren erst gegen Abend gekommen und sie schienen jetzt auf ihm zu lagern. In dieser Stimmung — und ich darf es hier wohl sagen — von mir angeregt, schrieb Putlitz die Geschichte seines Erstlingswerks, die gleichfalls zuerst in dieser Zeitschrift gedruckt worden ist — eines von den Blättern aus seinen Kindheits- und Jugenderinnerungen, die sich in dem liebenswürdigen Buchlein „Mein Heim“ vereinigt finden.

Was hier in seinen frühen Anfängen nur angedeutet worden, das findet sich in dem jetzt vorliegenden „Lebensbild“ vollständig ausgeführt. Allzu bescheiden sagt Frau Elisabeth zu Putlitz, der wir es verdanken, daß sie es „aus Briefen zusammengestellt und ergänzt“ habe, was sie gethan, ist in Wahrheit viel mehr: nur eine Seele konnte das vollbringen, welche mit der des Dichters so innig verbunden war, wie die ihre, welche so ganz in der seinen aufgehend, dieser doch von der eignen Kraft und Stärke mittheilte. Denn die Verzagtheit und Niedergeschlagenheit, die sich in seinen jungen Jahren häufig schon geltend machte, der Mangel an Vertrauen zu sich selbst den er bis ans Ende nie ganz überwunden hat, war für Diejenigen die Putlitz näher kannten, kein Geheimniß, ebenso wenig aber auch, was gerade nach dieser Seite hin eine energische Persönlichkeit, wie Frau von Putlitz nur ihn war, ganz hingebung, und demnach eine mächtige Stütze. Rührend zugleich und charakteristisch ist ein kleiner Zug aus der Zeit des ersten Begegnens. Es handelte sich um eine theatralisch-musikalische Vorstellung, welche der junge Dichter, unterstützt von Flotow, dem Componisten des „Stradella“, und Camphausen, dem berühmten Maler in Rehm, dem angestammten Familiensitz der Putlitz, veranstalten wollte. Der Adel der ganzen Nachbarschaft betheiligte sich daran, und Elisabeth, damals noch eine Comtesse Königsmarck, sollte die Harfe spielen. Sie hatte seit ihren Kinderjahren das Instrument nicht mehr berührt und, völlig aus der Uebung gekommen, tauchten ihre Finger bei den ersten Griffen wund. „Aber mein Vater hatte sein Wort gegeben, und so blieb mir nichts übrig als es einzulösen.“ Nach der Probe bemerkte Putlitz als er ihr die Harfe ins Zimmer trug, welches Opfer die Comtesse ihm und seinem künstlerischen

Vorhaben zu bringen entschlossen war, und er wollte nunmehr Herrn von Flotow sofort veranlassen, die Harfenbegleitung zu streichen. Dagegen ich aber entschieden protestirte und bestimmt erklärte, spielen zu wollen, da mein Vater sein Wort darauf gegeben." Dieser Moment scheint der entscheidende gewesen zu sein für die bereits keimende Neigung, wie der Vorgang selbst sinnbildlich für ihre ganze Zukunft geworden ist. Sie war die liebende, sich selbstlos ihm unterordnende Gefährtin, aber auch seine beste Rathgeberin und unermüdlich thätige Gehülfin. In ihren Abschriften, in jenen klaren, symmetrischen Schriftzügen die durch alle Jahre hin fast unverändert blieben, gingen seine Werke, Dramen und Novellen an die Theater und die Redactionen. „Erst wenn Deine Hand das Siegel ihres Charakters darauf drückte, wird das, was ich schuf, ganz wieder mein Eigenthum," schreibt er ihr einmal, und es ist dieselbe feste Hand, die wir in dem seinem Andenken gewidmeten Buche wieder erkennen, das starke, von Dank und Wehmuth erfüllte Herz, das in der Liebe sich nicht leicht genug thun kann.

Ein Buch für die Menge wird dies „Lebensbild" schwerlich werden, und hat es wohl auch nicht sein sollen. In seiner vielvollen dem ferner stehenden Leser manchmal vielleicht etwas zu breit erscheinenden Ausführlichkeit gleicht es vielmehr einer Haus- oder Familienchronik, die nur für die Nächsten bestimmt ist, und an diese, seine Kinder und Freunde, nicht an das Publicum, hat, wie sie selber in der Vorrede sagt, Frau von Putlitz gedacht, als sie die Correspondenz des verstorbenen Gemahls ordnend und durch einen fortlaufenden Text verbindend, sich nicht entschließen mochte irgend einen Brief auszuscheiden oder irgend ein Ereigniß unerwähnt zu lassen, wofern der eine oder das andere zur Vervollständigung seines Bildes beitragen konnte. Wenn es nun freilich nicht Jedermanns Sache sein mag, in das Detail eines Lebensganges eingeweiht zu werden, der mehr durch intimen Reiz, als durch außergewöhnliche Führung sich kennzeichnet, so wird doch sicher Jeder, dem menschliches Bestreben und Ringen, Erreichen und Verfehlen, wahrheitsgemäß dargestellt, immer das interessanteste Thema sind, auch dieses Werk nicht ohne Theilnahme lesen. Es schildert einen Zeitabschnitt, den wir alle noch unterlebt haben und aus unmittelbarer Nähe die hochstehenden Persönlichkeiten, die seitdem zu den vornehmsten der nationalen Geschichte geworden sind, es gewährt einen Blick in diejenigen Kreise des preußischen Adels, welche ihre Vorrechte stets im Sinn einer Verpflichtung aufgefaßt haben, und läßt endlich eine Periode der Literatur noch einmal an uns vorüberziehen, die von den jüngsten Erscheinungen zwar vornehm abgethan oder ignorirt wird, aber bei Weitem noch nicht ersetzt, geschweige denn überholt worden ist.

„Zu viel Talent, um zu schweigen, und nicht genug, um in tüchtiger Weise durchzuschlagen," sagt Putlitz einmal (1858) von sich selbst an einer Stelle dieses Buches. In dieser Aeußerung, die für seine Freunde nichts Ueberraschendes hat, ist nur bestätigt, was wir schon oben von seinem zeitweisen Mangel an Selbstvertrauen gesagt haben, aber es wäre unbillig, ein Argument gegen ihn daraus zu machen. Denn an durchschlagenden Erfolgen hat es ihm während seiner langen dichterischen Laufbahn keineswegs gefehlt,

weder in der Novelle noch vor Allem im Drama. Seine graziösen, gemüthvollen Lustspiele haben sich auf den Bühnen bis heute erhalten, und von seinen Schauspielen namentlich „Das Testament des Großen Kurfürsten“ und „Rolf Berndt“ eine mehr als vorübergehende Wirkung geübt. Jenem Bekenntniß aus der besten Zeit seines Schaffens steht ein anderes, nicht mehr weit vom Abschluß (1881) gegenüber, in welchem es heißt, daß er niemals mit Reclame gekämpft und durch unedle Mittel einen Erfolg erstrebt daß er vielen seiner Collegen geschadet habe, Keinem geschadet, in der Technik Manchem überlegen gewesen und den Modeschriftstellern an Sitte voraneschritten sei. Wer Putlitz gekannt, wird jedes dieser Worte unterschreiben. Der Mann der „neuen Aera“, hat er auch in seiner Production die Anschauungen derselben zur Geltung gebracht nicht, daß er politisch irgendwie hervorgetreten wäre, noch auch dem exclusiv preußischen Patriotismus gehuldigt hätte, der den mächtig emporstrebenden Staat bei der Erfüllung seiner nationalen Aufgabe mehr gehindert, als gefördert hat. Durch Geburt und Besitz fest mit den Interessen des Landes verwachsen, doch ganz ohne junkerliche Prätension, und frei von jedem Vorurtheil des Standes, folgte Putlitz in der Politik einer gemäßigten Richtung und war durchaus tolerant in seiner religiösen Anschauung. Einmal, während der Conflictszeit, Mitglied des Abgeordnetenhauses bezeichnete er sich als zur Fraction Mathy' gehörig lehnte jedoch ab, ein zweites Mal zu candidiren. „Die eine Partei will mich nicht, weil ich für die Grundsteuer stimmte, die andere, weil ich für die Militärvorlage meine Stimme gab,“ schrieb er damals (1861). In voller Unabhängigkeit war G zu Putlitz das vollendete Muster des märkischen Edelmanns, den die Traditionen der eigenen sowohl als der Familie seiner Frau mit dem preußischen Königshause seit undenklicher Zeit verband. Diesen Geist wird man in allen seinen Schriften wieder finden, nicht aufdringlich aber tendenziös sondern als den natürlichen Ausdruck der humanen Bildung und schönen Gesinnung des bevorzugten Kreises, in dem er gelebt hat, und der auch in diesem Buch einen hervorragenden Platz einnimmt. Der preußische Hof, König und nachmals Kaiser Wilhelm, die Königin und Kaiserin Augusta, der Kronprinz die Kronprinzessin, unser gegenwärtiger Kaiser Wilhelm II. als königlicher Prinz auf seinem kleinen Pony — sie alle können nicht verehrungswürdiger nicht liebenswerther erscheinen als sie hier unter dieser Beleuchtung gezeigt werden.

Trotzdem und wiewohl er mehrfach hohe Hofämter bekleidet hat, zuletzt auch, als Senior der Familie, das des Erbmarschalls der Kurmark mit Sitz im Herrenhaus, ist Putlitz doch niemals das gewesen, was man einen Hofmann nennt. Sein oberstes Interesse blieb stets die Literatur, und er konnte sich nur entschließen, zu dienen, wenn damit auch ihr zugleich gedient war. In der geistig belebten Atmosphäre, die damals namentlich im kronprinzlichen Haushalt herrschte, machte wohl eine dichterische Natur auch als Kammerherr und Hofmarschall sich vorübergehend gefallen. Sehr reizend beschreibt Putlitz in einem Brief an die Gemahlin, die bald darauf selbst kurze Zeit Oberhofmeisterin der Kronprinzessin war, das Interieur des Neuen Palais. „Da steht in der Mitte ein moderner Flügel, und daneben ein Positiv. Zwei gelbe

Schiebelampen auf dem Flügel, onserdem noch eine einzige Carcellampe, sonst Halbdunkel. An einem Spinnrad, in einfachstem schwarzwollenen Kleid durch das Haar nur ein schwarzes Band, ohne alle Fransen, sitzt die junge Gebieterin dieser Räume, spinnend und zwischendurch allerlei Lieder singend, die eine etwas zerstreut aussehende Hofdame begleitet. Ein Endchen ab ein Kammerherr, der Geibel'sche Gedichte hersagt, oder bei Heine'schen oder Goethe'schen einhilft, die das schwarze Kind am Spinnrad recitirt. Ein blonder Hauptmann als Zuschauer weiter ab, und eine andere Dame in Trauer ganz schlicht in der Fensternische. Da hast Du Bild und Staffage und das in dem Palais, das Friedrich der Große zum Hohn für Oesterreich und Frankreich erbaute, sein Nachfolger mit merkwürdigen Festen belebte. Friedrich Wilhelm III. in der steifen Etiquette seiner Zeit zu Ehren der Festlichkeiten für die kaiserliche Tochter aufputzte, Friedrich Wilhelm IV. zur Aufführung der Antigone und des Sommernachtstraumes im geistreichen Kreise der Kunst öffnete und nun das Bild moderner, etiquettenloser Bildung." Hätte Putlitz in die Zukunft sehen können, er würde hinzugefügt haben, daß dieses Palais auch bestimmt war, die Stätte tiefer Trauer zu werden, in jenen Junitagen, wo Kaiser Friedrich hier ein großes Leiden heldenhaft trug und männlich abschloß. Aber es ist gut, daß das Kommende verschleiert ist, wie könnte man sonst des Gegenwärtigen froh werden? Auch Putlitz hatte damals den schönsten Theil seiner Wirksamkeit noch vor sich. In der vollen Kraft und Frische seines Mannesalters hat er als General-Intendant in Schwerin (1863—1867) und noch mit abnehmenden Jahren, aber der gleichen Umgebung, in Karlsruhe (1873—1889) seine künstlerischen Ideale verwirklichen dürfen. Denn die Passion seines Lebens war doch das Theater von dem er, oftmals abgestoßen sich doch immer wieder angezogen fühlte. „Ja," ruft er am Schlusse der Erinnerungen aus, die der Schweriner Zeit gewidmet sind, „das ist der Dämon des Theaters, mit dem man den Pact so leicht und hoffnungsvoll abschließt, ohne zu ahnen daß er mehr oder weniger unlösbar ist." Aber auch an den Genien die den Kampf erleichtern, hat es ihm nicht gefehlt.

Seine Häuslichkeit war die glückliche der von den Vorelteru ererbte Stammsitz zu Retzin das echte Bild eines märkischen Edelhofes mit dem verehrten Haupte des Vaters, der, eine Kernnatur das Patriarchenalter von fast einundneunzig Jahren erreichte. Bescheiden ist die Landschaft in der Mark, aber welch' ein dichterischer Zauber kennoch um sie schwebt, um ihre Kiefernwälder, ihre Haiden und Seen das wissen wir aus den Romanen von Willibald Alexis aus Theodor Fontane's Wanderungen, und auch in der schönsten vielleicht von Putlitzens Novellen, dem „Frolenhaus", finden wir ihn wieder. „Ja," ruft Putlitz aus der Seele seines Helden Albert, „das ist Heimathsluft und Heimathsboden, wie karg, wie einfach für jeden Fremden und doch wie herzerfrischend für Den, der hier aufwuchs." Gleich Albert hatte Putlitz „seine Schul- und Studienzeit fern der Heimath, in Städten zugebracht, hatte dann Reisen gemacht und im Entzücken über die Schönheiten fremder südlicher Länder gemeint der Heimath sich nicht wieder erfreuen zu können.. Nun trat sie aber vor ihn, wie sonst, nur anziehender, durchhaucht

von Kindheitsempfindungen und Kindererinnerungen." Und selbst diese würden kaum ausgereicht haben, dieses Stück märkischer Erde so zu schildern, wie Putlitz es gethan, wenn er nicht auch als thätiger Mann darauf gelebt und es in Wirklichkeit durchackert und durchpflügt hätte. Jahre lang nach Vollendung seiner Studien und während der Vater in die Stadt zog, hat Putlitz hier als Landwirth praktisch gearbeitet, und immer ist Retzin der feste Mittelpunkt geblieben, zu dem er in den Ferien des Hof- oder Theaterdienstes mit der Familie heimkehrte. Das Herrenhaus war höchst einfach, aber ebenso gastfrei. Mit den Gütern der Umgegend fand ein reger Nachbarverkehr statt und ein Freundeskreis, den vornehmlich die Interessen der Literatur und Kunst zusammenführten, belebten in den Sommermonaten die ländliche, von der Eisenbahn noch nicht berührte Einsamkeit. Ein regelmäßiger Besuch war Fräulein Solmar, die Freundin von Henriette Herz, Rahel und Varnhagen, eine fast schon historische Erscheinung, die Letzte des „geistreichen Berlins", deren Erinnerungen bis an den Anfang des Jahrhunderts reichten. Von Schleiermacher, von Schlegel und Dorothea Veit und den Tagen der Lucinde sprach sie, wie von Dingen, die gestern geschehen sind; sie hatte Ludwig Börne, Heinrich Heine, Charlotte Stieglitz noch gekannt und trotz dieser fernen Vergangenheit den Anderen nur von Hörensagen bekannt, lebte sie doch mit voller Empfänglichkeit in die neue Zeit hinein. Ihr kleiner Salon in den oberen Räumen des alten Bankgebäudes in der Jägerstraße war ein Zufluchtsort der von materiellen Genüssen noch nicht beschwerten Geselligkeit, die wie jenes Gebäude selbst, unter der „monumentalen Pracht" der gegenwärtigen Reichshauptstadt verschwunden ist. Bis in ihr neunzigstes Jahr lebte die Greisin, deren hohe Gestalt in ihrer Gebrechlichkeit noch die Spuren ehemaliger Schönheit erkennen ließ, in der Regentenstraße, in einer kleinen, hübschen, von Grün umgebenen Wohnung, aus deren Räumen sie die letzten Jahre keinen Fuß mehr setzen konnte. Doch treu blieb ihr der Humor. „Ich mache meine Sommerreisen jetzt auf dem Balcon," pflegte sie zu sagen. Hier habe ich sie noch einmal mit den Retziner Freunden gesehen und hier, ungefähr um die gleiche Zeit, wie Putlitz, ist sie gestorben. Alle diese Beziehungen endeten erst mit dem Tode, denn Dankbarkeit und Treue wurzelten tief in Putlitzens Herzen. Keiner und Keine, die jemals ihm Gutes erwiesen, wird vergessen. Rührend ist die Anhänglichkeit mit der er der Frau Charlotte Birch-Pfeiffer gedenkt, seiner Egeria, die mit ihrer Bühnenkenntniß dem Jagenden einst beistand auf dem dornigen Pfade zum Theater, und was er für die Mutter fühlt, überträgt er auf die geniale Tochter Wilhelmine von Hillern, die Dichterin der „Geier-Wally". Ein sprechendes Zeugniß solch lebenslanger Freundschaften sind die diesen Bänden einverleibten Briefwechsel unter ihnen von allgemeinerem Interesse die mit Wilibald Alexis, mit Emanuel Geibel und Gisbert von Vincke. Putlitzens älterem Corpsbruder der sich nachmals in der Shakespeare-Forschung und -Bearbeitung ruhmlich hervorgethan hat. Die Correspondenz namentlich mit den beiden Letzteren ist lehrreich, da die Freunde sich eingehend über ihre literarischen Pläne mit einander unterhalten und gegenseitig fördern, auch Friedrich Halm greift zuweilen in die Conversation ein. Von

allen Briefen aber die hier mitgetheilt werden, stehen diejenigen Mariannens uns am höchsten, wie die Persönlichkeit dieser seltenen Frau vor allen Anderen uns anziehend erscheint.

Marianne, geb. Niemeyer war mit Karl Immermann vermählt gewesen und sie selbst hat die Geschichte dieses kurzen Glücks — es währte vom 21. October 1839 bis zum 25. August 1840 — mit immer noch nachzitternder Bewegung mehr angedeutet, als erzählt auf den letzten Seiten des schönen Buches, das den Namen des geliebten Mannes trägt und dreißig Jahre nach dessen plötzlichem Tode von Putlitz herausgegeben worden ist[1]). Auf der Schule zu Magdeburg und im Immermann'schen Kreise hatte Putlitz früher schon das eigenartig bedeutende Mädchen gekannt, und die Freundschaft, die mit der jungen Wittwe ihn verband, gestaltete sich zu einem fast geschwisterlichen Verhältniß, als Marianne sieben Jahre später die Gemahlin eines gleichfalls verwittweten Mannes in Homburg und die Mutter seiner Kinder ward. — Einige der ergreifendsten Blätter in Immermann's Tagebüchern sind seiner Liebe zu Marianne gewidmet, und sie lebt unsterblich unter dem Bilde der „blonden Lisbeth" in der deutschen Literatur. Der Dichter des „Münchhausen" war ein Vierziger, als er der kaum Neunzehnjährigen begegnete, „schon am zweiten Tage wußte ich," schreibt er, „daß ich Marianne liebe." Man hat ihm vielfach den Bruch mit der Gräfin Ahlefeldt zum Vorwurf gemacht, und wenn es eine Grausamkeit war, die drückende Fessel als falsche zu fühlen und zu lösen, so verfuhr auch das Schicksal nicht barmherzig mit ihm und noch weniger mit Marianne. „Meine Seele durchdrang ein frohes Leben, Alles ward grün um mich und in mir, ich war wieder ein glückliches Kind geworden. In einer nach Hoffnung duftenden Verfassung fand ich sie, und da war Alles, was ich bedurfte: Jugend, Muth, Frohsinn, Freude reichte mir im Zauberbecher aus lauterem Golde das braune Mädchen. Die Träume der Poesie weckte sie mir wieder auf im erstarrten Herzen, und alles Lichte, was schon eingeschlafen schien." Fast sechsundvierzig Jahre hat sie den geliebten Dichter überlebt und bis ins Greisenalter mit der Geistesfrische der Jugend sich die Freudigkeit einer starken, pflichtgetreuen Seele bewahrt, aber es war doch wohl aus dem eigenen tiefsten Herzen, wenn sie dem Freunde zu dessen Vermählung (1853) schrieb, „selbst Trennung und Tod rauht nicht den Schatz seliger Erinnerung, den man wohl unter Thränen tragen kann, der aber immer köstlich bleibt." Häufiger noch in den ersten Jahren des Wittwenthums nennt sie den Namen, um dem jungen Freunde von seiner Art dichterischer Arbeit einen Begriff zu geben. Später, nach einem Zusammensein mit Geibel (1860), findet sie, so wenig dieser und Immermann in ihren Productionen verwandt sind, doch ungemein viel Aehnliches in ihrer Weltbetrachtung, „und in manchen unserer Gespräche schlugen schlummernde Erinnerungen ältester Zeit zu neuem Leben licht heraus, und ich lauchte in

[1]) Karl Immermann. Sein Leben und seine Werke, aus Tagebüchern und Briefen an seine Familie zusammengestellt. Zwei Bände. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung). 1870.

den Strom meiner Jugend zurück." Im März 1863, zur fünfzigjährigen Gedenkfeier der Tage von 1813, mit denen die Befreiung des Vaterlandes begann, ward ein Festspiel von Putlitz „Der Aufruf an mein Volk" gegeben. Marianne, die mit der ganzen Familie der Aufführung im Hamburger Thaliatheater beigewohnt hatte, schrieb darüber an den Freund: „Ich kann Dir nicht sagen, wie mir zu Muthe war, als die gnädige Frau angekündigt wurde und wie ich ihrem Erscheinen lauschte. Sie war gut und graziös, sah unter der Fülle blonder Locken in sehr einfacher weißer Kleidung hübsch aus, und ich konnte mir die wirkliche Elise von Lützow fast unter dieser Erscheinung denken."

Sie war es — die junge, schöne Frau, die in einer ärmlichen Schenke zu Breslau die Freiwilligen anwarb zu „Lützow's wilder, verwegener Jagd". Elise von Lützow, die, nach der Scheidung von dem Gemahl, ihren Mädchennamen Gräfin Ahlefeldt wieder angenommen und die, nach der Scheidung von dem Freund in Düsseldorf, Putlitz selbst noch als Matrone gekannt hatte. Auch dem Schreiber dieser Zeilen ist es, ein Jahr vor dem Tode der Gräfin, im Winter 1854, vergönnt gewesen, bei dieser in ihrem hohen Alter immer noch schönen Dame eingeführt zu werden, die nicht weit vom Potsdamer Platz in der damaligen Schulgarten-, heute Königgrätzerstraße wohnte. Behaglich waren die von so viel patriotischen und literarischen Erinnerungen geweihten Räume. Junge Dichter trugen hier ihre schüchternen ersten Versuche vor, ein aufmerksamer Kreis umgab die Gräfin, neben welcher — auch eine historische Reminiszenz! — der Freund Lützow's und Friesen's, einst ihr Jugendfreund und jetzt ihr Hausgenosse, der General Lea Palm saß, derselbe, der in der Schlacht von Waterloo den Wagen Napoleon's erbeutet und den Trinkbecher des Kaisers, den er darin fand, Elisen als Siegestrophäe überbracht hatte. Während gelesen wurde, pflegte der Alte zu entschlummern, sobald aber die poetischen Dinge zu Ende waren, legte die Gräfin die mit schwarzseidenen Halbhandschuhen bekleideten Finger ihm sanft auf die Schulter mit dem Wort: „Lieber General, es geht zu Tisch!" worauf er sogleich erwachte und ihr den Arm bot.

In dieser Umgebung hat Putlitz sein erstes Lustspielchen „Die blaue Schleife" vorgelesen (1846), welches auch in den ersten, zwischen ihm und Marianne gewechselten Briefen ein Gegenstand der Erörterung ist. „Da ich selbst von der Natur so ohne alle Produktivität angelegt bin," schreibt sie in jener Zeit dem jungen Dichter, „so lausche ich wenigstens gar gern in den Werkstätten, in denen begünstigtere Geister ihr Wesen bereiten und ich bin gewohnt, mit leisem Tritt zu gehen." Dieser „leise Tritt" hallt durch das ganze Buch und man folgt ihm gern, weil er zugleich fest und sicher ist. Denn, wiewohl nur um ein Jahr älter als der Freund, spricht Marianne doch mit jener geistigen Ueberlegenheit, welche ein solcher Unterschied der jungen Frau vor dem jungen Manne gibt. „Du weißt, ich bin nicht productiv," schreibt sie noch einmal, „aber das habe ich zur Ausstattung mitbekommen von der Natur, daß ich mit hingebender Empfänglichkeit aufnehme, was meiner Seele nahe tritt. Mit der Fülle der Jugendkraft empfing ich

das Bild des Dichters und lebte mich hinein in das Verständniß eines poetisch schaffenden Gemüthes — Das eine Bild schied freilich von meiner Seite aber was ihm verwandt, das ist mir noch heute wie eine besondere Freude und Gnade auf meinem Wege, und wo es mir in der Gestalt eines Freundes begegnet, da ist mir dieser in mancher Beziehung der Nächste." Sie mißt ihn aber auch mit dem hohen, je gewonnenen Maßstab, und als Putlitz ihr in dieser Erstlingszeit gesteht, daß es dem dramatischen Schriftsteller — „ich sage nicht Dichter." fügt er ein — vor Allem auf den Beifall des Publicums ankommen müsse, da sagt sie „Lieber, wie Sie" — das geschwisterliche „Du" trat erst etwas später an die Stelle — „wie Sie vor der Hand das Theater zu betrachten scheinen, so will es mir nicht vorkommen, als ob es der Mühe lohnte, seine Interessen zum Mittelpunkt eines Lebens zu erheben. Sie scheinen weder an die sittliche noch an die ästhetische Erziehung des Publicums zu denken, wenn Sie darauf eingehen dasselbe mit der beliebten Alltagsspeise zu füttern, die der Athener seinem Demos gibt, und diese Erziehung kann doch allem dem herabgekommenen Instinkte zu seiner Würde verhelfen." Welch' ein Segen für den werdenden Dichter mußte die Theilnahme einer solchen Frau sein, die so hoch von der Kunst und so klar über die Freundschaft dachte. „Das soll gewiß kein Vorwurf sein, denn vielleicht unterscheidet es am Meisten die Freundschaft von der Liebe, daß jene dem Freunde die Freiheit nicht raubt, während diese nun einmal ihrer Natur nach meist mit einer gewissen Ausschließlichkeit tyrannisirt. . . Den Theil den ich an Deiner geistigen Entwicklung gehabt, den kann mir nicht einmal die Liebe wieder rauben, und mir bleibt ein ewiger Besitz jeder Gedanke, den Du in mir erregt, jedes Gefühl jeder Klang der Poesie und Schönheit, die Du in meiner Seele weckteſt."

Als Marianne dieses schrieb, war sie bereits vier Jahre wieder vermählt, und auch der Tag war nahe, der über des Freundes Herz entscheiden sollte. „Nur eine Thatsache" schrieb sie ihm wenige Monate vor seinem ersten Begegnen mit der Comtesse Elisabeth Königsmark „eine gleichgültige Heirath würde unser Verhältniß bedrohen. Neben einer geliebten Frau würde auch eine alte Freundin bestehen können, neben einer gleichgültigen Ehe würden alle anderen innigen Verhältnisse ein falsches Licht bekommen."

Davor hat ein gütiges Geschick beide bewahrt. Die Freundin des Mannes wurde nun auch die Freundin der Frau, theilnehmend an jedem frohen jedem trüben Ereigniß der Familie durch viele viele Jahre hin bis zu jenem letzten furchtbaren Schlage, seit welchem Putlitz wie seine Biographin sagt „ein gebrochener Mann" war. Auch da fehlte Marianne Watt nicht, „die treue Freundin seit der Knabenzeit", schreibt Putlitz an Binde (20 September 1883), „Sie kennt meine und meiner Kinder ganze Entwicklung, jeden Grund und Folge alle Wandlungen in Freude und Schmerz. Wir kannten Alles durchsprechen von fünfzig Jahren her. Licht und Schatten des Lebens trat wieder vor das Gedächtniß und wir zogen den Schluß . . ." Wie bei seinem ersten Buch — „Du wirst Deine Spuren finden, die durch den Wald schritten"

hatte er ihr im März 1859 geschrieben — so hat sie ihm auch noch bei seinem letzten unregend zur Seite gestanden jenen schon oben erwähnten Erinnerungen aus Kindheit und Jugend", in denen Marianne so viel von den eigenen wieder fand

Während der Zeit seines rüstigsten Schaffens und Wirkens hatte Putlitz die Fortführung des Briefwechsels fast ganz den treuen Händen seiner Gemahlin überlassen müssen, jetzt gegen das Ende hin, wendet Marianne sich häufiger wieder an den Freund und auch diese Briefe zeigen unverändert den durchgeistigten Stil, der so ganz der Ausdruck ihrer nach innen gerichteten und doch in jeder Lage bewährten Persönlichkeit war. In ihrem letzten Schreiben vom December 1885 sagt sie am Schluß: „Ich selbst habe recht das Gefühl des Altwerdens. Du kennst das ja auch, und die stillsten Tage sind mir die liebsten." Im folgenden Februar ohne vorhergegangene Krankheit, starb sie ruhig, wie sie gelebt, und Putlitz schrieb ihrer Tochter: „Ich muß schweigen vor dem ewigen Schweigen dieser geschlossenen Lippen, die durch ein langes Leben zu mir redeten und nur Worte der Freundschaft."

Eine wehmüthige Abschiedsstimmung ist über die letzten Seiten dieses Buches ausgebreitet, und wie konnte es auch anders sein in den Jahren, wo das Leben selbst ein stetes Abschiednehmen wird. Einer nach dem Andern von Denen, die wir gelebt haben, geht dahin, immer kleiner wird der Kreis Derer, die mit uns jung waren, jede Stätte, die wir betreten, erinnert uns an das, was gewesen und nicht mehr ist, unbekümmert um uns setzt die Welt ihren Weg fort, und wo die Jugend freudig in die Zukunft schaut, blickt das Alter resignirt in die Vergangenheit. Als Putlitz im October 1888 zu den Feierlichkeiten, die den Schluß des alten und die Eröffnung des neuen Burgtheaters begleiteten, nach Wien reist, wohnt er in der „Stadt Frankfurt", demselben Haus in welchem er einundvierzig Jahre früher, auf seiner ersten Reise nach Italien, zwei glückliche Wochen zugebracht. „Das Hôtel war fast unverändert, — aber ich! Und es tauchten so viel Erinnerungen vergangener Tage vor mir auf, Hoffnungen, die sich zum Theil nur erfüllten, denn ich hatte eben mit der blauen Schleife meinen Erfolg gefaßt, und Menschen die ich damals schnell lieb gewann, sind meist todt." Und am ersten Abend dem der Schlußfeier: „mir sind die Thränen in die Augen gekommen, als der Vorhang mit Apollo und den neun Musen zum letzten Mal sich senkte, der dreißig Jahre früher über dem ‚Testament des Großen Kurfürsten' aufging." Das eben ist der Unterschied zwischen dem Alter und der Jugend, daß alle Sensationen auf diese mit dem Reize der Neuheit wirken, während jenes sie nur abgestumpft durch die Wiederholung als den immer schwächer werdenden Reflex dessen, was einst so schön war, empfindet. „Die Interessen sind bunt genug" schreibt Putlitz um diese Zeit einem seiner Söhne, „aber sie kehren im Kreislauf wieder, und mir sprechen sie dasselbe Wort: Du bist alt geworden. Das ist ja natürlich, aber es wird mir schwer, nichts mehr schaffen zu können." Neues Leben in Kindern und Enkeln war um ihn emporgeblüht, aber das eigne senkte sich langsam zum Abschluß. Karlsruhe war ihm in sechzehnjähriger Thätigkeit, wie er selbst sagt, eine zweite Heimath geworden, und mit

Digitized by Google

dem edlen badischen Fürstenpaare verband ihn ein Verhältniß, das, durch viele feine Züge der Ergebenheit von der einen, der persönlichen Werthschätzung von der anderen charakterisirt, sich vielleicht in keinem ergreifender ausspricht als dem folgenden. Anfang 1888, während einer Reise nach Italien, war den Großherzoglichen Eltern der jüngste Prinz, reichbegabt, vielverheißend und ein Liebling Aller, durch plötzlichen Tod entrissen worden. Vom Grabe des Sohnes sandte der Großherzog dem treuen Diener, der nicht lange zuvor durch eine noch härtere Prüfung gegangen war, einen Palmenzweig — so sprach das Herz des einen mit dem Herzen des anderen Gebeugten, und Putlitz schrieb: „Eure königlichen Hoheiten haben uns das Beispiel gegeben, an das sich kein Wort des Trostes wagt, am Wenigsten von dem, der erfahren hat, daß der tiefste Schmerz seinen Trost in sich trägt, so daß man nichts von ihm missen kann, denn er ist zugleich Erinnerung, und in ihr behalten wir, was verloren scheint."

Das Scheiden aus einer solchen Stellung mußte Putlitz schwer werden, aber der Entschluß wurde dennoch gefaßt, und mit den Worten: „In Erinnerung und Dankbarkeit", welche nebst den Jahreszahlen 1873—1889 und ihren vereinten Wappenschildern Großherzog und Großherzogin über eine kostbare, dem Scheidenden zum Geschenk gemachte Hausuhr gesetzt hatten, war Alles gesagt.

Nicht viel über ein Jahr später, am 5. September 1890, ist Gustav zu Putlitz in der alten Priegnitzer Heimath, zu Retzin, in dem Haus, in dem er geboren worden, ein Neunundsechzigjähriger, sanft entschlafen.

Man erwarte von der Gemahlin, die sein Lebensbild uns gegeben, keine kritische Darstellung, indessen thut es wohl, wo man bei so vielem Tact und gutem Geschmack vor jeder Uebertreibung sicher ist, auch einmal das Herz allein sprechen zu hören, das man doch auch erst aus diesem Buche richtig kennen lernt. „Wie könnte man zu frischem Ausblick gelangen," heißt es an einer Stelle desselben, und damit wollen wir unsern Bericht schließen, „wenn nicht in der Menschenbrust neben den Schmerzen der Vergangenheit und den Zweifeln der Gegenwart geheimnißvoll die Hoffnung wollte, diese ewige Trösterin, die Gottes Gnade den Menschen gegeben, die sie leise vorwärts treibt, um weiter zu leiden und zu lieben."

J. R.

Ein Räthsel.

Von

Isolde Kurz

[Nachdruck untersagt]

Ein seltsamer Fund gerieth unlängst in meine Hände. Als ich von Florenz aus die Steinbrüche des Monte Ceceri besuchte, kam ich im Herumwandern an eine verlassene Grube, die an eine ägyptische Grabkammer erinnerte. Gewaltige natürliche Pfeiler, die durch Absprengung des umgebenden Gesteins entstanden waren, stützten die triefende Decke, und ein schwarz-grünes durchgesickertes Wasser füllte den Boden. Der Hinterwand waren breite Platten ausgehauen, und die entstandenen Lücken sahen aus wie Stufen, die sich ins Innere des Berges verloren. Kühne architektonische Gebilde wie vielfache Säulenreihen, Pyramiden, Treppen und Fenster dankten ihr bloßen Willkür, womit die Steine aus dem Felsen gebrochen waren, ihre Entstehung, und schließlich hatte man die Grube aufgegeben, weil der Berg an dieser Stelle mit Einsturz drohte.

In dieser Kammer saß ich an einem warmen Frühlingsabend, hörte tief unten im Thal die Mensola rauschen und betrachtete mir die zerklüfteten Flanken des Berges, wo zwischen rothlichem Geröll nur die wilde Myrthe und einzelne schmächtige Cypressen sproßten. Da machte ich eine unerwartete Entdeckung. Zwischen zwei vorstehenden Steinen an geschützter Stelle stak ein in schwarzes Leder gebundenes Taschenbuch. Ich zog es vorsichtig heraus, und nachdem ich es eine Zeitlang zweifelnd in den Händen gedreht hatte, nahm ich mir die Freiheit, es aufzuschlagen. Seine Blätter waren mit Tinte beschrieben, in einer steifen, aufrecht stehenden Schrift, die von rechts nach links lief und nur auf den ersten Blick unverständlich schien, dazwischen mengten sich Zahlen und gekritzelte Figürchen. Die ersten Seiten fehlten und in die gehefteten Bläßer eingeschoben lagen andere, von verschiedenem Format, die mit denselben fremdartigen Zeichen bedeckt waren.

Lange hielt ich das unordentliche Heftchen in der Hand und suchte nach einem Schlüssel zu dieser Geheimschrift, in der ich nichts erkennen konnte als die O. Da kam mir plötzlich der Einfall, mein kleines Taschenspiegelchen

herauszuziehen und neben die Schrift zu halten. Freudige Ueberraschung! Die verwarrenen Züge ordneten sich sofort im Glase, die Hieroglyphen erwiesen sich als gewöhnliche Spiegelschrift, und die ersten Worte, die ich entzifferte, waren deutsch. Doch war das Lesen mit dem winzigen Spiegelchen sehr unbequem, und zuweilen liefen Querlinien mitten durch das Geschriebene und vermehrten die Schwierigkeit.

Aber das Wenige, was ich gelesen, ließ mir keine Ruhe, und ich nahm den wunderlichen Fund mit nach Hause, wo ich ihm mit einem größeren Handspiegel und zwei angezündeten Kerzen zu Leibe ging. Nachdem ich das Manuscript nicht ohne Mühe entziffert hatte, suchte ich, so gut es gehen wollte, einige Ordnung hineinzubringen, indem ich Wiederholungen wegließ, kleine Zusammenziehungen vornahm und nach der Wahrscheinlichkeit die Reihenfolge herstellte. Als es endlich ins Reine geschrieben war, erhielt es die Gestalt, in der es hier vorliegt.

Ich stand auf dem Domplatz von Pisa.

Es war eben Mittag, die letzten Schläge der Uhr zitterten noch durch die glühende, unbewegliche Luft. In der blendenden Helligkeit standen die Marmorcolosse, Dom, Battistero und Campanile traumhaft, ohne Schwere da, als wüchsen sie soeben aus dem grünen Flaume des Bodens heraus. Hier wohnt die Einsamkeit in ihrer marmornen Residenz, umfluthet von unerträglichem Glast mit dem sie jeden Eindringling wie mit einer waberndn Lohe zurückschencht.

Nur wie ein leises, leises Schwirren tönt der Lärm der Stadt herüber, in der Entfernung rollt ein Wagen vorbei, aber Niemand soll mir einreden, daß seine Insassen Wesen von Fleisch und Blut seien. Es muß ein Stück Jenseits sein, auf dem ich stehe, und ich bin keineswegs sicher, wie es um meine Leiblichkeit bestellt ist. Wenn nicht mein kurzer Schatten neben mir aufs Pflaster fiele, würde ich nicht glauben, daß ich da bin. Ob meine Stimme wohl einen Laut hat? — Ich möchte sie gern probiren, aber sie wagt sich nicht hervor in dieser Stille, ich fühle mich so aufgehoben, so nicht vorhanden in der dünnen körperlosen Hitze, die mir selbst das Gefühl der Schwere nimmt.

Ich erhebe nach einander meine Arme und Beine, um mich zu überzeugen, daß sie mein sind. Meine Bewegungen sind langsam und schattenhaft, und meine Gedanken gehen leise wie auf Filzsocken. Ich kann mich nicht auf meinen Namen besinnen. Es scheint mir als würde ein grauer Schleier langsam über mein Hirn gezogen, und ein dumpfer Schmerz in den Schläfen läßt mich nicht denken. Ich muß irgendwo in der Sonne geschlafen haben, denn mein Geist ist noch umflockt wie von zerrissenen Gespinnsten und meine Glieder steif vom Liegen. Seltsamer, unbegreiflicher Zustand! Ich weiß nicht, wer ich bin. — — —

Der Himmel ist überall gleichmäßig tief und blau, eine hoch gewölbte saphirne Kuppel, unter der kein Wölkchen wandert und kein Vogel singt. Immer unheimlicher blicken mich die Dinge an, es ist als sei die Erde plötzlich im Schwung erstarrt und liege in athemlosem Erwarten von etwas Ungeheurem

Weiß und geisterhaft glüht die Sonne als müsse sie einem Weltbrand leuchten, und die Luft hat sich regungslos in sich selbst verkrochen. Die Einsamkeit starrt mir ins Gesicht mit ihren leeren, weißen Sphinxaugen, die mir mein Ich genommen haben. Trotz der Hitze überrieseln mich eisige Schauer. Dann fängt mit einem Male Alles zu wogen und zu branden an. Mir schwindelt, ich habe keinen Halt in dieser wollenden Unendlichkeit, das Ankertau ist mir entschlüpft, die Wirbel stürzen auf mich ein und reißen mich hinunter. — — —

Die Thüre des Battistero steht offen und ich trete schwankend hinein. Ich mache ein paar Schritte in der leeren Rotunde, ich fühle meinen Athem, der aus- und eingeht, also bin ich doch. Ich setze an, ein wilder unmenschlicher Ton entringt sich meiner Kehle und durchläuft im Echo den Raum. Ich betaste mein Gesicht, meine Arme, ich übe meine Glieder im Laufschritt, ich tanze, also bin ich doch.

Dann tauche ich meinen Kopf ins Taufbecken und wasche meine Hände, daß das Wasser nach allen Seiten spritzt. Jetzt wird mir wohl und eben wollte ich neue Daseinsproben mit mir anstellen, als ein Mensch, den ich zuvor nicht wahrgenommen hatte, in mein Gesichtsfeld fiel. Es war ein ältlicher, etwas belebter Herr in heller Sommerhose und grau karrirtem Jaquet, offenbar ein Tourist, denn er trug den Feldstecher an gelbem Riemen über die Schulter geschnallt. Die Störung war mir lästig, ich schüttelte das Wasser aus den Haaren, trocknete Gesicht und Hände mit dem Taschentuch und verließ den Tempel. — — —

Ich bin, das ist kein Zweifel, aber wer bin ich? Mit welchem Namen unterscheide ich mich von anderen Creaturen? Wo war ich vorher, und was will ich hier? — — Ich weiß es nicht! O ewige Vorsehung — ich habe keine Antwort auf diese Fragen!

Aus aller Kraft klingle ich jetzt an der Thür der Campofanta, daß der Custode herbeistürzt und seine Schlüssel hervorzieht. Das hindert mich aber nicht, nach immer weiter zu klingeln, denn der Ton der Klingel macht mir Freude. Ich nehme ihn für einen Beweis meines Daseins.

„Signore, Signore, es ist offen," schnaubt der Custode.

„Meinetwegen, so treten wir ein."

Todtenstille empfängt mich, um die weißen Bogengänge flutet das unerbittliche Licht, aber der saftige Rasen leuchtet und lacht in unnatürlich dunklem Grün, übersättigt von all' den Leibern, die ihn genährt haben und die schwarzen Cypressen stehen hoch und regungslos, riesige Schildwachen des Todes. Ich entziffere die Inschriften auf den blanken Grabsteinen und kannte schreien vor Wuth. Jeder dieser armen Narren, die hier unten vermodert sind, hat seinen Namen hinterlassen, der auf diesen Steinen sein wesenloses Dasein weiter führt, und ich lebe und weiß nicht, wer ich bin. Ich kann gehen, singen, tanzen, kann einwirken auf die Dinge außer mir, aber ich weiß nicht, wie ich heiße!

Lange Zeit habe ich vor mich hingestarrt, um meine Gedanken zu sammeln, aber umsonst. Keine Erinnerung kommt mir zu Hülfe. Ich kehre meine

Taschen um, ich suche nach einer Visitenkarte, einem Brief, einem Paß. Da ist nichts, nichts, das mir auf die Spur hilft — nur eine Börse mit Geld und ein Taschentuch, das ich an allen Enden umdrehe, es hat nicht einmal eine Chiffre.

Was ist mit mir vorgegangen?

War das immer so mit mir? Habe ich vielleicht eine schwere Krankheit durchgemacht, in der mein Gedächtniß verlöscht ist? Was soll nun aus mir werden?

Ich versank am Ende in gedankenloses Brüten und sah der Entpuppung einer Cikade zu. Ihr falbes Gehäuse war der Länge nach wie Glas geborsten, daß der neue grüne Leib darunter sichtbar ward. Sie lag und krümmte sich um ihre dünnen Füße aus der engen Beschuhung zu befreien, und brachte unter verzweifelten Mühen das Köpfchen aus dem Spalt hervor, das gleich mit den Freßwerkzeugen die Hülse faßte und sie wie ein enges Kleidungsstück unter Zerren und Zappeln vollends herunter zog. Endlich war ein formloses Ding geboren, das sich nach Belieben in der Welt umsah, während die leere Larve mit den vorgewölbten Augen in dunkler Verwunderung das neue Wesen anzuglotzen schien. Die durchsichtigen Flügelchen waren noch gefaltet, wie aufgerollte grüne Blättchen, und schleppten im Grase. Wunderlicher Zustand! Bin wohl auch ich soeben aus einer Puppenhülle geschlüpft und muß den Gebrauch meiner neuen Organe erst erlernen?

Es ist mir fast, als wolle ein Gedanke sich zur Klarheit durchringen, als der Anblick des korrekten Mannes aus der Tonskirche mich in neue Unruhe stürzt. Er ist mir nachgeschlichen und steht drüben unter den Fresken im Gespräch mit dem Custoden. Sie schielen ab und zu noch mir herüber und jetzt zieht der Fremde gar ein Notizbuch aus der Tasche und schreibt.

Mit zwei Schritten bin ich an seiner Seite, ich frage ihn, weshalb er mich vorhin so fixirte, ob er etwas gegen mein Hiersein einzuwenden habe, ich fühle, daß meine Augen dabei rollen.

Der Karrirte ist ein Mann des Friedens und antwortet mit einer Entschuldigung. Eine Aehnlichkeit hatte ihn getäuscht, ich erinnerte ihn an einen alten Bekannten.

Ein Hoffnungsstrahl ging mir auf, vielleicht daß der Karrirte mich kannte, vielleicht daß ich durch ihn erfahren konnte, wer ich bin.

„Warum sollte ich nicht Ihr Bekannter selber sein?“

Aber der Karrirte ward ängstlich und wich mir aus, und am Ende versicherte er der Herr, an den ich ihn erinnert habe, sei schon vor längerer Zeit gestorben.

„Dann kann ich wohl schwerlich er sein,“ sagte ich, den Hut lüpfend — „ich bedaure, bedaure unendlich.“

Ueberlegen lächelnd schritt ich an den Beiden vorüber, dem Ausgang zu; aber mir war nicht wohl bei der Sache.

Gestorben, sagte er? Gestorben? Es ist eine absurde Vorstellung, gestorben zu sein — tausend Gedanken zucken mir durch den Kopf, die ich nicht halten kann. — Was thäte ich denn hier wenn ich gestorben wäre, und mit

solcher Kraft in meinen Sehnen? — Nein es ist klar der Mensch weiß nichts von mir, und wenn er etwas weiß so will er es nicht sagen. — Ich gewann die Thüre, die ich hinter mir ins Schloß drückte und sieh', der Schlüssel stak ich drehte ihn leise im Triumph der Karrirte war gefangen!

Jetzt durchquere ich in eiligem Lauf die Piazza, wo das grelle Licht mich wieder mit spitzen Pfeilen durchbohrt, ich laufe Spießruthen die Straße hinunter denn nirgends ist Schutz vor ihnen Wie sie auf mich fielen von allen Seiten! Das weiße Pflaster wirft sie mir zu, von den getünchten Mauern prallen sie zurück. Ueberall sind die Jalousien niedergelassen und die Schaufenster mit Segeltuch verhangt, der Schweiß rinnt mir in Strömen über die Stirn, aber ich halte mich nicht damit auf, ihn abzuwischen Nur fort von diesem verhexten Pflaster, das sich an die Sohlen festkleben will, nur hinaus aus dieser Stadt des ewigen Schlafs! Ich bin auf einer Brücke, der Arno rollt hier seine trägen gelben Wellen nach dem Meere, noch eine Straßenlänge weiter, dann ist der Bahnhof erreicht Ein Zug steht auf dem Geleise, der zur Abfahrt pfeift ich rufe, winke ein Conducteur faßt mich wirft mich ins Coupé, der Zug setzt sich in Bewegung ich bin in Sicherheit Jetzt erst denke ich wieder an den Karrirten, den ich im Campanile eingesperrt habe Ich weiß, ich weiß es ganz genau, daß dies ein ungeheurer Vortheil für mich ist

Wie die weite Ebene da draußen meine Augen und meine Gedanken hinauszieht, sie läßt die Nähe des Meeres ahnen Dies Alles war einst Wasser, aber das Meer ist von den Mauern von Pisa zurückgewichen, denn die ewig lebendige Flut scheut sich vor der Berührung des weißen marmorkalten Todes — sie speist auch ihre Leichen aus. Ich schwenke den Hut nach dem schiefen Thurm hinüber Fahr' wohl Pisa, weißes Mittagsgespenst fahr' wohl du schöne unsterbliche Leiche

Ich bin mit mir allein, denn das Coupé bleibt leer ich könnte auch keines Menschen Anblick ertragen. Ich wühle in meinem Gedächtniß nach einer Spur des Vergangenen, alle Geleise sind verschüttet Und doch muß früher schon etwas gewesen sein, ich muß wie alle Dinge einen Anfang haben, ich bin nicht aus mir selbst entstanden. Wie hätte ich sonst daher getrieben, ja, wie käme ich zu diesem Rock, diesem Hut diesen Stiefeln? Es muß irgendwo ein Schneider ein Schuster leben, der mir das Maß genommen der Bezahlung von mir empfangen hat Diese wüßten vielleicht etwas über mich anzufangen Irgendwo muß ich einmal gewohnt haben, nach mehr ich muß zur Schule gegangen sein, eine Mutter muß mich geboren haben, vielleicht besitze ich Geschwister, vielleicht Weib und Kind. Wo sind sie? Und wer sind sie? Unmöglich in meinem Gedächtniß die Antwort zu finden. Meine Gedanken fließen fließen unaufhaltsam hinunter, ich kann nicht flußaufwärts steuern wo die Strömung so stark ist. Was hilft es zu rathen zu vermuthen? Ich weiß nichts, nichts von nur, als daß ich auf dem Dampfer von Pisa stand den Hut in der Hand und die Sonne auf dem Kopf, und daß es eben zwölf Uhr schlug

Nach einem Zank mit Schaffnern und Zugführern weil ich ohne Billet mitgefahren war, stieg ich auf einer größeren Station wieder aus. Ich war

in Florenz. Eine Menschenwelle schob sich vom Bahnhof nach der Stadt und ich ließ mich mitschieben ohne zu überlegen. Eine Zeitlang war mir, als wäre ich Einer von ihnen und habe wie sie einen Zweck und Namen — bis mich das Gefühl meines schauerlichen Alleinseins wie mit Krallen anfiel.

Nach langem, planlosen Umherschlendern zwischen Monumenten und Säulenreihen geriet ich durch ein Thor in die abendliche Campagna hinaus, die mich mit so seltsam vertrauten Augen ansah, als habe sie mich schon einmal näher und besser gekannt. Es war noch hell, aber von den glühenden Farben des Sonnenunterganges waren nur ein paar kleine perlmutterschillernde Wölkchen übrig, die einsam über den Himmel zogen. Der Mond stand tief unten im Süd, bleichsüchtig und unsertig und trank das verglimmende Feuer der Sonne, an dem er zunehmend erglühte. Ich blieb stehen und wartete lange — auf was, wußte ich selber nicht. Nämlich — ich glaube jetzt, daß mir in der Hypnose meine Persönlichkeit wegguggeriert worden ist, denn ich habe eine Menge von Vorstellungen und Begriffen, aber nicht einen einzigen, der sich auf mich selber bezieht.

Unerwartet fand ich mich wieder in der Stadt. Als ich das Pflaster betrat, überraschte mich das Mondgesicht, das vollgetrunken von Licht am untersten Ende der Straße stand. Es fehlt ihm nur ein kleines Stück auf der linken Wange, morgen wird es voll sein. Was war mir mir, als es im ersten Viertel stand? — — — — — — — — — — — — — —

Vor einem großen erleuchteten Gasthof mache ich Halt und trete nach kurzem Besinnen ein. Ich verlange ein Zimmer, und weil ich ohne Gepäck bin, wird mir das schlechteste angewiesen. Doch das ist einerlei. Ich wasche mir Gesicht und Hände und steige in den Speisesaal hinab, wo ich mich an ein gedecktes Tischchen in der Ecke setze. Es muß der Zwang einer Gewohnheit sein, daß ich zu essen bestelle, denn ich empfinde keinen Hunger, nur einen brennenden Durst, der durch den Rothwein nicht gekühlt wird.

Auf dem leeren Nebentisch liegt eine deutsche Zeitung, um den Metallstab aufgerollt. Ich nehme sie weg, setze mich wieder in meine Ecke und mein erster Blick fällt auf die „Vermischten Nachrichten" im Feuilleton. Ich lese:

„Ein merkwürdiger Fall macht gegenwärtig durch alle deutschen Blätter die Runde. Vor einigen Tagen begegnete man in Bremerhaven einem jungen Mann von verstörtem Aussehen, aber anscheinend den besten Ständen angehörig, der die Vorübergehenden angstvoll bat, ihm zu sagen, wer er sei. Er schien auf einer Reise begriffen, denn er trug Handtasche, Plaid und Schirm, aber er wußte nicht, wohin er wollte, denn er hatte seinen Namen und alle auf seine Person bezüglichen Daten vollkommen vergessen. Einige Bürger der Stadt nahmen sich seiner an und führten ihn auf das Polizeibüreau, wo die genauesten Nachrichten nach der Herkunft des Unglücklichen angestellt wurden, aber leider ohne Erfolg. Man nimmt an, daß er zu Schiff gekommen sei, indeß konnte auf keinem der im Hafen liegenden Dampfer Auskunft über ihn erlangt werden. Auch die Durchsuchung seines Handgepäcks blieb ohne Resultat, denn man fand weder einen Paß noch sonstige Legitimation, nicht einmal die Visitenkarte des Besitzers. Da man ihn in diesem Zustande nicht sich selber

überlassen konnte, so hat man ihn zu weiterer Beobachtung der städtischen Irrenanstalt übergeben. Es ergeht daher an alle Diejenigen, welche über die räthselhafte Persönlichkeit irgend einen Aufschluß zu geben vermögen, die dringende Aufforderung, dem Polizeiamt von Bremerhaven Anzeige zu erstatten."

Weiter unten stand in kleiner Schrift eine Anmerkung der Redaction:

„Merkwürdigerweise haben wir nach einen zweiten ähnlichen Fall zu verzeichnen, für dessen Richtigkeit wir jedoch so gut wie bei dem oben mitgetheilten die Verantwortung ablehnen müssen. Nach einer Zeitungsnotiz aus Paris soll sich dort Ende vorigen Monats eine ältere verheirathete Frau von Hause entfernt haben unter dem Vorgeben, nicht zu wissen, wer sie sei. Mit ihrem Mann und ihren Kindern confrontirt, vermochte sie dieselben nicht mehr zu erkennen und behauptete, in gänzlich verschiedene Existenzbedingungen versetzt zu sein. Obgleich sie unter irrenärztliche Aufsicht gestellt und streng bewacht wurde, wußte sie eine Gelegenheit zur Flucht wahrzunehmen, und konnte seitdem nicht mehr gefunden werden. Es scheint somit, wenn obige Berichte wahr sind, hier eine neue, den Aerzten noch nicht bekannte Form von Nervenkrankheit vorzuliegen."

Die Zeitung entsinkt meiner Hand; ich starre fassungslos. Ich bin also nicht der Erste, es sind schon Andere vor mir schlaß geworden. Es ist eine neue Krankheit, die in Europa zu wüthen beginnt, und ich bin eines ihrer ersten Opfer. Und das Irrenhaus steht auf der Entdeckung, die Zwangsjacke. Gut — ich werde mich zu hüten wissen. Wenn nur nicht schon die Blicke aller Anwesenden auf mich gerichtet wären — selbst die, welche mir vorher den Rücken zugekehrt hatten, drehen sich jetzt herüber, um die Wirkung dieser Lectüre zu beobachten. Was wollen sie nur Alle von mir? Wer hat überhaupt das verdächtige Blatt in meine Nähe geschoben? Hier ist Festigkeit und Vorsicht noth, denn ich fühle, daß ich nicht eine Minute, nicht zehn Secunden länger das Kreuzfeuer dieser Blicke ertragen könnte. Ich lege die Zeitung weg, stehe langsam auf und bewerkstellige mit sicherer Haltung meinen Rückzug durch den menschenüberfüllten Saal.

Gott sei Dank! Das wäre gelungen. Ich bin auf meinem Zimmer allein. Aber jetzt was beginnen? Wie mich bergen? Ich klingle dem Kellner und verlange Schreibzeug und Briefpapier. Unsinn, an wen soll ich denn schreiben? Aber immerhin, es gibt mir ein Ansehen vor den Leuten, ich werde also Briefe schreiben an fingirte Adressen, so gewinne ich Zeit und entwaffne den Verdacht.

Der Kellner kommt zurück und legt nur mit dem Verlangen auch das Fremdenbuch vor, in das er mich bittet, Namen, Stand und Wohnsitz einzuschreiben. Dazu lächelt er mit dem falschen tückischen Kellnerslächeln, wie Judas an jenem Abendmahl gelächelt haben mag.

Also sind sie schon auf meiner Fährte, sie sehen mich schon als ihren Feind an, die Menschen, die wohl und warm wie in einem dicken Fell in ihrem Ich geborgen sitzen. Aber wenn ich ihr Feind bin, so sollen sie mich kennen lernen. Da fliegt das Bürschchen sammt dem Fremdenbuch zur Thüre hinaus. Das Knirschen meiner Zähne genügt schon, mir Ruhe zu schaffen.

Digitized by Google

Ja, und was nun? Wie wird es weiter mit mir gehen? Wird es nie wieder anders werden? Gott, o Gott was ist mit mir geschehen?

Da kommt mir ein neuer Einfall. Ich zünde zwei Lichter an und trete damit vor den Spiegel, was ich vorhin verjammt habe. Ich erblicke eine Physiognomie, vor der ich selbst erschrecke. Augen, die herausgetreten sind und glühen, als ob dahinter ein Feuer brennte, und zwei lange Furchen die Wangen herunter, so tief, daß man den Finger darein legen könnte und daß sie mir ein ganz altes Ansehen geben. Und doch weiß ich an der Kraft und Elasticität meiner Glieder, daß ich jung bin. Welch' unheimliches Gesicht! Die kurzgeschnittenen Haare starren bürstenartig empor, der Bart ist seit lange nicht rasirt — und das bin ich! Kann ich mir denn nirgends ausweichen? Muß ich mit diesem schrecklichen Gesicht die ganze Nacht in einem Zimmer verbringen? Nein das ist nicht möglich, ich ersticke! — — — — — — —

Nachdem ich mit einem Fensterflügel das Spiegelglas zertrümmert, bekam ich vor dem schrecklichen Gesicht Ruhe. Das Schreiben zerstreut mich jetzt und die Worte fliegen mir von selber in die Feder daß es eine Lust ist. Aber es kommen ihrer mehr und mehr, sie überstürzen sich, kollern durch einander daß ich nicht mehr folgen kann, jagen sich, hetzen sich, wechseln wenn ich sie fassen will, tückisch den Sinn, schließen die unmöglichsten Verbindungen — es ist ein Reden wie in einer Narrenzelle.

Nein nein, ich will, will, will es nicht dulden. Ich schlage auf den Tisch, ich trete als Herr unter sie, da geben sie Ruhe. Es werde Licht, und es ward Licht! — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Heute morgen sehen sich die Dinge ganz erträglich an. In meinem Kopf ist es jetzt hell und leer, wie in einer ausgeräumten Stube, wo der vorige Miether kein Stäubchen zurückgelassen hat. Mit einer gewissen Neugier die aber ohne Hast ist, nehme ich aus dem zerbrochenen Spiegelglas ein größeres Stück heraus und stelle mich damit ans Fenster, um meine eigene Bekanntschaft zu machen. Ich muß mich gestern Abend getäuscht haben. Das Gesicht da vor mir im Glas ist regelmäßig und ohne Entstellung, wenn auch etwas bleich. Es kann dreißig bis fünfunddreißig Jahre alt sein, vielleicht sogar jünger, wenn man die Wangenfalten für Folgen ausgestandener Strapazen nimmt, denn die Contouren sind jugendlich. Ich betrachte meine Gesichtslinien mit völlig unparteiischem Auge und so genau, als müßte ich mir selbst einen Steckbrief ausstellen, ich darf sagen sie sind nicht unangenehm, es sind wohlgebildete, von geistigem Ausdruck belebte Züge, Nase länglich und gerade, Augen von unbestimmter Farbe, ein gut geschnittener Mund mit sehr schönen Zähnen, besondere Kennzeichen keine. Nur die Haut ist auffallend und wie neuerlich gebräunt, und der Bart bedarf der Pflege. Die Statur ist über Mittelgröße und sehr elastisch, ich gehe im Zimmer auf und ab, werfe mich in allerlei Positituren, betaure meine Bewegungen wie ein Detectiv, aber es fällt mir nichts auf, das zu einer besonderen Vermuthung Anlaß gäbe.

Ebenso forsche ich meinen geistigen Fähigkeiten nach, ich stelle Gedächtnißproben an, ich weiß, daß zweimal zwei vier ist, ich kann die Reihenfolge der römischen Kaiser auswendig — — nein, nein, ich bin nicht krank, bin nicht

wahnsinnig es ist etwas Anderes mit mir vorgegangen Ich bin durchgebrochen durch den Boden des Ichs durchs Gesetz der Individuation hindurch hinab, ins reine Sein, auf den Urgrund der Dinge. Ich bin wie der von dem die Vedas sagen „Er geht umher lachend essend spielend froh mit Frauen Wagen und Pferden, nie des Körpers denkend er verlassen gedenkend"

Ob es ein Glück oder ein Unglück für mich ist daß ich mein Ich verlassen habe, wie kann ich das wissen! Was ist überhaupt Glück und Unglück in meinem jetzigen Zustand' Ich bin in eine höhere Existenz versetzt aber meine Flügel sind nach gefallet und verklebt. — Geduld ich lerne noch fliegen

Es ist ja möglich daß ich ein sehr berühmter, aber ein sehr reicher und ein sehr mächtiger Mann war, aber ich kann ebensa gut aus einem qualvollen Kerker ausgebrochen sein. Jetzt habe ich keine Kugel mehr am Fuß. ich bin zum höchsten zähig geworden Alle Geistesträte verzehnfacht, seitdem das Ich keinen Bruchtheil mehr davon auszehrt. Ich brauche nichts, nicht einen einzigen Gedanken für persönliche Wollen, Wünschen und Fürchten. Ich bin der der immer ist aber nie wird, nach verzehrt, der wahrhaft Seiende weder Hinz noch Kunz, nicht Sohn des Herrn Müller oder des Herrn Meier. Die Dinge des Scheinlands sind für mich nicht mehr vorhanden. — — — — —

— — — — —

Menschen und das Schreibzeug auf dem Tisch zu sehen. Es langweilt mich, antworten zu sollen.

Die erste Frage ist noch meinem Namen. Es wandelt mich die Lust an, den Frager seine ungeheuere Lächerlichkeit fühlen zu lassen, aber ich bezwinge mich und schweige. Könnte ich ihm denn begreiflich machen, was der Mensch ohne alle Specialisirung, der Mensch schlechtweg als solcher ist!

„Wir haben Gründe, Ihren Namen wissen zu müssen."

„Ich habe Gründe, ihn zu verschweigen."

Es geht weiter mit Fragen, auf die ich keine Antwort habe. Meine Aufmerksamkeit ermüdet. Ich gebe wiederholte Zeichen, daß ich diese ganze Gesellschaft zu entlassen wünsche, aber sie wollen mich nicht verstehen.

Ob ich zugebe, gestern in Pisa gewesen zu sein und mich der Beobachtung eines Reisenden dadurch entzogen zu haben, daß ich ihn im Camposanto einschloß?

Ich bejahe ohne Weiteres.

Ob ich auch angeben könne, wo ich den Vormittag verbracht habe?

Ich ziehe es vor, hierüber keine Angaben zu machen.

Ob ich in Son Rossore gewesen sei?

Ich schweige.

„Sie verschlimmern Ihre Lage, wenn Sie nicht antworten."

Ich schweige.

Endlich erhebt sich der Beamte und sagt langsam, indem er von Zeit zu Zeit in ein Papier blickt:

„Vor zwei Tagen sind ein Herr und eine Dame in Pisa angekommen. Sie übernachteten im Grand Hôtel, ohne ihre Namen einzuschreiben. Gestern früh begaben sie sich nach Son Rossore, wo sie nicht zurückkamen. Gegen Mittag wurde die Dame durch einen Gärtner im Gebüsch gefunden, todt, mit einer Kugel in der Schläfe. Der Herr ist verschwunden. Um dieselbe Zeit sah ein Reisender, auf den die Angaben des Gastwirthes passen, in der Sankirche er gab Zeichen großer Aufregung und wusch sich die Hände im Weihkessel. Als er sich beobachtet sah, entkam er nach dem Bahnhof und fuhr ohne Billet hierher. Dieser Reisende sind Sie. Es ist also für Sie von höchster Wichtigkeit, bezüglich des Mordes in San Rossore Ihr Alibi nachzuweisen."

Ich erwidere nichts auf diese Mittheilung, all' mein Besinnen ist vergeblich. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Abermals bin ich mit nur allein, gefangen wie es scheint. Mein Fenster ist vergittert, und außen geht ein Posten auf und ab. Das ist Alles nicht wesentlich. Es kommt nur darauf an, daß ich ungestört meine Gedanken bilden kann. Viele heimliche Bezüge sehen mich singend an. Diese Räthsel kommen und bitten um Lösung. Da ist die geheimnißvolle Farbe der Vocale, die so Vieles mittheilen will von jenseits der Dinge, und auf die noch kein Dichter geachtet hat. Das A ist reines Licht, Anfang aller Dinge, das Weiß aus dem die Farben hervorbrechen. Warum sagen wir „Weiß"? Ist es nicht eine Fühllosigkeit unserer Sprache? Andere feinnährigere Völker drücken das

Weiße durch ein A aus, und unser erster Ausruf beim Anblick einer sonnbeschienenen Marmorwand oder eines Schneefeldes ist Ah! Das E sehe ich gelblich übergehend in Roth. J ist der lichte, blaue Himmel die Sehnsucht der Zug ins All, aber das tiefe Abgrundblau des Meeres nähert sich dem U, und es ist abermals eine Schwäche unserer Sprache diesen Ton blau zu nennen wodurch etwas Flaues, Graues ihnen kommt. Welch sinnliche Kraft liegt in dem englischen blue! The blue mediterranean — darin ist die ganze Tiefe des tiefblauen Mittelmeeres. Das O ist schwarz, wie ein Bahrtuch, es ist alles irdische Leiden und Sterben. Aber das U ist das Sammetschwarz des Abgrunds, das Nichts, der Tod, die tiefe, tiefe Kluft, die Alles verschlingt. Das U ist das feierliche Requiem über einer versunkenen Welt — Wäre ich ein Dichter ich würde eine Kette von Vocalen dichten die das Unaussprechliche aussprechen sollten — — —

Es ist ja möglich, daß ich dieses arme Weib erschossen habe, aber ob ich es gethan oder ein Anderer, das bleibt sich doch völlig gleich. Das Alles kann mir in meiner jetzigen Stellung nicht mehr schaden. — Ich habe sie jedenfalls erschossen, denn ich bin bei Allem, was geschieht, betheiligt. Und wenn sie mir auch den Kopf herunter schlagen, was thut's? Der Mensch an sich wird davon nicht berührt.

Unerwartet bekomme ich Besuch. Zacken spitzige Zacken. Doch ich lasse mich nicht im Schreiben stören. Man macht mir Entschuldigungen. Es scheint daß ich nicht der Thäter bin. Aber o Gott wie gleichgültig ist das Alles!

Man bedauert auch, daß ich im Hôtel Ungelegenheiten gehabt. Es sei ein schlechter Gasthof, man würde mich gern in einen besseren begleiten. Aufgepaßt, mein Herz! Ist das Menschenthier so gütig? Ich bin jetzt ganz bei der Sache. Nur meine Papiere muß ich noch zusammenpacken — so! — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das war eine luftige Fahrt, an die ich und noch Einer denken werden. Sie wollten mich zu Dreien begleiten aber meine Höflichkeit ließ es nicht zu. Es war Einer darunter, den sie den Herrn Doctor nannten, ein schmächtiges, blondes Männchen das bat ich mir zur Gesellschaft aus. Wir becomplimentirten uns hin und her, bis man mir willfahrte, und beim Einsteigen hörte ich wie einer der Zurückbleibenden dem Kutscher die Weisung gab. Nach San Salvi! O ihr Galeerensträflinge des Ichs, nichts anderes habt ihr dem Freigewordenen zu bieten als eine Narrenzelle! — Ich unterhielt meinen Blonden so gut daß er ganz zutraulich ward, aber als wir durch eine einsame Gegend fuhren, legte ich ihm plötzlich die Arme um den Leib, schnürte ihm mit einem Gurt, den ich leise aus dem Innern des Wagens losgetrennt hatte, die Hände zusammen und schob ihm mein Taschentuch in den Mund. Dann ließ ich sachte das Fenster herab und schwang mich hinaus in den Graben. Der Blonde wagte keinen Widerstand. Ich hätte nur die Augen sehen mögen, die sie in San Salvi machten, als der Wagen hielt mit dem Klümpchen Unglück darin.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist so klar, daß man einen Menschen, der kein Ich hat, in einem wohlgeordneten Polizeistaat nicht brauchen kann. Aber auch ich kann den Polizeistaat nicht mehr brauchen. — — — — — — — — — — —

Ich wandere und denke das Undenkbare, ich erlebe in mir alle Zeit von der Geburt des Sems ans dem Chaos bis auf diesen Tag. Ich sehe die goldgrüne Schlange der Ewigkeit um den Baum der Erkenntniß geringeln.

In ausgehöhlten Verasflanken, in triefenden, fonlenreichen Grabkammern, beim Rand der Abstürze, denke ich mein Höchstes und Letztes. Die Grillen zirpen und die Frösche quaken vom Wasser herüber. Es ist eine flötenweiche sehnsüchtige Nacht. Die Sterne ziehen heraus, aber sie sind glanzlos und verweint, denn der Mond hat sich gefüllt und ihr Licht verschlungen. Mir ist weh und sehnsüchtig zu Mnth nach den lieben Unbekannten, die ich vergessen habe. Auch das Weib aus den Cosenen von Pisa ist in der Nähe und sieht mich fragend an, aber ich kenne sie nicht, was hätte sie mir zu sagen? Es ist nur ein Rückfall, ein Heimweh, wie es den Seefahrer auf weiten Meeren ergreifen mag. Aber ich will nicht zurück ans Ufer. — Was gehen mich diese fremden Leute an? Die Sterne müssten verbleichen, wenn der Mond sich gefüllt hat. Dort steht er über dem Kirchlein auf dem Berge voll und rund. Er ist so groß wie eine weingefüllte Bowleschüssel. Er glänzt nicht nur, er wärmt sogar, ich fühle sein warmes Licht um meine Stirne spielen.

Ich bin schon durchgebrochen durchs Ich, jetzt will ich auch das Sein verlassen, ich will weiter, tiefer, ein Stückwerk tiefer.

Hier endete das Manuscript. Ich kehrte zwei Tage später mit mehreren anderen Personen auf den Mont Cecere zurück, um nach dem wunderlichen Schreiber zu forschen, aber die Arbeiter, die wir in den Brüchen beschäftigt fanden, konnten keine Auskunft geben. Niemand hatte einen Menschen gesehen auf den die Personalbeschreibung des Manuscriptes paßte. Ob er in unzugänglichem Gekläft sein Ende gefunden hat, ob er ziellos weiter schweift? — Zuweilen denke ich, es war vielleicht auf einen Scherz oder gar nur auf eine schriftstellerische Uebung abgesehen. Dem widerspricht aber die Spiegelschrift und der ganze Zustand des Manuscriptes. Wie dem auch sei, es fehlt nun jeder Anhaltspunkt, um auch nur die Zeit der Abfassung zu bestimmen, denn es fand sich nirgends ein Datum, und das Heftchen kann ganz gut Jahre lang zwischen den zwei Steinen gesteckt haben.

Dieser Umstand legte von vornherein alle Nachforschungen lahm. Ich habe zwar dennoch Schritte gethan, um das Geheimniß aufzuhellen, aber sie blieben, wie zu denken war, erfolglos, und die sonderbare Schrift, die wohl verwahrt in meinem Schreibtisch liegt, gibt mir, so oft ich sie betrachte, dasselbe Räthsel auf. Wer war er?

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Juli.

Das deutsche Volk, das auf blutigen Schlachtfeldern vor fünfundzwanzig Jahren seine Einheit errungen, schickt sich an, in weihevoller Pietät die großen Erinnerungstage festlich zu begehen. Wie Deutschland, ohne auch nur im geringsten auf seine Macht zu pochen oder eine Hegemonie in Anspruch zu nehmen, sich als ein sicherer Hort des europäischen Friedens bewährt hat, liegt ihm auch jetzt nichts ferner, als kriegerische Anwandlungen zu bethätigen. Mit der freudigen Genugthuung über das in heißem Ringen gewonnene höchste Gut einer Nation verbindet sich die Anerkennung für Diejenigen, die uns damals vorangegangen sind und den Weg gewiesen haben zu treuhehrender Vorbilder treuer Pflichterfüllung. Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich III und Prinz Friedrich Karl werden ebenso wie Graf Moltke und Graf von Roon, unsichtbar und doch jedem Herzen nahe, bei allen diesen Feierlichkeiten „einen Hauch ihres Geistes“ verspüren lassen, während Fürst Bismarck, der die herrlichen Errungenschaften des einzigen Jahres vorbereitet und dafür gesorgt hat, daß die Heldenthaten des deutschen Volkes auch zum vollen Segen der Nation ausschlugen, noch in unserer Mitte weilt, gewissermaßen ein Symbol der unvergeßlichen Epoche. Ueber der dankbaren Erkenntlichkeit für die hochragenden Säulen, die den Bau der deutschen Einheit zuerst stützten, darf jedoch die treue Bundesgenossenschaft aller deutschen Stämme und ihrer Fürsten, die Todtenklage für alle Diejenigen, die den Heldentod gestorben und in fremder oder heimischer Erde ruhen, nicht vergessen werden.

„In Ehrem spornen sie der Tapfren Gräber
Ein tapfres Herz, o Pindemonte, schön
Und heilig machen sie dem Wanderer
Die Erde die sie birgt.“

Diese Verse der von Paul Heyse meisterhaft übertragenen, dem Dichter Ippolito Pindemonte gewidmeten Dichtung Ugo Foscolo's „Dei sepolcri“ gelten auch von unseren Todten; auch ihr Andenken wird mit Thränen geehrt werden.

„Wo Blut fürs Vaterland vergossen, heilig
Noch gelt und werth der Thränen, und so lange
Die Sonne niederblickt auf Menschenleid.“

Von solchen Gefühlen freudiger Genugthuung über die nach langer, vergeblicher Sehnsucht errungene Einheit, der Dankbarkeit für Alle, die an dem großen Werke mitgeholfen, der Trauer um die Gefallenen ist das deutsche Volk an seinen nationalen Erinnerungs- und Ehrentagen beseelt, nicht aber von kriegerischen Anwandlungen, wie Diejenigen zu glauben scheinen, die jenseits der Vogesen daran mäkeln, daß das Andenken an die Siege des deutsch-französischen Krieges unvertilgbar in

unseren Herzen haftet. Als ob wir es unseren Nachbarn verübelten, daß sie den Cultus für die Jungfrau von Orleans wieder beleben und in begeisterter Weise pflegen! Wer aber, wie der Schreiber dieser Zeilen, den im October des Jahres 1893 zu Ehren der russischen Gäste in Paris veranstalteten Festlichkeiten beiwohnte und den Enthusiasmus wahrnahm, mit dem Jeanne d'Arc als Symbol einer „besseren Zukunft" gepriesen wurde, kann sich nicht verhehlen, daß diese Symbolik keineswegs bloß sich auf die Vergangenheit bezog, ihre Spitze auch durchaus nicht ausschließlich gegen die Engländer richtete. Und Deutschland, das ein Vierteljahrhundert hindurch seine Friedensliebe als über jeden Zweifel erhaben bethätigt hat, sollte Bedenken tragen, die in goldenen Buchstaben in den Annalen der deutschen Geschichte verzeichneten Gedenktage festlich zu begehen? Bezeichnend ist, daß am 7. Juli dieses Jahres gerade in Frankreich, in Saint-Quentin, ein Denkmal zur Erinnerung an die tapfere Vertheidigung dieser Stadt durch Admiral Coligny im Jahre 1557 feierlich enthüllt worden ist. Allerdings wurde Saint-Quentin am 28. August desselben Jahres durch die Spanier unter dem Herzoge von Savoyen erobert und erst im Frieden von 1559 an Frankreich zurückgegeben, die mannhafte Vertheidigung der Veste verhinderte jedoch die Angreifer am Vordringen nach Paris. Sicherlich wird nun Niemand mit den Franzosen rechten wollen, wenn sie der tapferen Vertheidigung ihrer Vorfahren gedenken, nur sollten sie auch gegen andere Nationen duldsamer sein. Wohl nicht ganz ohne Rücksicht auf die Gegenwart fügte der französische Minister des Auswärtigen, Hanotaux, bei der Denkmalsenthüllung in Saint-Quentin aus, Frankreich, das im Laufe seiner Geschichte wiederholte Schicksalsschläge erfahren, habe sich immer wieder erhoben, während es um sich herum mehrere mächtige Regierungen, deren Herrschaft unerschütterlich schien, habe zusammenbrechen sehen. Der französische Minister fügte hinzu, daß sein Land diese Lebenskraft nicht allein seinem Patriotismus, sondern der unleugbaren Nothwendigkeit seiner Rolle unter den anderen Völkern verdanke, die ihm stets werthvolle Sympathien und thätige und ausdauernde Mithülfe eingetragen habe. Hanotaux bekannte dann nochmals, daß Frankreich durch seine Stärke und das weise Haushalten mit seinen Kräften gesichert, auch in seinen Freundschaften sicher, sowie jetzt zur Begeisterung und zu Opfern, andererseits aber auch auf der Hut gegen den Geist der Abenteuer sei, so daß es der Zukunft mit Vertrauen entgegenblicken könne. Immerhin verdient hervorgehoben zu werden, daß der französische Minister diesmal nicht, wie unlängst in der Deputirtenkammer, von den „Allianzen", sondern von den Freundschaften Frankreichs gesprochen hat. Auch der Hinweis auf die Fähigkeit „zur Begeisterung und zu Opfern" läßt darauf schließen, daß die guten Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland noch nicht so weit gediehen sind, wie die französischen „Patrioten" hoffen. Fehlt es doch in Frankreich selbst nicht an warnenden Stimmen, die sich in dem Sinne vernehmen lassen, daß die finanziellen Opfer, die für Rußland gebracht werden, nicht im richtigen Verhältnisse zu den von diesem Lande gehobten Compensationen stehen.

Daß die in diesen Tagen aufgenommene chinesische Anleihe unter russischer Garantie gleichfalls den französischen Geldmarkt in Anspruch nimmt, ist in demselben Zusammenhange von einzelnen Pariser Blättern erörtert worden. Da Deutschland bei dem diplomatischen Vorgehen Rußlands und Frankreichs in Tokio in hervorragender Weise mitgewirkt hat, konnte es zunächst einigermaßen überraschen, daß Rußland sich nur an Frankreich wendete. Allerdings mußte es von Anfang an ausgeschlossen erscheinen, daß Deutschland sich in irgend welcher Weise an der Garantie einer chinesischen Anleihe betheiligt hätte. In den maßgebenden Kreisen verhehlt man sich daher nicht, daß Rußland, indem es diese Garantie übernimmt, sich auch durch politische Erwägungen leiten läßt, die wohl kaum durch die vom „Journal de St. Pétersbourg" angeführten Argumente erschöpft werden. Wenn dieses Blatt bestreitet, daß China sich durch die Annahme der russischen Garantie seiner Anleihe keineswegs der Gefahr aussetze, in eine Art Vasallenverhältniß zu

gelangen, so mag dies zunächst zutreffend sein. Daß Rußland sich aber bloß durch „geographische“ Rücksichten leiten lasse, weil bei den unermeßlich ausgedehnten gemeinschaftlichen Grenzen sich von selbst ein klares Interesse an der Pflege der Beziehungen guter Nachbarschaft und Freundschaft ergebe, muß im Hinblick auf die im Uebrigen sehr reale Politik Rußlands, in der die idealen Gesichtspunkte weit zurückstehen, auffechtbar erscheinen. In Deutschland wird jedoch diese politische Seite der Frage kaum in Betracht kommen; nur die Engländer werden davon berührt. Was aber die handelspolitische Seite betrifft, so kann keinem Zweifel unterliegen, daß die deutsche Eisenindustrie, die bei der Ausfuhr nach China an erster Stelle interessirt ist, durch Rußland und Frankreich weit weniger gefährdet wird, als wenn England in dem großen asiatischen Reiche maßgebenden Einfluß erlangt hätte. Wie England sich gegenüber der jüngsten Phase der chinesisch-japanischen Angelegenheit verhalten wird, muß nun so mehr abgewartet werden, als Lord Salisbury soeben erst die Leitung der Regierungsgeschäfte übernommen hat.

Der Rücktritt des Ministeriums Rosebery und dessen Ersetzung durch das Cabinet Salisbury wurden bereits seit geraumer Zeit vorhergesehen. Schmalz doch die Regierungsmehrheit im englischen Unterhause immer mehr zusammen, während zugleich die Ergebnisse einer Anzahl Ersatzwahlen zeigten, daß sich im Lande selbst ein Umschwung zu Gunsten der Opposition vollziehe. Am 21. Juni ist denn der Sturz des Cabinets Rosebery erfolgt, obgleich es zunächst scheinen konnte, daß nur der Kriegsminister Campbell-Bannermann durch die Abstimmung des Unterhauses getroffen wäre. Nachdem dieser sich gegen den von conservativer Seite erhobenen Vorwurf hatte vertheidigen müssen, daß das englische Heer nicht in genügender Weise mit Munition versehen wäre, beschloß das Unterhaus mit 132 gegen 125 Stimmen, vom Gehalte des Kriegsministers einhundert Pfund zu streichen. Im Hinblick auf die gesammte parlamentarische Lage konnte sich die Regierung nicht verhehlen, daß es nur von politischer Kurzsichtigkeit zeugen würde, falls sie sich nicht mit ihrem durch die Abstimmung unmittelbar getroffenen Mitgliede solidarisch erklärte. Allerdings hätte sich der Ausweg geboten, die Session sobald wie möglich zu schließen und das Parlament aufzulösen, allein das Cabinet Rosebery mußte die Ueberzeugung gewinnen, daß die Neuwahlen zu seinen Ungunsten ausfallen würden. Lord Salisbury, der neue Premierminister, verzichtete andererseits unter den obwaltenden Verhältnissen darauf, ein ausschließlich aus conservativen Elementen zusammengesetztes Cabinet zu bilden, vielmehr darf dieses als unionistisch gefärbt bezeichnet werden, so daß es immerhin der bewährten Menschen- und Geschäftskenntniß des leitenden englischen Staatsmannes bedürfen wird, wenn die Stabilität der Regierung gewahrt bleiben soll.

Abgesehen von den nunmehr nach der Auflösung des Unterhauses zu vollziehenden Neuwahlen, sieht das neue Ministerium sich einer ganzen Reihe wichtiger Fragen gegenüber gestellt, unter denen diejenigen der auswärtigen Politik besonderes Interesse erregen müssen. In erster Reihe steht die chinesisch-japanische Angelegenheit, deren Lösung für die europäischen Mächte von großer Wichtigkeit ist. Hatte das Cabinet Rosebery einen Mangel an Festigkeit an den Tag gelegt, indem es zuerst der kriegerischen Action Japans Einhalt geboten wissen wollte, dann aber nach den Niederlegen Chinas sich ohne Weiteres auf die Seite des Siegers stellte und sich mit dessen weitgehenden Forderungen in Bezug auf chinesisches Festlandeinverstanden erklärte, so wird Lord Salisbury sich jedenfalls einer solchen Haltungslosigkeit nicht schuldig machen. Nur wäre die Annahme durchaus verkehrt, daß die Combination eines gemeinsamen diplomatischen Vorgehens Deutschlands, Rußlands und Frankreichs in Tokio, die sich in Bezug auf die hauptsächliche Forderung erfolgreich erwiesen hat, lediglich weil ein feines Ziel es klarer, bewußter Staatsmann in England zur Regierung gelangt ist, preisgegeben werden wird. Insbesondere ist die deutsche Regierung nach allen Anzeichen nicht gewillt, nachdem sie sich Rußland gefällig gezeigt hatte, einen engeren Anschluß an England zu voll-

Digitized by Google

ziehen. Vielmehr darf Rußland nach wie vor auf die freundnachbarliche Gesinnung Deutschlands zählen, so daß alle von interessirter Seite unternommenen Versuche, zwischen den beiden Kaiserreichen Mißtrauen zu säen, vergeblich bleiben müssen. Dies schließt jedoch nicht aus, daß das Cabinet Salisbury auf die Sympathien der deutschen Regierung zählen darf, gerade wie der zwischen Deutschland, Italien und Oesterreich-Ungarn bestehende Friedensbund sehr wohl freundliche Beziehungen zu allen anderen Großmächten gestattet. Keinem Zweifel unterliegen kann, daß es wesentlich ein Verdienst der deutschen Friedenspolitik ist, wenn das europäische Concert keine Mißklänge aufweist. In dieser Beziehung braucht nur auf das Zusammengehen mit Rußland und Frankreich sowie auf die Kieler Festlichkeiten hingewiesen zu werden, bei denen Kaiser Wilhelm II. die friedliche Lage und seine eigenen friedfertigen Gesinnungen so lebhaft betonte, daß selbst die entschiedensten Chauvinisten jenseits der Vogesen keine abfällige Kritik zu üben vermochten.

Daher darf auch der Entwicklung der macedonisch-bulgarischen Angelegenheit ohne Beunruhigung entgegengesehen werden, da als feststehend gelten kann, daß keine europäische Großmacht hinter der bulgarischen Regierung und dem macedonischen Comité steht. Vielmehr haben mehrere Mächte, unter denen sich auch Großbritannien befindet, durch ihre Vertreter in Sofia in freundschaftlicher Weise die Erwartung aussprechen lassen, die bulgarische Regierung werde geeignete Maßregeln treffen, um allen Versuchen, die Bewegung in Macedonien von Bulgarien aus künstlich zu schüren, entgegenzuwirken, da der Aufruhr auch für Bulgarien nachtheilig sei. Kann die Regierung in Sofia weder auf die materielle noch auf die moralische Unterstützung auch nur einer einzigen Großmacht zählen, so würde sie sich der türkischen Regierung gegenüber allem befinden, die über so ausreichende Machtmittel verfügt, daß Bulgarien, falls es sich offen auf die Seite der Aufständischen in Macedonien stellen wollte, ein sehr gewagtes Spiel spielen würde, dessen Ausgang zu Ungunsten des Prinzen Ferdinand kaum zweifelhaft wäre. Da in der Provinz Macedonien selbst zahlreiche Bulgaren leben, wäre die türkische Regierung überdies ohne Weiteres in der Lage, Repressalien zu üben. Gleichviel, ob Bulgarien sich durch die Eitelkeit, auf der Balkan-Halbinsel maßgebenden Einfluß zu erlangen, leiten ließ, oder sich der Erwartung hingab, daß die von England, Frankreich und Rußland in Bezug auf die armenischen Reformen bei der Pforte geltend gemachten Forderungen auch die macedonische Angelegenheit in Fluß bringen würden, jedenfalls muß in Sofia jetzt bereits die Ueberzeugung durchgedrungen sein, daß man sich zu weit vorgewagt habe. Die Rathschläge der Mächte haben denn auch bei der bulgarischen Regierung allem Anscheine nach eine sehr entgegenkommende Aufnahme gefunden.

Fehlt es also an dunklen Punkten am Horizonte der auswärtigen Politik, so nahm Lord Salisbury Veranlassung, in der Sitzung des Oberhauses vom 6. Juli eine der hauptsächlichen Streitfragen der inneren Politik Englands zu erörtern, indem er sich gegen die Behauptung Lord Rosebery's wendete, daß es bei der Berufung an das Land durch die Parlamentsauflösung vor Allem darauf ankomme, das gesetzgeberische Uebergewicht des Oberhauses zu beseitigen. Der neue englische Premierminister führte nun aus, daß sein Vorgänger in der Regierung von einer ganz unrichtigen Voraussetzung ausgehe, da ein solches Uebergewicht überhaupt nicht vorhanden sei. Nicht ohne eine gewisse Ironie betonte Lord Salisbury, daß das Haus der Lords herkömmlicher Weise nicht an den Vorgängen über Abstimmungen Theil genommen, durch welche die Regierungen gestürzt oder aufgerichtet wurden. Mußte doch Lord Rosebery die Richtigkeit dieses Hinweises soeben selbst erfahren, als das Unterhaus am 21. Juni durch sein Votum den Sturz des Ministeriums herbeiführte und in dieser Weise sein „Uebergewicht" an den Tag legte. Nicht minder zutreffend konnte der gegenwärtige Conseilspräsident ausführen, daß auch bei der Beschaffung der Mittel für die Staatsgewalt die dem Oberhause von Lord Rosebery zugeschriebene Präponderanz sich nicht nachweisen lasse. Wahl

aber hob Lord Salisbury hervor, daß das Oberhaus in Bezug auf alle übrigen Angelegenheiten genau dieselben gesetzgeberischen Befugnisse besitze, wie das Unterhaus, ohne daß jedoch darin eine Uebermacht erblickt werden dürfte. Findet die Opposition der englischen Radicalen und der Parnelliten gegen die Stellung des Oberhauses ihren Ursprung und ihre Erklärung zumeist darin, daß die Homerule-Bill durch die Lords vereitelt worden ist, so erkennt Lord Salisbury darin gerade ein wesentliches Verdienst dieser parlamentarischen Körperschaft.

Jedenfalls bildet der Kampf für und wider das Oberhaus den Mittelpunkt des Wahlkampfes, wie denn auch Lord Rosebery in seinem an die Wähler von Midlothian in dem schattirten Wahlkreise Gladstone's gerichteten Schreiben ausdrücklich darauf hinweist, daß nunmehr Schottland, Irland, Wales und der Norden Englands entscheiden müssen, ob die Liberalen ferner am Ruder bleiben, ob insbesondere ihre Interessen und Ziele länger dauernd der erblichen und unverantwortlichen Kammer unterworfen sein sollen, oder ob sie die Hände stören wollen, die diese Uebermacht in Schranken zu bannen bestimmt sind. Daß der frühere Premierminister in seinem Schreiben an die Wähler von Midlothian sich auf die Autorität Gladstone's beruft, kann nicht überraschen. Dieser selbst hat jedoch keineswegs den Erwartungen seiner Partei entsprochen; vielmehr klingt sein Abschied mehr elegisch als siegesgewiß, obgleich am Schlusse der Hoffnung Ausdruck gegeben wird, daß die Wähler von Midlothian fortfahren werden, ihren Einfluß wie bisher auszuüben und so nächsten, sowie in den zukünftigen Parlamenten die Führerrolle zu übernehmen. Lord Rosebery befindet sich jedoch jedenfalls im Irrthum, wenn er glaubt, daß, abgesehen von Irland, die britische Bevölkerung bei den Neuwahlen sich durch die Erwägung leiten lasse, gegen das Oberhaus einen Ansturm herbeizuführen, dessen Endergebniß die Annahme der Homerule-Bill sein soll.

Nicht zutreffend ist es, wenn in dem Wahlkampfe nur zwischen Liberalen und Conservativen unterschieden wird. Lord Rosebery hat allerdings selbst den unionistischen Liberalen, die unter demselben Banner wie die Tories in den Wahlkampf eintreten, die Bezeichnung als Liberale bestreiten wollen, er bezweckte jedoch damit lediglich einen Wahlcoup. Auch wird mit Fug hervorgehoben, daß mit demselben Rechte wie den unionistischen Liberalen den radicalen Anhängern Lord Rosebery's die von diesem in Anspruch genommene Parteibezeichnung streitig gemacht werden könnte. Immerhin werden die unionistischen Liberalen gut daran thun, ihre politischen Grundsätze zur Geltung zu bringen, damit sie in dem neuen Parlamente nicht vollständig in der Partei der Tories aufgehen.

Ist in Großbritannien eine aus Liberalen und conservativen Elementen zusammengesetzte Regierung an das Staatsruder gelangt, so hat sich in Oesterreich der entgegengesetzte Proceß vollzogen, indem am 20. Juni das Coalitionsministerium des Fürsten Windischgrätz, in das seiner Zeit die Liberalen Dr. von Plener und Graf Wurmbrand-Stuppach eingetreten waren, seine Entlassung erhielt und durch das provisorische Cabinet des Grafen Kielmannsegg ersetzt wurde. Wie in England bildete auch in Oesterreich das Budget den Stein des Anstoßes. Wurden dort vom Gehalte des Kriegsministers einhundert Pfund gestrichen, so sträubte sich der Club der vereinigten deutschen Linken, dem die Minister von Plener und Graf Wurmbrand-Stuppach angehörten, gegen die Bewilligung der Kosten für ein in Cilli zu errichtendes slowenisches Gymnasium, während Kaiser Franz Josef auf die Annahme des gesammten Staatshaushaltes einschließlich des Credites für die in Betracht kommende Lehranstalt entscheidendes Gewicht legte. So traten die Gegensätze in dem von Anfang an auf einer schwankenden Grundlage errichteten Coalitionsministerium in aller Schärfe zu Tage, die liberale Partei durfte sich aber nicht verhehlen, daß sie sich selbst aufgeben würde, falls sie dem anschwellenden Slawenthume in Untersteiermark ein weitgehendes Zugeständniß machte. Andererseits hieße es die österreichischen Verhältnisse zu oberflächlich betrachten, wollte man annehmen, daß die Opposition gegen die Bewilligung eines Postens des Staats-

haushaltes die ausschließliche Ursache des Zusammenbruches der Coalitionsregierung war. Mit Recht wird vielmehr hervorgehoben, daß die kleineren und größeren Fragen, die den Anlaß zur Krisis in Oesterreich gaben, nur die Symptome eines krankhaften Zustandes waren, den das Ministerium Windischgrätz und die Coalition widerstrebender Parteien sogleich mitgebracht haben.

Eine im Interesse der Fortentwicklung des Deutschthums in Oesterreich beklagenswerthe Folge der jüngsten Ministerkrisis war der Rücktritt Plener's vom parlamentarischen Leben. Einer der gediegensten Kenner der finanziellen und volkswirthschaftlichen Fragen, war Ernst von Plener zugleich der bewährteste Führer der Deutsch-Oesterreicher. Da der Sturz der Coalitionsregierung der vereinigten deutschen Linken keineswegs zur Unehre gereicht, deren Widerstand gegen das weitere Vordringen des Slawenthums vielmehr eine nationale Ehrenpflicht war, liegen der Entschließung des Finanzministers im Cabinet Windischgrätz jedenfalls nach andere Erwägungen zu Grunde, wie die sich aus der jüngsten Krisis ergebenden. Auch fehlt es nicht an Anzeichen, daß Plener im eigenen Parteilager auf Schwierigkeiten stieß. Die großen Verdienste, die er sich um sein österreichisches Vaterland, sowie um das Deutschthum erworben hat, müssen vor Allem den Wunsch hervorrufen, daß der erprobte Staatsmann in naher Zukunft seine reiche Begabung und seine Charakterfestigkeit wieder in den Dienst des öffentlichen Wohls stellen möge. Der Leiter des neuen Cabinets, Graf Belcredi, der bisher als Statthalter von Niederösterreich wirkte, wird als Protestant gegenüber den Clericalen eine immerhin schwierige Stellung haben. Bei den Liberalen begegnete er zunächst keiner Opposition; nur stand von Anfang an zu befürchten, daß er in der Frage hinsichtlich des slowenischen Gymnasiums in Cilli mehr dem Standpunkte der Ultramontanen als demjenigen der vereinigten deutschen Linken Rechnung tragen würde, und diese Besorgniß hat sich als wohlbegründet erwiesen, da der Gedrl bereits bewilligt worden ist.

Vollzogen sich die Ministerkrisen in Großbritannien und Oesterreich, obgleich die parlamentarische Lage in beiden Ländern darauf hinzudrängen schien, mit einer überraschenden Schnelligkeit, so mußten in Frankreich und in Italien die Schwarzseher, die täuscht dort den Rücktritt des Cabinets Rikot, hier denjenigen des Ministeriums Crispi angelegentlich hatten, ihre Prophezeiungen als trügerisch erkennen. Der hauptsächliche Anlaß, der jenseits der Vogesen in der französischen Deputirtenkammer aus Anlaß der Theilnahme französischer Kriegsschiffe an den Kieler Festlichkeiten gegen das Ministerium Ribot versucht wurde, scheiterte ebenso wie der von Cavallotti jenseits der Alpen gegen den italienischen Conseilspräsidenten inscenirte parlamentarische Feldzug. Die ministerielle Mehrheit in Italien zieht mit Recht den unfruchtbaren Debatten über die von Cavallotti erhobenen Anschuldigungen gegen einen der bewährtesten italienischen Patrioten die Durchberathung des Budgets und der auf die Wiederherstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte abzielenden Finanzreformen vor. Müssen doch alle gegen die allgemeine Verwaltung, sowie die Finanzpolitik des Ministeriums Crispi gerichteten Vorwürfe um so mehr zurückprallen, als die gerade auf wirthschaftlichem Gebiete erzielten Fortschritte Italiens offenkundig für die besonnene Politik des leitenden Staatsmannes Zeugniß ablegen. Wie aber Deutschland die fünfundzwanzigjährigen Erinnerungen an seine Großthaten festlich begeht, soll auch in Italien der 20 September, der Tag, an dem die italienischen Truppen in die Hauptstadt des geeinten Königreiches einzogen, von nun an als Nationalfeiertag gelten

Literarische Rundschau.

Harnack's Dogmengeschichte.

[Nachdruck untersagt.]

Lehrbuch der Dogmengeschichte. Von Dr. Adolf Harnack. Drei Bände. (Erste Auflage 1886—1890.) Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Freiburg i. Br. und Leipzig. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr. 1894.

Zu den bedeutendsten theologischen Erscheinungen der letzten Jahrzehnte gehört unstreitig dieses Lehrbuch. Es ist ein Werk, gleich ausgezeichnet durch die Fülle des gelehrten, überall auf selbstständigen Quellenforschungen beruhenden Stoffes, wie durch die meisterhafte Form der Darstellung, die klare und übersichtliche Gruppirung der Massen, die geistvolle Charakteristik der einzelnen Epochen und Lehrer der Kirche, die scharfsinnige Nachweisung der verschiedenen bei der Bildung der Kirchenlehre zusammenwirkenden Motive, insbesondere ihres engen Zusammenhanges mit der gesammten antiken Cultur, Philosophie, Mysterienwelt und Politik. Dieser Zusammenhang war allerdings schon längst von allen Historikern im Princip anerkannt; aber er trat doch in der Geschichtsschreibung des Tübinger Kritikers Baur merklich zurück hinter die inneren Entwicklung des Christenthums, der Entfaltung seiner Idee in die verschiedenen, durch die Dialektik des Begriffes geforderten Momente. Von dieser „Selbstbewegung des Begriffes" will der moderne Historiker nichts mehr wissen, sondern er will zeigen, wie die dogmatischen Begriffe sich unter dem Zusammenwirken von mannigfachen individuellen und zeitgeschichtlichen Bedingungen bei den einzelnen Lehrern und Gemeinschaften gebildet haben. Daß hierbei die von der Romantik und Speculation allzu sauberen Begriffe pragmatische Methode der rationalistischen Kirchenhistoriker des vorigen Jahrhunderts wieder mehr zum Rechte kommt, dagegen wird sich schwerlich etwas einwenden lassen, sondern man wird es als einen Vorzug des Harnack'schen Werkes anerkennen müssen, daß es die Mannigfaltigkeit der geschichtlichen Factoren und Bewegungen besser zur Geltung bringt und somit ein reicheres und treueres Bild der Geschichte des Dogmas entwirft, als dies unter den engen und einförmigen Schablonen der Baur'schen Begriffe möglich war. Bedenklicher dagegen ist es, daß Harnack auch in der Beurtheilung der Dogmenbildung wieder nahezu die pessimistische Stimmung der alten Rationalisten theilt. Wie diesen, so ist auch ihm das kirchliche Dogma eine Entartung, Depotenzirung und Verweltlichung des Christenthums durch seine Verbindung mit der griechischen Philosophie.

Nach Harnack war die Gnosis des zweiten Jahrhunderts ein plötzliches Einströmen des weltlichen griechischen Geistes in das Christenthum, woraus diesem die Gefahr „acuter Verweltlichung" erwuchs. Nachdem diese abgeschlagen war, begann in der kirchlichen Lehrbildung der Proceß der allmäligen Hellenisirung

Digitized by Google

und Verwirklichung des Christenthums. In der christlichen Apologetik, welche die natürliche Religion und Moral der fleisch-platonischen Philosophie mit der Glaubensregel in eine lose Beziehung setzte, stellt sich der Anfang einer Entwicklung dar, welche hundert Jahre später in der Theologie des Origenes, d. h. in der Umsetzung des Evangeliums zu einem kirchlich-wissenschaftlichen Lehrsystem, ihren vorläufigen Abschluß erreicht hat. Materiell bedeutete dieses Lehrsystem die Legitimirung des Ertrages der griechischen Philosophie auf dem Boden der Glaubensregel, was hier als Christenthum gegeben wurde, war die idealistische Religionsphilosophie des Zeitalters, versichert durch die göttliche Offenbarung. Die Depotenzirung aber, welche das Christenthum hierbei erfahren hat, tritt an den Thatsachen hervor, daß die christlichen Hoffnungen abgestumpft worden sind, daß die Verweltlichung des christlichen Lebens geduldet, ja legitimirt worden ist, und daß die Kundgebungen einer unbedingten Hingebung an das Himmlische dem Mißtrauen verfielen oder sich doch in sehr enge Grenze weisen lassen mußten.

Es ist sehr begreiflich, daß diese, das ganze Werk beherrschende Grundanschauung, nach der die Geschichte des Christenthums vom zweiten Jahrhundert an eigentlich nur ein bedauerlicher Krankheitsprozeß gewesen sein soll, den lebhaftesten Widerspruch seitens der orthodoxen Theologie erregt hat. Aber wir meinen, daß auch die unbefangenste historische Betrachtungsweise jener Anschauung den Vorwurf mindestens einer starken Einseitigkeit nicht ersparen könne. Es ist hier nicht der Ort zu einer ins Detail gehenden Kritik, nur daran mag in Kürze erinnert werden, daß jener Anschauung die Voraussetzung zu Grunde liegt, es habe im ersten Jahrhundert ein für alle Zeiten maßgebendes ideales Christenthum gegeben, welches nachher verweltlicht und depotenzirt worden sei. Aber was berechtigt den Historiker zu dieser Voraussetzung? In seiner Beschreibung des Urchristenthums hat Harnack selbst (allerdings erst in der dritten Auflage von 1894) das sehr bedeutsame und folgenreiche Zugeständniß gemacht, daß ein Antheil des apokalyptisch-eschatologisch-weltflüchtige Element nicht nur zur Form, sondern auch zum Inhalt des Evangeliums gehörte, und daß eben darum die geschichtliche Beurtheilung des Recht und die Pflicht habe, zwischen dem vergänglichen Gefäß und dem bleibenden Schatz zu unterscheiden. „Das Evangelium kann deshalb in keiner Form seiner intellectuellen und gesellschaftlichen Ausprägung, auch nicht in der ersten, seine klassische Erscheinung haben. Das Evangelium wäre wahrscheinlich untergegangen, wenn die Formen des Urchristenthums ängstlich in der Kirche bewahrt worden wären, nun ist aber das Urchristenthum untergegangen, damit sich das Evangelium erhalte. Diesem Gang der Entwicklung nachzudenken und die Bedeutung der neu rectificirten Formen für den Kern der Sache festzustellen, ist die letzte und höchste Aufgabe des Historikers, der in seinem Gegenstande lebt" (S. 71—73). Wir halten diese Sätze für durchaus richtig, können uns aber die Frage nicht versagen, wie mit ihnen die pessimistische Beurtheilung der Entwicklungsgeschichte des Dogmas und der Kirche noch zusammenzureimen sei? Entsteht das Urchristenthum solche Elemente, welche auf die Dauer nicht haltbar, weil nicht wahr und nicht gesund waren, so dürfte doch wohl die nachfolgende Entwicklung, durch welche jene Elemente ungebildet und ersetzt wurden durch einen reineren, ethischen Idealismus und religiösen Mysticismus, nicht unbedingt verwerflich, nicht eine Verweltlichung und Depotenzirung, sondern eher eine Vergeistigung und Erhebung, eine Idealisirung des Christenthums heißen. Eben dies war die Meinung Baurs, der eben darum in der Entwicklungsgeschichte des Christenthums das Walten vernünftiger Gesetze, eines zweckmäßigen Vervollkommnungstriebes, und in allen seinen Producten eine relative Nothwendigkeit und Wahrheit erkannte. Zugegeben, daß diese optimistisch-evolutionistische Geschichtsbetrachtung auch einseitig werden kann und bei Baur zum Theil gewesen ist, so ist doch der Pessimismus Harnack's nur das andere und — fürchten wir — fatalere Extrem. Der Dogmenhistoriker des nächsten Jahrhunderts wird vermuthlich zwischen beiden die Mitte halten in der Art, daß er im Princip Baur

näher steht, in der Ausführung des Details aber von Harnack reichere Belehrung schöpft.

Denn das muß man trotz aller Bedenken gegen Harnack's principielle Beurtheilung der Dogmenbildung doch ohne Weiteres anerkennen, daß sein Werk von Anfang bis zu Ende im höchsten Grade anregend und belehrend ist. Sein reiches Wissen und seine ungemein bewegliche Reflexion setzen ihn in Stand, jede Erscheinung unter verschiedenen Gesichtspunkten zu beleuchten, die feinsten Nüancen der Lehrweisen zu unterscheiden, ihre ursächlichen und gegenseitigen Beziehungen nach allen Seiten hin aufzuzeigen und den Leser selbst bei den abgezogensten dogmatischen Streitigkeiten stets in einer dramatischen Spannung zu erhalten. Insbesondere versteht er sich meisterhaft auf plastisch gestaltende Charakterzeichnung. Seine Bilder der großen Lehrer, eines Origenes und Athanasius, eines Augustinus und Luther vor Allem, sind Cabinetsstücke der historischen Kunst, die sich mit dem Besten der weltlichen Geschichtschreibung unserer Zeit getrost messen dürfen. Mit dem liebevollen Nachempfinden der innersten Seele seiner Helden, was die Stärke der Neander'schen Darstellung war, verbindet Harnack die bei Jenem ganz fehlende Schärfe der unbefangenen und freimüthigen Kritik, die auch den bei den großen Lichtern nie fehlenden großen Schatten weder übersehen noch verschweigen will. Daß er die Schattenseiten nicht bloß bei den alten Vätern (wo man dies protestantischerseits gern zugibt), sondern auch bei Luther gesehen und aufgezeigt hat, ist ihm natürlich von kirchlicher Seite schwer verübelt worden. Wir aber rechnen ihm dies als besonderes Verdienst an, denn wir glauben, daß der einzige Weg, um aus den kirchlichen Nöthen der Gegenwart herauszukommen, in der Erkenntniß der Mängel liegt, die der protestantischen Lehrbildung von ihrem Ursprung, von Luther's persönlicher Denkweise her anhaften. Indem Luther, wie Harnack zeigt, seine heroische Kraft nicht bloß für die neue evangelische Wahrheit, sondern ebenso energisch auch für den alten katholischen Irrthum, der für ihn selbst unlösbar noch mit jener verbunden war, eingesetzt hat, entstand das wunderliche Gebilde von protestantischem Bekenntnißglauben, das Lessing als den „papierenen Papst" bezeichnet hat, von dessen schwerem Joch erlöst zu werden unzählige ehrliche Christen sich gesehnt haben und ferner sehnen werden. Diese Erlösung vorzubereiten, ist ein Werk wie Harnack's Dogmengeschichte vorzüglich geeignet. Möchte der Kreis seiner Leser auch unter den Nichttheologen immer mehr wachsen!

O. P.

Prinz Victor Napoléon und Maxime Du Camp.

Freiburg i. Br. 2 Juli 1895.

Aus Anlaß des in dem Maiheft der „Deutschen Rundschau“ abgedruckten Essays über Maxime Du Camp erhalte ich nachstehende Zuschrift aus dem Cabinet des Prinzen Victor Napoléon, welche ich mich verpflichtet halte, zur Kenntniß unserer Leser zu bringen

F. X. Kraus

Cabinet
de S. A. J
Le Prince Napoléon.

Bruxelles, 17 juin 1895

Monsieur!

Le journal „Le Temps“ cite, dans son numéro du 17 juin, une anecdote au sujet du Prince Victor Napoléon, anecdote extraite d'un article publié récemment sous votre signature dans une revue allemande.

D'après un récit que vous aurait fait M. Maxime Du Camp, le Prince lui aurait un jour offrit un ministère, en ajoutant „Tout est absolument prêt; il ne me manque plus que de trouver dix mille hommes qui consentent à se faire tuer pour moi.“

Le Prince a été très surpris de se voir attribuer des propos qu'il n'a jamais tenus. Il regrette que la mémoire de M. Maxime Du Camp l'ait assez mal servi pour lui faire commettre de telles erreurs.

Son Altesse Impériale ne veut pas laisser passer, sans les démentir, des paroles en contradiction absolue avec tous ses sentiments. Comme je l'écrivais aujourd'hui même au journal „Le Temps“, le Prince Victor Napoléon n'entend rentrer en France que par la volonté de ses concitoyens et non en y portant la guerre civile.

Agréez, Monsieur, l'assurance de ma considération la plus distinguée

A. Edmond Blanc,
Chef du Cabinet de S. A. J. le Prince Napoléon

g **Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen.** Von P. D. Fischer. Berlin, Julius Springer. 1885.

Der Verfasser, Universalsecretär im Reichs-Postamt, hat wie Wenige Gelegenheit gehabt, unser Deutschland kennen zu lernen und die Leser des „Rundschau“ erinnern sich wohl noch der beherzigenswerthen Artikel, in welchen er einen jeden Stand deutschen Lebens kurz, aber treffend charakterisirt wusste. Er, der hohe Beamte den überall hin die wichtigsten Geschäfte riefen, sagt das dem Reisen um so mehr Vergnügen macht, je weniger es bloß zum Vergnügen geschieht. Aber es ist nicht diese Kunst allein, die wir aus den Büchlein lernen können. Obwohl Ernestinen Fischer sich gern der alten Zeit erinnert und sie bestimmt zum Vergleich heranzieht — der Titel selbst enthält eine liebenswürdige Reminiscenz — so ist er doch keineswegs ein laudator temporis acti und spricht es niemals als den leidenden Gedanken seiner „Betrachtungen“ nachdrücklich aus, daß wir allen Grund haben, der Gegenwart sich zu freuen. An lauten Beispielen zeigt er uns, wie trotz der herrschenden Unzufriedenheit der Wohlstand gewachsen und kein der Behauptungen des Gegentheils mehr das geistige noch das sittliche Niveau gesunken sei. Von Energie ruft er uns zur Lebenserneuerung auf, in deren Liebe wie die Schlußworte unseres Vaterlandes erst recht erkennen werden — seine gelegentlichen Landschaften und ethnischen Skizzen seinen blühenden Humor, sein mächtig entwickeltes Gewerbe den durch Assimilation nicht entstellten Zustand seiner Landwirthschaft. Und wenn dies Alles geschehen, führt uns der Verfasser wohl zur Betrachtung in irgend ein gutes Wirthshaus oder stille Privatstube, wo wir über das Gehörte nachdenken oder mit anderen wackeren Gesellen uns besprechen sollen. Wir empfehlen das Büchlein allen zu „Deutschland erneuenden Deutschen“; in seiner vorliegenden Gestalt erscheint ausgestattet, draußen in die Tasche zu stecken und übersichtlicher durch die jetzt auch aufreißlich angedeutete Eintheilung des gebotenen Stoffes, noch es ihnen die besten Dienste thun.

ss. **Die deutsche Sprachinsel Gottschee.** Geschichte der Mundart, Lebensverhältnisse, Sitten und Gebräuche, Sagen, Märchen und Lieder von Adolf Hauffen. Graz, Styria, 1895.

Auch wer nicht zu einer österreichischen Alpenbahn hier den „Gottscheeber“, der mit seinem Koch- und Feigen-Apfelsinen und Zuckerzeug weithin hausiren geht, in seiner Heimatzeug heißt, sondern jeder Freund deutscher Volkskunde wird diese ausgezeichnete geschlossene Monographie des durch sorgfältige Studien zur Literaturgeschichte unseres sechzehnten Jahrhunderts bekannten Prager Docenten mit ebenso viel Belehrung wie Genuß lesen. Die eigenartige Sprache und Volksdichtung der Kernvölker Chetinaz und der das Schloß der Auersperge gehaltend emporragt, war von Scheller zuerst untersucht worden. Nun macht Dr. Hauffen, ein Laßbacher, nicht nach flüchtigem Besuch sondern aus intimster Kenntniß und unterstützt durch Beiträge heimathkundige Lehrer, und vertraut mit der Landschaft, der Geschichte, der Sprache, dem Hause, der Tracht, der Lebensweise, der Industrie, dem Glauben und Aberglauben, den frommen Klängen und den Schwänken, den Spalt schon um verstreuten Liederhandel und den bäuerlichen Stammsitten mitgebrachten, theils in slovenischer Umgebung neu geschaffenen und von der Nachbarschaft nicht unbeeinflußt gebliebenen Liedern. Er theilt eine große Menge von Texten mit, manchen die Weise beifügend, und erläutert die einzelnen Nummern, die epischen oder halbepischen zumal, so reichlich und gesammelt, wie er den Stil und die Motive zusammenfassend charakterisirt. Es ist besonders die naedbeutliche Leben Anfangs nicht ganz leicht, sich in die Weltformen einzuleben aber hineinzuhören auch dieser Schwierigkeit steuert Hauffen. Die Aussprache ist sehr schlicht, der Vers bei allmäßig den Ton fast ganz verloren. Das Derbe und Obscene, das Verwirrung Stiftende neben innigen Scenen in reichlich vorhanden, fehlt der aus Allem durch Frauenmund abgeklärten lyrischen Habe der deutsch Gottscheer völlig.

g **Nuovo Dizionario Italiano-Tedesco e Tedesco-Italiano di Giuseppe Rigantini e Oscar Bulle.** Fascicolo primo. 1896. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. Milano, Ulrico Hoepli.

Wie begrüßen gern den Anfang eines Werkes das so scheint es, bestimmt ist, eine vielfache Lücke der lexikalischen Literatur auszufüllen. Ein gutes, ausbeutendes Wörterbuch der italienischen Sprache das zugleich den Anforderungen der Wissenschaft und des modernen Lebens genügte hat uns in der That gefehlt. Diesen Mangel wird Jeder gefühlt haben, der sich, lehrend oder lernend, mit der nicht sowohl besonders schwierigen als überaus reichen italienischen Sprache befaßt hat, und ihm soll dieser „Nuovo Dizionario“ begegnen. Ein Italiener und ein Deutscher, Signor Giuseppe Rigantini dessen Muttersprache der „lingua parlata“ geeilig anerkannt ist und Dr. Oscar Bulle, den wir als einen Schüler Adolf Tobler's bezeichnen besitzen, haben sich zu der gemeinsamen Arbeit verbunden, und auf ihren Händen dürfen wir, nach der vorliegenden ersten Lieferung zu urtheilen, etwas Tüchtiges erwarten. Auf der innigen Kenntniß beider Sprachen und ihrer historischen Entwicklung beruhend, wird hier ein streng wissenschaftliches Verfahren und eine stete Rücksichtnahme auf den praktischen Zweck beobachtet: bei jedem Wort ist die so sehr wichtige Betonung angegeben, Beispielsätze und Beispiele erläutern seine verschiedenartige Bedeutung und was uns irgend zur Erleichterung beim Nachschlagen und Aufsuchen dienen kann, ist gethan. Der Druck, Papier und Ausstattung der Offizin würdig, fuhr, aus der das Werk hervorgeht, bedarf nicht erst der Erwähnung. In 17—18 monatlichen Lieferungen soll es vollständig sein.

Digitized by Google

Die Neuigkeiten, welche der Rebaktion bis zum 20. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, nachdem Einzelne noch Raum und Gelegenheit und vorübergehend

Adlerfeld — Gallia Illustrata. Beschreibung sämmtlicher Schauplätze in Karl Auftritten von Thronen Aufforderung. Wien. Druck und Verlag von Carl Pichler's Sohn. 1806

Arent — Die Thiere. Ihre jetzige Zeit in Produktion und Kultur. Herausgegeben von Wilhelm Arent. Erster Theil. München, W. Finsterl. 1865

Arnaldi. — Das slavische Heidenthum und die christliche Religion. Von Dr. Franz Isidor Kittel von Arnaldi. Zwei Bände. Wien. Carl Sallinger. 1865.

Bald — Meine Erlebnisse in einer Irrenanstalt, von Friedrich Bald. Stuttgart. Robert Bas. 1865.

Bamberg, Paulet — Interessantes aus alle die drei Small illustrirt. Ill. G. Channer u. gitiel appuyait nulle année dedis illustrative structure in gamiole. Milano. Presso Pontieri. 1865.

Bendee — Ende der Sachse. Von Hermann Bender. Erste Hälfte. Schaubild. 1865.

Berthelot — Der neue Don Quixote. Eine romantische Reiseiren Roman in Berlin von Hermann Berthelot. Zweite Hälfte. Schaubild. 1865.

Bonnerdin — Le dernier poème de Racine Tristan L'Hermite, maire du Soldier au famille au vicomte convoye Par N. M. Bonnerdin Père. Affiliation Picard et fils. 1865.

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten — Bunderter Band. Inhaltsliste enthalten und viele bisher Ungedruckte Aufzeichnungen des Fürsten Nikolaus Iwanowitsch Repnin. Zweite Hälfte. Leipzig. Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung. Preis 1 Thlr. 1865.

Biet — Verbrechenlegen le Nom Aimé Gebrüche deutsche Reiche der brennenden von Theodor Biet. Mainz. Verlag von Franz Wilhelm Berg. 1865.

Biet — Schlecht's Dialogs über den Gotteshandel. Mit einer Biographie Schlecht's herausgegeben von Dr. Franz Biet. Mainz. Franz Wilhelm Berg. 1865.

Bois. — Paroles. Par Jules Bois. Paris. Librairie de la rue Lafayette. 1865.

Bolliger — Gesundheitsgefährliche der Natur von Wilhelm Bölsche. Heft II—XI. Berlin. H. Pooll's Nachfolger. (Vollständig des Werkes).

Bötticher — Zum Leben. Dem Bilder auf dem Stadtschlafen von Georg Böttticher. Illustrirt von C. Bertsch. Leipzig. Georg Wigand.

Borchmann. — Allgemeines Lesebuch. Roman Von Curt Borchmann. Berlin. J. Fischer. 1865.

Bouvier — Fordi und Lassalles sozialökonomische Ansichten dargelegt und geprüft. Eine Verschrift. Von Dr. Langenstein Otto Brandt. Jena. Gustav Fischer. 1865.

Boyle-Signalist. — Neues Italien: deutsches und englisch-italienisches Wörterbuch von Giuseppe Pigatti und Celso Salvi. Erste und zweite Lieferung. Eine in Lexikon-Taschen. Stuttgart. Verlag von Paul Neff. 1865.

Brorfund. — Mythologie und Sociallehrsprache. Drei Vorträge von Dr. Max Burchard. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. 1865.

Chambéry hoyle. — Wagnet. Studien in etwas neue Introduction ist of das neues. Illustrations par Jules quai Voltaire. Deux livraisons. Paris. Calmann Lévy. 1865.

Chaumont — Der Krieg 1870—71. Botschafte über Irrung von dem französischen des Arthur Chaumont. Sirius. Berlin. der Publikum Buchhandlung. 1865.

Cohn — Moses als Gesetzgeber. Tacitus Abhand und Die Wenige. Vorträge und dem Gebiet der Botanik. Von Dr. ferdinand Cohn. Zweite vermehrte Auflage. Breslau. J. U. Kern's Verlag. 1865.

Coptenhallinon in North-American Ethnology — Volumes IX. Dakota grammar, texts, and ethnography by Rev. Stephen Return Riggs. Edited by James Owen Dorsey. Washington. Gouvernment printing office. 1865.

Gordon-Baedeck, und Karoline von Günderrode — Mittheilung über deren Verhältniß. Heidelberg. Universitäts-Buchhandlung von Karl Groos. 1865.

Crus. — Notes de voyage. Par Francis de Crue. Rimère Ch. Eggimann et Cie. 1865.

Dahmer — Lebensbilder. Gedichte von Roderich von Dahmer. Berlin. Buchhandlungen von Julius Sittler. Berlin, Verlag der Gesellschaft. 1865.

Ebner-Eschenbach — Aphorismen. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Vierte Auflage. Berlin. Hofbuchhandlung. 1865.

Eckiar — Novellenand Erzählung von Ottomar Enking. Berlin. Köln, Leipzig. Albert Ahn. 1865.

Erdbeerungen aus den Berichte der Irrenanstalt von zu Zeitenberge. Stuttgart. Robert Bas. 1865.

Ewart. — Die Emancipation in der Ehe. Briefe an einen Arzt von Julius Ewart. Hamburg und Leipzig. Leopold Voß. 1865.

Ewart — Tells Novellen. Von Ernst Ewart. Danzig. Theodor Bertling. 1865.

Fischer — Entdeckungsreisen in Südwest-Australien. Zwischen Jahr 3 Jahren Berlin. Julius Springer. 1865.

Gall — Nanuska. Roman von Julius Gall. Zweite Auflage. München. Verlag „Gegen den Strom". (J. Gallinkamp).

Gaya — Esther. Novellen. Von O. Gaya. Berlin. S. Fischer. 1865.

Gerlach — Herz und Geist. Historische Uebersicht und den Zusammenhang von W. Moss. Gotha und Leipzig. Albert Knapp. 1865.

German classics edited by C. A. Buchheim. Volumes XIII. Schiller's Maria Stuart. Oxford Clarendon Press. 1865.

Gutzkow — Vom goldenen Faden. Von Otto Erich Hartleben. Berlin. H. Fischer. 1865.

Hill — Der französische Krieg. Von Georg Hill. Zweite bis vierte Lieferung. Bielefeld. Verlags Anstalt & Klasing. Bielefeld und Leipzig. 1865.

Holme — List of the publications of the bureau of ethnology will be sent to applicants and letters by Frederick Webb Hodge. Washington. Government printing office. 1894.

Holmes. — An ancient quarry in Indian territory by William Henry Holmes. Washington. Government printing office. 1896.

Hölter — Und ein Wort aus unsere Gebiete. Von Carl Hölter. Dresden. E. Pierson's Verlag. 1865.

Jastrzembski — Illustrirtes Buch. Von Marie Jastrzembski. Leipzig. Verlag „Illustrirte Blätter" (Max Spohr).

Jacob — Chefet. Einzelstücke Bonitz über die Gedichten bei Nobiling und Schmidtenberg. Von Dr. Emil Jacob. Mit dem 20 Königlichen Bibliothek. Berlin. Verlag der Königlichen Bibliothek. Berlin. Buchhandlung. 1865.

Jensen — Gesammte Novellen. Von Wilhelm Jensen. Dritter Band. Berlin. Gebrüder Paetel. 1865.

Kandisch — Mikrologien. Von E. Kandisch. Thierfein in der Leipzig. Schlosser & Sieling. 1865.

Kriszkowsky — J. J. Rousseau und Emil Jule. Die Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der sociale-politischen Ideen des Neunzehnten. Von Dr. Adalbert Kriszkowsky. Bern. K. J. Wyß. 1865.

Külpe — Einleitung in die Philosophie. Von Oswald Külpe. Leipzig. S. Hirzel. 1865.

Kürzeller-Leuthen Allgemeines. Dritte umgearbeitet Auflage und Ihr sind die neueste Zeit ergänzte Auflage. Aus bestellt von Hermann Alexander Müller. Herausgegeben von Hans Wolfgang Kürzeller. Dritter Band. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1865.

Kutschi's naturwissenschaftliche Gedichte — Die populäre Lieder verwirrt ich als auch in Leipziger Probe. Zweiter Band. Zweite Auflage. Verlagshandlung. Berlin. S. Schottlaender. 1865.

Lamellière — Le président Carnot et ses fonctions et ses Familiers. Par Lamellière de Lamellière. Edition illustrée. Paris. Librairie H. le Soudier. 1865.

Lasch — Die Tagesdiebe. Humoristische Erzählungen von Hans Lasch. Berlin. H. Fischer. 1865.

Lauras. — Au pays russe. Par Jules Lauras. Paris. Armand Colin et Cie. 1865.

Lisbon. — Berichte auf dem Theater. Dramaturgische Skizzen aus Emil Lisbon. Dresden und Zittau. Selbstverlag. 1865.

Löher — Das Kaiserlebnis. Geschichte und Geschichtung der Germanen auf den kaiserlichen Inseln. Von Franz Löher. Aus dem Nachlasse herausgegeben. Münchner. Zweite Schweizer. 1865.

Löhr — Oberlicher Böhne. Eine Komödie von Friedrich Löhr. Hamburg. H. Mahon jun. 1865.

Lopus — Aus Alexander Puschkin's Dichtungen. Deutsch von Dr. Alexis Lopus. St. Petersburg. 1865.

Lopus — Aus calomniateurs de la Russie par Alexandre Sergueïtevitch Pouchkine. Traduit du russe par le Dr. Alexis Lopus. St. Pétersbourg. Kohler et Cie. 1864.

Lopus. — Trois poésies de Henri Heine. Traduites par le Dr. Alexis Lopus. St. Pétersbourg. 1865.

Digitized by Google

Gerriot. — Carlian. Roman aus Emil Gerriot. Berlin Fremd & Jeskel 1894

Gerriot — Die Familie Hertenberg. Roman von Emil Gerriot. Dritte Auflage. Berlin Fremd & Jeskel 1895

Gerstig — Gedichte der Stadt Riga. Von C Gerstig (neuen Reihenfolge. Riga, Jonk & Pollmann 1895.

Gerver — Kriegsrecht der Seeschlacht. Von F. Meyer (Lauda von Wiesenau) Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Meyer's Reisebücher. Deutsches Alpen. Zweites Teil mit vierte Auflage. Dritter Theil. Dritte Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1895.

Meyers Reisebücher. Der Harz. Dreizehnte Auflage Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1895.

Meyer's Reisebücher. Schweiz. Vierzehnte Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1895

Mitering — Paul von Katterina. Schauspiel in vier Akten von Emil Mering. Berlin Eduard Bensel.

Militärlisungen aus der Literatur bei 10 Jahrhundert und ihrer Erfindung. Beobachtungsheft 10 „Nuclotica," Zeitschrift für literarische Geschichte. Herausgegeben von C. G. Buchner 1895.

Morl — Alsace-Lorraine. Reponse à un pamphlet allemand par Gaston Moch. Paris, Armand Collin et Cie.

Muret. — Encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Lieferung 19. Berlin, Langenscheidt'sche Verlags-Buchhandlung

Nielsen — Der Vertrag von Nob vom 14 August 1814 und die schwedisch-norwegische Union von Dr Yngve Nielsen. Autorisirte deutsche Ausgabe. Kiel und Leipzig Lipsius & Tischer 1895

Oe — Aufsätze in der Münchener Allgemeinen Zeitung. Drei Bd. wärt Nachlaß. Stuttgart 1895.

Olié-Lapeyre. — Ce qu'on ne chercherait à Rome Par Léon Olié-Lapeyre. Paris Armand Collin et Cie

Pahbe. — Der erste deutsche Artilleriesee. Von Dr Axel Pahbe. Hamburg, Verlagsbuchhandlung Friedrich & S. (vormals J. J. Richter) 1895.

Paulus. — Stimmen der Völker. Von Willy Paulus Leipzig Verlag „Kreisende Ringe" (Max Spohr) 1895.

Perfall. — Das Königsleichen. Roman von Karl von Perfall Berlin Kölo, Leipzig, Albert Ahn 1895.

Pfeiffer — Vom Irrenhaus aufgezeugnet Leben und Schicksale des Insassen Pfeiffer. Zwölf Jahre bei einem Verbann im Irrenhaus Zellenhaus. Von ihm selbst erzählt als Zeitgeistlag im Verlages Stuttgart Robert 1895.

Politische und unpolitische Gedanken eines Deutschen. Chicago, J. H. Heyer. 1895

Powell — Eleventh annual report of the bureau of ethnology to the secretary of the Smithsonian Institution 1889–90 by J. W. Powell. Washington, Government printing office. 1895.

Powell — Twelfth annual report of the bureau of ethnology to the secretary of the Smithsonian Institution 1890–91 by J. W. Powell. Washington, Government printing office. 1894

Pringsheim. — Das heilen Eisen bei Atlantic. Eine englisch amerikanische Rechtsfrage. Herausgegeben von Wilhelm Pringsheim. Halle a. S. Druck und Verlag von Otto Hendel.

Radkiefer — Die Roten Schnabre und ihr neuentdecktes Hilfsorgan. Ludwig Radkiefer. Bau Max Radkiefer Hamburg, Verlagsbuchhandlung Friedrich & S. (vormals J. J. Richter) 1895.

Rein. — Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein. Erster Band. Lexicon bis zehnte Lieferung. Langensalza. Hermann Beyer und Söhne 1895.

Remarkable, Ein wahres Kunst. Von J. B. Brumaire. Aus den Papieren des Amtlens Kopenhagen Andr Fred Host & son 1895.

Rosner — Shakspere a Hamlet im Lichte der Neuropathologie. Vortrag von Karl Rosner. Berlin und Franz Fischer's Medicinische Buchhandlung 1895.

Roltinger — Führer bei Lebens. Die neues Kaufleute und ihre Lehrer Roltinger Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1895

Schuh, — Der kleine Samariter. Kurzgefasster Ratgeber bei plötzlichen Erkrankungen und Unglücksfällen. Von Dr Edgar Dresden und Leipzig R. C. Lehmann 1895.

Springer. — Handbuch der Kunstgeschichte von Anton Springer. Siebte Auflage. Illustrierte Ausgabe. Erster Band. Das Mittelalter. Leipzig, E. A. Seemann 1895.

Steiner — Friedrich Nietzsche. Ein Kämpfer gegen seine Zeit. Von Dr. Rudolf Steiner. Weimar, Emil Felber 1895.

Sudermann. — Die Schmetterlingsschlacht. Komödie in vier Akten von Hermann Sudermann. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger 1895

Sybel. — Neue Mittheilungen und Erläuterungen zur Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Von gleichen von Sybel. Dritter und siebenter Band. Zweite Auflage Genehmigung München und Leipzig, R. Oldenbourg 1895

Telmann. — Erlebnisse. Gleißische Geschichten von Ernst Telmann Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger 1895.

Texte — Jean Jacques Rousseau et les origines du cosmopolitisme littéraire. Par Joseph Texte. Paris, Librairie Hachette et Cie 1895.

Traulwein — Die bayerische Hochzeit und mit dem Alpin das angrenzende Tyrol und Salzburg nebst Salzkammergut. Von W. Traulwein. Siebente Auflage. Ausgestattet von F. Parlosbuller. Innsbruck A. Lellinger 1895.

Durchhardt. Ein Liebesmärchen und den Jugendtage eines alten Mannes. In Originalbriefen (1779–1790) Leipzig. Georg Wigand.

Wallner — Lichtstrahlen zur Geschichte der Wissenschaften Von Dr Max Wallner. Texas Druck und Selbstverlag Ein Primar 1895.

Werenschiokin — Vom Kriegsschauplatze in Asien und Europa. Erinnerungen des Malers Wassili Werenschiokin. Aus dem Russischen übersetzt von Dr Alexis Markow. Berlin, Karl Siegismund. 1895.

Wildermann. — Josef Görres. Zu seinem 50. Geburtstag. Die Gebrüder Herausgegeben von Karl Alexander Wildermann. München C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1895.

Wimpf. — Reichsrath und Tirol. Von Karl Wolf. Zweite Sonderung. Innsbruck H. Wagner 1895.

Wundt. — Logik. Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntniss und der Methoden wissenschaftlicher Forschung von Wilhelm Wundt. Zweiter Band. Methodenlehre, zweite Abtheilung. Zweite umgearbeitete Auflage. Stuttgart Ferdinand Enke 1895.

Zarelin. — Die Zweite. Eine Tragödie von Emanuel Zarelin. Wien, Verlag Benna Schmelze. 1894

Zeidlin. — Die Zweite. Eine Tragödie von Emanuel Zarelin. Wien, Verlag Benna Schmelze. 1894

Zitkowitsch. — Die Kellerin. Drama in 5 Akten von Zitkowitsch von Zitkowitz. Wien, Karl Bonegen 1895.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Preuer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Harlan in Berlin.
Nachdruck untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Dichter und sein Kind.

Von

Paul Heyse.

Ich habe mich oft gefragt, woher es komme, daß von Allen, die irgend eine der sieben freien Künste nicht als Lebensberuf, sondern nur zu ihrem Vergnügen (per il loro diletto) betreiben, gerade die poetischen Dilettanten den unwiderstehlichen Drang fühlen, mit völlig unzulänglichen Versuchen an die Oeffentlichkeit zu treten, ohne die geringste Furcht, sich lächerlich zu machen, oder von der gestrengen Kritik gebührend heimgeschickt zu werden.

Von den Unzähligen die in ihren Mußestunden etwa ein Porträt kritzeln oder ein Landschäftchen aquarelliren, strebt Keiner nach der Ehre, auch nur im bescheidensten Winkel eines Ausstellungssaals sich unter die zünftigen Maler zu mischen, wie auch Diejenigen, die mit ihren musikalischen Talenten Freundeskreise erfreuen, aber Vergnügen daran finden, in Liebhabertheatern mitzuspielen, kaum je den Ehrgeiz fühlen, in Concerten oder auf einer ordentlichen Bühne ihr bescheidenes Licht leuchten zu lassen. Sobald aber ein gefühlvoller junger Mann oder ein zartes Jungfräulein ein kleines Heft mit lyrischen Versen angefüllt oder versucht hat, auf novellistischem Wege zwei Herzen glücklich zu machen, geschweige denn in schönen Jamben den unglücklichen Konradin zum tausenddundersten Mal aufs Schaffot zu bringen, ist kein Halten mehr. Die Tagesblätter und Dichterheime werden mit der Bitte um Aufnahme bestürmt, die „Novelle" wird an sämmtliche Familienblätter und das „historische Drama" an alle Bühnen verschickt.

Woher dies leidenschaftliche Streben mit einer Kunst hervorzutreten von der es bekannt ist, daß nur wenige Auserwählte in ihre Geheimnisse eindringen, so Viele sich auch für berufen halten? Liegt der Grund nur darin, daß gerade diese Kunst sich eines Materials, eines Mittels der Darstellung bedient, das Jeder leicht handhaben zu können glaubt, während die Schwesterkünste alle Unberufenen durch die Nothwendigkeit abschrecken, das was Handwerk an ihnen ist, zunächst in fleißiger Uebung sich anzueignen? Weiß doch ein Jeder, daß Jahre eifrigen Studiums nöthig sind, um seine Stimme zum kunstmäßigen Gesang zu schulen, ein Instrument spielen zu lernen, oder seine Hand und sein

Auge zu üben, um sie zur Nachbildung der Natur geschickt zu machen. Dagegen scheint es nicht der geringsten Mühe und Arbeit zu bedürfen, um in der Muttersprache etwas zu äußern, was jedenfalls dem eigenen Geist und Gemüth Befriedigung gewährt und im Uebrigen nach der beliebten bescheidenen Phrase „wenigstens in Einem Herzen einen Widerhall erwecken möchte".

Ist nicht auch ein Dichter gekommen und hat die Thore des Musentempels weit aufgethan mit dem Rufe: „Singe, wem Gesang gegeben!"? Ja, hat er nicht sogar die Versicherung hinzugefügt, „nicht an wenig stolze Namen sei die Liederkunst gebannt"? Wer sollte da noch zurückbleiben, wenn er die tiefe Ueberzeugung hegt, von dem „übers ganze deutsche Land ausgestreuten Samen" der Poesie sei auch in seinen Busen ein Körnchen gefallen! Wie sollte ihn nicht auch das Goethe'sche Wort ermuthigen:

Dichter lieben nicht zu schweigen
Wollen sich der Menge zeigen —?

Denn liegt es nicht nahe, wenn man nur den lebhaften Trieb fühlt, sich der Menge zu zeigen, schon darum sich für einen Dichter zu halten?

Und doch sollte man sich des billigen Spottes auf die verschämten Armen an Geist enthalten, die, wenn es ihnen so ums Herz ist, in ihr Kämmerlein gehen und die Thür hinter sich zuschließen, um im Nachklang an bekannte Metodieen in die Saiten der alten Leier zu greifen. Sie haben freilich oft das dunkle Gefühl, etwas durchaus Ueberflüssiges zu thun, wenn sie Gedichte machen, doch in dem Sinne des Sprüchleins le superflu — chose très-nécessaire, so nothwendig wenigstens, wie die rothen und blauen Blumen im Kornfelde, die der nur auf seine Ernte bedachte Landmann als ein wucherndes Unkraut haßt, die Dorfmädchen aber zu Kränzen winden und die jungen Burschen, wenn sie zum Tanze gehen, hinters Ohr oder in ihr Knopfloch stecken.

Dann aber — wie Viele gibt es, denen die Illusion, ein Dichter zu sein, einen Trost und Halt in trüben Lebensschicksalen gewährt! Was liegt daran, ob die rhythmische Beichte ihrer Leiden nur wie ein unbeholfenes Stammeln klingt und in keines Nebenmenschen Brust ein tieferes Echo zu erwecken vermöchte! Hat sie doch ihnen wohlgethan und Niemand weh, während das Phantasiren musikalischer Dilettanten oft genug ihre Nachbarn zur Verzweiflung bringt.

Viele falscher dichtenden Stillen im Lande sind mir im Leben begegnet, da die meisten früher oder später das Verlangen trugen, von einem zünftigen Poeten sich ein Zeugniß über ihre Befähigung ausstellen zu lassen. An Einen unter ihnen, dessen Bekanntschaft ich vor vielen Jahren machte, kann ich nie ohne Rührung zurückdenken.

* * *

Eines Sommernachmittags wurde mir ein Besuch gemeldet. Auf der geschriebenen Karte, die mir das Mädchen ins Zimmer brachte, las ich einen mir völlig unbekannten Namen, Akademus K... darunter die seltsamen Worte „Schriftsetzer und -steller".

Ich hieß den Mann hereinführen, es dauerte aber eine geraume Weile, bis er die Stufen der Treppe in den ersten Stock hinauf überwunden hatte, auch das nur mit lautem Keuchen und Schnaufen und gestützt außer auf einen Krückstock auf den Arm eines großen, schlanken Mädchens, das er mir als seine Tochter Johanna vorstellte.

„Sie verzeihen," sagte er, „daß wir Ihnen zu Zweien ins Haus fallen, aber meine nichtsnutzigen Füße und der noch ruinirtere Brustkasten — ohne die Unterstützung meiner Antigone — auch habe ich von meiner Wohnung bis zu Ihnen über eine Stunde gebraucht —"

Er sah sich während dieser stockend hervorgestoßenen Rede suchend um — ich rückte ihm einen bequemen Stuhl hin, auf den er mit einem dankenden Kopfnicken und einem Seufzer der Erleichterung niedersank. Seine Begleiterin, der ich ebenfalls einen Stuhl angeboten hatte, blieb nach einer höflichen Verbeugung aufrecht stehen.

Ich hatte, während der Mann neuen Athem schöpfte, Zeit, das wunderliche Paar genauer zu betrachten. Der Vater mochte die Mitte der Fünfzig erreicht haben, das dünne braune Haar über der breiten weißen Stirn war von silbernen Fäden durchzogen, der kurzgeschorene Vollbart um das aufgedunsene ganz bleiche Gesicht schon völlig ergraut. Dies Gesicht war nichts weniger als schön aber bedeutend die kleinen schwarzen Augen nur durch einen Ausdruck von Hülflosigkeit anziehend. Und doch je länger ich diese breiten verschwommenen Züge betrachtete, je gewinnender erschienen sie mir, zumal der Mund, dessen volle, immer halbgeöffnete Lippen ein Lächeln unendlicher Güte und rührender Harmlosigkeit umspielte.

Die unbehülflichen Glieder des Mannes steckten in einem schwarzen Anzug der sehr sodenschennig, aber von jedem Flecken und Stäubchen frei war, und in der Hand hielt er einen ebenso peinlich gebürsteten weichen Filzhut, über den auch schon mancher Sammerregen niedergegangen zu sein schien.

Die Tochter war, bis auf die dürftige, aber höchst saubere Kleidung, durchaus das Widerspiel ihres Vaters, eine stattliche Figur von schönstem Ebenmaß auf dem schlanken Halse ein sehr regelmäßig gebildetes, noch jugendliches Gesicht, das der Ausdruck einer tiefen Schwermuth nur noch anziehender machte.

Als ich sah daß der Schwerathmende sich ein wenig erholt hatte, fragte ich womit ich ihm dienen könne.

Er blickte zuerst zu seiner Tochter auf, als ob er sich von ihr ermuthigen lassen wollte. Sie nickte ihm leise zu, immer mit ihrem ernsten Gesicht. Dann sagte er mit vielen Pausen um neuen Athem zu schöpfen:

„Ich komme mit einem Anliegen zu Ihnen, verehrter Herr, das Ihnen nicht neu sein wird. Es werden sich schon Viele um Beistand in literarischen Nöthen an Sie gewendet haben, aber schwerlich ein so alter Knabe, wie ich. Um Ihnen das zu erklären, müssen Sie mir erlauben, Ihnen meine Personalien — in aller Kürze — mitzutheilen.

„Sehen Sie, ich bin von Geburt ein Regensburger, aus einer Familie, die seit Menschengedenken das Buchdruckergewerbe betrieben hat. Auch mein

Vater wollte mir sein Geschäft einmal übergeben, kam aber in schlechte Umstände, verlor sein kleines Vermögen und überlebte das Unglück nicht lange.

„Ich mußte bei seinem Concurrenten als Setzer eintreten — eine bittere Pille, die ich aber, ohne den Mund zu verziehen, verschluckte, da ich eine alte Mutter zu ernähren hatte. Und dann — ich war schon damals ein heimlicher Dichter, und Sie wissen, verehrter Herr, mit einem Trunk aus dem kastalischen Quell im Munde spült man auch recht harte und widrige Bissen hinunter.

„Nun, das ging so eine Weile, bis mich das Schicksal aller Sterblichen ereilte. Die jungen Poeten trifft's meist ein bischen früher als Andere. Ich verliebte mich — natürlich nicht zum ersten Mal, denn schon auf der Schule hatte ich die schönsten Liebesgedichte verfaßt, aber zum ersten Mal ernsthaft. Und ich hatte auch nicht über „verschmähter Liebe Pein" zu klagen. Ich war damals — Sie werden's dieser drôlligen Nuance kaum mehr glauben — ein Bursch, der sich wohl sehen lassen konnte. Dazu zweiundzwanzig Jahre, und glaubte, die Welt werde noch einmal meinen Namen mit Hochachtung nennen.

„Es wurde aber doch nichts daraus. Das Mädchen war aus einem stockkatholischen Hause, ich Protestant. Obwohl mich die Eltern gern hatten, ließen sie's doch geschehen, daß die Pfaffen in der Beicht' meiner Liebsten die Hölle heiß machten, wenn sie einen Ketzer nähm'. Und so gab sie mir eines Tages mit vielen Thränen den Ring zurück, den ich ihr zur Verlobung geschenkt hatte, und heirathete bald darauf einen rechtgläubigen Biedermann, bei dem auch ihr irdischer Theil außer ihrem Seelenheil besser aufgehoben war, als es bei mir gewesen wäre.

„Es litt mich dann nimmer lang in meiner Vaterstadt, zumal ich auch die Mutter bald verlor und ich zog nach München. Hier fand ich bald Arbeit und auch sonst das beste Glück, das mir außer meiner Dichtergabe, der Himmel beschert hat. Ich hatte mich bei einer wohlhabenden Beamtenwittwe eingemiethet, die eine einzige Tochter hatte, beide auch katholisch, aber nicht so engherzig wie meine Regensburger verstockten Schwiegereltern und ihr Kind. Und da sie merkten, daß sie's mit einem Dichter zu thun hatten, bekamen sie einen gewaltigen Respect vor dem armen Teufel von Zimmerherrn. Die Tochter, die eine Handschrift hatte wie gestochen, ließ nicht nach, bis ich ihr all meine Verse zum Abschreiben gegeben hatte. Ueber die Gedichte auf die treulose Geliebte vergaß sie die mittelbigsten Thränen, die ich aber aufs Schönste zu trocknen wußte, da ich ihr die zärtlichsten und verehrungsvollsten Lieder an sie selbst in die Hände spielte.

„Nun, das dauerte nicht über Jahr und Tag, da war sie meine liebe Frau. Es gab keinen glücklicheren Menschen als mich unter Gottes Sonne. Und wenn man sagt, die Vögel singen nur so lange sie noch nicht ihr Nest fertig gebaut haben, — bei den ungefiederten Singvögeln trifft das nicht zu. Meine poetische Ader strömte erst recht reichlich, seit ich Gatte und Vater geworden war, Vater eines Mägdleins freilich" — er warf einen zärtlichen Blick auf die Tochter —, „wie es in ganz München kein zweites gab.

„Sei nur ruhig, Johanna. Ich weiß, Du kannst's nicht hören, daß ich Dich lobe. Aber wenn Sie sie kennten, verehrter Herr —!

Digitized by Google

„Nun also, dies ausbündige Glück genoß ich ganze zehn Jahre. Dann verlor ich mein Weib. Es traf mich so hart, daß ich das erste Vierteljahr nicht einmal meinen Schmerz in Versen klagen konnte. Und hätte ich das Kind nicht gehabt —

„Denn die Arbeit, die sonst die beste Herzstärkung ist, konnte mich auch nicht groß trösten. Sehen Sie, Herr, es hat mir immer an Ehrgeiz gefehlt, es in meinem Gewerbe weiter zu bringen, etwa so weit daß ich das väterliche Geschäft zurückkaufen und mich hätte selbständig machen können. Ich verdiente so viel daß ich mit dem, was meine Frau besaß anständig auskommen konnte. Und meinen eigentlichen Lebensberuf hatte ich ja wo anders, obwohl vorläufig nur ich selbst darum wußte und auf einen klingenden Erfolg nicht zu hoffen war.

„Denn Sie wissen selbst verehrter Herr die Poesie ist das Aschenbrödel unter den schönen Künsten. Alle hundert Jahr einmal kommt ein fabelhafter Prinz, der sie von ihrem Herde wegholt und auf sein Schloß führt. Daß ich ein solcher nicht war, habe ich frühzeitig merken können. Ich war aber darum nicht niedergeschlagen. Den köstlichsten Gewinn hatte ich ihr ja schon zu danken, mein häusliches Glück und die innere Seligkeit in meinen poetischen Wechselstunden.

„Sie werden vielleicht denken, ich bildete mir zuviel ein, auch fehle mir's ja an der nötigen Bildung, da ich nur eine Realschule besucht hatte und hernach gleich ins Handwerk eingetreten war. Aber gerade dies Handwerk — kein anderes hilft einem so gut, die Lücken in seiner Bildung auszufüllen. So am Setzkasten in einem großen Geschäft — was kommt einem da nicht Alles in die Hände! Man kann ohne Uebertreibung sagen, man lernt da mehr als mancher Student, es ist eine Universität im Kleinen und zwar macht man alle vier Facultäten durch, so daß ich wohl mit Faust sprechen kann: Habe nun ach, Philosophie — und so weiter. Eher muß ich glauben, daß ich mich zu viel gebildet habe. Die Redactionen wenigstens, denen ich hin und wieder einzelne meiner Gedichte einsandte, erklärten mir, sie seien zu gelehrt zu tiefsinnig und räthselhaft, so sehr sie das Talent darin anerkennen müßten. Nun, die Liebesgedichte so zu verzetteln hätte ich nie übers Herz gebracht. Ich wollte warten, bis ich diese intimen Sachen einmal in ‚Gesammelten Dichtungen' als Buch herausgeben konnte. Aber dazu ist es noch immer nicht gekommen, und jetzt, da das Lämpchen bald kein Oel mehr haben wird —"

Er verstummte und ließ den Kopf tief auf die Brust sinken, die mühsam arbeitete. Die Tochter neigte sich zu ihm hinab und trocknete mit ihrem Tuch die Stirn des Vaters, auf der große Tropfen standen. Dabei flüsterte sie ihm etwas ins Ohr, das ihn seinem Brüten entriß.

„Hast Recht, Kind," sagte er und drückte ihr die Hand, „wir halten den Herrn zu lange auf. Mein Gott, wenn einmal mein Nekrolog in der Zeitung erscheint, wird er nicht halb so ausführlich sein, wie das, was ich Ihnen hier vorgeschwatzt habe. Also zum Ende zu kommen: wollten Sie die große Güte haben, eine meiner Dichtungen anzusehen und mir Ihre aufrichtige, aber gewiß

ganz aufrichtige Meinung darüber zu sagen? Ich möchte doch — der Doctor meint zwar, ich hätte noch ein paar Jahre vor mir — aber die Arbeit in der Druckerei habe ich schon seit zehn Monaten aufgeben müssen die weiten Wege und das Bücken über den Setzkasten — es ging halt nicht mehr. Nun, man hat mir eine Pension nicht verweigern können — fünfundzwanzig Dienstjahre —, und überdies verdient meine Johanna, die ein großes Talent im Putzmachen hat, ein hübsches Sümmchen dazu, immerhin müssen wir uns jetzt einschränken gegen früher, und das kleine Vermögen, das von ihrer Mutter kommt, darf nun keinen Preis angegriffen werden. Da begreifen Sie, verehrter Herr, wenn ich durch Ihre gütige Fürsprache ab und zu ein kleines Honorar erhalten könnte — natürlich zahlen Sie mich nicht gegen Ihr Gewissen entschlen — aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn in meinen Sachen nicht doch — nun, Sie werden ja selber sehen."

Er griff in die Brusttasche und zog ein Heftchen heraus, das nur aus ein paar Octavbogen bestand. Auf dem Titelblatt las ich:

Schen-Tsi, Schench-Tsi'
Capriccio
frei nach dem Chinesischen
von
X. X.

„Ich sehe, der curiose Titel gibt Ihnen auf zu rathen," sagte er mit einem verschmitzten Lächeln. „Aber lesen Sie nur die gereimten schembar zopfigen Worte zusammen, so wird Ihnen der Sinn klar werden. Und glauben Sie nicht, ich wüßte nicht, wie man Capriccio schreiben muß. Es steckt eben ein Witz in der falschen Orthographie, ich wollte andeuten, daß ich in dem Gedicht mit der Pritsche um mich haue, Sie werden schon sehen, wem die Hiebe gelten. Bitte lesen Sie's mit aller Muße, zum Vorlesen fehlt mir leider der Athem — ja sonst —' Gelt, Johanna? ich las sehr gut! Und wenn Sie getezen haben, will' ich, mich's nur durch eine Postkarte wissen zu lassen. Ich komme dann und hole mir ihr Urtheil. Sie sollen sich nicht mit einer schriftlichen Kritik bemühen."

Ich erwiderte, daß ich ihm das gewünschte Urtheil jedenfalls ins Haus bringen würde, er dürfe sich nicht zum zweiten Mal auf den weiten Weg machen, und unter Collegen seien Höflichkeitsrücksichten nicht am Platze. Doch erst nach langem Weigern war er dazu zu bringen mir seine Wohnung zu verrathen. Dann, unter vielen Danksagungen, kenchte der wackere Mann, von seiner schweigsamen Tochter unterstützt, aus meinem Zimmer und die Treppe wieder hinab, und ich machte mich sofort daran, das chinesische Opus näher kennen zu lernen.

* * *

Eine der wunderlichsten Ausgeburten eines einsamen Poetengehirns, die mir jemals vorgekommen waren.

Eine Kapuzinade von etlichen hundert Versen, einem Dornisch in den Mund gelegt, der das Reich der Mitte durchwandert und allerorten sich über

das Unwesen einer herrschsüchtigen, habsüchtigen Priesterschaft entsetzt, die ihre Macht mißbraucht, um das arme, unwissende Volk in der Finsternis zu erhalten und bequem im Trüben zu fischen. Durch den dünnen Schleier der chinesischen Vermummung blickten unverkennbar heimische Gesichter und Zustände durch, der ganze leidenschaftliche Ingrimm eines Menschen, der unter pfäffischer Unduldsamkeit gelitten hatte und sich durch die Narrenpränge und Pritschenhiebe einer poetischen Maskerade mit übersprudelndem Galgenhumor das Herz zu befreien und sein Mütchen an den Feinden zu kühlen suchte.

Auch die Form war seltsam. Die mannichfaltigsten Strophen und Rhythmen tummelten durch einander, nur die Reinheit der Reime war ängstlich gewahrt nach Art der Dilettanten, die hierin das Wesentlichste der Kunst zu sehen pflegen, zumal es unschwer zu erreichen ist, wenn man nur leichten Herzens darauf verzichtet, ‚den Gedanken rein zu haben“.

Ich las diese kanzathmige krause Fastenpredigt mit sehr gemischtem Gefühl. In dem tollen Feuerwerk, das über den bezopften Häuptern der Banzen abgebrannt wurde, verpufften oft genug die Schwärmer und Frösche mit einem ohnmächtigen Zischen und Prusten, wie von feucht gewordenem Pulver. Auch an schwachen Witzspielen fehlte es nicht, eines der glücklichsten aber freilich billigsten war noch die Anklage, daß der große Confucius eine ungeheure Confusion in den Gehirnen der Gläubigen angestiftet habe. Doch über all' den barocken Spuk erhoben sich auch einige wahrhaft dichterische Stellen, Gedanken von idealem Schwung, wie Leuchtkugeln oder flotte Raketen, die das Auge erfreuten und zu überraschtem Beifall herausforderten.

Alles in Allem eine immerhin merkwürdige Talentprobe, die nur das Bedauern erregte, daß der Verfasser trotz des Studiums an der Hochschule des Sektkastens keine tiefere und reinere Bildung gewonnen hatte.

Ich mußte mir leider sagen, daß keine Aussicht sei, dem Gedicht Aufnahme in einer angesehenen Wochen- oder Monatsschrift zu erwirken, auch wenn man die anstößigsten Stellen unterdrückte und harmlosere Geschmacklosigkeiten beseitigte. Meine Freunde, denen ich davon sagte waren derselben Meinung. Und da der Verfasser dieses interessanten Monstrums dasselbe doch wohl für sein gelungenstes Werk ansah, von dem er sich am meisten Erfolg versprach, war auch nicht zu hoffen, daß unter seinem anderen poetischen Vorrath sich etwas Genießbareres und Druckfähigeres finden lassen würde.

Da mir noch immer sein gutes treuherziges Gesicht vorschwebte und die schüchterne, aber vertrauensvolle Herzlichkeit mit der er sein Anliegen vorgebracht hatte war mir der Gedanke, ihm nicht helfen zu können, ein wahrhafter Kummer, der durch ein Billet der Tochter, das schon am nächsten Tage eintraf, nur noch gesteigert wurde.

Sie schrieb mir der Arzt habe bei der heutigen Untersuchung das Leiden ihres Vaters — eine Herzerweiterung — erschreckend rasch fortgeschritten gefunden und sie darauf vorbereitet, daß vielleicht schon sehr bald das Ende eintreten könne. Der Kranke habe keine Ahnung, wie es um ihn stehe. Er sei des festen Glaubens, alle seine Beschwerden rührten von dem Asthma her, das in seiner Familie erblich gewesen. Nun aber bitte sie mich, falls ich kein

so günstiges Urtheil über das Gedicht zu fällen hätte, wie sie hoffe und wünsche, dem theuren Kranken nicht die volle Wahrheit zu sagen. Es würde ihn, so sehr ihn nach der Erkenntniß seiner Fehler verlange, allzu schmerzlich treffen, ja vielleicht seine letzte Stunde beschleunigen.

Des Briefes, der in seiner rührenden Schlichtheit den Eindruck bestätigte, den die Person der Schreiberin auf mich gemacht, hätte es natürlich nicht bedurft um alle Kritik zu entwaffnen. Es drängte mich nun aber um so mehr, dem armen Poeten selbst auf Kosten der Wahrheit eine kleine Herzstärkung zu bringen, und ich ließ nur darum einige Tage bis zu meinem Besuch vergehen, um die fromme Lüge wahrscheinlicher zu machen.

* * *

Die Wohnung meines kranken Collegen lag jenseits der Isar, in der Vorstadt Au in einem vier Stock hohen Hause, das von lauter kleinen Leuten bevölkert war. Es war traurig zu denken, daß der schwerathmende Mann täglich diese hohen, steilen Treppen hatte hinaufkeuchen müssen.

Als ich aber oben geklingelt hatte und von der Tochter freudig begrüßt, in das vordere Zimmer geführt worden war, leuchtete mir die volle Nachmittagssonne so lachend entgegen, daß ich begriff, einem sonnensüchtigen Poeten müsse von hier oben gesehen die Welt trotz alledem nicht als ein Thal der Thränen erscheinen.

Ein großer, sehr bescheiden möblirter Raum, ungemein sauber gehalten und mit Blumen auf einem grüngestrichenen Gestell geschmückt, dünne weiße Vorhänge an den beiden Fenstern, durch die man über niedrige Dächer hinweg und an dem schlanken Thurm der Auerkirche vorbei zu einem Streifen des Gebirges hinübersah. Am Fensterpfeiler ein Stehpult, davor ein Reitsessel mit stark abgeweßtem Leder bezogen, an der schmalen Wand nur zwei Bilder, ein Frauenbild in einer verblichenen Photographie und darüber ein großer aus irgend einer illustrirten Zeitung ausgeschnittener Holzschnitt, der den edlen Löwenkopf Freiligrath's darstellte. Auch der übrige Bilderschmuck an den Wänden schien von ähnlicher Herkunft, doch nahmen sich diese Ausschnitte, meist Dichterporträts und ihre Denkmäler oder Geburtshäuser, in ihren dünnen Goldleistchen ganz artig aus und waren in zierlicher Ordnung neben und über einander angebracht.

Im Hintergrunde des Zimmers stand ein mit einer geblümten Kattundecke sauber verhülltes Bett, ohne Zweifel das des Papa's, während in einer Kammer nebenan, deren Thür offen stand, die Tochter ihr kleines Reich zu haben schien. Vor den Fenstern aber waren zwei Arbeitsplätze eingerichtet, vor dem einen das Nähtischchen, an welchem Fräulein Johanna ihre Hüte und sonstige Putzmacherarbeit anfertigte — einige sehr phantasievoll aufgeschmückte von zweifelhaftem Geschmack präsentirten sich an hölzernen Ständern auf der Kommode — an dem andern Fenster der Schreibtisch des kranken Dichters, vor welchem er in einem mit gestickten Kissen ausgepolsterten hohen Rohrsessel saß, bei meinem Eintritt sich mit einem rührenden Ausdruck der Freude erhebend um mir entgegen zu gehen.

Ich kam ihm zuvor und nöthigte ihn seinen Sitz wieder einzunehmen. Er trug einen leichten Schlafrock von gestreiftem Wollstoff, um den sehr reinlichen Hemdkragen ein schmales seidenes Tüchlein geknüpft, die dünnen Haare sorgfältig über die Schläfen gekämmt.

„Sie bemühen sich wirklich meine hohe Himmelsleiter hinauf, Verehrtester," rief er über das ganze breite Gesicht lachend. „Und ich hier in meinem Hauskleid — auf Besuch nicht eingerichtet — denn ich erwartete Sie noch gar nicht — meine Tochter kann mir's bezeugen — Sie sind so viel beschäftigt — aber gewiß haben Sie sich vorgestellt, daß ich auf Ihren Ausspruch mit der fieberhaften Spannung eines armen Sünders begierig war — o bitte, setzen Sie sich und erlauben Sie mir — Johanna! Nur, daß ich einen anständigen Rock —"

Ich beruhigte ihn über seine Toilette und bat ihn doch nur keine Umstände zu machen. Wie hübsch er hier wohne! Und wie sauber es bei ihm aussehe! Nicht jeder Dichter hält so rein, aber freilich nicht jeder kann sich einer so treuen weiblichen Pflege rühmen.

Das schöne, ernste Mädchen hatte sich, nachdem sie mir einen Stuhl gebracht, wieder an das Nähtischchen gesetzt und die Arbeit wieder aufgenommen. Sie erröthete über mein Lob. Gleich darauf sah ich ihren Blick sorgenvoll auf mich gerichtet, voll Erwartung, was ich dem Vater sagen würde.

„Ja, mein lieber Herr College," sagt' ich, „es lag nicht an mir, daß ich erst heute komme. Mein eigenes Urtheil über Ihr Gedicht, das sehr günstig ist, hätt' ich Ihnen gleich am Tage nach Ihrem Besuch bringen können. Ich wollte aber abwarten, was mein Freund Julius Adenberg dazu sagen würde, und ob er geneigt wäre, es in seine Monatsschrift den „Salon" aufzunehmen. (Es war noch vor den Zeiten der „Deutschen Rundschau".) Nun, erst heute ist die Antwort eingetroffen. Er findet gleich mir Ihr „Capritschia" sehr originell und wird es mit Vergnügen abdrucken und honoriren wenn Sie ihm ein wenig Zeit lassen, da die nächsten Hefte schon festgestellt sind. Im Herbst aber denkt er jedenfalls damit herauszurücken."

Niemals habe ich mein Gewissen über eine Nothlüge rascher beruhigt, als über diese. Denn ihre Wirkung war zauberhaft.

Zwei dicke Thränen traten dem Kranken in die Augen und rollten langsam über sein bleiches, gedunsenes Gesicht während er meine Hand mit seinen beiden ergriff und zitternd mit seinen kühlen Fingern drückte. Eine Weile versagten ihm die Worte. Dann aber blickte er zu der Tochter hinüber und stammelte: „Hast Du gehört, Johanna? Am Abend meines Lebens bricht die Sonne noch einmal durch die Wolken. Du hast nie an Deinem verkannten alten Vater gezweifelt. Aber ich selbst hoffte nichts mehr. Ich hatte auf die Anerkennung der Mitwelt verzichtet und tröstete mich mit dem Spruch:

Was glänzt ist für den Augenblick geboren
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.

Und jetzt doch noch —"

Er konnte nicht weiter sprechen, der Athem versagte ihm. Aber während seine beklommene Brust schwer arbeitete, strahlten seine Züge von dem Glanz

einer überschwänglichen Freude. Dann deutete er auf ein dickes Manuscript, das vor ihm lag, und sagte:

„Sehen Sie, verehrter Freund und Gönner, Sie finden mich gerade an der Arbeit, für meinen Nachruhm zu sorgen der mir in kleinmüthigen Stunden gar zweifelhaft geworden war. Nun aber lebt die Zuversicht wieder auf, es werde auch meine Zeit noch einmal kommen, wenn auch nur mein Kind sie noch erlebt. In meiner unfreiwilligen Muße habe ich mich daran gemacht, mein ganzes poetisches Vermächtniß durchzusehen und druckfertig zu machen — zwei dicke Bände, unter dem Titel „Lust und Leid“ meine Privatangelegenheiten, dann was ich als Theilnehmer an den Kämpfen der Zeit und den großen Menschheitsfragen mir vom Herzen gesungen habe, „Welt und Zeit“ habe ich diesen Band betitelt. Es sind, ohne mich zu rühmen, Sachen darunter, die an Schwung und Gedankenfülle weit über der chinesischen Schnurre stehen. Ich bin Ihnen schon so unendlich viel Dank schuldig, ich wage kaum zu hoffen, daß Sie — nur ganz gelegentlich — auch in diese Hefte einen Blick werfen möchten. Streichen Sie nur gleich durch, was Ihnen nicht gelungen scheint. Was Sie aber für werthvoll halten — ein Wort von Ihnen wird gewiß sofort einen Verleger geneigt machen — mein Gott, ich denke ja nicht an ein hohes Honorar — die Gewißheit, nicht umsonst gelebt und gedichtet zu haben, ist mir Lohn genug, und dann kann ich sagen: Herr, nun läßest du deinen Diener in Frieden fahren. O wenn ich es nur noch erleben könnte, die Correcturen selbst zu lesen! Was dann die Kritik dazu sagt, daran mag meine Johanna sich erbauen.“

Ich erklärte mich gern bereit, seinen Wunsch zu erfüllen. Ich hätte ihm ohne Bedenken das Unmöglichste versprochen, so unwiderstehlich war das verzückte Gesicht mit dem er zu mir aufsah.

Denn nun hatte ich mich erhoben unter dem Vorwande, er dürfe nicht so viel sprechen. Mein Blick streifte noch einmal die Bilder über seinem Stehpult. Er sei wohl ein großer Verehrer Freiligrath's, sagt' ich, daß er ihm diesen Ehrenplatz eingeräumt habe.

Er lächelte eigenthümlich.

„Gewiß,“ sagte er, „ich liebe und bewundere ihn sehr. Daß er aber da hängt über dem Bilde meiner theuren Frau — Sie sehen, meine Tochter war so gescheidt, nicht mir, sondern der Mutter im Aeußeren nachzuarten — das hat einen Grund, der Ihnen recht lächerlich scheinen wird. Immer wenn ich meine plumpe Figur und meine plebejische Visage betrachtete, sah ich mir diesen herrlichen Mann an und tröstete mich, daß man einen dicken, unschönen Körper haben könne, in dem doch eine ideale Dichterseele wohne. Im Uebrigen — Sie werden in meinen Gedichten sehen, daß ich gleich ihm Zeitlebens ein strammer Demokrat gewesen bin — kein Socialdemokrat, behüte' Denn die Phantasie hat meine gesunde Vernunft nicht todt machen und mich zu sozialen Phantasterein verführen können. Auch habe ich meine arme Seele stets vom Neide rein gehalten. So bescheiden mein äußeres Loos war — sagen Sie selbst, ob man sich hier oben, dieses weite sonnige Stück Welt vor Augen, eine Tochter

Digitized by Google

wie meine Johanna zur Seite und durch die Gunst der Musen getröstet über alles Erdenweh nicht für einen bevorzugten Sterblichen halten muß!"

Ich nickte gerührt von so viel harmlos genügsamer Lebensfreude in aller leiblichen und geistigen Enge, und bat, mir die Hefte mitzugeben. Davon wollte der Gute aber nichts hören. Seine Tochter werde sie mir bringen, ich solle mich nicht damit schleppen. Auch habe er noch an einige Verse eine letzte Feile zu legen.

So nahmen wir Abschied von einander. Das stille Mädchen begleitete mich hinaus. Sie haschte draußen nach meiner Hand, ich konnte mit Mühe abwehren, daß sie ihre Lippen darauf drückte. „Sie wissen nicht," hauchte sie, „was für eine Wohlthat Sie uns erwiesen haben. Ich werde es Ihnen ewig — ewig danken!"

* * *

Am nächsten Tage wurde mir ein dickes Packet gebracht, das Fräulein von neulich habe es für mich abgegeben, sich aber nicht melden lassen wollen.

Als ich die beiden schön geschriebenen Bände dieses Vermächtnisses durchblätterte, fand ich was ich nach jenem Scheuen sie, Scheucht sie" erwartet hatte in einem großen Haufen poetischer Spreu hin und wieder eine Handvoll goldenen Weizen. Die Abtheilung „Lust und Leid" enthielt davon am wenigsten. Es waren Naturstimmungen, Liebesklagen, Betrachtungen über ein erfolgloses dichterisches Streben — Alles im landläufigen Stil. Erst wo im zweiten Bande die satirische Ader des guten Nikodemus sich rührte in allerlei munteren oder bissigen Expectorationen über sociale Zustände, Invectiven gegen den Uebermuth der Aemter und die Schmach, die Unwerth schweigendem Verdienst erweis't," konnte man eine echte poetische Anlage erkennen die leider in Halbbildung und bei dem Mangel an jeder eigenen und Freundeskritik verkümmert war.

Ich legte das unförmliche Manuscript mit Kummer bei Seite. Wer konnte sagen, was aus diesem unleugbaren Talent bei so viel Frische des Naturells geworden wäre, wenn es, in einen günstigen Boden gepflanzt, die rechte Pflege gefunden hätte?

Einige dieser Gedichte gaben immerhin Anlaß, dem Verfasser etwas Freundliches zu sagen, und ich nahm mir vor, auch ein wenig Kritik einzumischen, um zu beweisen, daß ich es ernst damit genommen hätte.

Doch sollte ich dieser diplomatischen Mühe überhoben werden. Denn etwa zehn Tage nach meinem Besuch zeigte mir die Tochter in einem kurzen Billet an, daß ihr geliebter Vater durch einen Herzschlag von seinen langen Leiden erlöst worden sei.

Ich schrieb ihr ein Wort der Theilnahme und schickte Blumen für den Sarg, einen Palmenzweig mit dem ein paar Lorbeerreiser und weiße Rosen verflochten waren. Zugleich entschuldigte ich mich, dem Begräbniß nicht beiwohnen zu können. Ein Unwohlsein hielt mich ans Zimmer gefesselt.

Hierauf vergingen ein paar Wochen. Ich fühlte endlich die Verpflichtung mich nach der verwaist'en Tochter umzusehen und ihr das poetische Vermächtniß

ihres Vaters zurückzubringen, als sie mir zuvorkam und eines Tages bei mir einkehrte.

Sie erschien in ihrem schwarzen Kleide mit dem blassen Gesicht und den leichtgerötheten Augen als ein Bild des tiefsten Grames, dessen Herzenswunde noch keine leiseste Hoffnung erweckt, sich zu schließen. Bei dem ersten theilnehmenden Wort, das ich ihr sagte, stürzten ihr die Thränen aus den Augen. „Niemand weiß, was für ein herrlicher Mensch er war!“ brach es stockend von ihren Lippen. „Verzeihen Sie — es ist noch so frisch — ich kann noch immer nicht daran glauben, daß ich ihn verloren habe.“

Dann als ich sie nach seiner letzten Zeit fragte, faßte sie sich und berichtete, er sei sanft und ahnungslos geschieden. Noch eine Stunde vorher habe er davon gesprochen, nun würde ich wohl bald wieder bei ihnen einkehren und über das Nähere in Betreff der Herausgabe der Gedichte mich mit ihm besprechen. Es werde wohl Manches ausgeschieden werden müssen, schon des Umfangs wegen, das Beste aber gebe immer noch einen stattlichen Band.

Wir schwiegen darauf beide. Ich suchte in Gedanken nach einem Ausweg, der Trauernden nicht gleich heute die Wahrheit eingestehen zu müssen. Sie aber schnitt mir jeden behutsam schonenden Rückzug ab.

„Ich habe jetzt nur noch eine heilige Pflicht zu erfüllen,“ sagte sie, „das Vermächtniß des Entschlafenen seinem Volk zu überliefern. Ich brauche nicht zu sagen, wie innig dankbar ich Ihnen sein werde, wenn Sie mir dabei ferner mit Ihrem gütigen Rath an die Hand gehen wollten. Bei dem Interesse, das Sie an den Dichtungen meines Vaters genommen, wird es Ihnen selbst eine Genugthuung sein, seinen Namen nach seinem Tode zu Ehren zu bringen.“

Sie schlug die Augen still zu mir auf und wartete, was ich ihr zu sagen haben würde. Ich fühlte mich in peinlichster Verlegenheit und begriff doch, daß ein weiteres Verhehlen der Wahrheit nur unerfüllbare Hoffnungen erregen konnte und eine schmerzliche Enttäuschung dem armen Mädchen auf keine Weise zu ersparen war.

Ich erinnerte sie daher an ihre Bitte, mein Urtheil über das chinesische Poem dem Kranken nicht schonungslos mitzutheilen, und gestand meine fromme Lüge, indem ich das Heft hervorzog, das aus meiner Verwahrung nie hinausgekommen war. Was ich irgend an Anerkennung des Talents zu sagen wußte, äußerte ich aufs Wärmste. Doch diese wie alle übrigen Dichtungen des theueren Mannes entbehrten der Reife, und es sei nicht zu hoffen, daß ein fremdes Publicum, das den liebenswerthen Menschen nicht gekannt habe, sich für seine Poesie erwärmen werde.

Sie hatte mich reden lassen und mit einem starren, ganz entfärbten Gesicht in ihren Schoß geblickt. Jetzt richtete sie ihren Blick fest auf den meinen und sagte mit dumpfem, fast rauhem Ton:

„Also Sie halten meinen Vater nicht für einen wirklichen Dichter?“

Ich suchte der directen Antwort auszuweichen, indem ich von Edelsteinen sprach, die für den Kenner des inneren Werthes nicht entbehrten, auch wenn ihnen nicht die nöthigen Facetten, um zu glänzen, angeschliffen seien. Sie wiederholte aber

„Sagen Sie mir gerade heraus, was Sie meinen. Fürchten Sie nicht daß Sie mich in meinem Glauben an ihn irre machen könnten. Ich weiß wohl, er war keiner von den ganz Großen. Aber daß er ein volles Recht hatte, auch sich des Lorbeers werth zu halten —"

„Gewiß, liebes Fräulein," fiel ich ihr ins Wort, „und Sie wissen ja auch —" und hier kam mir das gefährliche Wort Meister Uhland's zu Hülfe —

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt —

„aber erwägen Sie doch selbst, es handelt sich ja nicht um das, was wir beide und der theure Todte selbst mit mehr oder weniger Recht von diesem literarischen Vermächtniß halten dürfen, sondern was das Publicum davon halten möchte. Glauben Sie meiner Erfahrung, auch wenn Sie haben auf Ihre liebsten Wünsche verzichten müssen. Gerade, was mir diese Gedichte merkwürdig macht, wird von den Verlegern, die nur den Geschmack der großen Menge berücksichtigen, nicht gewürdigt werden. Zudem — wer kauft heute noch ein Bändchen Lyrik selbst wenn ein bekannter Name davor steht? Ein Honorar also wird keinesfalls —"

Sie blickte mich vorwurfsvoll an. „Ich habe nie daran gedacht, einen materiellen Vortheil von der Herausgabe zu haben, nur eine Liebespflicht zu erfüllen und ein Gelöbniß, das ich meinem Vater gethan habe, die Nachwelt zum Richter darüber aufzurufen, ob sein Lebenswerk ein verfehltes war, oder ob er sich mit Recht zu den Berufenen zählen durfte. Mit Freuden würde ich alle Kosten des Druckes tragen. Aber" — und sie sah hülflos vor sich hin — „das kleine Kapital, das wir besessen, ist aufgezehrt worden während seiner langen Krankheit, er hätte sonst Manches zu seiner Bequemlichkeit entbehrt. Er ahnte es nicht, er überließ mir alle diese prosaischen Sorgen, die ihn nur aus seiner idealen Welt herabgezogen hätten, und ich ließ ihn glauben, mit meinem bißchen Putzarbeit verdiente ich so viel, wie wir noch brauchten, um mit seiner kleinen Pension auszukommen. Jetzt haben die Kosten der Beerdigung noch den Rest verschlungen. Für mich ist mir's gleichgültig. Ich bin gesund und habe wenig Bedürfnisse und kann arbeiten, wenn ich mich auch nie entschließen würde, selbst gegen eine glänzende Stellung in einem fremden Hause meine Unabhängigkeit aufzugeben und die Räume zu verlassen, in denen ich mit meinem Vater so glücklich war. Aber wenn Sie Recht haben sollten, daß sein Vermächtniß keinen Verleger fände, außer wenn man alle Kosten trüge, wie viel wäre es denn wohl? Wie lange müßte ich sparen, um die Summe zusammenzubringen?"

Ich machte ihr einen Ueberschlag, der, nach dem Umfang dieser beiden Bände bemessen, nicht niedrig ausfiel. Sie sann einen Augenblick nach. Dann:

„Es ist gut. Ich danke Ihnen. Bitte, geben Sie mir die Manuscripte zurück. Halten Sie es nicht für einen Mangel an Vertrauen zu Ihnen, aber Sie werden begreifen — ich kann die Sache nicht endgültig verloren geben. Es käme mir dann vor, als stürbe mir mein Vater zum zweiten Mal, und diesmal sehne den Trost einer Auferstehung."

* * *

Das Gespräch mit dem trefflichen Mädchen war mir sehr zu Herzen gegangen. Ich hätte viel darum gegeben, ihr zur Erreichung des so heiß ersehnten Ziels hülfreich sein zu können. Nun mußte ich sie dem unvermeidlichen Schicksal überlassen, mit ihrem vermeintlichen Schatz von Verleger zu Verleger hausiren zu gehen und überall mit Achselzucken abgewiesen zu werden. Denn ein Ausdruck von fester Willenskraft in dem jungen Gesicht ließ die Hoffnung nicht aufkommen, sie werde schon nach den ersten vergeblichen Schritten zu der Erkenntniß kommen, daß ich mit meiner Warnung Recht gehabt hätte.

Ich hatte sie beim Abschied gebeten falls ich ihr irgend sonst einen Dienst leisten könne, weder an meine Thür zu klopfen. Sie ließ sich aber nicht stricken, und bei der Abgelegenheit ihrer Wohnung kam es auch nicht zu einem zufälligen Begegnen. So verging Jahr und Tag, und das Erlebniß war in meiner Erinnerung ziemlich verblaßt, als sehr unerwarteter Weise die Gestalt des Dichterkindes fern von der Stadt wieder vor mich hintrat.

Auf einer Herbstwanderung durch die Vorberge war ich nach einem Oertchen gelangt, wo ich ein paar Tage zu rasten gedachte. Der ansehnliche Marktflecken lag sehr anmuthig zwischen Wiesen und waldigen Hügeln, und ein helles Bergwasser strömte hindurch an dessen Ufern unter uralten Weiden auch am sonnigen Mittag sich's behaglich schlendern ließ.

Gewöhnlich begegnete man hier keiner Menschenseele, da die Sommerfrischler, die im Orte wohnten, sich nach den aussichtsreicheren Höhen zu wenden pflegten, und die Bänke, auf denen sich im Weidenschatten bei der Musik des starkrauschenden Flüßchens ruhen und träumen ließ, waren fast immer unbesetzt.

Bei meinem zweiten Spaziergang jedoch sah ich an der dunkelsten Stelle eine schwarze weibliche Gestalt sitzen, die meine Schritte aufzuscheuchen schienen. Sie wandte aber erst den Kopf und trieb dann mit einem Ausruf der Ueberraschung stehen.

Ich hatte sie schon aus der Ferne erkannt.

„Sie hier, Fräulein Johanna!“ rief ich. „So weit also muß man Ihnen nachlaufen, um Ihnen einmal wieder guten Tag zu sagen.“

Sie erröthete ein wenig. Es stand ihr sehr lieblich, wie sie denn überhaupt, seit ich sie nicht gesehen, noch an Anmuth in jeder Weise gewonnen hatte ohne jedoch den Zug von Schwermuth aus ihrem edelgeformten Gesicht verloren zu haben.

Sie erzählte mir, eine Schutzfreundin, die im Ort verheirathet sei, habe sie eingeladen ein paar Wochen bei ihr zuzubringen, und da während des Sommers das Geschäft, für das sie arbeite, nur wenig zu thun habe, auch eine Erholung ihr sehr nöthig gewesen sei, habe sie die freundliche Aufforderung gern angenommen.

Wir gingen ein Weilchen, von Diesem und Jenem plaudernd, auf dem engen Wege neben einander her. Ich hütete mich, den einen Punkt zu berühren, der zuletzt zwischen uns zur Sprache gekommen war.

Sie aber blieb plötzlich stehen und sagte: „Ich habe Ihnen noch zu danken für Ihre gutgemeinte aufrichtige Warnung, mir keine Hoffnungen in Betreff der Herausgabe der Gedichte zu machen. Sie haben nur allzu Recht gehabt.

keiner der vielen Buchhändler, denen ich den Verlag angeboten habe, hat darauf eingehen wollen, nicht einmal, wenn ich mich verpflichten wollte, die Auslagen nach und nach abzutragen, was freilich einige Jahre gedauert hätte. Und eine Aussicht, die sich mir ganz unverhofft eröffnet hat — erst in den letzten Tagen und hier am Ort — o Gott, in was für Gewissensnöthe hat sie mich gestürzt!"

Ich sah sie verwundert an. „Hier am Ort?" sagt' ich. „Hier ist doch wohl keine Verlagsbuchhandlung, oder haben Sie zufällig einen Buchhändler der hier in der Sommerfrische lebt, dafür zu gewinnen gewußt?"

„Nein, ein eigentlicher Buchhändler ist nicht hier, wenigstens kein Verleger. Aber Sie haben wohl am Marktplatz den Laden bemerkt, in welchem allerlei Schreib- und Buchbinderwaaren zu haben sind, auch Schulbücher, Karten und Reisehandbücher. Der Besitzer des Geschäfts hat auch eine Druckerei, in der Alles besorgt wird, was der Ort und die Umgegend an Todesanzeigen und Festprogrammen, Theaterzetteln und sonstigen Anzeigen gebrauchen. Außerdem gibt er die Fremdenliste und den wöchentlich erscheinenden „Anzeiger" heraus, mit einer Unterhaltungsbeilage. Ein ganz gebildeter Mann, der eigentlich in größere Verhältnisse hinein gehörte. Das Haus und das Geschäft aber hat er von seinem Vater geerbt und möchte seine Heimath hier draußen nicht mit der Stadt vertauschen.

„Nun diesen Herrn habe ich zufällig kennen gelernt bei einem Concert auf dem Sommerkeller, wohin ich mit meiner Freundin gegangen war. Wir kamen an denselben Tisch mit ihm zu sitzen, er gefiel mir ganz wohl, so daß ich wie ein Wort das andere gab, ihm auch von den Gedichten meines Vaters erzählte, die ich natürlich bei mir habe. Denn ich möchte sie Niemandem zur Aufbewahrung anvertrauen, es könnte Feuer auskommen, und Keiner dächte daran, zu retten, was er für werthloses Papier hielte.

„Als ich ihm sagte, wie lange schon ich mich umsonst bemüht hätte, einen Verleger dafür zu finden, fragte er, ob er sie nicht einmal lesen dürfe. Vielleicht entschlösse er selbst sich zu der Herausgabe, es liege ihm daran, seine Druckerei zu beschäftigen und überhaupt einmal etwas zu unternehmen.

Sie können denken, wie glücklich ich war. Gleich am nächsten Tage brachte ich ihm die Manuscripte, er zeigte mir seinen Laden, schenkte mir ein kleines Etui mit Spiegel und Kämmchen und einen Fremdenführer, den er herausgegeben hatte, und bestellte mich auf die nächsten Tage wieder hin.

„Ich habe die Nacht vor Aufregung kaum schlafen können. Als ich aber kam und mein Schicksal erfahren wollte — Anfangs dacht' ich wirklich, ich hätt' es endlich erreicht. Er sprach mit großer Bewunderung von den Gedichten, die er freilich noch nicht alle gelesen habe, aber sie seien so ganz anders, als was sonst in Goldschnittbändchen feilgeboten werde, und jedenfalls, wenn auch nicht das Ganze, doch eine Auswahl zu drucken, würde er sich am Ende entschließen.

„Wie froh war ich! Wie innig dankte ich ihm und bot ihm meine Hand und drückte die seine, indem mir die Thränen in die Augen traten. Er aber hielt meine Hand fest und kam nun ein wenig stockend freilich, damit heraus:

Eine Liebe sei der andern werth. Ein Geschäft sei mit Gedichten nicht zu machen, er denke auch nicht daran, Geld damit zu verdienen, aber ganz umsonst — er sei doch nicht in der Lage — und kurz und gut, er gab mir zu verstehen, daß er für seine Gefälligkeit erwarte, ich würde — ich bring' es nicht über die Lippen! Was gibt es für Widersprüche in einer und derselben Menschenseele! Dieser Mann, den ich für so ehrenhaft und bieder gehalten hatte — und kann meine traurige Lage sich zu Nutze machen wollen, um mich Unglückliche —"

Sie wandte sich ab, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Ich hatte Mühe, meine Empörung nicht ausbrechen zu lassen.

„Mein liebes Fräulein", sagt' ich, „ich kann es nicht glauben, Sie müssen ihn mißverstanden haben. Er wird, was ihm keine Unehre macht, eine heftige Neigung zu Ihnen gefaßt und Sie, vielleicht mit unbehaltenen Worten, um Ihre Gegenliebe gebeten haben, in allen Ehren. Gewiß haben Sie ihn nicht ausreden lassen und ihn schroff abgewiesen."

Sie trocknete ihre Augen. „Ich weiß, was ich weiß," sagte sie. „Er hat mich zu seiner Geliebten herabwürdigen wollen, und da er die Zwangslage sah, in der ich mich befand, nicht gezweifelt, daß ich darauf eingehen würde. Die Sitten hier auf dem Lande sind ja sehr frei und zügellos, und er konnte denken, der Preis, um den ich meinen heißesten Wunsch erfüllt sähe, möchte mir nicht einmal zu hoch erscheinen. Seitdem, obwohl ich in der ersten Stunde ihn verabscheute, hab' ich Tag und Nacht darüber nachgegrübelt, ob die Pietät gegen meinen armen, geliebten Vater mir's nicht zur Pflicht machte, den Handel einzugehen."

Ich traute meinen Ohren nicht. „Sind Sie bei Sinnen, Johanna?" rief ich. „Sie könnten nur einen Augenblick daran denken —."

Sie stand wieder still und nickte, die Augen starr zu Boden gesenkt, finster vor sich hin. „Warum nicht?" sagte sie mit bitterem Rümpfen der Lippe. „Was liegt an mir — einer armen Putzmacherin? Sie ist die Erste nicht, aber der ewige Gott weiß, sie bringt das Opfer mit schauderndem Herzen, und hernach — nun, der Fluß da ist ja nicht sehr tief, aber reißend genug, und wenn man nicht wieder in die Höhe kommen will — — Leben Sie wohl!" —

Eh' ich mich nach von meiner Bestürzung erholen und ein Wort hervorbringen konnte, hatte sie einen Seitenweg eingeschlagen, der zu den Hügeln hinaufführte, mit so hastigen Schritten, daß ich an ihrer Absicht nicht zweifeln konnte, jede Einrede von meiner Seite abzuschneiden und ihrem Eigenwillen überlassen zu bleiben.

* * *

Ich hätte nicht einen so herzlichen Antheil an dem Schicksal des seltenen Mädchens nehmen und zu denken brauchen, ob ihr Vater eingewilligt hätte, seine zweifelhafte Unsterblichkeit zu diesem Preise zu erkaufen, um sofort den Entschluß zu fassen, Alles zur Verhütung dieser verzweifelten Selbstvernichtung zu thun, was in meinen Kräften stand.

Zunächst lag mir daran, über den Charakter des Mannes, der dem Dichterkinde so schnöde zu nahe getreten war, zuverlässige Nachrichten einzuziehen.

Als ich daher in der Gaststube des Wirthshauses, wo ich eingekehrt war, am Fenster sitzend meine Mittagsmahlzeit einnahm und die behäbige Frau Wirthin sich zu mir setzte, um einen kleinen Discurs mit mir zu halten, sagt' ich: „Ihr habt da drüben einen Laden, der sich in München sehen lassen könnte, mit einer großmächtigen Spiegelscheibe und dahinter eine Menge feiner Galanteriewaaren. Auch eine Buchdruckerei scheint damit verbunden zu sein. Hat der Besitzer denn so viel Kundschaft, daß er sich diesen Luxus erlauben darf?'

„O," versetzte die Frau, „es ist ein sehr solides Geschäft, und weit und breit keine Concurrenz. Der jetzige Besitzer ist seit ein paar Jahren eine Doppelwaise, den Vater hat er schon früh verloren, aber seine Mutter, was eine gute Freundin von mir war, verstand ihr Sach' aus dem Grund und hat den Buben gut angelernt. Ich hab' ihn aus der heiligen Taufe gehoben und mit meine eigne Buben ist er aufgewachsen, hat dann aber nach in Freising eine höhere Bürgerschul' besucht. Nun ist er freilich kein Bub' mehr, bald an die Dreißig, aber zu mir nach immer wie ein eigener Sohn. Und manchmal kanzl' ich ihn auch ab als wenn er's wirklich wär'. Ich leg' ihm a Mal weil in den Ohren, er müßt' heirathen, eine Frau gehör' ins Geschäft, und dann — er ist mir gar zu viel hinter den Mädeln her, und die Courschneiderei schickt sich nimmer für ihn. Ihm ist aber keine bisher ganz recht gewesen, und so hab' ich meine liebe Noth mit ihm, so ein kreuzbraver Mensch er übrigens ist."

Die Wirthin wurde abgerufen. Ich wußte aber, was ich wissen wollte. Nachdem ich mein ländliches Mahl beendet hatte, kreuzte ich den Marktplatz und trat drüben in den Laden des angehenden Verlagsbuchhändlers ein. Ich fand ihn allein hinter dem Ladentisch sitzend, in eine Zeitung vertieft. Ein schlanker, blonder junger Mann, dessen munteres gutmüthiges Gesicht in Allem mit dem Zeugniß seiner Frau Pathe übereinstimmte, mit gewandten Manieren, doch nicht geckenhaft. Ich ließ mich in ein kleines Gespräch mit ihm ein, während ich irgend etwas kaufte, und Alles, was er sagte, erweckte eine vortheilhafte Meinung von seinem Verstand und seiner Bildung. Zuletzt, halb schon zwischen Thür und Angel, drehte ich mich noch einmal nach ihm um.

„Ich höre ja auch", sagt' ich, „Sie haben die Absicht, die Gedichte eines mir wohlbekannten Poeten herauszugeben, des guten Akademus K. Wenn er das noch hätte erleben können! Es würde ihm seine letzten Leidenstage sehr erleichtert haben."

„Woher wissen Sie —?" fragte er, mich ein wenig verlegen aufsehend. „Ich habe freilich — aber es ist keine Kleinigkeit — zwei dicke Bände — und ob ich nur auf meine Kosten komme —."

„Nun, es brauchten ja nicht sämmtliche Gedichte zu sein, das möchte ich Ihnen selbst widerrathen, zumal durchaus nicht Alles von gleichem Werth ist und gedruckt zu werden verdient. Aber ein Heftchen von einem halb Dutzend Bogen — ja zur Bravade, ob sich ein Publicum dafür findet — damit wagten Sie ja nicht viel, zumal Sie Ihre eigene Druckerei haben."

‚Meinen Sie wirklich?‘

„Sie werden in dem Manuscript die Gedichte mit Bleistift bezeichnet finden, die mir als die originellsten und gelungensten erschienen sind. Einem alten Collegen — er war ja auch Buchdrucker — könnten Sie schon diesen Liebesdienst erweisen. Und dann — am Ende sind Sie es auch seiner Tochter schuldig.“

Er wurde dunkelroth. „Sie kennen — das Fräulein?“

„Freilich, und schätze sie sehr. Sie ist eine Zierde ihres Geschlechts, nicht bloß durch ihre äußeren Vorzüge, sondern durch ihren Charakter und alle weiblichen Tugenden. Darum habe ich sehr bedauert, daß sie glaubte, von Ihnen gekränkt worden zu sein.“

Ich sah wie er sich bemühte, seine Verwirrung zu verbergen.

„Gekränkt?“ stotterte er. „Wie hätte ich — bei meiner großen Verehrung für das Fräulein — es muß ein Mißverständniß —“

„So hab' ich mir's auch gedacht,“ fuhr ich fort, „und Fräulein Johanna zu beruhigen gesucht. Aber so eine Dichterstochter — sie hat das reizbare Blut ihres Vaters, und ihr empfindliches Ehrgefühl bringt sie leicht dazu, ganz unschuldigen Worten einen verletzenden Sinn unterzulegen. Sie haben ihr ein bißchen stark den Hof gemacht, natürlich in der ehrenhaftesten Meinung, und Gott weiß, was sie Alles herausgehört hat. Aber nun wäre es an Ihnen, ihren falschen Verdacht glänzend zu widerlegen. Alles, was zum Glück dieses seltenen Mädchens beitragen könnte, würde mir eine besondere Freude sein. Denn wahrhaftig, wie sie sich gegen ihren Anker belogen hat, berechtigt sie allein schon, wie man zu sagen pflegt, „von Mund auf in den Himmel zu kommen.“ Ich hasse aber,“ fügte ich lachend hinzu „sie findet erst noch einen braven Mann, dem sie hier auf Erden den Himmel verschafft. Aber da kommen andere Kunden, ich will Sie nicht länger aufhalten.“

Der noch immer sehr verlegene ländliche Don Juan ließ es sich nicht nehmen, mir die Ladenthür zu öffnen, und wir schieden von einander mit einem freundschaftlichen Händedruck.

* * *

Es war mir nicht möglich den Erfolg meiner diplomatischen Vermittlung abzuwarten. Auch meinen Schützling bekam ich nicht mehr zu Gesicht. Ich wußte den Namen der Freundin nicht, deren Gastfreundschaft sie genoß, und da ich nun andern Tags meinen Stab weitersetzte, konnte ich nicht darauf warten, daß der Zufall uns nochmals zusammenführte.

Gegen Weihnacht aber erhielt ich durch die Post ein kleines Packet, in dem sich ein rothgebundenes Büchlein mit reicher Goldpressung befand, etwa sechs Bogen, zierlich gedruckt, die den Titel hatten:

Ausgewählte Dichtungen
von
Nikodemus K.
nach seinem Tode herausgegeben
von seinem Schwiegersohn
N. N.
(Erste Folge.)

In dem Buch lag eine Vermählungsanzeige, der die junge Frau ein paar kurze herzliche Dankeszeilen hinzugefügt hatte. Der Schluß lautete:

„Ich muß Sie noch bitten, verehrter Herr, Alles zu vergessen, was ich Ihnen auf jenem Spaziergang am Flußufer erzählt habe. Es war ein großer Irrthum von meiner Seite, mein lieber Mann, den ich damals noch nicht so genau kannte, hatte niemals etwas Unehrenhaftes im Sinn gehabt, ich aber war so von Kummer und all meinem Unglück verwirrt, daß ich seinen Worten eine falsche Deutung gab. Wie seltsam muß ich Ihnen erschienen sein! Jetzt aber ist ja Alles gut, und ich die glückliche Frau des besten Mannes. Er läßt sich Ihnen hochachtungsvoll empfehlen, und ich soll Ihnen sagen in Betreff einer gewissen Person — den Namen will er mir nicht verrathen — hätten Sie nicht zu viel gesagt.

„Sein Hochzeitsgeschenk war das beifolgende Buch. Wenn es Absatz findet, soll in einiger Zeit eine zweite Serie folgen. Ich habe nur den Schmerz, daß der theure Entschlafene diese Ehrenrettung vor der Nachwelt nicht mehr erleben sollte — —

Ob jemals diesem ersten Heft ein zweites gefolgt ist, habe ich nie erfahren. Da aber nach Jahr und Tag ein Enkel des verkannten Dichters das Licht erblickte und dann auch regelmäßig, wie mir pünktlich angezeigt wurde, Jahr um Jahr das Familienglück sich vermehrte, habe ich guten Grund, anzunehmen, daß der Wunsch, auch das chinesische „Capritschia" der Nachwelt überliefert zu sehen, in dem Herzen der Dichtertochter nach und nach eingeschlafen sein wird.

Persönliche Erinnerungen an den Krieg von 1870/71.

Von

J. von Verdy du Vernois.

XII.

[Nachdruck untersagt]

„Versailles den 6 October

„Gestern Abend beim Dunkelwerden sind wir hier eingetroffen, so daß ich noch keinen Eindruck von der Stadt gewinnen konnte. Der Weg hierher war recht hübsch, bemerkenswerthes fiel jedoch nicht vor, nur war er für unsere Pferde etwas anstrengend. Das Frühstück nahmen wir in dem Hofe einer großen Ferme ein, wo Graf Bismarck nebst seinen Getreuen und wir uns malerisch auf Strohhaufen, Tonnen u. s. w. gruppirten. Das gesammte VI. Armeecorps war unter Belassung der Vorposten an verschiedenen Stellen zum Empfange des Königs aufgestellt, der Generalstab setzte jedoch sehr bald seinen Weg allein fort.

„Hier bezog ich mit dem Major Krause bei einem Notar dessen Frau aber bereits verreist ist, eine sehr hübsch eingerichtete Wohnung. Die Franzosen sind an Einquartierung von Soldaten bisher nicht gewöhnt gewesen. Man hatte uns beiden ein paar Stübchen angewiesen, welche für unsere Bedürfnisse, so bescheiden diese auch sonst sind, doch nicht ausreichten, da wir uns auf längeren Aufenthalt gefaßt machen müssen. Winterfeldt übernahm es in seinem fließenden Französisch den Wirth hierüber aufzuklären, was zur Folge hatte, daß dieser am anderen Tag verschwand, nachdem sein Versuch, uns auszuquartieren, mißglückt war. (Wie wir hörten, hat er sich zum Dienst bei einer Ambulance an der Loire gestellt.) So wurden wir unbestrittene Besitzer der Wohnung, begnügten uns jedoch mit einem gemeinschaftlichen Salon und je einem Schlafzimmer. Die Bonne des Hauses nahmen wir in unseren Dienst.

„Wahrscheinlich werden die nächsten Tage wieder militärisch recht interessant werden. Die Franzosen versammeln um Tours immer mehr Kräfte, auch scheinen sie über Orléans vorbrechen zu wollen. Prinz Albrecht, der mit seiner Cavalleriedivision sie beobachtet, geht langsam vor ihnen zurück. Wir bereiten Alles vor, um sie zu empfangen."

Digitized by Google

„Versailles, den 7. October.

Heute um ½2 Uhr sprangen die sämmtlichen so berühmten Wasser von Versailles. Ich konnte mich etwas frei machen, um darthin zu gehen. Auch Seine Majestät traf ich zu Fuß daselbst an, von einer großen Menge der Einwohner in dichtester Nähe umgeben und gefolgt. Die Anlagen der Wasserkünste sind in der That großartig."

Versailles, den 9. October.

„Gestern hatten wir den ganzen Tag über sehr starken Regen. Uns konnte dies gleichgültig sein, da wir auf dem Büreau beschäftigt waren; aber für die Truppen, soweit sie im Freien übernachten mußten, war dies weniger angenehm.

Wir sind Alle augenblicklich eifrig mit Durchlesen von Briefen beschäftigt, welche, mittels eines Ballons aus Paris gekommen, in unsere Hände fielen. Ich schätze sie auf ca. 30 000. Viele interessante Notizen nicht nur über die Stimmung, sondern auch über die Vertheidigungsmittel und die Organisation der Massen zu Truppenkörpern finden sich vor.

„Gestern Nacht ist eine unserer Husarenescadrons, welche unseren Rücken deckte, überfallen worden. Ihr Commandeur, der Schwager von Stasch, ist, durch einen Schuß in die Schulter schwer verwundet, hier eingetroffen."

„Versailles, den 9. October.

„Der letzte Ausfall aus Paris am 30. September hat den Franzosen doch mehr gekostet als wir anfangs glaubten. Allein an 900 Todte von ihnen wurden von uns beerdigt, so daß ihr Gesammtverlust zwischen 4000—5000 Mann betragen kann. Es wäre dies etwa das Zehnfache des unsrigen. Es ist nicht unmöglich, daß sie, wenn sie sich einige Zeit erholt haben, einen solchen Versuch wiederholen. Bisher waren wir in allen größeren Schlachten dieses Krieges gezwungen, den Angreifer zu machen. Hier wie bei Metz sind wir jetzt in der Lage, uns selbst angreifen zu lassen. Die Defensive ist zwar die am wenigsten uns zusagende Art des Fechtens, aber es läßt sich nicht leugnen, daß ihre Stärke bei der Wirkung der heutigen Feuerwaffen doch auch eine größere geworden ist. Jedenfalls werden daher die Verluste des Feindes hier die unsrigen auch wohl stets um ein Bedeutendes übersteigen.

Was Paris betrifft, so finden sich in einigen der von dort aufgefangenen Briefe bereits Bemerkungen, daß dieser und jener Einwohner es vorzöge, uns in der Stadt zu sehen, als eine weitere Fortsetzung des bestehenden Zustandes zu ertragen. Indeß werden diese Elemente auch von den herrschenden Parteien vollständig im Zügel gehalten, und die Noth ist noch keineswegs so groß, daß sie sich aus diesem Grunde erheben sollten. Sehr lange dürfte es indeß kaum noch währen, bis die Verhältnisse dort einen auf die Dauer unhaltbaren Charakter annehmen. Die Regierung hat sich natürlich alles Fleisches und aller sonstigen Vorräthe bemächtigt, die Schlächter müssen hiervon zu einem bestimmten Preise verkaufen, diejenigen Leute aber, welche sich nicht ernähren können, sollen von der Regierung gespeist werden. Nach unseren Nachrichten befanden sich vor Beginn der Einschließung 27 000 Ochsen und etwas

Digitized by Google

über 100 000 Hammel in der Stadt, doch verminderten Viehseuchen diesen Vorrath. Von den Mobilgarden wird eine sehr große Zahl bald genöthigt sein, die Hülfe der Stadt in Anspruch zu nehmen, da sie mit ihren 1½ Francs Gage sich und ihre Familien nicht mehr werden ernähren können.

„Von großer Wichtigkeit in militärischer Beziehung wäre für uns der baldige Fall von Metz, weil wir dann wieder etwa 200 000 Mann zur Verfügung bekommen. Täuscht nicht Alles, so geht dort die Sache bald zu Ende. Pferdefleisch hätt auch nicht ewig vor, und Salzmangel wird empfindlich. Die letzten kleinen Ausfälle, welche daselbst stattgefunden haben, bezweckten meist nur eine Razzia auf Kartoffeln. Der vorgestrige Ausfall war dagegen ein Versuch im großen Stil, mit der Absicht durchzubrechen. Die Franzosen führten starke Massen ins Gefecht, aber ihre Anstrengungen waren vergebens[1]).

„Brandenstein ist gestern von einer Expedition gegen die Loire zurückgekehrt. Es fanden sich jedoch an der betreffenden Stelle nur Franctireurs vor, von denen ein Theil gefaßt wurde, der andere entkam.

„Aus unseren Zeitungen ersehen wir zu unserem Vergnügen, daß wir uns bereits im Besitz von Orléans befinden sollen. Das war uns bisher neu! So schnell geht es doch nicht. Allerdings ist es möglich, daß, wenn diese Zeilen in Berlin eingetroffen sind, die Stadt sich inzwischen in unseren Händen befindet. Bis jetzt ist dies aber noch nicht der Fall."

„Versailles den 11. October.

„Heut Nacht haben die Herren Franzosen manchen von uns in seinem Schlafe gestört. Sie knallen nämlich immerzu mit ihren weittragenden Festungsgeschützen ins Blaue hinein, vielleicht in der Annahme, daß wir großartige Belagerungsarbeiten vornähmen, die sie stören wollten, vielleicht aber auch wohl, um uns nur zu beunruhigen. Die schweren Geschosse, welche auf unglaubliche Entfernungen getrieben werden, machen bei ihrem Krepiren einen ganz fabelhaften Spectakel.

„Was die Franzosen bis jetzt an Streitkräften an der Loire versammelt und gegen uns vorgeführt haben, ist gestern von den Bayern unter v. d. Tann und von der Cavallerie unter dem Prinzen Albrecht und dem Grafen Stolberg unter großen Verlusten wieder zurückgeworfen worden[2]). Heute dürfte Orléans besetzt werden. Möglich, daß dann die in Tours befindliche Regierung sich nach dem Süden begibt.

„Gestern waren wir fast Alle in St. Germain en Laye, nur mit Ausnahme Derer, welche der Bureaudienst unumgänglich festhielt. Die Aussicht von der Schloßterrasse ist im höchsten Grade lohnend. Die Terrasse mit Park und Wald erhebt sich steil über die Seine, welche dort verschiedene große Bogen macht. Jenseits zeigt sich ein wunderbares Gartenland, im Hinter-

[1]) Diese Annahme hat sich später als nicht zutreffend erwiesen. Der Ausfall (Gefecht von Bellevue am 7. October), zu welchem die Franzosen allerdings über zwei Armeecorps und die Garde-Vollgardendivision vereinigten, bezweckte nur weitere Vorräthe für die Proviantirung von Metz zu verschaffen.

[2]) Gefecht von Artenay.

grunde von dem sich steil und hoch erhebenden Kegelberge des Mont-Valérien begrenzt, auf dessen Spitze sich die dunkelen Formen des Forts vom Horizont abheben. In St. Germain befindet sich ein altes Schloß Franz' I., welches zum Theil wieder ausgebaut und recht hübsch hergestellt ist. In ihm sind die Sammlungen römischer und gallischer Alterthümer, die Napoleon bei Gelegenheit seiner Studien über Cäsar's Kriege hat ankaufen lassen, untergebracht."

„Versailles den 13. October.

„Von einer Belagerung von Paris kann keine Rede sein. Man kann nur wünschen, daß wir uns mit einer solchen überhaupt nicht abgeben. Ein Abwarten, bis der Hunger zur Uebergabe führt, würde uns weniger Menschen kosten und sicherer zum Ziele führen.

„Aus den Ballonbriefen ergibt sich, daß in letzter Zeit die Pariser ihre ganze Hoffnung auf die sich bildende Loire-Armee setzen. Es ist möglich, daß die Nachricht von der am 11. dieses Monats erfolgten Niederlage derselben bei Orléans etwas deprimirend wirkt[1])

„Mit Metz geht es wohl jetzt thatsächlich zu Ende.

„Hier wird es in den Zimmern schon recht unangenehm kalt, und, da Alles nur auf Kaminfeuer eingerichtet ist, röstet man auch im Bureau auf der einen Seite und friert auf der anderen."

„Versailles den 14. October.

„Daß die Franzosen gestern St. Cloud in Brand geschossen haben, die Telegramme wohl bereits gemeldet. Die schöne Einrichtung und auch wohl manche Kunstschätze sind in Flammen aufgegangen. Nur Weniges hat von unseren Leuten gerettet werden können."

„Versailles, den 15. October.

„Wir waren gestern etwa 3½ Stunde unterwegs. Zunächst galt unser Rill der Besichtigung der bisher eingetroffenen und in einen Park zusammengestellten Belagerungsgeschütze. Von dort begaben wir uns zu den vor denselben auf dem Plateau befindlichen bayerischen Vorposten.

„Die Höhe trill daselbst ziemlich nahe an die in der Ebene liegenden Forts heran. Das Wetter war etwas trübe. Die Linien der Häuser hoben sich in dunkelen Conturen vom Horizonte ab, aus welchen der Invalidendom wiederum seine goldene Kuppel zeigte, das Panthéon dagegen in tiefem Schwarz emporragte. Wir waren abgestiegen und duckten uns längs eines von den Bayern hergestellten Verhaues an dem Waldsaume entlang bis an eine Stelle, von der aus wir einen, wenn auch beschränkten Ausblick über das zu unseren Füßen befindliche Niederholz hinweg auf die Forts von Issy und Vanves hatten. Am Hange unten schossen sich französische Abtheilungen mit bayerischen Patrouillen umher. Wir verweilten hier jedoch nur kurze Zeit, da der Commandeur der bayerischen Vorposten durch einen nachgesandten

[1]) Orléans war am 11. October nach heftigem Gefecht der Bayern und der 22. Division gegen Abend in die Hände des Generals v. d. Tann gefallen. Die Franzosen hatten ihren Rückzug an dieser Stelle über die Loire fortgesetzt.

Feldwebel dringend bitten ließ uns nicht lange aufzuhalten, indem der Feind, welcher mit seinen sehr guten Fernrohren aus den Forts den Rand beobachtete, auch beim Erblicken nur Einzelner stets sofort einige Granaten absandte durch welche das dahinter liegende Vorpostenregiment in seinen Bivouacs bereits Verluste gehabt hatte. Wir begaben uns also vorsichtig wieder zurück, um so mehr da wir gesehen hatten, was wir wollten."

„Versailles, den 15. October.

„Versailles wird manchmal das Potsdam von Paris genannt, in vieler Beziehung nicht mit Unrecht. Die nahe Lage an der Hauptstadt, die Schlösser, die Parks mit ihren Wasserkünsten, der villenartige Charakter eines Theiles der Stadt lassen diesen Vergleich in vielen Beziehungen zutreffend erscheinen. Eine große Anzahl von Pensionären, Beamte wie Officiere en retraite, haben ihr Heim in Versailles aufgeschlagen.

„An der Place d'Armes liegt das mächtige Schloß, von dem aus fünf große Avenuen ausgehen und die Stadt in verschiedenen Richtungen durchschneiden.

„Das Schloß selbst ist von großer Pracht, ein ganz gewaltiger Bau. Colossale Summen sind im Laufe der Zeit auf dasselbe wie auf seine Gemäldegalerie und auf die zugehörigen Parks und Wasserkünste verwendet worden. Der Zweck der Galerien bekundet sich durch die glänzende Inschrift über dem Hauptportal: „A toutes les gloires de la France". Diesem Ruhme Frankreichs sind in der That die Gemälde gewidmet. Das hindert jedoch nicht, daß man unter denselben z. B. Bilder findet wie Ludwig's XVIII. Flucht aus den Tuilerien bei der Nachricht von Napoleon's Landung im Jahre 1815. Die Säle selbst machen in ihrem Zusammenhange den Eindruck, als ob sie kein Ende nähmen, neben den vielen wundervollen Gemälden findet sich auch eine ganze Zahl von geringem Werthe, durchweg sind die Meisten Schlachten aber officielle Regierungshandlungen. Wenn man auch gerne dorthin geht und das Schöne im Einzelnen bewundert, und wenn sich auch der Soldat an Schlachtenbildern erfreut, so ermüdet doch auf die Dauer das Monotone der Sujets. Ganz besonders nahmen mich die Bilder von Horace Vernet ein, namentlich die Wegnahme der Smala sowie diejenigen, welche sich auf den Krimkrieg beziehen. Ich habe kaum je etwas Naturgetreueres und Packenderes an Schlachtenbildern gesehen. Die einzelnen Figuren springen manchmal so hervor daß man glaubt ihnen aus dem Wege gehen zu müssen. — Unter den Statuen ist auch das Original der bekannten lieblichen Gestalt der Jungfrau von Orleans, welches die Prinzeß Helene von Orleans verfertigt hat. Wäre Napoleon I. hier in unserer Lage gewesen, so würde wohl die Galerie die besten Werke haben herausgeben müssen.

„Hinter dem Schloß fallen die Terrassen in den Park und in eine Ebene hinab, welche ein kreuzförmiges Bassin und einen Canal enthält. Der Ausblick hierauf kann nicht in Vergleich gestellt werden mit demjenigen welchen man von der Terrasse von Sanssouci aus genießt, wie überhaupt in Bezug auf Reichthum an idyllischen Punkten, schönen Fernsichten und Abwechselung im

Ganzen die Anlagen von Potsdam die hiesigen bedeutend übertragen. Dagegen hat der Park noch völlig den Charakter der Zeit Ludwig's XIV. und ist aus diesem Grunde hochinteressant.

Von den kleinen Schlössern, welche sich in diesem Complex befinden, ist Groß-Trianon vorzugsweise zu erwähnen. Klein-Trianon macht nur den Eindruck eines Privathauses in bescheidenen Verhältnissen. Sein hauptsächlichster Werth ist augenblicklich der, daß die Kaiserin Eugénie Alles was von der unglücklichen Königin Marie Antoinette noch zu erlangen war, wie Clavier, Schränke, Stühle u. dergl., hat aufkaufen und hier zusammentragen lassen. Groß-Trianon ist zu einem Lazareth umgewandelt, wie denn auch das eigentliche Schloß von Versailles diesem Zwecke dient. Bemerkenswerth ist in ersterem noch eine Doppelstatue, Italien und Frankreich vorstellend, welche italienische Damen nach dem Kriege von 1859 als ein Geschenk der Kaiserin Eugénie darbrachten. Die Figur, welche Gallien repräsentirt, soll die Züge der Kaiserin wiedergeben, aber nicht besonders getroffen sein, die der Italia ist von wundervoller Wirkung."

„Versailles, den 17. October

„Wir erwarten eigentlich, daß die Pariser nun bald einen größeren Ausfall ins Werk setzen."

„Versailles, den 18. October

„Einen solchen glaubten wir für heute in Aussicht stehend, doch ist er nicht erfolgt."

„Versailles, den 19. October

„Gestern um 12 Uhr war Gratulationscour in corpore bei unserem Kronprinzen zu seinem Geburtstage. Zum ersten Male in diesem Feldzuge wurden die Helme herausgeholt. Der hohe Herr machte mir Vorwürfe, daß ich mich so selten sehen ließe, aber es geht doch nicht anders, die Zeit fehlt dazu.

„Am Vormittag ließ Se. Königl. Hoheit der Kronprinz von Sachsen, welcher mehrere Meilen von hier im Norden von Paris, in Margency, sein Quartier aufgeschlagen hat, uns telegraphiren, daß er frühmorgens nach St. Germain fahren und dort einige Stunden bleiben würde, wenn wir könnten, möchten wir auch hinkommen. Die Gratulationscour hinderte uns zwar zunächst daran, dies auszuführen, wir schickten aber einen reitenden Boten nach St. Germain, um anzufragen, wie lange der Kronprinz dort bleiben würde. Als wir von der Cour zurückkehrten, fanden wir bereits die Antwort vor, nach der Aussicht vorhanden war, wenn wir uns gleich auf den Weg machten, noch rechtzeitig in St. Germain einzutreffen. So fuhren Podbielski, Bronsart, Holleben, Kranse und ich dorthin, und wir vermochten mit dem Kronprinzen und seiner Begleitung noch eine recht erfreuliche Stunde auf der wundervollen Terrasse am Pavillon François I zu verleben. Die Landschaft zeigte sich in günstigster Beleuchtung und bot ein entzückendes Bild. Der Mont-Valérien machte uns das Vergnügen, dann und wann eine Granate zu werfen, durch welche in der Ferne verschiedene Häuser in Brand geriethen."

„Versailles den 20. October

„Wir waren des Vormittags in St. Cloud, von wo wir aus der in der Nähe befindlichen Villa Stern wiederum einen wundervollen Blick auf Paris halten. Mit dem Fernrohr sah man die Franzosen an den verschiedenen Werken emsig arbeiten

„Beim Mittagessen feierten wir die Verleihung des eisernen Kreuzes I. Klasse an General v. Podbielski zu welcher Feier noch einige Flaschen Sect aufgetrieben wurden."

„Versailles den 21. October.

„Gestern sahen wir uns die neue Aufstellung des V. Corps an, welche dasselbe gegen einen etwaigen Ausfall genommen hat. Bramfart, Brandenstein, Halleben und ich fuhren bald nach 1 Uhr fort und kamen erst gegen 6 Uhr wieder zurück. Wiederum erfreuten wir uns von dem äußersten Beobachtungsposten aus an verschiedenen Ausblicken auf Paris, wie denn überhaupt die ganze Umgegend der Metropole nur eine einzige herrliche Parkanlage bildet, welche Höhen und Thal bedeckt.

„Am Abend traf der russische Oberst Walberg hier ein um den Operationen vor Paris beizuwohnen unser aller Bekannter aus dem Warschauer Aufenthalt."

„Versailles, den 21. October

„Wir hatten uns vorgenommen, heute einmal Vorposten und Gegend in Ruhe zu lassen und die Zeit zu benutzen, um unsere rückständigen Privatcorrespondenzen zu erledigen. Der Vorsatz war gewiß lobenswerth, aber das Schicksal wollte daß es anders kam. Denn als Krause und ich in unserer Wohnung mit einigen Herren, die wir uns eingeladen hatten, beim zweiten Frühstück saßen, erschien plötzlich mein Bursche und flüsterte mir in seinem gewöhnlichen sanften und verbindlichen Tone leise zu: „Herr Oberstlieutenant, es wird eben alarmirt" — Schnell wurden Schärpe und Säbel angelegt, die Feldmütze aufgestülpt und nach dem Bureau geeilt, wohin für solchen Fall die Reitpferde bestellt sind. Auf dem kurzen Wege dorthin hörte man bereits nahes und lebhaftes Geschützfeuer. Makke der nach der entgegengesetzten Seite ausgefahren war, kehrte mit schaumtriefenden Pferden zurück, unsere Trainsoldaten führten eiligst unsere Reitpferde herbei so daß sich der gesammte Generalstab in kürzester Frist nach Beau-Regard in Bewegung setzen konnte, da die eingegangenen Meldungen besagten daß die von dort bis zur Seine stehende 10 Infanteriedivision gegen einen starken Ausfall vom Mont-Valerien her im Gefecht stände. Der General forderte mich auf in seinen Wagen zu steigen. In der Gegend von Beau-Regard setzten wir uns dann zu Pferde. Es ist dort schwierig, eine Uebersicht zu gewinnen, da rings waldbedeckte Höhenzüge sich befinden. Vom Feinde sah man daher fast gar nichts; nur seine Granaten mit ihrem bekannten Klange und die Shrapnells mit den Rauchwölkchen in der Luft machten sich in ansehnlicher Zahl in dem rechts von uns liegenden Walde bemerkbar. Kirchbach zu dessen Corps die angegriffene Division gehörte trabte mit seinem Stabe bei

uns darbei, Meldungen über den Stand des Gefechts gingen ununterbrochen ein. Auch Seine Majestät wählte diesen Punkt zum Aufenthalt.

„Nachdem hier einige Zeit vergangen, gewann man sowohl durch das Nachlassen des Feuers als auch durch die Richtung, in welcher sich dasselbe hinzog, den Eindruck, daß die Angriffe des Feindes merklich erlahmten. Unser Standpunkt sollte nunmehr gewechselt werden, und es wurde beschlossen, uns auf den hohen Thurm der Wasserleitung von Marly zu begeben. Der König und General Moltke erstiegen mit Einigen von uns den Thurm, während General Podbielski mit dem größeren Theile des Generalstabes die Richtung auf Malmaison einschlug, um von dort aus den weiteren Verlauf des Gefechts zu beobachten. Von der Plattform des ziemlich hohen Thurmes hat man fast genau dieselbe Aussicht, wie ich sie von der Terrasse von St. Germain aus bereits beschrieb; nur befindet man sich hier viel näher am Mont-Valérien.

„Wetter und Beleuchtung waren äußerst günstig. Zu unseren Füßen brannte es in dem von den Franzosen beschossenen Bufancy. Auf dem freien halben Hange zu dem hochansteigenden Mont-Valérien hinauf befand sich die französische Artillerie in langer Linie entwickelt im Feuer, gedeckt durch starke Infanterie, namentlich hinter ihrem rechten Flügel, deren Bataillone bis zum Kamme des Hanges sichtbar waren, an dem weiterhin sich die dunkelen Massen ihrer Reserven zeigten. Der Feind verblieb in dieser Stellung längere Zeit unter dem Schutze der Kanonen des Forts und unterhielt nach ein ziemlich lebhaftes Geschützfeuer, welches von unserer Seite, da in diesem Gelände sich keine Stellung für größere Artilleriemassen vorfand, fast gar nicht beantwortet wurde. Das Gefecht war sichtbar im Erlöschen.

„Auf der Plattform befanden sich außer Seiner Majestät noch der Kronprinz, Prinz Luitpold von Bayern, der Großherzog von Sachsen-Weimar und der Herzog von Coburg nebst einigen Officieren.

„Plötzlich blitzte es auch auf dem anderen Seine-Ufer auf, es waren dort eingetroffene Batterien, welche das IV. Armeecorps vorgeschickt hatte und die jetzt ebenfalls in den Kampf eingriffen. Der in ihrer Schußrichtung befindliche äußerste rechte Flügel des Feindes trat hierauf ziemlich eilig den Rückmarsch an, dem sich nach und nach auch die übrigen Abtheilungen anschlossen.

„Allmälig brach auch die Dunkelheit herein, aus der die Flammen von Bufancy greller empor schlugen.

„Auch wir begaben uns nunmehr auf den Heimweg und trafen um 7 Uhr wieder in Versailles ein. Hier fanden sich mit der Zeit auch unsere übrigen Officiere zusammen, und wurden nunmehr die gemachten Wahrnehmungen über die Einzelheiten des Gefechts ausgetauscht. Unser Verlust war verhältnißmäßig gering; zwei Geschütze des Feindes waren in unsere Hände gefallen. Das Essen wurde in aller Eile eingenommen, um dann auf dem Bureau nach lange bei der Arbeit zu verweilen.“

„Versailles, den 22. October früh.

„Gestern bei unserem allgemeinen Ausmarsch aus Versailles waren die Straßen der Stadt von Bewohnern so bevölkert, wie wir dies noch nicht ge-

sehen hatten. Alle mochten vergnügte Gesichter, indem sie sich der Hoffnung hingaben, daß wir jetzt von den Parisern vertrieben werden würden.

„In Metz fangen die Nahrungssorgen an, ihre Wirkung auszuüben. Täglich treffen bei unseren Vorposten bereits Ueberläufer ein. Einer derselben erzählte, wie uns telegraphirt wird, es wäre in Metz den französischen Truppen, als sie beim Appell kein Brot mehr erhielten, gesagt worden, sie sollten nur noch drei Tage aushalten, dann würde Friede geschlossen. Wenn Marschall Bazaine glaubt, wir würden seine Armee und Metz unter irgend einem anderen Gesichtspunkt als dem rein militärischen behandeln, so irrt er sich gewaltig. Vielleicht versucht der Marschall noch einen Verzweiflungscoup in der letzten Stunde. — Die Sendung des Generals Boyen aus Metz hierher, von welcher die Zeitungen berichten, ist richtig. Er hat sich jetzt nach England in donoporlistisch-politischen Angelegenheiten begeben.

„Unsere Zeitungen sagen jeden Tag die bevorstehende Beschießung von Paris an. Ich glaube nicht, daß diese sobald erfolgen wird."

„Versailles, den 24. October.

„Wir nehmen die Capitulation von Metz sicher als nahe bevorstehend an. In Rücksicht hierauf ist augenblicklich viel zu thun, und auch für die dereinstige Uebergabe von Paris bedarf es jetzt bereits der Vorarbeiten.

„Hier erzählte man, daß die Kaiserin Eugénie sich habe noch Metz begeben und dorthin das corps législatif habe zusammenberufen wollen. Ein vierzehntägiger Waffenstillstand sollte — aber nur vor der Festung — geschlossen werden! Metz und die daselbst befindliche Armee bietet für uns zunächst ein rein militärisches Object, und wir werden uns nicht durch einen Waffenstillstand unter Verproviantirung der Festung um das Ergebniß unserer vielwöchentlichen Mühen und der dabei gebrachten Opfer bringen lassen. Ich wünschte, die Stadt fiele am 26 d. M.; das wäre ein schönes Geburtstagsgeschenk für unseren Chef.

„Beim letzten Ausfall hatten die Franzosen 90 Geschütze und etwa 120 000 Mann vorgeführt."

„Versailles, den 25. October.

„Metz kann auch durch die Kaiserin für Frankreich nicht gerettet werden. Doch muß man immerhin damit rechnen, daß Marschall Bazaine noch einen Verzweiflungscoup in letzter Stunde versucht. Diese letzte Stunde schlägt. Man erzählt, daß die Gemahlin des Marschalls von Orléans her heute hier eintreffen werde, um ihrerseits den Versuch zu machen, der Armee bessere Bedingungen zu verschaffen. Die Napoleonischen Kreise tragen sich noch immer mit der Hoffnung, jene Armee für Frankreich zu retten und mit ihr die erschütterte Ordnung im Lande wieder herzustellen.

„Versailles, den 25. October.

Hier sind die Friedenshoffnungen in manchen Kreisen stark ins Steigen gekommen. Veranlassung ist, daß wir heute früh ein Telegramm von General v. d. Tann aus Orléans empfingen, Thiers befände sich bei seinen Vorposten

und bäte um Erlaubniß, sich zu uns nach Versailles und demnächst nach Paris zu begeben. Seine Mission befände sich im Einverständniß mit Gambetta und den übrigen Mitgliedern der zu Tours befindlichen Regierung. Diese Erlaubniß wurde ertheilt. Nach ist er hier nicht eingetroffen, aber jedenfalls kann seine Absicht nur ein neuer Friedens- oder vielmehr Waffenstillstandsversuch sein. Von seiner Reise zu den europäischen Cabinetten zurückgekehrt, wird er sich davon überzeugt haben, daß diese Frankreich eine thatsächliche Hülfe nicht gewähren werden. In Tours angekommen, muß er Alles unter dem Eindruck der Niederlage der Loirearmee bei Orléans, sowie der Ostarmee vor Besançon gefunden haben.

„Auf diese beiden Anfänge der Neubildung größerer Armeen hatten die Franzosen sowohl für den Entsatz von Paris wie für den von Metz ihre ganzen Hoffnungen gegründet. Ich kann mir gar nicht recht denken, daß sie jetzt schon auf unsere Bedingungen eingehen werden. So sehr auch der Frieden zu wünschen wäre, so wird es für Frankreich doch wohl nothwendig sein, daß seine Bewohner die Leiden des Krieges noch weiter fühlen. Nur dann werden sie auf längere Zeit nicht mehr in der Lage sein, einen Kampf wie diesen heraufzubeschwören. Jetzt erst fängt die Saat an, die sie selbst gesät haben ihre vollen Früchte zu tragen. Es ist nöthig, daß diese Früchte reifen, so giftig sie auch für die Leute sein mögen!“

„Versailles, den 27. October früh.

„Soeben erhalten wir die Depesche des Prinzen Friedrich Karl, nach welcher die Capitulation von Metz wie der dortigen feindlichen Armee voraussichtlich heute Nachmittag 5 Uhr erfolgen wird. Die Stärke Bazaine's beträgt einschließlich Kranker und Verwundeter etwa 150 000 Mann. Uebrigens kommt der Fall von Metz uns zur günstigen Stunde.

„Mit dem Besorgen der Winterjachen möchte ich mich noch nicht übereilen, ich habe einen großen Mantel hier, der vorläufig ausreichen wird.

„Gestern haben wir den Geburtstag unseres Chefs gefeiert. Schon des Morgens um 8 Uhr versammelten wir uns zur Gratulation, die ein überaus herzliches Gepräge trug. Die Musik von einem der hier liegenden Regimenter brachte dabei ein Morgenständchen. Den ganzen Tag über war es allerdings sehr schwierig auf dem Bureau zu arbeiten. Denn Alles strömte zum Gratuliren herbei, und ein jeder von den Gratulanten blieb natürlich bei uns sitzen. Unser Kronprinz brachte einen Lorbeerkranz, der Kronprinz von Sachsen war aus seinem weit gelegenen Quartier selbst her gekommen und überreichte dem General den für ihn eingegangenen sächsischen Orden. Ebenso wurde eine bayerische Decoration durch Prinz Luitpold von Bayern überbracht. Glückwünsche und Adressen trafen von allen Seiten ein, von Magdeburg das Ehrenbürgerrecht.

„Um 5 Uhr diesmal früher als sonst nahmen wir unser Diner im großen Speisesaal des Hotel des Réservoirs ein. Unser Kronprinz hatte sich um dem General eine Ueberraschung zu machen, ohne daß dieser es wußte zu demselben angesagt. Der Kronprinz Albert nahm auch daran Theil, und so bereitete

es dem General eine ebenso große Ehre wie Freude, an seinem Geburtstage in unserer Mitte zwischen den Obercommandirenden der beiden Armeen vor Paris den beiden Kronprinzen, eine frohe Stunde zu verleben.

„Nach Tisch entschloß sich der Kronprinz von Sachsen, die Nacht hier zu bleiben, und so endete der Tag damit daß wir bei unserem General mit Ihm und Podbielski und dann Bronsart und ich montirt bis gegen ½12 Uhr noch eine recht vergnügte Partie Whist spielten.

„Eigentlich wollten Bronsart, Halleben und ich heute nach dem Hauptquartier der Maas-Armee, wir können aber nicht fort wegen der von Metz zu erwartenden Nachrichten."

Versailles den 28. October.

„Heute früh haben wir die definitive Nachricht von dem in der Nacht um 12 Uhr 45 Minuten erfolgten Abschluß der Metzer Capitulation erhalten. 173000 Mann fallen in Gefangenschaft, eine wohl noch nie dagewesene Zahl!"

Freud' und Leid liegen oft im Leben zusammen, wenige Tage darauf erhielt ich die Nachricht, daß meine geliebte Mutter trotz der aufopfernden Pflege meiner Frau zu derselben Zeit aus diesem Leben geschieden war. —

„Gestern war noch ein herrliches Schreiben Seiner Majestät an unseren Chef gelangt, durch welches Er ihn zum Grafen machte, und in dem ungefähr gesagt war: belohnen könne der König ihn nicht, Moltke würde in seinem Gewissen die Belohnung finden, aber für die glänzende Leitung der Operationen sei Er ihm in den Augen der Welt ein äußeres Zeichen schuldig.

„Wie soll in Frankreich die grenzenlose Confusion enden? Viel hängt davon ab, daß sich die Franzosen frühzeitig keinen Illusionen über ihre Lage mehr hingeben. Und doch, wie weit sind sie davon entfernt! Hier in Versailles z. B. glaubt Niemand von ihnen an die Capitulation von Metz, im Gegentheil behaupten die Leute, sie wüßten ganz genau, Bazaine sei schon bis Châlons vorgedrungen und die Loire-Armee uns dicht auf den Fersen!"

„Versailles den 29. October, Abends.

„Heute ist es fast unmöglich, einen vernünftigen Gedanken in Ruhe zu fassen, da jeden Augenblick „etwas los" ist. Eben trifft auch Herr Thiers hier ein und möchte sofort nach Paris befördert sein.

„Ich glaube, daß es sehr schwer sein dürfte, einen Waffenstillstand fertig zu bringen. Durch den Fall von Metz bekommen wir die Mittel, den Krieg zu Ende zu führen, aber die Franzosen sehen es noch immer nicht ein, daß wir es sind welche ihnen die Bedingungen vorzuschreiben haben."

„Versailles den 30. October.

„Soeben erhält Hauptmann v. Winterfeld hier auf dem Bureau die Nachricht, daß in dem heutigen Gefecht der Garde (Wiedereinnahme von le Bourget) sein Schwager geblieben ist. Auch Waldersee's Bruder Georg, der Commandeur des Garde-Grenadierregiments Königin, ist leider gefallen, nachdem er eben erst von seiner schweren Wunde, welche er bei St. Privat erhielt, nothdürftig geheilt hier eingetroffen war und das Commando des Regiments wieder über-

nommen hatte. Ebenso gehört Oberst v. Zatuskowski, der Commandeur des Regiments Königin Elisabeth, zu den Opfern des Tages. Der Tod hält reiche Ernte!"

XIII.

Die nächste Periode vom Beginn der Cernirung bis zum Eintreffen der nach der Capitulation von Metz frei werdenden I. und II. Armee gestattete sich bei den geringen Kräften, über welche wir vor Paris verfügten, zu einer recht schwierigen.

Ueberall vermehrten sich die feindlichen Streitkräfte in einer außergewöhnlichen Weise durch die energische und umfassende Thätigkeit, welche französischerseits, namentlich seit dem Erscheinen Gambetta's in Tours, entwickelt wurde und nöthigte uns dies zu größeren Entsendungen von der ohnehin verhältnißmäßig schwachen Einschließung von Paris.

An der Loire reichten bereits Anfangs November die dem General v. d. Tann zur Verfügung gestellten Truppen (I. bayerisches Corps und 22. Infanteriedivision nebst 3 Cavalleriedivisionen) nicht mehr aus, der hier mit bedeutender Ueberlegenheit ergriffenen Offensive der Franzosen begegnen zu können. Vergeblich stellte er am 10. November sich bei Coulmiers dem Feinde entgegen, zum Rückzuge genöthigt, fiel Orléans wiederum in die Hände des Gegners.

Die hier den Deckungstruppen erforderliche Verstärkung wurde durch die Entsendung der vor Paris befindlichen 17. Infanteriedivision gewährt, das weitere Vorgehen der Franzosen aus der Richtung von Orléans kam zum Stehen. Indeß drängten diese auch vom Südwesten vor, und Abtheilungen derselben erschienen sogar am 14. November vor Howdan, nur zwei Märsche von Paris entfernt, wurden jedoch von dort sofort vertrieben.

Ueber die Absichten der französischen Loire-Armee herrschte eine Zeit lang große Ungewißheit. Die bisher ihr gegenüber gestellten Kräfte — jetzt unter dem Befehl Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin als Armeeabtheilung vereinigt — waren nicht ausreichend, um die Offensive zu ergreifen, und hinter dem Schleier, welche die vorgeschobenen feindlichen Detachements und zahlreiche Abtheilungen von Franctireurs bildeten, vermochte die Cavallerie nicht vorzudringen und Aufklärung zu verschaffen. Dies führte zu verschiedenen Hin- und Hermärschen der Armeeabtheilung, welche eifrig bestrebt war, den bald hier bald dort drohenden Offensivbewegungen des Feindes sich vorzulegen, die aber bei ihrer geringen Gefechtsstärke es nicht vermochte, gleichzeitig in Richtung auf Orléans wie auf Tours und gegen Westen hin die Annäherungsstraßen vollständig zu sichern.

Um so sehnsüchtiger erwartete man das Eintreffen der deutschen Truppen von Metz her, woselbst die Armee des Marschalls Bazaine am 27. bis 28. October zur Capitulation gezwungen war, allerdings konnte auch diese Verstärkung nur allmälig und auch zunächst nicht in ihrer ganzen Stärke eintreffen, da die Bewachung und der Transport der Gefangenen die Zurücklassung des VII. Armeecorps und verschiedener Detachements erforderte. In

ihren Massen setzten sich jedoch die beiden Armeen sofort in Bewegung. Die I. Armee — jetzt unter dem Oberbefehl des Generals Freiherrn v. Manteuffel — erhielt die allgemeine Richtung nördlich Paris in ungefährer Direction auf Rouen angewiesen. Da in diesen Gegenden der Feind noch nicht in stärkeren Massen aufgetreten war, so wurden einzelne Abtheilungen dieser Armee zunächst noch gegen die im Norden liegenden Festungen verwandt.

Die II. Armee — zur Zeit nur noch aus dem III., IX. und X. Armeecorps, sowie der 1. Cavalleriedivision bestehend — sah sich jedoch auf ihrem Marsche nach der Gegend südlich von Paris, bei der dort täglich mehr für die Einschließung hervortretenden Gefahr genöthigt, sehr bald ihre Bewegung zu beschleunigen und eilte schließlich in forcirten Märschen heran. Indem sie sich der Straße Orléans-Paris näherte, fing man an, klar zu sehen, daß Prinz Friedrich Karl die Hauptmassen des Gegners vor sich hatte. Die Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg, welche am 17. und 18. November bei Dreux und Châteauneuf Gefechte gehabt hatte, wurde nunmehr dem Prinzen unterstellt. Am 28. November erfolgte der Vorstoß des Feindes, dieser traf auf den linken Flügel der II. Armee, wurde aber bei Beaune la Rolande durch das X. Armeecorps zurückgewiesen. Demnächst hatte auch die Armeeabtheilung am 2. December glückliche Kämpfe bei Loigny und Poupry mit den ihr gegenüber befindlichen Abtheilungen zu bestehen, und nunmehr, nach hergestellter Vereinigung mit derselben, ging Prinz Friedrich Karl mit den gesammten Kräften gegen Orléans vor, welches nach den siegreichen Kämpfen vom 3. und 4. December zum zweiten Mal in unsere Hände fiel.

Inzwischen hatte auch General v. Manteuffel die Gegend nördlich Paris mit dem I. und VIII. Corps erreicht, die sich ihm entgegen stellenden feindlichen Streitkräfte bei Amiens am 27. November geschlagen und am 29. November die Citadelle der Stadt in Besitz genommen; am 5. December erreichte er Rouen.

Es waren somit in den ersten Tagen des Decembers alle Schwierigkeiten, welche für Aufrechterhaltung der Einschließung von Paris sich in nicht unbedenklicher Weise während des Novembers aufgethürmt hatten, beseitigt und die Einschließung selbst jetzt derartig gesichert, daß man mit Bestimmtheit auf ihre Durchführung rechnen konnte, bis Paris seinem Schicksal erlag.

In dieser Stadt war am 31. October der Versuch der Commune, die Herrschaft zu erlangen, mißglückt. Nach außen hin entwickelte bis Ende November die Vertheidigung nur eine sehr geringe Thätigkeit, ein für den 19. November in Aussicht genommener größerer Ausfall gelangte nicht zur Ausführung. Erst in Uebereinstimmung mit dem letzten Vorgehen der Loire-Armee wurden Vorbereitungen bemerkbar, welche auf eine Sprengung der Einschließung abzuzielen schienen. Demonstrationen wurden vom 26. November an auf verschiedenen Stellen ausgeführt und in der Nacht zum 28. bis 29. November ein überaus heftiges Geschützfeuer gegen unsere Vorposten und die Cantonnements eröffnet. Schließlich folgte dann ein Massenausfall gegen die Stellung der Württemberger im Osten von Paris, welcher am

30. November und 2. December zu den Schlachten von Villiers (Champigny) führte und unter Betheiligung der Württemberger und Sachsen, sowie des II. Armeecorps und von Theilen des VI. Corps zum Rückzuge der Franzosen hinter ihre Festungswerke (3. December).

Die aus dieser Periode hier folgenden Auszüge meiner Briefe beschäftigen sich zunächst mit den Waffenstillstandsverhandlungen, welche, wie bereits früher erwähnt, beim Eintreffen des Herrn Thiers in Versailles angeknüpft wurden. Französischerseits wollte man auf der Basis eines vierwöchentlichen Waffenstillstandes und einer Verproviantirung von Paris verhandeln, Forderungen, die von unserem Standpunkte aus unerfüllbar waren.

„Versailles, den 3. November.

„Die Thiers'schen Propositionen für den Waffenstillstand liegen vor. Was soll man nur zu ihnen sagen? Wir sollen uns des Requirirens enthalten (!) und die weitere Verproviantirung von Paris zulassen! Die Einwohnerschaft und die in der Stadt zusammengeströmten Massen werden uns französischerseits auf 2 700 000—2 800 000 Menschen angegeben, dabei haben die Verhältnisse in Paris für die Franzosen selbst einen bedenklichen Charakter angenommen. Die bisherige Regierung soll gestürzt worden sein, eigenthümliche Anzeichen gelangen von allen Seiten durch Meldungen der Vorposten, durch Gefangene zu uns und sind auch aus den Pariser Zeitungen ersichtlich. Nur soll die neue Regierung noch keineswegs überall in der Stadt anerkannt sein. Ist letzteres erst der Fall, so steht uns wohl ein bedeutenderer Ausfall bevor, denn die betreffenden Elemente in Paris drängen dazu.

„Eine unserer Divisionen ist bereits von Metz hier eingetroffen."

„Versailles, den 3. November, Abends.

„Hier gehen die Verhandlungen mit Thiers weiter, ohne daß sie zum Ziele führen können. Nach allen Gerüchten und Anzeichen hat man den Eindruck, als ob sie in Paris schon anfangen, sich gegenseitig bei den Köpfen zu bekommen. Diese Gerüchte traten so hervor, daß Thiers veranlaßt wurde, die Verhandlungen zu unterbrechen und einen seiner Begleiter nach Paris hinein schickte, um sich zu erkundigen, ob das Gouvernement, von dem er sein Mandat erhalten hatte, überhaupt noch bestehe. Thiers muß also doch den Sturz desselben selbst für eine Möglichkeit halten. Und mit einem solchen Gouvernement sollen wir einen Waffenstillstand schließen, wenn es uns nicht vollwichtige Garantien bietet!"

„Versailles, den 4. November.

„Eben trifft Max v. Versen, Prinz Albrecht's Generalstabsoffizier, mein alter, treuer Freund hier ein, obgleich seine bei Sedan erhaltene Wunde noch offen ist und er lahmt, aber es drängte ihn, nichts zu versäumen.

„Der Mont-Valérien langweilt uns des Nachts mit seinem Geknalle, und auch jetzt setzt er seine Musik fort."

„Versailles, den 5 November

„Die Unterhandlungen über den Waffenstillstand gehen hier nach immer hin und her. Thiers fährt nach Paris und zurück.

„Noch sind wir keineswegs soweit den Angriff auf die Forts zu beginnen. Am Sonnabend haben wir zwei Ballons abgefangen den einen mit drei den anderen mit zwei Insassen. Diesmal scheinen es jedoch nur Proviantleute zu sein, die wegen Geschäftsangelegenheiten Paris verlassen wollten und dem Luftschiffer 3000 Francs für die Fahrt bezahlt hatten. Nun haben sie dafür das Vergnügen, nach einer unserer Festungen zu wandern."

„Versailles, den 7. November früh

„Thiers reist heute ab und aus dem Waffenstillstand wird mithin nichts. Neue Kämpfe und neues Blutvergießen stehen bevor, ohne daß damit der Ausgang eine andere Wendung nehmen dürfte. Die neuen Formationen das Zusammenströmen aller Depôts, die Maßregel, alle bereits ausgedienten Mannschaften wieder zu den Fahnen einzuziehen sowie die neuen Recrutenaushebungen haben in Frankreich eine ganze Menge Menschen zu den Waffen gerufen, so daß die französische Loire-Armee wohl bald wieder an 80 000 Mann zählen dürfte. In einiger Zeit kann es gegen diese zu neuen Kämpfen kommen, da ihre bereits versammelten Abtheilungen, wie es scheint, die Loire bei Tours überschritten haben und dort wohl von Westen aus auf dem rechten Ufer des Flusses gegen uns vorgehen werden."

Versailles, den 8. November.

„Die Franzosen haben sich in den letzten Tagen ziemlich ruhig verhalten, vielleicht bereiten sie sich auf etwas Größeres vor."

„Versailles, den 8 November, Abends.

Also Morgen mit Bronsart und Halleben zum Kronprinzen von Sachsen! Wir haben deshalb heute schon Bronsart's Wagenpferde als Relais vorausgeschickt. Nur darf nichts dazwischen kommen, was übrigens nicht so unmöglich wäre, denn in allernächster Zeit ist ein Vorrücken der feindlichen Loire-Armee und wohl auch ein Ausfall aus Paris zu erwarten. Was die Loire-Armee anbetrifft, so sind nach vier lange Tage zu überstehen, um den uns ihrem Vorgehen sich ergebenden Verhältnissen völlig gewachsen zu sein.

„Heute überraschte mich ein Besuch des russischen Generals Annenkow, dessen Bekanntschaft ich vor vielen Jahren in Warschau gemacht hatte."

„Versailles, den 9 November

„Die längst geplante Fahrt in das Hauptquartier der Maasarmee ist endlich zur Ausführung gelangt. In Satrauville, wo wir die vorgeschickten Wagenpferde fanden, traf ich Richard v. Arnim früher beim 1 Garderegiment, der hier ein Bataillon Gardelandwehr commandirt. Wir haben uns sowohl beim Hin- wie beim Rückwege bei ihm aufgewärmt, im offenen Wagen fühlte man, daß es schon recht kalt geworden ist.

„Wie es vorauszusehen war ist gestern General v. d. Tann mit der Loire-Armee im Gefecht gewesen und hat sich vor ihrer Ueberlegenheit zurückziehen, auch Orléans räumen müssen. Wir erwarten nun daß es ihm gelingt mit den bereits in Bewegung befindlichen Unterstützungen sich morgen und übermorgen zu vereinigen, und daß der Großherzog von Mecklenburg, der dort den Befehl übernommen hat, stark genug sein wird den Gegner wieder zurückzuwerfen. Wahrscheinlich bestehen Verbindungen zwischen Paris und der Loire-Armee, vielleicht durch Brieftauben, sodaß man eigentlich nach Lage der Verhältnisse jetzt aus Paris einen Ausfall mit allen verfügbaren Kräften erwarten müßte. Schwere und blutige Kämpfe stehen dann bevor, und wie die Entscheidung fallen wird darüber werden wir in acht Tagen klüger sein. Jedenfalls sehen wir den Ereignissen mit voller Zuversicht entgegen. Wir haben dabei leider keine besondere Thätigkeit auszuüben, da was sich ereignen kann, nur Truppentheile der dritten Armee betrifft und Alles daher in den Händen des dortigen Obercommandos liegt."

„Versailles, den 10. November.

„Heute haben wir den ersten Schneefall den ganzen Tag über. Es ist dies etwas Unerhörtes in dieser Jahreszeit in Frankreich.

„Von Luttre (unserem Militärbevollmächtigten in Italien) habe ich einen Brief aus Florenz erhalten. Der Aermste ist außer sich darüber während des Krieges sitzen zu müssen, und hat vor und während desselben unaufhörlich hierher geschrieben, man möchte ihn doch abberufen. Meine Bemühungen dafür waren bisher vergeblich; gestern endlich konnte ich ihm die Freude bereiten, den Befehl des Königs, daß er augenblicklich hierher kommen sollte, nach Florenz zu telegraphiren. Er ist dem General v. Obernitz, der die württembergische Division commandirt, überwiesen worden.

„In Berlin wird man sich sehr über die Räumung von Orléans und das Gefecht v. d. Tann's wundern. Ich kann mir das so recht darstellen. Bei uns ist es nicht gebräuchlich, in solchen Fällen zu telegraphiren. „Unser Plan vollzieht sich à merveille!" Wir wollen lieber dafür in einigen Tagen die Thatsachen reden lassen. Nur ist es wünschenswerth, daß die feindliche Loire-Armee sich uns noch mehr nähere. Ich hasse daß sie es thun wird, denn sie muß doch Paris die Hand bieten! Das werden wieder interessante Tage werden, auf die wir uns Alle nach dem ermüdenden Abwarten recht freuen."

„Versailles, den 11. November, Abends.

„Ich suchte heute Versen auf, den der Kronprinz nicht fortgelassen hatte, und zwar nach dem ihm vom Leibarzt erstatteten Bericht über den Zustand seiner Wunde. Versen wird daher auf Höchsten Befehl noch etwa acht Tage hier bleiben, um sich erst auszukuriren, ehe er zu seiner Division zurückkehrt."

„Versailles, den 12. November.

„Die Franzosen scheinen uns die Zeit lassen zu wollen, um unsere Vorbereitungen in aller Ruhe zu treffen, damit wir uns mit der Loire-Armee abfinden können. Heute ist weder bei Tann noch hier vor Paris etwas vorgefallen."

„Versailles, den 14. November.

Wir vermögen die Operationen des Großherzogs von Mecklenburg nicht recht zu übersehen. Indeß kann man hier nicht ausreichend beurtheilen, was er an Ort und Stelle vor Augen hat. Es wird einer von uns dorthin gehen müssen. Bronsart ist an der Reihe, und da er sich von einem leichten Unwohlsein wieder erholt hat, wird er es wohl sein.

In einer der letzten Pariser Zeitungen steht eine komische Geschichte. Dort hört man in einer abgelegenen Straße in einem Hause eigenthümliches Geräusch. Mobilgarden untersuchen das Haus und finden eine Werkstatt, in welcher preußische Helme, Uniformgegenstände und dergl. nachgemacht werden. Es ergibt sich schließlich, daß hier ein neuer Industriezweig emporblüht, und daß die Unternehmer diese Gegenstände anschießen, kampanren und dergl. und dann an die von den Vorposten zurückkommenden Mobilgarden verkaufen, damit diese sie als Trophäen vorzeigen können. Dazu werden falsche deutsche Briefe fabricirt wie folgender: „Lieber Karl! Komm doch bald wieder. Wir haben hier auch unseren französischen Kriegsgefangenen, den ich sehr gern habe, da er Dir so ähnlich sieht. Nur hat er schönere Augen als Du. Jetzt steht er hinter mir und spielt mit meinen Locken u. s. w. u. s. w. Deine zärtliche Braut Elise Kraulhuber."

„Versailles, den 15. November, früh.

Meldungen besagen, daß hinter den verschiedenen Forts Truppenansammlungen stattfinden und Ambulancen dorthin dirigirt werden, sowie von anderer Seite, daß von Westen her wie vom Süden die feindlichen Massen sich nähern und dicht aufdrängen. So zieht sich der Kreis immer mehr zusammen und kritische Stunden stehen bevor. Wir haben das vollste Vertrauen, daß diese für uns günstig ausschlagen. Wenn selbst die Cernirung an irgend einer Stelle gesprengt werden sollte, woran ich nicht glaube, so hätte das auch nichts zu sagen. Wir können den Bewohnern von Paris ruhig einige Tage die Passage nach einer Richtung hin auflassen, ohne daß es ihnen möglich wäre, sich auch nur für einen halben Tag länger zu verpflastrieren. Ueberdies nähern sich die Theile der Armee des Prinzen Friedrich Karl nach einigen Gewaltmärschen in erwünschter Weise. Das II. Corps haben wir hier schon vor Paris, ein anderes nur auf zwei Märsche von uns entfernt."

„Versailles, den 16. November früh.

In der Lage hat sich nichts geändert. Die Versailler rechnen mit Bestimmtheit darauf, daß wir in den nächsten Tagen aus ihrer Stadt vertrieben werden. Sie werden damit kein Glück haben."

„Versailles, den 17. November.

Die Berliner Zeitungen setzen das Bombardement von Paris auf den 25. an. Wir werden gewiß damit beginnen, sobald wir dazu in der Lage sind. Verhältnißmäßig ist dies nicht der Fall, und bis zum 25. November wird dies Ereigniß auch voraussichtlich nicht eintreten. Nur nicht nervös werden! Ein längerer Krieg ist recht dazu geeignet, einen solchen Zustand hervorzubringen.

Gott sei Dank, daß er sich in unserem Stabe nicht bemerkbar macht! So lange Napoleon noch an der Spitze der Regierung war, ließ sich ein schneller Feldzug erwarten, seitdem dies nicht mehr der Fall ist und die Franzosen den Krieg bis auf das Aeußerste fortsetzen, kann man über den Zeitpunkt seines Endes nur sehr allgemeine Vermuthungen haben. Erst sobald Paris gefallen ist, werden wir an die Heimkehr denken können."

„Versailles, den 18. November.

„Ich ersehe, daß sich die Aufregung bei Euch über die Schlacht von Coulmiers und den Rückzug v. d. Tann's noch nicht gelegt hat. Dafür verspreche ich daß am 22. oder 23. November Prinz Friedrich Karl wieder im Besitz von Orléans sein wird. Die einleitenden Operationen gegen die Loire-Armee haben gestern begonnen. Unser Treskow, der das Commando einer Division übernommen, hat gestern circa 7000 Mobilgarden nach leichtem Gefecht aus Dreux herausgeworfen. Dort waren uns nämlich die Herren Franzosen etwas zu nahe gekommen.

„In Paris ist die Stimmung eigenthümlich. In einigen der letzten Zeitungen findet man ganz offen ausgesprochen, eine weitere Vertheidigung wäre Unsinn, man müßte die Regierung in Tours absetzen. Nun kam aber mit einem Mal die Nachricht von dem Gefecht bei Coulmiers, natürlich schlägt die Stimmung wieder in das Gegentheil um, und alle Parteien sind wieder für Fortsetzung des Widerstandes und voll der größten Hoffnungen.

„Unsere Verhältnisse vor Paris sind gut geordnet, ich halte es nicht für wahrscheinlich daß irgend ein feindlicher Ausfall zum Durchbruch führt.

„In der politischen Welt scheint man sich wieder zu regen."

„Versailles, den 20. November.

„Du meinst ich theile Dir auch gar nichts mit. Ja, eine Cernirung ist recht langweilig! Was soll man da eigentlich erzählen? Man wartet eben ab, was dem Feinde gefällig ist, zu thun, und den Ueberschuß an Kräften verwendet man sonst im Lande. Dieser Ueberschuß wird wohl sehr bald etwas von sich hören lassen. Bei Amiens im Norden, bei Orléans im Süden, dann auf der Straße Paris—Chartres—Tours nebst anliegender Gegend das sind die Punkte auf welchen zunächst Kämpfe bevorstehen. Aber erst müssen die Mittel dazu verfügbar sein. bald ist es soweit, es handelt sich nur noch um einige Tage. Ebensowenig sind wir augenblicklich schon befähigt das Bombardement von Paris aufzunehmen."

„Versailles, den 21. November.

„Hier gehen die Angelegenheiten ruhig ihren Gang fort. Der Großherzog von Mecklenburg fängt an Fortschritte zu machen, und, sobald Prinz Friedrich Karl auch die letzten Truppen zusammen hat, geht es bei Orléans los. Der Kampf dort kann ein sehr ernster werden."

„Versailles, den 22. November.

„Der Großherzog ist dabei, mit dem aufzuräumen, was er vor sich hat. Morgen kann er bei Nogent-le-Rotrou ein ernsteres Gefecht haben, wenn der

Feind Stand hält. Alsdann dürfte er den Widerstand ihm gegenüber brechen. Schwieriger scheinen die Verhältnisse bei Orléans zu stehen, die gesammte Loire-Armee dürfte sich dort verschanzt haben. Die Wegnahme von Orléans wird sich daher wohl noch ein paar Tage verzögern, es sei denn, daß der Feind, durch die drohende Bewegung des Großherzogs veranlaßt, die Stadt wieder räumt."

„Versailles, den 24 November

„Heute nach dem Diner bei Seiner Majestät kam das Gespräch auf den russischen General Annenkow der jetzt zurückkehrt. Ich bemerkte, er sei später als ich Capitän geworden und jetzt schon General, worauf Seine Majestät erwiderte: „Sie wollen mir wohl Vorwürfe machen, daß Sie es noch nicht sind? Sie werden überhaupt nicht einmal Oberst, sonst kann ich Sie nicht von Gottberg unterscheiden!" (Einige Aehnlichkeit mit dem Oberquartiermeister der dritten Armee, dem Oberst von Gottberg, hatte bereits Verwechslungen hervorgerufen.)

„Heute ist schon der 24 November, und ich muß den Termin der Wiedernahme Orléans etwas verschieben. Wir haben uns über die Widerstandskraft von Paris getäuscht und ebensowenig geglaubt, daß Frankreich noch so große Armeen improvisiren würde, wie dies jetzt der Fall ist. Deshalb müssen die Verhältnisse der Loire-Armee gegenüber sehr sorgfältig erwogen werden, und selbst das Mißlingen eines Angriffes auf Orléans ist in seinen weiteren Consequenzen uns Auge zu fassen, wenn auch voraussichtlich dieser Fall nicht eintreten wird. Wir hoffen, daß der Feind bei Orléans Stand hält, und daß ihm daselbst ein empfindlicher Schlag zugefügt wird. Leider kostet es aufs Neue Opfer und Opfer."

„Versailles den 25 November

„Hoffentlich hören wir heute Morgen von einigen siegreichen Kämpfen beim Großherzog von Mecklenburg und bei Manteuffel so daß binnen Kurzem die Situation sich vollständig klären wird. Ist dies nicht der Fall, so müssen anderweitige Entschlüsse, aber ohne Halbheit gefaßt werden und — dafür kann ich einstehen — sie werden gefaßt werden."

XIV.

Daß so große und schwierige Zeiten nicht ohne Friktionen vertaufen, liegt in der Natur der Dinge. Auch wir blieben nach außen hin davon nicht unberührt. Gerüchte die darüber in die Heimath gelangten, gaben von dort aus Veranlassung zu mehrfachen Anfragen. Bezug heraus hat eine Bemerkung in einem Briefe von mir, den ich am 26. November Morgens schrieb:

„Die Reversseiten glänzender Zeiten braucht die Welt nicht zu kennen. Es gibt zu viel Elemente, welche sich an diese mit Vorliebe halten und so die Freude an dem Großen, was erreicht ist, beeinträchtigen und die schuldige Anerkennung herabsetzen."

Ich brauche wohl nicht noch eingehend darauf hinzuweisen, daß ich diesen damals geschriebenen Satz auch für alle vorliegenden Mittheilungen meiner „Erinnerungen" als Grundlage festgehalten habe. Diese „Erinnerungen" wollen weder eine vollständige Geschichte des Krieges geben noch ein abgeschlossenes Memoirenwerk bieten, sie beabsichtigen nur Beiträge zu liefern, welche das alltägliche Leben und Treiben in unserem Kreise kennzeichnen, sowie die Stimmungen und Anschauungen, die in demselben in einzelnen Momenten jener großen Epoche hervorgetreten sind.

„Versailles, den 26. November, Abends.

„Stosch ist für einige Zeit zum Chef des Generalstabes beim Großherzog von Mecklenburg ernannt worden und wird um zwei Uhr von hier abreisen. Dem Prinzen Friedrich Karl ist die Armeeabtheilung des Großherzogs unterstellt worden. Sobald diese Vereinigung erst durchgeführt sein wird, wird sich Alles auf gutem Wege befinden. Leider ist das augenblicklich noch nicht der Fall, denn zwischen ihnen beiden befindet sich noch der Feind.

„Wiederum gehen uns Nachrichten über einen bevorstehenden Ausfall zu, der gegen Norden, gegen die Armee des Kronprinzen von Sachsen gerichtet sein soll."

„Versailles, den 27. November, Abends.

Die Ergebnisse der Bewegungen vom heutigen Tage sind uns noch nicht bekannt; indeß sind wir überzeugt, daß Alles ausgeführt sein wird, wie wir es wünschen.

„Stosch ist bereits beim Großherzog eingetroffen."

„Versailles, den 30. November.

„Seit vorgestern Abend ist hier ein Geknalle ohne Aufhören, ununterbrochenes Feuer von sämmtlichen Forts. Auch jetzt zittern alle Fenster von dem Geschieße. Gestern griffen die Franzosen nur an einzelnen Stellen in verhältnißmäßig kleineren Abtheilungen an, hatten aber nicht unbedeutende Verluste. Heute scheint sich das Gefecht in größeren Dimensionen zu engagiren, wenigstens unterscheidet man deutlich den Knall von Feldgeschützen und hört Infanteriegefecht an verschiedenen Stellen. Wahrscheinlich vermuthen sie in Paris, daß die Loire-Armee sich nähere. Daß letztere überhaupt noch näher herankommen wird, erscheint fraglich, nachdem am 28. November ihr rechter Flügel das X. Corps angegriffen und dieses sich siegreich behauptet hat. Der Verlust des Feindes soll dabei an 7000 Mann betragen haben. Auch der Kampf bei Amiens hat gute Früchte für uns gebracht und was die Loire-Armee betrifft, so sind wir jetzt endlich in der Lage ernstlich gegen sie vorzugehen. Die Bewegungen werden nur durch die grundlos gewordenen Wege und Felder sehr gehemmt. Es ist kaum möglich außerhalb der Straßen noch durchzukommen."

„Versailles, den 30. November.

„De Claer steht mir im Bureau gegenüber und berechnet, daß jeder der Schüsse aus dem Mont-Valérien den Franzosen zwischen 92 und 94 Thalern kostet. Er ist aufgebracht „über diese Verschwendung".

„Unsere jüngeren Officiere sind bereits sämmtlich nach den verschiedenen Beobachtungsstationen abgeritten. Möglich daß dieser augenblicklich hier entbrannte Kampf ein ernstlicher Durchbruchsversuch ist, aber es kann auch die Absicht vorliegen uns daran zu hindern, noch mehr Truppen gegen die Loire zu entsenden. Damit würden sie kein Glück haben. Ist Letzteres nothwendig, so werden wir es dennoch thun. Vorläufig ist dies nicht der Fall. Möglich auch daß Trochu den Parisern plausibel zu machen gedenkt, er thue sein Aeußerstes, um, wenn es nicht gelingt ihnen dann sagen zu können: ‚Ihr seht nun es geht nicht mehr.'"

Versailles den 2 December.

„Nach allen am 30 November Abends eingegangenen Meldungen war es den Franzosen nicht gelungen bei ihrem Massenausfall unsere Linien zu durchbrechen. Zu meinem Erstaunen nahm ich noch spät Abends im Bureau eine Depesche in Empfang, aus der sich ergab, daß unser bei der dritten Armee in Reserve gestandenes II. Armeecorps, das zur Verstärkung auf das Gefechtsfeld vorgezogen war, sich nach Beendigung des Kampfes wieder nach seinen fast zwei Meilen davon entfernten Quartieren in Marsch gesetzt hatte. Was den tapferen General v. Fransecki hierzu bewogen hat, weiß ich nicht; aber jedenfalls war einleuchtend daß die Franzosen sehr leicht am folgenden Morgen den Kampf fortsetzen konnten, und dann fehlte das Armeecorps in unserer Schlachtlinie. Ich entwarf daher sofort ein Telegramm an das II Armeecorps, in welchem die augenblickliche Rückkehr anbefohlen wurde, und ging mit diesem wie mit der Depesche zum General v. Moltke hinauf. Der Chef genehmigte den Abgang des Telegramms und fragte mich auf meine Bemerkung ich hielte es doch für nothwendig, daß einer von uns dorthin ginge, ob ich abkömmlich sei. Da dies der Fall, trug er mir auf, mich sofort nach dem heutigen Schlachtfelde zu begeben und ihm vom rechten Seinufer sobald wie möglich weitere Nachrichten zukommen zu lassen. Le Pavillon-Château, wo der Stab der Württemberger lag, wurde als derjenige Punkt festgesetzt an welchem mich selbst etwaige Benachrichtigungen aus dem großen Hauptquartier treffen würden. Ich ließ eiligst den Schlachtenwagen zurecht machen und einige Officiere benachrichtigen, mich zu begleiten. Inzwischen begab ich mich noch zum Kronprinzen, zu dessen Armee das II Armeecorps gehörte, um dafelbst weitere Rücksprache zu nehmen. Diese erfolgte am Bette des Generals v. Blumenthal, der sich bereits niedergelegt hatte.

„Unseren Weg wählten wir demnächst längs der vordersten Reihe der Vorposten. Das Feuer aus den Forts dauerte nach fort, wenn auch nur in einzelnen Schüssen. Dann und wann erleuchtete eine in einiger Entfernung einschlagende Granate beim Crepiren die Gegend. In Villeneuve-le-Roi, dem Hauptquartier des VI. Armeecorps, suchte ich den General v. Tümpling und seinen Generalstabschef Oberst v. Salviati auf, um mir eine Brigade zu erbitten, welche vorläufig über die Seine hinüberrücken und den Raum, der jetzt sich leer befand, zunächst ausfüllen sollte. Ein derartiger Befehl war aber vom Generalcommando schon gegeben, so daß ich nachher beim Passiren der Seine diese Brigade bereits im Vormarsch fand. Ihr Commandeur war der General

v. Malachowski mein einstiger, sehr beliebter Lehrer, als ich noch Potsdamer Cadet war.

„In Villeneuve erbat ich mir, da meine Pferde abgetrieben waren neue vom VI. Corps. Die kurze Spanne Zeit wurde benutzt, um mit dem commandirenden General und dem Generalstabschef zu sprechen, denn selbstverständlich hielten wir uns hier nicht länger auf, als bis unser Wagen bereit war. Im Dunkeln die über die Seine marschirende Infanterie des VI. Corps begleitend, trafen wir gegen Morgen in le Pavillon-Château ein, wo ich beim General v. Obernitz meinen Jugendfreund, den Major v. Lettre, vorfand, der bereits aus Florenz eingetroffen war.

„Wir übersahen von hier das Gefechtsfeld auf dem gestern die Württemberger so tapfer und mit Erfolg gekämpft hatten. Zwischen acht und neun Uhr kündete lebhaftes Pferdegetrappel schon auf größere Entfernungen das Herannahen einer berittenen Schar an. Es war General v. Fransecki mit seinem Stabe, der den Befehl zur Rückkehr des Armeecorps in dem Augenblick empfangen hatte als er, vor seinem Quartier in Longpumeau eingetroffen eben vom Pferde steigen wollte. Sämmtliche Truppen des Corps hatten in Folge dessen ebenfalls Kehrt gemacht, ihr Eintreffen war bei dem Nachtmarsche, den schlechten Wegen und den vorhergegangenen Anstrengungen erst um Mittag zu erwarten.

„General v. Fransecki trat in das Zimmer und mit den Worten an mich heran: „Der Kronprinz hat mir telegraphiren lassen, daß Sie mir die Befehle Seiner Majestät überbringen würden“[1]). Meine Lage war eine eigenthümliche, denn ich hatte überhaupt von Niemandem einen Befehl zu überbringen. Ohne mich jedoch auf eine bezügliche Auseinandersetzung einzulassen, hielt ich es für angezeigt, die mir bekannten Anschauungen des Großen Hauptquartiers in ganz bestimmter Form darzulegen. Ich ersuchte daher den mich begleitenden Hauptmann Zingler, jedes Wort, das ich sagen würde, genau aufzuschreiben und gab demnächst dem General folgende Erklärung ab: „Der Feind befindet sich nach auf dem rechten Seine- und linken Marneufer außerhalb seiner Werke und den Intentionen der obersten Heeresleitung entspricht es, daß Euer Excellenz, sobald das Corps zusammen ist, zum Angriff vorgehen und den Feind wieder hinter seine Fortlinie zurückwerfen.“ Ich wußte sehr wohl, daß ich damit eine gewisse Verantwortung übernahm, aber dazu sind die Adtheilungschefs des Großen Generalstabes auch vollständig in der Lage, da sie mit allen Absichten der Heeresleitung vertraut sein müssen.

Das späte Eintreffen des Corps und der frühe Eindruck der Dunkelheit verhinderten die Ausführung für diesen Tag, was sich jedoch erst im Laufe desselben herausstellte. Ich selbst hatte die bestimmte Weisung erhalten, sobald ich über die weiteren Absichten des Generals orientirt wäre, sofort für meine Person nach Versailles zurückzukehren. Ich wartete daher noch die Ausgabe

---

[1]) Wie ich auch später überzeugen konnte, endete das betreffende Telegramm thatsächlich mit den Worten: „Sie wollen sich so schleunigst wie möglich noch 2c Pforte begeben, wo Sie die weiteren Befehle Sr. Majestät durch Oberstlieutenant v. Verdy erhalten werden.“

des Befehls beim II. Corps für den folgenden Tag ab und begab mich auf den Rückweg, ließ jedoch zwei der mir beigegebenen Officiere zur weiteren Berichterstattung über das, was sich am folgenden Tage dort ereignen würde, beim General v Franseck zurück. In Villeneuve-le-Roi übernahm ich wiederum meine Wagenpferde, konnte aber der Einladung, mit dem Stabe dort zu essen, nicht nachkommen, da ich keine Zeit verlieren durfte. Doch schnell genug hatte der Commandant des dortigen Hauptquartiers, Premierlieutenant v Goldammer, für mich gesorgt und ich bekam während des Umspannens irgend ein Ragout oder Fricassee vorgesetzt[1]).

Gegen zehn Uhr Abends traf ich wieder beim General v. Moltke ein, der sich bereits in voller Kenntniß der Sachlage befand, bis auf meine letzte Depesche aus le Bizy-Château, welche erst in dem Augenblicke einging, als ich sein Arbeitszimmer betrat. Der General nahm mich, obgleich es schon spät geworden war, zu Seiner Majestät mit zur Berichterstattung; er selbst hielt dabei noch einen eingehenden Vortrag über die Lage.

„Am folgenden Tage kam es unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen zur zweiten Schlacht bei Villiers (Champigny), in welcher das II. und das königlich sächsische Corps, sowie württembergische Abtheilungen und solche des VI. Corps noch einen schweren Kampf durchfochten, in Folge dessen der Feind sich aber am Morgen des 3. December wieder bis in die Fortlinie zurückzog.

„Ein paar Tage darauf sagte mir bei einem Mittagessen Seine Majestät plötzlich: ‚Nun, Sie haben wieder eine schöne Geschichte losgelassen! Mein Sohn hat Mir davon erzählt!‘ Auf meine Frage, welche Geschichte Seine Majestät meinten, erhielt ich zur Antwort: ‚Der Kronprinz war am Morgen des 1. December im Begriff, zu einer Recognoscirung abzureiten, als ihm vom VI. Corps eine Depesche mit der Meldung zuging, daß bei demselben zwei Parlamentäre gefangen worden wären. Darauf hin ordnete er sofort telegraphisch an, beide Tauben nach Versailles zu schicken. Bei seiner Rückkehr am Abend findet er jedoch statt derselben die Meldung vom VI. Corps vor: „Oberstlieutenant v. Verdy hat so eben gegessen!“ —

„Hierdurch erfuhr ich wenigstens, warum das von mir am Abend des 1. Decembers in Villeneuve verzehrte Fricassée bestanden hatte.“

„Versailles, den 3. December.

„Der gestrige Tag scheint hier wieder ein recht blutiger gewesen zu sein. Einzelheiten über den Kampf sind noch nicht bekannt. Jedenfalls haben die Franzosen bedeutend verloren und müssen sehr erschüttert sein. Viel solcher Kämpfe halten sie nicht mehr aus. Auch der Kampf, der im Süden gegen

[1]) Premierlieutenant von Goldammer hatte alle auf den äußeren Dienst des Hauptquartiers des VI. Armeecorps bezügliche Angelegenheiten auf das Umsichtigste organisirt. Beispielsweise war zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit in den Straßen und zu den besonderen dienstlichen Verrichtungen bestimmten Hufaren u. s. w. von ihm eine „Brigade“ von alten Frauen, die sich allmälig wieder in der Ortschaft eingefunden hatten, formirt worden. Diese erhielten dafür Verpflegung und außerdem auch noch eine kleine Gage.

Orléans geführt worden ist, hat große Bedeutung. Aber bevor Paris nicht unterhandelt und die Loire-Armee auch jenseits der Laire verjagt werden kann, ist noch nichts entschieden. Ich weise insbesondere darauf hin, da man sonst den Telegrammen mit unseren Siegesnachrichten eine zu weit gehende Bedeutung geben könnte."

„Versailles, den 4. December.

„Die letzten Kämpfe vor Paris sind wieder außerordentlich heftig und blutig gewesen. Ich schätze unsern Verlust allein auf etwa 5000 Mann. Ob die Franzosen nun für eine Zeit hier genug haben oder an einer anderen Stelle ihr Glück versuchen wollen, ist noch nicht zu übersehen.

„Die jetzige Zeit ist recht aufreibend. Fortwährende Spannung nach verschiedenen Seiten hin, fortwährende Anregung und dabei wichtige Arbeiten und Befehle, die nicht exact genug sein können. Das Kriegführen in der Zeit der Telegraphen strengt die Nerven viel mehr an, als in früheren Jahren. Damals hörte man von einem detachirten Corps vielleicht erst in Wochen etwas und hatte mindestens vierundzwanzig Stunden Zeit, bevor man antwortete. Jetzt fragt man jeden Abend, ob von all den detachirten Abtheilungen und Corps, die an achtzig und mehr Meilen von uns entfernt sind, noch keine Nachricht da sei. Und was von ihnen eingeht, will immer sofort beantwortet sein, da die Operationen selbst der in so weiter Ferne befindlichen Corps bereits am nächsten Tage von unsern Directiven beeinflußt werden können. Allgemach fangen wir jetzt doch auch an, etwas nervös zu werden. Die gute Stimmung geht dabei indeß nicht verloren und zwischen dem Ernst fällt noch manche scherzhafte Bemerkung. Ein Divisionscommandeur, der hier sehr verständiger Weise seine Truppen so verschanzt hat, daß kaum eine Ratte mangeschaffen aus Paris heraus zu kommen vermag und der dabei natürlich alle Waldungen und Villen, die ihm im Wege standen, umlegen ließ, hat den Titel eines „Directors des Verschönerungsvereins" erhalten.

„An demselben Tage, an welchem Du mit Frau Major Stackmann zusammen warst, habe ich auch ihren Mann wieder gesprochen, und zwar bei meiner Excursion zu den Württembergern. Am folgenden Tage war er dort in dem heftigen Gefecht, es wird ihm aber nichts passirt sein, da ich es sonst wohl schon gehört hätte." (Diese Annahme traf nicht zu, er war als Generalstabsofficier der 3. Division durch ein Granatstück derartig verwundet worden, daß er zurück mußte.)

„Bei Amiens ist der Hauptmann Mayr, mein alter Schüler, der im vorigen Jahre durch eine Broschure so viel Aufsehen erregte[1]), leider geblieben.

„Heute ist Sonntag, aber bisher hat sich dieser Feiertag bei uns noch nicht von den anderen Tagen unterschieden. Es fängt jetzt an, ordentlich kalt zu werden, und die verdammte Kanonenheizung behagt mir gar nicht. Dabei zieht es überall. Jetzt ist es auch Zeit, daß ich Wintersachen herbekomme."

[1]) „Taktische Rückblicke."

„Versailles, den 5. December.

„Das Gespenst von Orléans, die Loire-Armee, scheint nach den heute Nacht hier eingegangenen Telegrammen über die Fortschritte des Prinzen Friedrich Karl zusammenzufallen. Das war vorauszusehen, sobald man nur erst ordentlich zusassen konnte.

Wahrscheinlich werden wir nächstens Jemanden nach Paris hineinschicken und den Herren Parisern unsere Erfolge an der Loire mittheilen, wobei vielleicht die Frage gestellt werden könnte, ob sie nun des Blutvergießens satt wären.

„Was Seine Majestät betrifft, so sieht der König wohler aus denn je und befindet sich in sehr guter Stimmung."

„Versailles, den 5. December, Abends.

Berlin wird sich wohl über die letzten Telegramme gefreut haben. Die gegebenen Nachrichten verdienten das wenigstens. Die Niederlage der Loire-Armee und die Wiedereinnahme von Orléans ist heute dem General Trochu mitgetheilt worden."

XV.

Nach der zweiten Schlacht von Orléans war der Rückzug der Loire-Armee nach verschiedenen Richtungen hin erfolgt. Die deutschen Truppen rückten mit einzelnen Abtheilungen über die Loire nach, während andere noch auf dem rechten Ufer die Verfolgung der abziehenden Corps bewerkstelligten. Hierbei stieß aber die stromabwärts vorrückende Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg sofort auf ernsten Widerstand, auch zeigte der Feind Truppen, die bei Orléans noch nicht gefochten hatten. In ununterbrochenen schweren und aufreibenden Kämpfen, zuletzt noch vom X. Armeecorps unterstützt, warf der Großherzog in den Tagen vom 7. bis 10. December (Schlacht von Beaugency) den Feind, der seinen Rückzug in westlicher Richtung auf le Mans nahm. Da man nicht in der Lage war, den Gegner bis in seine letzten Stützpunkte, wie Lille, Hâvre und Bourges zu verfolgen, wurde unter dem 17. December seitens des Großen Hauptquartiers darauf hingewiesen, daß es sich jetzt nur um die Deckung der Einschließung von Paris handele. Es erhielten gleichzeitig die einzelnen Armeen bestimmte Rayons angewiesen, in welchen den Truppen die nothwendig gewordene Ruhe gewährt werden sollte. Die I. Armee hatte im Norden Rouen, Amiens und St. Quentin besetzt zu halten, die Armeeabtheilung sich im Westen um Chartres, die II. Armee um Orléans zu versammeln, letztere unter Festhalten von Blois und Gien.

Die Franzosen gaben zunächst weitere Entsatzversuche durch die Loire-Armee auf, dagegen drang ihre inzwischen formirte Nordarmee nunmehr im letzten Drittel des December vor, wurde aber am 23. und 24. in der Schlacht an der Hallue von der I. Armee zurückgewiesen.

So war gegen Ende December Alles in bester Ordnung, als verschiedene Anzeichen darauf deuteten, daß französischerseits Operationen eingeleitet wurden, welche den Schwerpunkt auf den östlichen Theil des Kriegsschauplatzes verlegten, wo General v. Werder die Belagerung von Belfort deckte.

Vor Paris herrschte bis zum 20 December ziemliche Ruhe, am folgenden Tage wurde zwar wieder ein großer Ausfall der Garnison gegen le Bourget unternommen, aber auch dieser erfolgreich zurückgewiesen, ebenso erging es einem am 22. December im Marnethale vereinzelten Vorstoß. Nun aber änderten auch hier die Franzosen ihr bisher beobachtetes Verfahren, indem sie nicht nur den vorgeschobenen Posten des Mont-Avron im Osten stark befestigten und mit mehr als 70 Geschützen armirten, sondern auch gegen Norden mit Sappenarbeiten und der Anlage schwerer Batterien vorgingen. Hierdurch wurde es auch für uns geboten, zu anderen Maßregeln zu greifen.

Aus einzelnen Notizen während dieser Periode sei Folgendes erwähnt:

„Versailles, den 8. December.

„Die Angelegenheiten gehen nach Wunsch. Der Großherzog von Mecklenburg marschirt auf Tours, nur sind seine Truppen sehr zusammengeschmolzen. Doch wird er sich wohl in den Besitz der Stadt setzen. Die Vertreibung der Regierung aus derselben könnte Eindruck in Frankreich hervorbringen."

„Versailles, den 9. December.

„Also gestern wieder ein heißer Kampf an der Laire bei Beaugency, an der Straße Orléans—Tours, mit glücklichem Erfolge! Das ist so weit ganz gut, aber die Regierung muß von Tours verjagt werden! Die Truppen des Großherzogs werden allerdings nach den übergroßen Anstrengungen der letzten Tage bald am Ende ihrer Kräfte angekommen sein. Es wird nothwendig werden, ihnen Unterstützung zu bieten. Die französische Regierung macht verzweifelte Anstrengungen sich in Tours zu behaupten [1]).

„Versailles, den 11. December.

„Beim Großherzog war gestern wieder Gefecht. Der Feind griff an, wurde aber abgewiesen. Nur sind die Truppen hierdurch aufs Neue um die so nöthige Ruhe gebracht worden. Moltke sagte beim Lesen der darauf bezüglichen Depesche: „Immer Siege und Siege! Man braucht die braven Truppen nur an die richtige Stelle zu bringen und kann dann ruhig schlafen! Selbst vor dem letzten Trainsoldaten muß man seine Mütze abnehmen!" Voraussichtlich sind heute und morgen die erforderlichen Unterstützungen zur Stelle, und dann kann mit den sämmtlichen Corps an diesem Punkt abgerechnet werden. Ich hoffe, daß dies schnell genug geht, damit wir rechtzeitig wieder Truppen verfügbar bekommen gegen diejenigen Corps der Loire-Armee, welche von Orléans in anderer Richtung abgezogen sind."

„Versailles, den 12. December.

„Heute ist es so glatt auf den Straßen, daß man nicht weiß, wie man fortkommen soll. Für die Operationen entstehen daraus große Schwierigkeiten."

[1]) Thatsächlich siedelte der in Tours abgewiesene Theil der französischen Machthaber nach Bordeaux über. Von einer Besitznahme von Tours wurde deshalb Abstand genommen, um sich nicht zu sehr auszudehnen.

„Versailles, den 13. December.

„Im Norden sind die Franzosen wieder sehr rührig, wir müssen uns nach dieser Richtung hin vorsehen, sonst könnten sie unsere Verbindungen einmal gründlich stören. Es hätte zwar für die Sache nicht viel zu sagen, wohl aber wäre es unangenehm, wenn unsere Beziehungen mit der Heimath einige Tage unterbrochen würden."

In Folge mehrerer, in Berliner Zeitungen über Parlamentiren vor Paris gemachten Bemerkungen berührte ich diesen Punkt in meiner nächsten Correspondenz:

„Versailles, den 14. December.

„Der ganze Unsinn knüpft sich an den Brief an, welchen unser General en Chef geschrieben und in dem er ihm die Niederlage der Loire-Armee angezeigt hat. Dieser Brief wurde durch den gewöhnlichen Parlamentärposten abgegeben. Die Verbindung für das Parlamentiren ist bei Sèvre, wo die Seine zwischen den beiderseitigen Vorposten fließt, stehend eingerichtet. Eine von uns auf der sogenannten Kronprinzen-Schanze im Bedarfsfalle aufgehißte weiße Flagge gibt das Signal, worauf von französischer Seite ein Kahn mit einem Officier herüberkommt.

„Gestern beim Diner fragte mich Seine Majestät gleich beim Eintreten, „Wie viel Geschütze sind in Montmedy genommen worden? Sie müssen das wissen." Nun hatten wir erst zwei Stunden vorher eine Depesche von dort erhalten, welche meldete, „Fall von Montmedy noch nicht annähernd zu bestimmen, da starker Nebel die Beobachtung der Schüsse hinderte." Jetzt hatte Seine Majestät eine eben bei ihm eingegangene Depesche in der Hand, die Frage ließ mich daher vermuthen, daß Montmedy gefallen und in dem neuen Telegramm die Zahl der genommenen Geschütze angegeben sei. Ich konnte mithin unter Hinweis auf den in der ersten Depesche erwähnten starken Nebel antworten: „Der Nebel war so dicht, ich konnte die genommenen Geschütze nicht zählen," worauf Seine Majestät lächelnd entgegnete: „Na, es gibt aber doch Leute, die auch im Nebel sehen können. Lesen Sie nur diese Depesche." Auch Prinz Karl zeigte sich wie immer, sehr gütig für mich; er sprach wieder von den Tagen seiner Kindheit und erzählte, wie meine Großmutter, die damals Hofdame der Prinzessin Luise war, stets so freundlich und liebevoll zu ihm gewesen sei."

„Versailles, den 19. December.

„Schon vorgestern Abend kam die Deputation hier an, welche von Berlin in Bezug auf die Annahme der Kaiserkrone abgesandt worden ist. Ich sprach den Herzog von Ujest, Herrn v. Unruh, Rothschild, Romberg u. s. w. Vetter Puttkamer, der ebenfalls eintraf, schickte ich mit dem Schlachtenwagen nach dem Wasserthurm von Marly, damit er wenigstens etwas von Paris zu sehen bekäme, doch mußte ich mir von Brandenstein hierzu noch ein Pferd borgen, da drei meiner Wagenpferde krank waren. Auch Krause's bestes Pferd, für das er hundert Friedrichsd'or gegeben ist plötzlich gefallen."

„Versailles, den 21. December

Stosch ist vom Großherzog von Mecklenburg heute hier wieder eingetroffen. Er hat dort ausgezeichnete Dienste geleistet und einen wesentlichen Antheil an den großen Erfolgen. Moltke begrüßte ihn auf das herzlichste. „Wir haben Ihre starke Hand dort stets durchgefühlt." Alfred Waldersee wird seine Stelle beim Großherzog übernehmen.

„Die Forts feuern sehr heftig. Fortwährend gehen Meldungen ein und es scheint, als ob der Feind heute Demonstrationen unternehmen will, um alsdann etwas Größeres an anderer Stelle auszuführen."

„Versailles, den 22. December

„Der gestrige Ausfall ist auf allen Stellen glücklich zurückgewiesen worden und zwar wie es scheint mit nicht starken Verlusten unsererseits. Nur sind wir nicht recht sicher ob die Franzosen nicht noch einen größeren Ausfall auf heute oder morgen in Aussicht haben, denn was sie gestern vornahmen war nicht energisch genug.

„Am heiligen Abend werden wir Alle uns im Bureau einen Baum ausputzen wozu ein jeder zehn Francs beigesteuert hat, Burt kauft die Geschenke dazu ein. Ich habe für Krause, den gewiegten Kenner der französischen Armee, der uns über alle die Neuorganisationen so schnell und trefflich in Kenntniß setzte, in einem Laden ein kleines nachgemachtes Kreuz der Ehrenlegion aufgetrieben, dazu fabricirten wir ihm ein von Gambetta unterzeichnetes Decret welches seine Verdienste „um die französische Armee" feiert. Das soll er als Weihnachtsgeschenk von mir erhalten.

„Für den ersten Weihnachtsfeiertag beabsichtige ich eine große Soirée in meiner Wohnung zu geben, denn es sind zum Fest so viel Liebesgaben für uns Alle und insbesondere auch für mich eingegangen daß die aufgespeicherten Kisten im Vorraum des Bureaus kaum noch den Eintritt in daselbe gestatten. Auch Galbammer, der von diesem Fest gehört und zum Befehlsempfange hier eingetroffen war, brachte ein Reh, zwei Hasen, einen Hammelrücken und außerdem noch einen ganzen Waschkorb voll allerlei Eßwaaren mit.

„Deine Weihnachtskiste erkannte ich sofort und das erste was ich auspackte und worüber ich mich freuen konnte, war das kleine Weihnachtsbäumchen, das Du beforgt hattest. Denn folgten all' die übrigen schönen Sachen so viel daß ich ordentlich Buch darüber führen muß. In anderen Kisten und Kistchen befanden sich Photographien, die auf den Krieg Bezug hatten, der neue Kladderadatschkalender, ein weiterer Weihnachtsbaum, dessen Unterzeug zwei hübsche Emaillenknöpfe mit dem eisernen Kreuz enthielt, Cigarren verschiedene Weine, Caviar, Conserven sind in Massen angelangt.

„Am heiligen Abend versammelten wir uns Alle in den Nebenzimmern des Bureaus bis Claer und Burt die Lichter des Weihnachtsbaumes angezündet hatten. Derselbe war mit einiger Mühe beschafft worden, aber er war recht groß und hübsch und sehr nett ausgeputzt. Für Jeden befand sich in dem vom Weihnachtskinde gehaltenen Korbe zwei Loose für die Geschenke, die alle scherzhafter Natur waren. Moltke, der zuerst ein Loos nahm, gewann darauf

eine große Weihnachtsruthe, er warf sie sofort lachend wieder in den Geschenkkorb hinein und nahm sich dafür ein anderes Loos. Wir blieben dann Alle unter dem Weihnachtsbaum bei einer Punschbowle zusammen, sangen heimathliche Lieder und waren so harmlos froh, wie man es unter den obwaltenden Verhältnissen nur sein konnte."

„Versailles, den 26. December Abends.

Gestern Abend ist also das Zauberfest in unserer Wohnung sehr gut abgelaufen. Die Gesellschaft bestand aus etwa vierundzwanzig Personen. Außer unserem engeren Stabe einschließlich Stosch waren noch Keudell, Waldersee und Hahnke da. Moltke sagte scherzend: „Warum öffnen Sie nicht öfter Ihre Salons?" und späterhin: „Es ist doch eine wahre Wohlthat sich einmal so von Allem gründlich auszuruhen!"

„Ich muß Dir wohl unsere Arrangements ein wenig näher auseinandersetzen damit Du nicht glaubst, es wäre gar zu bunt hergegangen. Zunächst war die ganze Vorderfront unseres Hauses, drei zweifenstrige Zimmer und ein größeres nach hinten gelegenes geöffnet und erleuchtet worden. In einem dieser Räume befand sich das Buffet. Zwei mächtige Candelaber brannten auf demselben, in der Mitte stand ein großer von Major v. Brandt aus Berlin für Bronsart, Claer, Krause und mich geschickter Baumkuchen, oben auf demselben Dein niedliches Weihnachtsbäumchen. Rings herum befanden sich außer den großen Teller-, Messer- und Gabelgruppen, Caviar, Hummer, Sardinen, Würste in den verschiedensten Gestalten, Sardellen, Butter, saure Gurken, Pfeffergurken, Pfefferkuchen, Spickgans und einzelne kalte Braten. Burt, Keudell, Blume musicirten wunderhübsch, die Generale spielten im Hinterzimmer ihre Partie und bekamen dort jerwirt, die anderen hungrigen Menschen, welche ausnahmsweise schon um zwei Uhr dinirt hatten, stürzten gleich nach sieben Uhr auf das Buffet, das mehrmals erneuert werden mußte. Dazu gab es Punsch (Extract von Berlin geschickt). Trotz der Fülle desselben mußte schließlich doch Alles, was Krause und ich nach sonst an Trinkbarem besaßen, herbeigeschleppt und geopfert werden. Gegen zwölf Uhr nach genommenem Kaffee, verließen uns die Letzten. Es war uns Allen zu Muthe, als ob wir in einer andern Welt gewesen wären."

(Ein Schlußabschnitt folgt.)

Der Kaiser Wilhelm-Canal und seine Bedeutung.

Von
Vicеadmiral Batsch

[Nachdruck untersagt.]

An die Stelle einer bescheidenen Schiffahrtsstraße, welche Christian VII. im Jahre 1784 durch Verbindung der oberen Eider mit der Ostsee veranstaltete ist heute ein Großschiffahrtsweg getreten. Man nannte die erstere schlechtweg den Eidercanal, obwohl der Theil des Canals von Rendsburg bis Holtenau von der ganzen Länge von 172 Kilometern nur 43 Kilometer beanspruchte, während die Eider oder der von Rendsburg ab schiffbare Theil der Straße bis zur Mündung bei Tönning 129 Kilometer lang war. Die oberste Eider das ist der Theil von Rendsburg bis zur Quelle (östlich vom Bathkampsee See unweit Kiel) ist überhaupt nicht schiffbar. Der Canaltheil der Eider bestand aus fünf durch Schleusen getrennten „Haltungen", deren höchste, 15 Kilometer lang, 7 Meter über dem Spiegel der Ostsee lag, an dieselbe schlossen sich nach Osten zwei kurze Haltungen von je 2 Kilometer, nach Westen eine von 6 Kilometer und eine von 16 Kilometer Länge. Die durchschnittliche Tiefe des Canals sowie des Eiderstromes betrug etwa 4 Meter und wechselte in letzterem je nach Ebbe und Fluth. Um zur Eider und deren Nordseemündung zu gelangen wurden also die Schiffe auf dem Wege von der Ostseemündung nach Rendsburg mittelst Schleusentreppe über eine Höhe von 7 Meter hinweg gehoben. Die geringen Maße des Canals mit seinen Schleusen und des Eiderfahrwassers gestattete nur Schiffen von höchstens 250—300 Tons den Verkehr, Dampfer von solcher Größe waren überhaupt ausgeschlossen.

Auch der Herstellung dieses kleinen Canals waren im Laufe der Jahrhunderte mehrere andere Entwürfe vorausgegangen, dieselben stammten theils von den dänischen Königen des Oldenbuerger Hauses, theils von den Herzögen von Schleswig und Holstein, theils auch von den Hanseaten. Letzteren verdankt der noch heute vorhandene Stecknitz-Canal seinen Ursprung. Alle anderen Pläne aber charakterisiren sich nach dem jeweiligen politischen Einfluß ihres Urhebers, so daß die dänischen Canallinien in der Regel mehr nördlich, die schleswig-holsteinischen mehr südlich gezogen waren. Auch in England hat der

Lord-Protector Cromwell, dem gewiß ein praktischer Blick für die Schiffahrt nicht abging, eine Canalverbindung der beiden Meere zu schaffen versucht, wenngleich ohne Erfolg.

Allerdings handelte es sich vor Ausführung des Eidercanals in der Hauptsache um den Verkehr kleiner Schiffe, denen die Vermeidung des Umweges um Skagen fast Lebensfrage war.

Strategische Rücksichten sind bei keinem jener Entwürfe zur Geltung gekommen, auch nicht beim Eidercanal, auch würde die durch die Windungen des Eiderstromes bedingte Länge von 172 Kilometer der Strategie zu nachtheilig gewesen sein. Und doch ist eine strategische Benutzung nicht ausgeblieben, denn die provisorische oder schleswig-holsteinische Regierung von 1848—1851 bediente sich des Canals, um mittelst einer Anzahl kleiner Kanonenschaluppen den Dänen den Besitz der nordfriesischen oder Westsee-Inseln streitig zu machen. Auch gelang es, mittelst des Canals Kanonenboote zum Bombardement von Friedrichstadt heranzuziehen. Ebenso brachten im Feldzug von 1864—65 die Dänen eine Anzahl Kanonenboote auf dem Canal nach den Westsee-Inseln, die nachher dort abgeschnitten und genommen wurden, weil ihnen der Rückzug durch den Canal nicht mehr offen und letzterer in unserem Besitz war. Von nicht geringerem Werth erwies sich der Canal auch im Feldzuge von 1870, wo es dem Genie eines deutschen Offiziers, des verstorbenen Oberst Rode, gelang, die kleinen Schleusen des Canals für die Passage der Dampfkanonenboote nutzbar zu machen. Die Herstellung einer Vertheidigungslinie für die Jadesperre wäre ohne dieses Verfahren nicht möglich gewesen, die Flußmündungen der Nordsee hatten beim Beginn jenes Feldzuges nicht ein einziges Kanonenboot.

So hat denn der nunmehr außer Betrieb gesetzte Eiderkanal, ganz abgesehen von seiner politischen Bedeutung als Grenze zwischen den beiden Herzogthümern, auch seine strategische Geschichte, nur beruhte diese bis dahin immer auf dem Krieg zwischen Deutschland und Dänemark zuletzt Frankreich und auf der Voraussetzung, daß jenes zur See machtlos war. Nur die mangelnde Ebenbürtigkeit Deutschlands zur See gegenüber Dänemark konnte die Frage der Herzogthümer zu einer europäischen machen, und nur derselbe Mangel dem alten Eidercanal strategisches Gewicht verleihen. Im Uebrigen diente derselbe hauptsächlich der Kleinschiffahrt, darum erscheint auch sein Werth größer, je weiter man in der Zeit zurückgreift, da von Alters her bis heute mit jedem Jahrzehnt die Größe der Schiffe gewachsen ist. Derselbe Handel für den der Stadtebund der Hansa keine größeren Schiffe als zu 200 Tons hatte, wird jetzt in solchen von 3—7000 Tons betrieben. Für die letzteren sind allerdings viele Schwierigkeiten weggefallen, die der früheren kleinen Schiffahrt anhafteten.

Neben den natürlichen Erschwernissen, wie dem Weg um Skagen, hatte man noch die künstlichen, wie die von der Krone Dänemark seit Erlaß dem Pommer bis 1854 erhobenen Zölle, und die Canalentwürfe früherer Zeit richteten sich fast mehr noch gegen diese Zölle als gegen den Umweg. Unter örtlichen Erschwernissen leidet der Seehandel mehr als durch lange Entfernungen, auch wenn sie mit etwas größerer Seegefahr verbunden sind.

Indeß war der Sundzoll für Dänemark eine Lebensfrage denn nur auf Grund dieses Einkommens war das kleine Land im Stande gewesen, seine Seegeltung mittelst der Flotte auf der alten Höhe zu erhalten

So wirkte das Streben nach Unabhängigkeit von den im dänischen Besitz befindlichen Wasserstraßen und das Wachsthum der Schiffe auf die Herstellung eines deutschen Seecanals, und mit einer in der Geschichte solcher Bauwerke seltenen Präcision ist eine Straße für die Großschiffahrt jetzt fertig und dem Betriebe übergeben worden

An die Stelle eines Canals, der Schiffe von höchstens 3 Meter Tiefgang mittelst einer Schleusentreppe von 7 Meter Höhe von der Ostsee in die Eider brachte ist ein Durchstich getreten, der Schiffe von 8 Meter Tiefgang und mehr, ohne Schleusentreppe, von der Ostsee in die Unterelbe bringt Es hat dieser Durchstich zwar je ein Paar Schleusen an jedem Ende, das eine Paar bei Haltenau das andere bei Brunsbüttel, es ist dieses System aber nicht zu verwechseln mit dem System der Schleusentreppe, bei welcher das durch die Anzahl der Kammern vervielfachte Ein- und Ausbringen der Schiffe für deren Beförderung unerläßlich ist. Bei dem jetzigen Durchstich bleiben die Schiffe von einem Meere zum anderen auf demselben Niveau, und die Endschleusen dienen nur zur Ausgleichung des Wasserstandes in der Ostsee bei jeweiligen Ausnahmefällen von Hoch- und Niedrigwasser, in der Elbe bei niedrigster Ebbe und höchster Fluth Da nun in der Ostsee sowohl sehr hohe wie sehr niedrige Wasserstände zu den Ausnahmen gehören kann die dortige Schleuse fast immer offen stehen, in der Elbe dagegen muß sie geschlossen werden, sobald die Fluth über, die Ebbe unter den Stand des Canals kommt. Für die Zeit des mittleren Wasserstandes bleibt sie offen, und da der Canalstand auf 0 23 Meter unter Normal-Null (das ist dem Mittelwasser der Nordsee) angenommen ist — so kann die Schleuse in je 6¼ Stunden (das ist die Dauer der jedesmal steigenden Fluth oder fallenden Ebbe) drei bis vier Stunden lang offen stehen also freien Aus- und Eingang der Schiffe gestatten

Weil nun aber dem entsprechend doch auch eine Veränderung des Wasserspiegels im Canal eintritt und auf eine gewisse Entfernung wirkt, so hat man auch der Sohle des Canals von Rendsburg an nach der Elbe hin eine allmalig stärker werdende Neigung gegeben. In Folge dessen haben die Schiffe im Canal überall die gleiche Wassertiefe, und dies zu allen Zeiten.

Bei einer Länge von etwa 61 englischen Meilen (98 65 Kilometer) gestattet er bei mäßiger Fahrt von etwa 5—6 Knoten die Stunde eine Durchfahrtszeit von zehn bis dreizehn Stunden, Segelschiffe müssen durch Dampfer bugsirt werden, jedoch sofern sie nicht auch für die Unterelbe bis in See hinaus die Hülfe eines Dampfers in Anspruch nehmen vor Brunsbüttel ankern und günstige Strom- und Windverhältnisse abwarten. Dies ist ein Umstand, der beim Kostenpunkt eine nicht geringe Rolle spielt, und der Kostenpunkt ist es, der zum großen Theil für den Canalverkehr maßgebend sein wird

In jedem Falle bedingt derselbe Lootzengebühren für alle, Schleppgebühren für Segelschiffe. Auf Treidelu und Selbsthülfe wird man letztere nicht anweisen können, wenn die Verkehrsordnung streng gehandhabt werden soll.

Für die Berücksichtigung solcher Gebühren wird es unter allen Umständen einer Abgabe seitens der Schiffe bedürfen, und die Höhe dieser Abgabe bildet schon jetzt einen Gegenstand lebhafter Erörterungen. In Handelskreisen hat man den Zeitgewinn für Dampfschiffe auf mindestens elf Fahrtage im Jahre berechnet, für Segelschiffe auf durchschnittlich einen Monat. Schätzt man die durchschnittliche Tragkraft der den Canal benutzenden Dampfer auf etwa 700 Reg.-Tons und für jede 100 Tons pro Tag eine Gelderspparniß von 65 Mark, so ergibt das für den Dampfer einen Tagesgewinn von etwa 450 Mark. Bei Segelschiffen, deren durchschnittliche Tragkraft man auf 450 Reg.-Tons schätzt, würde es bei einem Gewinn von 16 Mark pro 100 Tons pro Tag einen Tagesgewinn von 72 Mark ergeben. Ist das der Fall, so liegt es in der Billigkeit, daß die Schiffahrt eine Abgabe trägt, denn es handelt sich nicht sowohl um eine Verzinsung der Bau- und Unterhaltungskosten, sondern namentlich um den Ersatz derjenigen Kosten, die dem Staate aus dem Betriebe erwachsen. Die Lootsen und das ganze Betriebspersonal wollen besoldet, die Schleppdampfer und andere Betriebsmittel beschafft bedient, unterhalten und mit dem Nöthigen versehen sein.

Im Voranschlag war eine Abgabe von 75 Pfennig pro Reg.-Ton vorgesehen worden, indeß hatte das Gesetz den Bundesrath ermächtigt die Allerhöchste Genehmigung vorausgesetzt den Tarif zu ändern. Das letztere ist mit der Eröffnung des Canals auch geschehen; denn man hat eine Art Differential- oder Proportionaltarif festgestellt; danach werden von Schiffen unter 600 Reg.-Tons 60 Pf. pro Ton erhoben, für jede über diese Größe hinaus gehende Tonnenzahl aber 1 Mark pro Ton. Danach würde ein Schiff von 700 Tons $600 \times 60 + 100 \times 100$ Pf., das ist = 460 Mark Durchgangszoll entrichten.

Berücksichtigt man daß der Canal 156 Millionen Mark gekostet hat, was bei 3½ Procent eine Verzinsung von 5 460 000 Mark macht, so entsteht, bei Hinzurechnung von 1 900 000 Mark Unterhaltungskosten, ein Jahresbetrag an Unkosten von 7 360 000 Mark. Der ganze Nordostseeverkehr zählt das Jahr hindurch etwa 35—36 000 Schiffe, rechnet man die Hälfte davon auf den neuen Canal, so ergibt dies eine Einnahme von etwa 4—5 Millionen Mark, rechnet man daß ¾ des gesammten Verkehrs den Canal braucht, so steigt die Einnahme auf 6 187 000 Mark, im ersteren Fall waren auf die Hälfte der Schiffe 5 000 000, im letzteren auf ¾ der Gesammtzahl 8 250 000 Tons gerechnet. Es würde also auch im letzteren Fall, der doch sicher eine Ueberschätzung darstellt, immer noch mehr als 1 Million Mark zu Lasten des Stootes verbleiben.

Wenn ausländische, namentlich englische Stimmen, es so darstellen, als würden die hohen Canalabgaben den Verkehr fern halten, so ist dies nicht berechtigt. Im alten Eidercanal belief sich die Abgabe nach Befehl auf 1 Mark pro Reg.-Ton, und ein Jahresverkehr von mehr als 4000 Schiffen hat sich dieser Abgabe unterzogen. Wenn der Verkehr auf dem alten Canal zurückging, so ist das nicht der Abgabe, sondern dem Umstande zuzuschreiben, daß die Schiffe für den Canal zu groß geworden sind. Diesem Umstande wird durch den neuen Canal abgeholfen, und es ist wohl anzunehmen, daß

Digitized by Google

ein erheblicher Theil des in großen Schiffen betriebenen nordischen und östlichen Verkehrs sich dem neuen Wege zuwendet. Dabei muß freilich berücksichtigt werden, daß beinahe 70 Procent des gesammten Ostseehandels allein auf Schweden und Rußland fallen, und daß ein großer Theil davon mit dem neuen Wege nicht viel gewinnt.

Dagegen erhalten die deutschen Ostseehäfen nach einer Angabe der „Times" jährlich für 500 000 £ englische Kohlen; für die aus den westlichen Kohlenhäfen kommenden ist dann der neue Weg entschieden ein Gewinn; für die östlichen Kohlenhäfen ist er dies nicht, und je weiter sie ihre Bestimmung nach Osten suchen, desto mehr werden sie dem alten Weg treu bleiben.

Der Gesetzentwurf hat seiner Zeit die 75 Pfennig-Abgabe damit begründet, daß die Benutzung des neuen Weges einem Dampfer 109, einem Segler 99 Pf. pro Reg.-Ton eintrage, es wird also die neueste Festsetzung von 60 Pf bis 1 Mark kaum zu bemängeln sein. Nur darf man nicht außer Acht lassen, daß die Loatsengebühren der Unterelbe noch hinzutreten. Auf die Einzelheiten des Tarifentwurfs soll hier nicht näher eingegangen werden; es genüge die Bemerkung, daß er ziemlich hoch ist, und daß er für die Canalfahrt ermäßigt werden müßte. Geht Hamburg darauf nicht ein, so wird Preußen seinen Canallootsen eine Berechtigung für die Unterelbe beilegen müssen, es empfiehlt sich dies ohnehin, damit jedes in die Ostsee bestimmte Schiff seinen Canallootsen schon an der Lootsengaloke erhalten und jedes aus dem Canal kommende ihn dort abgeben kann.

Ob nun der Theil des Gesammtverkehrs der Ostsee die Hälfte oder ob er ¾ desselben betragen wird, möge dahin gestellt bleiben, an der Zunahme der Gesammttonnenzahl jenes Verkehrs ist nicht zu zweifeln, da er dem Wachsthum des deutschen Außenhandels sicher entsprechen wird. Folgt man der neueren Statistik, so findet man für unser letztes Jahrzehnt 1885—1895 eine Verdoppelung der deutschen Ausfuhr nach China, das ist von 16 669 000 Mark im Jahre 1885 auf 33 268 000 Mark im Jahre 1895; eine Vervierfachung der Ausfuhr nach Japan, das ist von 4 570 000 Mark in 1885 auf 18 578 000 Mark in 1895, und eine Verdoppelung der Ausfuhr nach Australien, das ist von 8 000 000 Mark in 1885 auf 17 963 000 Mark in 1895 [1]).

Sehr eingehende Studien über die Aussichten des Canalverkehrs hat Herr Sartori in Kiel gemacht. Als insgesammt einlaufend in die Ostsee zählt er 932 Schiffe für den Monat October des Jahres 1891 mit 666 914 Reg.-Tons, davon rechnet er nach Lage der Abgangs- und Ankunftshäfen 49,06 Procent für Skagen und 50,94 Procent für den Canal. Als auslaufend zählt er 1267 Schiffe mit 890 795 Reg.-Tons, von denen aber nur 15,65 Procent den Weg um Skagen, 84,35 Procent dagegen den durch den neuen Canal zu nehmen haben.

Dem Ergebniß der ersten beiden Wochen nach der Eröffnung ist aus nahe liegenden Gründen kein Werth beizulegen; für die allererste Zeit empfahl es sich, nur Schiffen bis 4½ Meter Tiefgang die Fahrt zu gestatten, und erst

[1]) Nationalzeitung, Juli 1895.

von Mitte Juli ab wurden auch Schiffe von 6½ Meter zugelassen. Das hinderte indeß nicht, daß man ausnahmsweise auch einem großen Dampfer der niederländisch-amerikanischen Linie dem „Rotterdam", von 400 Fuß Länge die Durchfahrt gestattete und daß der letztere über den Verlauf seiner Durchfahrt sehr günstig berichtete.

Erweisen sich die durch amtliche Statistik begründeten Voranschläge als richtig, so würde der Dampferverkehr des neuen Canals den des Suezcanals übertreffen (1488 gegen 533 nach Sartori), eine Voraussage, der man zunächst vielleicht noch etwas skeptisch gegenüber treten darf. Die Wahrscheinlichkeit, daß es in Zukunft so sein wird, ist nicht ausgeschlossen, denn der gesammte Nordostseeverkehr wächst jährlich um mindestens 2½ Procent. Trifft dies auch nicht immer zu in der Zahl der Schiffe, so ist es doch der Fall im Tonnengehalt, es geht die Zahl der Segelschiffe zwar zurück, aber es wächst die der Dampfer. „Von 1875—1889" — sagt Dr. M. Krieke in „Die Bedeutung des Nordostsee-Canals" — „ist der Sundverkehr der Dampfer um fast 130 Procent gestiegen und die Tonnenzahl des Jahres 1889 beläuft sich fast auf das Dreifache des Verkehrs im Jahre 1877." Dies stimmt auch mit den Angaben der Herren Sartori und Beseke überein.

Man hat schon lebhafte Erörterungen gehört über mancherlei Unzuträglichkeiten in den Eigenschaften des Canals, dergleichen war bei der Neuheit zu erwarten und hat nichts auf sich. „Les Allemands" — so sagt ein Franzose in der „Revue de Paris" vom 15. Juni — „entretiendront leur Canal . . . et l'empereur, fidèle gardien de l'intérêt de l'état saura y tenir la main," das wird wohl ungefähr so sein, und es wird wohl auch in Zukunft sich bestätigen, was der Engländer L. Clowes bezüglich des Vergleiches mit dem Suezcanal sagt: „Dieser neue Wasserweg kommt ihm gegen jenen war wie eine Heerstraße gegen einen Feldweg, es gebe viele Schiffe, die den Suezcanal überhaupt nicht, es gebe aber keine Schiffe, die den Nordostsee-Canal nicht benutzen könnten"[1]).

Die vom Canal zu erwartende Hauptbedeutung zielt nun in erster Linie auf die Hebung der Industrie, in zweiter aber auch auf die der östlichen Landwirthschaft. Die Getreidezufuhr von den Landwirthschaftsdistricten des Ostens nach den Industriegegenden des Westens war bis dahin fast ausgeschlossen, der neue Wasserweg wird ihr sicherlich Vorschub leisten. Was für das Getreide von Osten nach Westen galt, das trifft auch zu für die westfälische Kohle von Westen nach Osten. Noch zutreffender würde das sein, wenn man den Dortmund- und Ems-Canal für Seeschiffe zugänglich gemacht hätte, die sich für den Küstentransport der Kohle eignelen. Wie für das Getreide, so ist für die Kohlen der Weg zwischen den Ostseehäfen und Rotterdam zu erschwerend. Er ist nur etwas über einen Pfennig pro Tonne und Kilometer billiger als per Bahn, und die Abkürzung würde diesem Verkehr zu statten kommen. Dieselbe

[1]) Dies bedarf einer Einschränkung insofern als unsere längsten Schnelldampfer in Brunsbüttel nicht eingeschleust werden können. Sie können nur die offen stehenden Schleusen passiren. In Holtenau hat das nichts auf sich, weil die dortigen Schleusen fast immer offen stehen.

Digitized by Google

beträgt von der Ostsee nach Rotterdam 287 Seemeilen, was die Zeitersparniß von einem Tag bedeutet.

Und was das Haupthülfsmittel der Industrie, die Kohle, angeht, das wird sich auch in den Erzeugnissen derselben geltend machen. Wie der Rheinverkehr in Getreide und Kohlen das südwestliche Deutschland zu dem östlichen auf dem neuen Wege in engere Beziehung bringt, und wie die Verbesserung der Mainschiffahrt bis Bamberg dies fördern wird, in eben solchem Verhältniß wächst die Zufuhr von Industrieerzeugnissen nach dem Nordosten und Osten.

Unausbleiblich ist eine enger werdende Beziehung zwischen Hamburg und den nordischen Reichen der Ostsee. Daß die Ostseehäfen, namentlich Lübeck und Stettin sich rüsten, dem die Wage zu halten, leuchtet ein. Lübeck setzt seine Hoffnungen auf den Elb-Trave-Canal; Stettin sinnt auf die Verbesserung seiner Wasserverbindung mit dem Hauptstapelplatz der norddeutschen Industrie, mit Berlin, und ein preußischer Techniker, der Regierungsbaumeister Cantag, ist mit einer Denkschrift aufgetreten, in welcher er zwar nicht einen „Seeschiffahrts“-, wohl aber einen Uebergang dazu, einen „Großschiffahrts-Canal“ per Oder nach Berlin vorschlägt. Es ist ein unverkennbarer Mangel, daß der Finow-Canal, einer der Hauptwasserwege nach Berlin, nur Fahrzeuge bis zu 170 Tons befördert. Nach Dr. Kriele's Angabe plant die Stettiner Kaufmannschaft eine Wasserverbindung mit Südost-Europa durch Canalisirung der oberen Oder und durch den Oder-Donau-Canal und hofft, auf diesem Wege dem Seeverkehr über Gibraltar einen Wettbewerb entgegensetzen zu können.

Mögen nun derartige Hoffnungen sich verwirklichen oder nicht, so viel ist sicher, daß die Abkürzung der Fahrt zwischen Ost- und Nordsee eine Steigerung des deutschen Seehandels, der Seeschiffahrt und des Seeschiffahrts-Gewerbes herbeiführt. Das ist ein Ergebniß, in welchem man die Hauptbedeutung des Canals zu erblicken hat. Von allen weit entlegenen Häfen wird die Fracht nach Stettin sortan nicht höher sein als nach Bremen und Hamburg, Danzig und Königsberg werden in Beziehungen treten zum Westen und Südwesten des Reiches, wie sie ihnen bis dahin nicht zu Theil wurden.

Soll aber das Alles erreicht werden, so wird es nöthig sein, die vom Kaiser Wilhelm-Canal gebotenen Erleichterungen im Interesse der Schiffahrt zu steigern. Den Verkehr abgabefrei zu machen, wie sie und da verlangt wird, ist unthunlich, denn der Canalbenutzer muß wenigstens die eigenen Unterhaltungskosten tragen. Von anderer Seite aber wird vorgeschlagen, die Hauptpunkte des Canals, wie Brunsbüttel, Rendsburg und Kiel mit Freilägern zu versehen und sie zu Umschlagsplätzen für den gesammten Nordostseeverkehr zu machen. Die Errichtung eines Freihafens in Kopenhagen ist dafür ein wohl zu beachtender Fingerzeig. Die dänische Hauptstadt strebt danach sich den Löwenantheil als Umschlagsplatz für den Nordostseeverkehr zu bewahren und wird Alles aufbieten, um die vom neuen Canal gewährten Erleichterungen auszugleichen.

Von Freihäfen befürchtet man zwar, daß sie dem deutschen Schiffahrtsgewerbe eine Concurrenz groß ziehen, indem fremde Schiffahrtslinien ermuntert werden, sich neu zu bilden und auch jenen hinzuziehen, die Befürchtung wird

aber beim deutschen Schiffahrtsgewerbe ebenso wenig zutreffen, wie sie beim dänischen zutreffen wird. Ein Rückgang der seemännischen Bevölkerung, wie es hie und da, namentlich in Preußen und Pommern, stattgefunden hat, ist durch andere Gründe bedingt, eine Freihafeneinrichtung hat, da sie in Preußen und Pommern nicht vorhanden ist, keinenfalls **etwas** damit zu thun.

Ohne Freibezirke sind die Ostseehäfen, namentlich solche, welche durch den Canal erst dazu gemacht werden, gegen Bremen und Hamburg zu sehr im Nachtheil, man beruft sich darauf, daß bei dem Reichszuschuß für die Freibezirke jener Städte so auch die preußischen Steuerzahler betheiligt seien, und daß daher auch andere Häfen das Recht hätten, mit Freilager berücksichtigt zu werden. Kann man das Recht der Berufung an und für sich nicht bestreiten, so wird es nach Eröffnung des Canals noch bestärkt.

Es ist nicht möglich, diese Frage hier erschöpfend zu behandeln, und es muß genügen, die Aufmerksamkeit von Neuem darauf hinzulenken, denn nicht oft genug können die Hülfsmittel des Seehandels betont und einer gesunden, wirksamen Marinepolitik das Wort geredet werden. Die persönliche Strebsamkeit unseres kaiserlichen Herrn auf diesem Gebiete erfährt manche Kritik, der jener Passion zu Grunde liegende gesunde Instinct wird dabei meistens übersehen. Ob Deutschland wieder gewinnen wird, was es verlor, „die einstige Stellung des fast ausschließlichen Vermittlers des gesammten baltischen Handelsbedarfs“ ist fraglich, einer der besten Kenner unseres mittelalterlichen Seewesens möchte sie verneinen[1]). Man kann ihm Recht geben insofern, als heute für die alten hansischen Monopole kein Raum ist, aber „der natürliche Vortheil der näheren und gesicherten Verbindung der Meere an beiden Seiten der nordalbingischen Halbinsel wird sich doch geltend machen!“

Auf die ganze Frage des viel erörterten strategischen Werthes soll hier nicht eingegangen werden. Nach den Kieler Festen überbieten sich die literarischen Strategen Englands, Frankreichs und Deutschlands in den gewagtesten Canjuncturen[2]) und zeigen, daß sie in den Tagen der Feier gelehrige Schüler waren. Nur zu häufig stützt sich die Begründung darauf gewisse Entfernungsmomente vor dem geistigen Auge des Lesers geographisch zusammenschrumpfen oder sich ausdehnen zu lassen.

Es ist zu wünschen — und diesen Wunsch auszusprechen ist nach jenen herrlichen Tagen der Feier wohl am Platze — daß die wirklichen Strategen einen unumdüsterten offenen Blick für eine tüchtige Flotte behalten.

[1]) Professor Dr Dietrich Schäfer in Tübingen, „Zur Eröffnung des Nordostsee-Canals“, Maiheft der „Preußischen Jahrbücher“.

[2]) Juli-Heft des „Nineteenth Century“, Mr Laird Clowes „Some lessons from Kiel“ 1895. — „La Revue de Paris“, ***, „Le Stratégie du Canal de Kiel“ 15 juin 1895.

Zur Erinnerung an Gustav Hirschfeld.

Von

Ernst Curtius.

[Nachdruck untersagt.]

Als im Frühling dieses Jahres das deutsche Institut in Athen die jährliche Rundreise durch den Peloponnes veranstaltete und unter unseres Dörpfeld Leitung die Versammlung in Olympia stattfand, wo unter Betheiligung aller gebildeten Nationen das Andenken an das dem Deutschen Reich gelungene Werk der Ausgrabung gefeiert wurde, da fühlten sich Alle, denen es vergönnt gewesen ist, daran Theil zu nehmen, aus weiter Zerstreuung von Neuem zu Einem Kreise vereinigt, dankbar und freudig der Jahre eingedenk, in denen sie an dem großen Friedenswerke des geeinigten Vaterlandes gemeinsam gearbeitet hatten. Nur Einer der Olympier, der theure Genosse der am 4. October 1875 den ersten Spatenstich gethan und am 8. Mai 1877 den überraschendsten aller Funde, den Hermes des Praxiteles, mit seiner Hand aus dem Schutte befreit hatte, war nicht im Stande, an der Freude des Tages Antheil zu nehmen. Schwer leidend lag er in Wiesbaden darnieder, und am Tage nach der Feier ist er aus dem Kreise der Lebenden geschieden. Der Gedanke an ihn war der Schatten, der für mich auf dem sonnigen Tage lag, sein Bild tritt mir, seit er geschieden ist, um so lebensvoller vor die Seele, und ich folge einem Zuge meines Herzens, wenn ich der Wehmuth, die mein Gemüth erfüllt, Worte zu geben suche.

Gustav Hirschfeld ist mir seit 1868 bekannt. Damals trat er, zwanzigjährig, nachdem er in Tübingen Vischer und Michaelis, in Leipzig Overbeck, Georg Curtius und Ritschl gehört hatte, in meinen Kreis. Von Anfang an zog er meine Aufmerksamkeit in besonderem Grade auf sich, denn ich erinnere mich keines Zuhörers, mit dem während seiner Studienzeit eine persönliche Umwandlung wie bei ihm vor sich gegangen ist. Bei einer ungemein raschen Auffassungsgabe und einer seltenen Gewandtheit in mündlichem und schriftlichem Ausdruck war es begreiflich, daß er von Hause aus eine gewisse Neigung fühlte, seine Gaben rasch zu verwerthen, und in gefälligen Darstellungen, die ihm ohne Mühe gelangen, weitere Kreise anzuziehen. Ich sah, wie er nach

kurzem Kampfe diese Neigung überwand, indem er sich darüber klar wurde, daß nur in gründlicher, selbständiger und zusammenhängender Forschung wahre Befriedigung für ihn zu erreichen sei. Er vertiefte sich in philologische Arbeiten, die männliche Ausdauer verlangten, er sammelte die Urkunden griechischer Künstlergeschichte, und aus der Berliner Dissertation (Mai 1860) wurde ein gelehrtes Buch, in welchem die Inschriften, mit denen die Erzgießer und Bildhauer des griechischen Alterthums ihre Werke gezeichnet haben, in lehrreicher Uebersicht zusammengestellt wurden. Er zeigte wie wohl er es verstehe aus dem Einzelnen und Kleinen in das Große und Ganze überzugehen, er beleuchtete die Unterschiede, die gewissen Zeiten und Orten eigenthümlich waren, die Fassung der Inschriften in gebundenem und ungebundenem Worte und erkannte in den Namengruppen die Ueberreste des erblichen Innungswesens, in dem das Kunsthandwerk der Alten wurzelt. Diese Studien führten ihn unmittelbar zu der Heimath der alten Künstler und den Fundorten ihrer Denkmäler hinüber, und so zog er, wohl vorbereitet schon im folgenden Jahre über die Alpen, an der Ostküste Italiens entlang wo er Ravenna und die var Kurzem eröffneten Alterthümer bei Bologna durchforschte, über Corfu und Patras nach Athen. Im August trafen wir uns auf der Brücke von Pera und machten nun zusammen die erste Reise, welche uns in Kleinasien einführte. Es war eine Reise von wenig Monaten, die aber unter glücklichen Verhältnissen ungemein reich an Anregung und Belehrung war. Adler, Stark und Heinrich Gelzer waren unsere Genossen, und durch gütige Unterstützung des Großen Generalstabs in Berlin hatten wir an Major Regely einen Begleiter, der wichtige Plätze mit sicherer Hand aufzunehmen wußte. Wir zogen von Constantinopel nach Troja und Lesbos, wir wurden in Smyrna heimisch, wir hatten das Glück, Karl Humann zu entdecken, der als türkischer Wegebaumeister in Pergamon wohnte und uns zuerst auf die Marmorwerke aufmerksam machte, die dort vermauert und verschüttet lagen. Wir machten damals, da die Eisenbahnen nur in den ersten Anfängen vorhanden waren, auf Karawanenstraßen den Weg nach der Hauptstadt Lydiens, und in Ephesos war nach langem vergeblichen Suchen endlich die richtige Spur des Artemistempels gefunden.

Diese Reise war für Hirschfeld's Lebensberuf entscheidend. Die unermüdliche Rüstigkeit seines Körpers, die praktische Gewandtheit, die Schärfe seiner Sinne, der rastlose Wissensdurst — das waren die Eigenschaften, die ihn zu einem wissenschaftlichen Reisenden in seltener Weise befähigten, und in der Freude, die er selbst am Reisen hatte, wirkte er auch auf seine Genossen wie auf Alle, mit denen wir unterwegs in Berührung kamen, belebend, erfrischend und erfreuend. Ich erinnere mich besonders lebhaft der Abende, die wir an den Dardanellen im Calvert'schen Hause zubrachten. Er wußte durch seine geselligen Gaben unsere freundlichen Wirthe auf das Anmuthigste zu unterhalten, indem er uns ganze Theaterstücke in Gesang und Recitation in anspruchloser Weise vortrug, und die vielfachen Mühseligkeiten der Reise hat er durch seine frische Laune bei Tag und bei Nacht immer auf das Liebenswürdigste zu erleichtern gewußt.

Durch glückliche Fügung wurde damals manche wichtige Thatsache alter Culturgeschichte an das Licht gezogen, Anderes blieb noch räthselhaft. Ganz besonders war gerade er mit den der heutigen Stadt gegenüber liegenden Ruinen von „Alt-Smyrna" beschäftigt, einer der ältesten Uferstädte, die wir am ägäischen Meere kennen, deren merkwürdige Gräber durchaus an Lydien erinnern und einen engen Zusammenhang dieses Hafenplatzes mit dem Reiche der Tantaliden wahrscheinlich machen. In Begleitung unseres Generalstabsofficiers hat er sich hier zuerst Uebung im Aufnehmen angeeignet. Hier ist ihm auch zuerst die Erforschung Kleinasiens und seiner Verbindungen mit dem jenseitigen Gestade als Lebensaufgabe entgegengetreten.

Zuvor war ihm ein Ueberblick der classischen Welt unentbehrlich. Um Weihnachten ging er nach Italien, und das Jahr 1872 wurde hauptsächlich auf Rom und Mittelitalien dann auf Neapel verwendet. October bis December bereiste er Sicilien, um dann 1873 im Peloponnes und Nordgriechenland seine Anschauung von Hellas zu vervollständigen. Nachdem er sich in London mit den dortigen Alterthumsschätzen vertraut gemacht hatte, unternahm er 1874 eine zweite wissenschaftliche Reise nach Kleinasien, indem er sich mit seinem Freunde, dem Baurath Eggert, verband, dessen trefflichen Zeichnungen dieser Reise eine besondere Bedeutung gaben. Sie führte ihn in die südlichen Landschaften, die nun zuerst durch deutsche Forschung mit einer Reihe von Inschriften und Denkmälern ans Licht traten. Seine der preußischen Akademie der Wissenschaften darüber eingesendeten Berichte sind in den Monatsberichten 1874. 1875. 1879 veröffentlicht.

So reiste Hirschfeld in die Zeit hinein, da wir in ganz neue Beziehungen zum classischen Boden treten sollten. Durch das deutsche Institut wurde unsere Wissenschaft in Athen heimisch, und im Juli 1875 kam der Vertrag zwischen dem Deutschen Reich und der griechischen Regierung über die Ausgrabungen in Olympia zu Stande. Da konnte ich nicht zweifeln, daß unser Hirschfeld der rechte Mann sei, um an Ort und Stelle die Arbeiten zu leiten. Im October bezog er mit dem Architekten Böttticher das Haus, das durch unseren Consul Hamburger für die deutschen Beamten in dem Olympia nächst gelegenen Dorf Druva für die deutschen Beamten erbaut und eingerichtet war. Als sicherster Anfang war die Südost-Ecke des Tempels gegeben und schon im December konnte unser Freund die Siegesgöttin des Paionios mit des Künstlers Weihinschrift als glücklichen Fund dem Vaterlande verkünden, wo alle Gebildeten von Woche zu Woche auf seine Berichte lauschten[1])

Zwei Jahre hat er dort oben gehaust. Es war eine glückliche Zeit für ihn, denn was hätte er sich Schöneres aussinnen können, als der Erste zu

[1]) Die Leser der „Deutschen Rundschau" wissen, daß auch diese Zeitschrift in Gustav Hirschfeld einen lieben und eifrigen Mitarbeiter besessen hat. Sein erster Beitrag erschien 1877, Bd XIII, S 286—324: „Olympia. Mit einer Tafel (Zeustempel in Olympia)." Außer einer Reihe gelegentlicher Mittheilungen verdanken wir ihm außerdem noch die folgenden größeren Aufsätze: „Das heutige Griechenland" (Bd XV S 122 ff), „Die Insel Cypern" (Bd XXIII S 257 ff), „Wanderungen und Wandlungen in Kleinasien" (Bd XXV S 406 ff), „Ausflug in den Norden Kleinasiens" (Bd XXXVI, S 49 ff und Bd XXXVIII, S 55 ff). Die Redaction

sein in der Leitung eines Werkes, mit dem Deutschland bis in die Hand nahm was früher nur den seemächtigen Nationen möglich gewesen war, aber nicht um Schätze für einheimische Sammlungen zu suchen, sondern nur in der reinen Absicht unsere Kenntniß einer der wichtigsten Epochen der Menschengeschichte zu bereichern. Im zweiten Jahre hatte er das Glück, seine junge Frau, die voll Verständniß den Arbeiten folgte, nach Olympia führen zu können.

Was Hirschfeld an seiner Arbeit erfreute, war auch für die Sache ein Glück. Denn seine gewissenhaft und sachkundig geführten Tagebücher sind noch heute die besten Urkunden über den Anfang des großen Werkes. Es war keine leichte Aufgabe, die Masse der Arbeiter zu beaufsichtigen und diejenigen herauszufinden, welche nicht bloß mechanische Arbeit leisteten, sondern aus den tieferen Schichten alle Fundstücke in Stein und Erz vorsichtig heraus zogen. Mit Sprache und Sitte der Neugriechen völlig vertraut, wußte er die Stimmung der ganzen Bevölkerung zu gewinnen. Rings umher begann man die Ausgrabung als eine glückliche Epoche für die Westküste Morea's anzusehen, die, bis dahin wenig beachtet, nur ihrer Korinthenfelder wegen bekannt war. Ein neues Leben erwachte in dem verödeten Alpheiosthale.

Es ist eine meiner schönsten Erinnerungen, daß ich im zweiten Jahre das junge Paar in der einsamen Wohnung längere Zeit besuchen konnte. Es war ein December voll Regen, Gewitter und Erderschütterungen, denn Olympia hat nicht den sonnigen Himmel von Attika, und der Gewitter-Zeus, der seit uralter Zeit besonders verehrt wurde, verwandelt oft den Tempelboden in einen Sumpf, der die Arbeiten erschwert und die Gesundheit gefährdet. Aber alles Ungemach wurde fröhlich überwunden, immer von Neuem tönten aus der Niederung die Freudenrufe über ein neu gefundenes Marmorbild heraus, nicht vereinzelte Kunstwerke, sondern Reihen zusammengehöriger Marmorwerke, deren Zusammenhang wir kannten, tauchten aus dem Schlamme hervor und sammelten sich von Neuem zu einem Ganzen.

Der Herbst 1877 war eine neue Epoche in Hirschfeld's Leben. Er durste nicht zu lange auf der einsamen Warte verweilen. Nachdem sein Blick sich lange auf einen engen Raum beschränkt hatte, war es ihm für die Vollendung seiner wissenschaftlichen Ausbildung ein Bedürfniß, die europäischen Sammlungen zu studiren. Im britischen Museum, dem großen Schatzhause alter Kunst, hatte er Gelegenheit, die Denkmäler Griechenlands und des Orients im Zusammenhang kennen zu lernen, er blieb auch 1877 in London, wurde dort ganz heimisch und mit Sir Charles Newton befreundet, der ihn für die Bearbeitung der in seinem Museum aufbewahrten griechischen Inschriften gewann. Nach einem längeren Aufenthalt in Paris kehrte er ins Vaterland zurück und noch ehe er sich in Leipzig habilitiren konnte, war es die philosophische Facultät von Königsberg, welche seinen Werth erkannte und durch einstimmigen Vorschlag seine Berufung veranlaßte. Dort bewährte er sich durch seine Lehrgabe und seinen Lehreifer in dem Grade, daß er schon 1880 zum ordentlichen Professor ernannt wurde. Sein begeistertes Wort zündete in der Jugend, dem Mangel an archäologischen Lehrmitteln suchte er auf alle Weise abzuhelfen, und ich erinnere mich gern, mit welcher Freude seine Zuhörer von

den Excursionen sprachen, die er mit ihnen nach Beykuhnen, dem Gute des Herrn von Farenheid, machte, dessen reiche und schön geordnete Gypssammlung er als akademischen Lehrapparat zu verwerthen wußte.

Hirschfeld's Lehrthätigkeit hatte dadurch eine besondere Bedeutung, daß er das classische Alterthum als ein Ganzes auffaßte, man merkte ihm überall in Wort und Schrift an, daß er nicht aus der Bücherstube, sondern persönlich und lebendig in die Welt der Alten eingetreten war. Darum war ihm der Bau ihrer Städte, sowie der Boden ihres Landes von ihren geistigen Schöpfungen unzertrennlich, und Niemand hat energischer als er in der Wissenschaft der Geographie, der man mehr und mehr den historischen Boden zu entziehen gesucht hat, die unvergängliche Gültigkeit der Gesichtspunkte geltend gemacht, die Karl Ritter ihr gegeben hat. Es ist ein schönes und seltenes Zeichen dieser gesunden und wahrhaft segensreichen Verbindung zwischen Archäologie, Geographie und Geschichte, daß die Königsberger Gesellschaft für Erdkunde ihn zu ihrem Vorsitzenden gewählt und auch nach seinem Tode dankbar geehrt hat.

Sein Forschungseifer ließ ihn auch als gereiften Mann nicht zu Hause. 1880 benutzte er einen Sommerurlaub, um von Ischia, wo er die Bäder gebrauchte, noch einmal das ihm so heimisch gewordene Alpheiosufer aufzusuchen, 1882 brachte er die Sommerferien im Norden von Kleinasien zu, 1886 und 1887 finden wir ihn in London, wo er rastlos, aber ohne Erfolg beschäftigt war, das in den dortigen Archiven befindliche Kartenmaterial von Kleinasien für die Wissenschaft zugänglich zu machen. 1888 trieb es ihn, um die Culturgeschichte der Mittelmeerländer im ganzen Umfang überblicken zu können, nach Spanien und 1889 ist er noch einmal nach Griechenland und Constantinopel gegangen. Er war immer bemüht gewesen, bei den gebildeten Griechen eine selbständige Theilnahme an den Arbeiten zu erwecken, die bis dahin ganz in den Händen fremder Nationen geruht hatten. Durch den Syllogos in Constantinopel verbreitete er eine kurzgefaßte Anweisung, nach welcher die in der Türkei wohnenden Griechen, die für die Alterthumskunde wichtigen Denkmäler und Ortsnamen aufzeichnen sollten, und für die Beamten am Eisenbahnbau der jetzt von Ismid nach Angora in Angriff genommen war, verfaßte er eine ausführlichere Instruction, damit auch diese Anlage für die Wissenschaft möglichst förderlich würde.

Als Hirschfeld sich am Ende seiner Wanderjahre fühlte, wurde ihm eine neue Lebensaufgabe, die er in stiller Muße durchführen konnte, indem er seine Kraft daran setzte Arbeiten Anderer, die ein Menschenalter vor ihm von ganz anderen Gesichtspunkten und mit ganz anderen Mitteln auf seinem Forschungsgebiete gewirkt hatten, in vollem Maße für die Wissenschaft zu verwerthen. Es waren die topographischen Arbeiten deutscher Officiere.

Die Keime einer neuen Anschauung von den Aufgaben der Erdkunde, die Karl Ritter gepflanzt hat, haben in militärischen Kreisen noch mehr als in der Gelehrtenwelt ein fruchtbares Gedeihen gefunden, und ich kenne kein erhebenderes Beispiel hochherziger Bescheidenheit, als daß Männer, die um das deutsche Heerwesen und unser Vaterland so musterliche Verdienste sich er-

worden haben, wie Graf Roon und Graf Moltke, als sie auf Grund ihrer diensthlichen Thätigkeit zu vollem Selbstvertrauen berechtigt waren, mit solcher Dankbarkeit der Zeiten gedacht haben, da sie als Schüler auf Ritter's Vorträge lauschten. „Wenn die Könige dan'n haben die Kärrner zu thun," schrieb Roon als Motto auf sein Lehrbuch der Geographie, und Moltke ließ die „Briefe aus der Türkei" von Karl Ritter in das Publikum einführen.

Die wissenschaftliche Verbindung militärischer Technik mit topographischer Forschung wurde von Hirschfeld in ihrem ganzen Werthe erkannt. Er wußte aus eigener Erfahrung, mit welcher Sicherheit Oberst Leake die Topographie der classischen Länder und Städte begründet hat, er hatte sich selbst in Terrainaufnahmen geübt, und es war eine merkwürdige Fügung, daß er gerade damals, als er vom eignen Wandern ausruhen wollte, mit den Briefen aus der Türkei" genauer bekannt wurde. Dadurch trat er mit dem Verfasser nach seinem Tode in ein nahes persönliches Verhältniß und ergriff mit voller Hingebung die ihm gestellte Aufgabe, die Moltkeschen Briefe, die Jahrzehnte lang weniger beachtet waren und erst nach den Kriegsthaten des Feldmarschalls neuen Glanz erlangt hatten, in sechster Auflage herauszugeben. Er erkannte seine Aufgabe darin, das aus vertraulichen Briefen entstandene Buch als ein classisches Werk dem deutschen Volke zu zu übergeben, daß die mit dem Stoffe weniger Vertrauten die alten Plane, um die es sich handelte, gemgend kennen lernten, um den Eifer zu begreifen, mit dem Moltke in Wort und Zeichnung alle Formen der Terrainbildung dargestellt hat, die für die Geschichte der alten Völker und Städte maßgebend gewesen sind.

Das Vorwort zu Moltke's Briefen ist das letzte Wort, das Hirschfeld öffentlich gesprochen, seine letzten Lebensjahre waren völlig darauf gerichtet, ohne an eigne Erfolge zu denken, den großen Kriegshelden als einen auch in historischen Wissenschaft bahnbrechenden Denker und Forscher darzustellen. Als das Vorwort zu Moltke gedruckt wurde, war Hirschfeld auf der Seereise um in Amerika Heilung von einem geheimnißvollen Uebel zu suchen, das an seinem Leben zehrte. Lange vor seinem Ende hat er sich schon als einen gefühlt, der nicht mehr der irdischen Welt angehörte und ist endlich am 20. April dieses Jahres von seinem langen Siechthum erlöst worden.

Unvollendet bleibt die Lebensarbeit aller Sterblichen, die seinige war es in besonderem Grade. Aber sie war in sich eins und bleibt unvergessen. Energischer und lebendiger als einer seiner Zeitgenossen, hat er als Forscher die Aufgabe unserer Zeit erfaßt, die Alterthumswissenschaft von dem zufälligen Maße literarischer Ueberlieferung unabhängig zu machen und im Boden des Landes mit seinen Denkmälern das gesammte Leben der Menschen zu erforschen. Sein wissenschaftliches Forschungsgebiet wurde mehr und mehr Kleinasien, das Halbinselland so groß wie Deutschland, das sich vom Orient her in das Abendland breit hinüberdehnt, im Innern ein hochgebautes Iran, mit seinen hafenreichen Gestaden aber in alle Theile des Mittelmeers vorgestreckt und seiner Welt angehörig, die Brücke des Ueberganges zwischen den Ländern des Orients und Occidents, wo die noch ungelösten Räthsel ihres Zusammenhanges ruhen. Es ist Hirschfeld nicht gelungen, zu einer zusammen-

fassenden Darstellung des Halbinsellandes vorzudringen, aber er hat überall Bahn gebrochen, alles Material verwerthend und durch neue Funde reichlich vermehrend. Die alten Felsstädte und Felsreliefs von Paphlagonien und Phrygien hat er neu beleuchtet, einzelne Städte wie Apamea und Teos in mustergültiger Weise beschrieben. Er hat die wichtigen Steinurkunden von Halikarnaß, Knidos und Milet kritisch erläutert und für die Geschichte der griechischen Schrift die neuen Ausgrabungen von Naukratis verwerthet. Mit seinem Spürsinn hat er in den Grabinschriften den Charakter der verschiedenen Zeiten und Stämme erkannt und namentlich die dem Stamm der Lykier eigenthümliche Fürsorge für die Sicherheit der Bürgergräber nachgewiesen. Mit Vorliebe hat er die Stadtsiegel und Grabformen des Allerlhuns in vergleichender Uebersicht behandelt, wie ein noch ungedruckter öffentlicher Vortrag bezeugt. Er ging gerne über die Beschreibung des Einzelnen zu allgemeineren Betrachtungen über, und da ihm mehr als irgend einem Andern eine reiche Fülle antiker Bauanlagen vor der Seele stand, über die er verfügen konnte, wie ein Grammatiker über die Formen der Sprache, so lag es ihm nahe gewisse Normen oder Typen zusammenzufassen, nach denen sich die Wahnpläße der Alten gestaltet haben. Diese Betrachtung nannte er „Typologie der griechischen Ansiedlungen', und hat sie unter diesem Namen zuerst in dem zu meinem siebzigsten Geburtstage erschienenen Sammelbande „Historisch-philologische Aufsätze" wissenschaftlich zu gestalten gesucht. Er unterschied zum Beispiel die zwischen convergirenden und divergirenden oder parallel fließenden Gewässern gelegenen Städte, er gruppirte die Städte, je nachdem sie nur auf Festigkeit oder auf Verkehr berechnet waren, die Land- und Seestädte mit der Mittelgallung derjenigen, deren „lange Mauern" ein Compromiß zwischen beiden Arten bilden. Diese Gesichtspunkte hat er später in der Zeitschrift der Gesellschaft der Erdkunde 1890 („Die Entwicklung des Stadtbildes") von einem mehr weltgeschichtlichen Standpunkte nach weiter ausgeführt. Wie die Grabformen, so verwerthete er die Stadtanlagen für vergleichende Völkergeschichte, indem er die willkürlich gemachten Städte des Orients den nach dem Bodenrelief der Heimath gewordenen in Griechenland gegenüberstellte. Hier kam er darauf, was auch Moltke als Topographen die Hauptsache war, dem Boden des Landes die Züge abzulauschen, welche die Ansiedlung bestimmt und der Menschengeschichte ihre Form gegeben haben.

Hirschfeld war von Hause aus ein durchaus moderner Mensch und durch seine körperlichen und geistigen Gaben zu vollem Genuß des Lebens geschaffen. Offen für Alles, was eine reiche Gegenwart bietet, hat er aber früh erkannt, daß man menschliches Wesen nicht verstehen könne, wenn man die Menschheit nicht auch in fernen Räumen und Zeitaltern kennen lerne. Auch als gelehrter Reisender ist er der Gegenwart nie entfremdet worden; die auf classischem Boden antäßigen Türken, Griechen und Armenier hat er nach allen ihren Lebensformen sorgfältig studirt. Er war Derjenige, der alle Kennzeichen der wachsenden Bedeutung des neugriechischen Volkes mit dem aufmerksamsten Blicke verfolgte, er war mit den hervorragenden Männern nahe befreundet und wußte den Leuten des Volks die von ihnen gelernten Klephten- und

Liebeslieder so anzustimmen, daß sie selbst erst den Reiz ihrer Volksweisen verstanden. Bei seiner frischen Gewandtheit wurde es ihm leicht, sich in fremde Kreise aller Stände und Nationalitäten einzuleben, und es gab keinen Gelehrten den man sich weniger als ihn anders als in voller Rüstigkeit und Gesundheit denken konnte.

Als Leidenden sah ich ihn zuerst im Jahre 1892, als der Chirurgen-Congreß, an dem verschiedene seiner besten Freunde theilnahmen, in Berlin tagte. Als er zu mir kam, sagte er noch in scherzhaftem Tone, er sei als „interessanter Fall" nach Berlin gekommen. Im folgenden Jahre nach der Operation ist er noch einmal bei uns gewesen, ein tiefer Ernst lag in seinen Zügen und als ich fortgerufen wurde, ließ er sich von meiner Frau noch einmal in das Zimmer führen, wo das ihm liebe Bild, von Reinhold Lepsius gemalt, an der Wand hängt, und sprach, das Auge auf das Bild gerichtet, mit leiser Stimme ein schmerzliches „Lebewohl".

Nach einem glücklichen Leben, das er voll genossen, in dem er reichlich sammeln und lernen, dann schaffen und lehren und nachdem er in Königsberg sich eine Heimath gegründet hatte, der er mit ganzer Liebe angehörte, die herrlichen Gaben, die ihm verliehen waren, ausgiebig verwerthen konnte in engeren und weiteren Kreisen nach allen Seiten Anregung, Belehrung und Freude spendend — da mußte er im Vollgefühle männlicher Kraft vom Leben Abschied nehmen und dem Ende entgegensehen, das mit steigenden Schmerzen unaufhaltsam heranrückte.

Wir vor sein wissenschaftliches Leben von den Jünglingsjahren an immer freier und glücklicher sich haben entfalten sehen, so ist auch das tiefere Leben das in der Menschenbrust ruht, in der Schule des Leidens zu höherer Vollendung gereift. Die Erfolglosigkeit aller Mittel, die versucht wurden, hat ihn nicht verbittert; er blieb dankbar für alles Gute, das ihm zu Theil geworden, für den Segen, den er in seiner Frau und seinem Sohne empfangen für die Liebe seiner Freunde und Schüler. In dem christlichen Glauben in den er aus innerem Zuge allmälig hineingewachsen war und den er im zweiten Jahre seiner Ehe auch öffentlich bekannte, fand er die Kraft der Hingebung und des Gottvertrauens, und diese Verklärung, die seiner ganzen Persönlichkeit eine höhere Weihe gab, bleibt auch der beste Trost für die, welche dem Frühvollendeten mit stiller Wehmuth nachblicken, so lange sie selbst noch auf Erden weilen.

Wer iſt muſikaliſch?

Nachgelaſſene Schrift
von
Theodor Billroth[1]).

[Nachdruck unterſagt.]

III. Die Entwicklung des Muſikaliſchen zur „Tonkunſt“.

Das Wort „Phyſiologie“ (Naturlehre — Phyſiologie des Menſchen die Lehre von den Functionen des menſchlichen Organismus —) iſt in populären Schriften neuerer Zeit vielfach auf Gegenſtände angewandt, die weit mehr auf Cultur als auf Natur Bezug haben[2]), und es iſt dadurch eine große Unklarheit über das Weſen des Urſprünglichen oder Natürlichen und ſeiner Beziehung zum Erworbenen oder Künſtlichen hervorgerufen. Ich halte es daher für nöthig, hier zu erklären, daß wir mit allem bisher (im erſten und zweiten Capitel) Geſagten am Ende unſerer „rein phyſiologiſchen“ Betrachtungen ſind inſoweit ſie in Beziehung zur Muſik ſtehen, ja, daß wir die Grenze derſelben da und dort ſchon überſchritten und das Gebiet des durch rein pſychiſche Arbeit Erworbenen geſtreift haben.

Die Seele (Pſyche) iſt nach unſeren heutigen Anſchauungen vom Körper nicht zu trennen, und die Vorgänge auf ihrem Gebiete bilden ſomit einen ſehr weſentlichen Theil der Phyſiologie. Demnach erſcheinen dieſe Vorgänge den meiſten Menſchen als beſondere, vom Körper getrennte. Ich finde das ganz begreiflich! — Die ganze Culturentwicklung des Menſchengeſchlechts, ſeine wenn auch beſchränkte Macht über manche Naturkräfte, das relative Wohlbefinden der herrſchenden Claſſen in den von ihnen geſchaffenen Geſellſchaftsformen ſind nicht nur aus dem rein phyſiologiſchen, körperlichen Kampf ums Daſein hervorgegangen, ſondern es ſind Siege, welche, zumal in hiſtoriſchen Zeiten, vorwiegend durch den Kampf mit pſychiſchen Waffen errungen wurden,

[1]) Vergl. Deutſche Rundſchau, 1894, Bd LXXXI S 79 ff. Den daſelbſt mitgetheilten beiden Abſchnitten laſſen wir hier den dritten folgen. Die Redaction.

[2]) Phyſiologie des ſocialen Körpers (Schäffle), des Rechts (Stricker), der Liebe, des Haſſes, der Ehe ꝛc. (Balzac, Stendhal, Mantegazza, Bourget) ꝛc.

die fortwährend in der Esse des menschlichen Gehirns geschmiedet werden. Man kann sich daher nicht verwundern, daß dem nicht in naturwissenschaftlichem Denken Erzogenen die Psyche als etwas ganz Besonderes Höheres, von der brutalen Kraft des Körpers Getrenntes, den Körper Beherrschendes erscheint.

Und doch ist die Seele abhängiger vom Körper als der Körper von der Seele. Was wir Wahrnehmen, Denken, Vorstellen, Bewußtsein nennen, kann ohne Gehirn nicht entstehen und nicht bestehen. Wohl aber gibt es nicht nur bei niederen Thieren, sondern auch beim Menschen unbewußte körperliche Empfindungen und körperliche Bewegungen (Reflexbewegungen) welche ohne die genannten seelischen Vorgänge wie an einer wohl construirten Maschine ablaufen.

Ich hatte es nicht für nützlich, ja bei dem jetzigen Gesellschaftszustande und seinen momentanen Strömungen geradezu für schädlich, von der Unselbständigkeit der Seele in populären Schriften zu viel Wesens zu machen, weil die Unfreiheit des Willens damit zusammenhängt. Das ganze trefflich gefugte Kunstwerk der menschlichen Gesellschaft beruht so sehr auf dem socialen Dogma unserer Willensfreiheit und der damit zusammenhängenden Verantwortlichkeit des Individuums für seine Handlungen, daß der schöne Bau in seinen Grundvesten erschüttert wurde und zusammenfallen müßte, wenn Jeder geltend machen wollte, daß all' sein Wollen und Thun nichts Anderes sei als die Consequenz von Vorgängen in seinem Körper, bedingt durch seine individuelle Körperconstitution, seinen angeborenen psycho-physischen Charakter, für den er ebenso wenig verantwortlich gemacht werden könne wie für seine Existenz. Die Entwicklung der gesammten Ethik, sowie die Entstehung der Religionen als rein psycho-physischer Nothwendigkeiten, als alleinige Consequenzen aus dem Bau und der Zusammensetzung des menschlichen Organismus verstehen zu lernen ist so eines der hohen Ziele, welches sich die moderne Forschung stellt. Doch selbst wenn wir auf diesem Wege über die allerersten Anfänge hinaus wären würde ich es für die praktische Ethik gefährlich halten, den Schleier von diesen Mysterien unseres Wissenschaftstempels vor dem Volke zu lüften.

Wir werden vielleicht noch öfter diese und ähnliche Betrachtungen streifen, wollen dieselben aber hier nicht weiter verfolgen. Ich erwähne nur, daß man sich vorläufig des Ausdruckes „psycho-physisch" oder „psycho-physiologisch" bedient nicht nur um die Zusammengehörigkeit der Eigenschaften des Körpers und der Seele, sondern auch um die Behandlung des Psychologischen mit physiologischen Methoden zu bezeichnen. Wenn also das, was ich nun noch weiter über das „Musikalische zu sagen habe, nicht mehr ins rein physiologische Gebiet gehört so fällt es doch in das Gebiet des „Psycho-Physiologischen". — Ich gehe noch weiter und ziehe auch die aus „socialen" Momenten hervorgegangenen Resultate gewisser Concessionen und Compromisse auf dem Gebiete des Musikalischen, das „Conventionelle", mit in das Gebiet des „Psycho-Physiologischen". „Conventionell" und „natürlich" bilden im gewissen Sinne Gegensätze. Wenn man aber dabei „conventionell" schlechthin

mit „unnatürlich" identificirt so ist dies schon an sich falsch, kein Geschöpf kann etwas thun, was ihm nicht durch seine natürliche Organisation zu thun möglich ist; etwas „Unnatürliches" kann überhaupt nie geschehen, auch nicht vom Menschen gedacht werden, denn der Mensch kann eben nichts Anderes denken, als was ihm die Natur (Organisation) seines Gehirns zu denken ermöglicht. Das „Conventionelle" ist das natürliche Resultat menschlicher Strebungen nach Verhältnissen, die Nutzen bringen und erfreuen; es ist eines der Resultate und zugleich eine der Bedingungen der Existenz und Förderung der menschlichen Gesellschaft, es ist ihr nicht von Tyrannen, Helden oder Göttern aufgezwungen, sondern sie legt es sich selber auf, wie Gesetz und Sitte, und wie letztere wechselt es mit seinen praktischen Consequenzen mit Ort und Zeit. Die formelle Gestaltung der Convention bedarf freilich einer zuweilen vieler Persönlichkeiten, diese sind der typische Ausdruck, gewissermaßen die Verkörperung eines noch nicht klar zum Ausdruck gekommenen Gesellschafts- oder Volkswillens in einer bestimmten Zeit. Sie werden zu Führern, zu Gesetzgebern, zu Heiden und erscheinen uns, wenn uns die geistige Strömung in einer längst vergangenen Form der Gesellschaft nicht mehr genau genug bekannt ist auch wohl als willkürliche Tyrannen trotzdem sie in Wirklichkeit die Sclaven ihres Zeitgeistes und Zeitwillens waren. Ueber das Zustandekommen der „Moden" gilt dasselbe, das Bedürfniß der Gesellschaft nach Abwechslung geht aus dem gleichen Bedürfniß des Einzelnen hervor, es tauchen bei Diesem oder Jenem Versuche auf, die Führerschaft zu übernehmen, wer schließlich den Geschmack der Majorität trifft, der wird Führer. „Modisch" und „conventionell" sind Bezeichnungen für die gleichen psycho-physiologischen Vorgänge in dem menschlichen Gesellschaftsorganismus. *In diesem Sinne gehört das „Conventionelle" auch zur Natur des Menschen und der menschlichen Gesellschaft.*

Kehren wir nach diesen Verständigungen über später häufig zu brauchende Ausdrücke zum „Musikalischen" zurück!

Es wird wohl auf keinen Widerstand stoßen, wenn wir das Gefühl für Rhythmus und die Wahrnehmungsfähigkeit von verschiedenen Tonhöhen, Tonstärken und Tonfärben, sowie die Unterscheidungsfähigkeit dieser Eigenschaften der Töne bei raschem Wechsel und beim Zusammenklingen als die physiologischen Grundbedingungen für das, was wir jetzt ‚musikalisch' nennen, hingestellt haben. — Doch fragt man sich, ist jeder Mensch, der diese Eigenschaften besitzt, deshalb beat conventionellen Sprachgebrauche nach schon als ‚musikalisch' zu bezeichnen?, ja wird das unbedingt zu verneinen sein. Besitzt wirklich jeder Mensch, wenn er nicht gerade taub geboren ist, die vorher erwähnten psycho-physischen Eigenschaften? — Diese Frage kann man nicht so ohne Weiteres bejahen. Wir können die inneren Vorgänge in einem anderen Menschen nicht direct beobachten, sondern sie nur indirect aus physischen Aeußerungen desselben erschließen, zumal aus seinen reflectorischen Bewegungen oder seinen Mit- oder Nachahmungsbewegungen.

Nehmen wir als Maßstab für das rhythmische Gefühl eines Menschen die Fähigkeit desselben, die gesehenen oder gehörten rhythmischen Bewegungen richtig mit zu machen, respective nach zu machen, so werden wir doch zuweilen, wenn auch bei Culturvölkern selten, auf Menschen treffen, welche dazu unfähig erscheinen (Refractäre). Wir haben früher darauf hingewiesen, daß es Menschen gibt, die außer Stande sind, oder wenigstens sehr schwer dazu zu bringen sind, im Rhythmus zu marschiren oder zu tanzen. Dies kann auf Ungeschicklichkeit beruhen. Eines der merkwürdigsten Beispiele war Beethoven, so eminent geschickt als Clavierspieler, soll er es nicht dazu gebracht haben im Tact zu tanzen. Auch von der Sängerin Molikun wird erzählt, daß es unmöglich war, mit ihr zu tanzen, weil sie keinen Tact hielt, dennoch hebte sie den Tanz leidenschaftlich. Bei beiden kann es ja nicht das Fehlen des rhythmischen Sinnes gewesen sein, es hätte sich gewiß durch einige Uebung beheben lassen, außer es wäre aus einer Art von Scheu hervorgegangen, sich vor anderen Menschen zu produciren. Das ist freilich sehr schwer zu beheben.

Noch viel häufiger findet man Menschen, denen es nicht möglich ist, einen vorgesungenen Ton genau nachzusingen, und welche Unterschiede von viertel oder gar halben Tönen selbst im Zusammenklange nicht wahrzunehmen behaupten. Das Falschsingen in der Oper, wo nur Wenige ihre Aufmerksamkeit vorwiegend oder allein auf die Musik concentriren, wird wohl kaum vom vierten Theil des Publicums bemerkt, das Tremoliren der Sänger und Sängerinnen von einem noch weit geringeren Theil der Zuhörer. Ein so oft, zumal bei Anfängern in der Gesangskunst, nicht ganz genaues Nachsingen eines Tones ist nicht immer ein Beweis, daß der Falschsinger „unmusikalisch" ist, es ist häufig nur die Folge eines unaufmerksamen Hörens und einer Ungeschicklichkeit in der Bewegung der Kehlkopfmuskeln und kann behoben werden, sobald die Wahrnehmungsfähigkeit für die Unreinheit des Tones überhaupt besteht oder aus ihrem Schlummer erweckt werden kann. (Das Falschsingen sonst geübter musikalischer Sänger, zumal auf der Bühne, hat meist psychische Ursachen: Aufregung, Angst, auch wohl Ueberanstrengung.) — Ob ein Ton stärker oder schwächer, ob er von einer Oboe, Violine oder einer menschlichen Stimme kommt, unterscheiden wohl die meisten Menschen. Doch es gibt Individuen, welche selbst für größere Tonunterschiede, ja selbst dafür, ob ein Ton in Verhältniß zu einem anderen höher oder tiefer ist, keine bewußte Empfindung zu haben scheinen, sie glauben ein Lied richtig nachzusingen, wenn sie nur den Rhythmus desselben wiedergeben und dabei willkürlich bald diesen, bald jenen Ton oder immer denselben Ton verwenden. Diese sind freilich hoffnungslos für die musikalische Ausbildung, dennoch können sie eine Passion für Musik haben, eine Art kindlicher Freude am Rhythmus und am Klang als solchen, wie andere Menschen eine Freude an glänzenden Farben haben, ohne deshalb auch nur im geringsten Begabung für das „Malerische" zu haben.

Erst nach dem epochemachenden Buch von Helmholtz haben sich im letzten Decennium musikalische Physiologen, Psychologen und Ohrenärzte (Preyer, Stumpf, Politzer, Urbantschitsch u. A.) mit den physio- und psychologischen

Grundlagen der Tonempfindungen und Tonverbindungen genauer und in näherer Beziehung zu unserer heutigen Musik beschäftigt. Es sind dabei höchst merkwürdige Thatsachen zum Vorschein gekommen, welche einerseits zeigen, wie enorm verschieden zumal die Unterscheidungsfähigkeit von Tonintervallen bei verschiedenen Menschen ist, andererseits wie viel sich durch systematische Uebung sogar in Betreff der Hörfähigkeit von Taubstummen (Urbantschitsch) erreichen läßt. Es würde uns viel zu sehr in Details führen, wenn wir ausführlicher darauf eingehen wollten. Nur so viel sei gesagt, daß es sich dabei viel seltener um eigentliche Fehler (angeborene Defecte und theilweise Zerstörungen) im Gehörorgan handelt, als um mangelhafte centrale Leitungen und mangelhafte Aufmerksamkeit auf complicirtere Gehörseindrücke — Ja es gibt eine vollkommene psychische Gleichgültigkeit gegen alle Tonwahrnehmungen, zumal gegen Zusammenklänge, ich möchte sagen einen harmonischen Nihilismus, eine harmonische Taubheit. Einem meiner Freunde, der gern Gesang hört und der seine musikalische Frau auch wohl zuweilen in ein Concert begleitet, fehlt jede Empfindung für das Angenehme oder Unangenehme des Zusammenklanges von Tönen. Er hat keinen anderen Eindruck von dem Anschlagen eines Dreiklangs, als von dem gleichzeitigen Anschlagen fünf neben einander liegender Töne. Ich spielte ihm nämlich die Melodie „Wir winden Dir den Jungfernkranz" in Fis-dur auf dem Clavier vor, und begleitete sie mit der linken Hand in F-dur. „Das ist uns dem Freischütz" sagte er, ich behielt nun die F-Begleitung in der linken Hand bei und spielte die Melodie in G-dur. „Bemerken Sie keinen Unterschied?" fragte ich. Er besann sich und sagte: „Ich glaube, das erste Mal hat es mir besser gefallen." — Wenn man bedenkt, daß es in einem großen Concertsaal hundert oder noch mehr Zuhörer und Zuhörerinnen gibt, welche auf diesem Standpunkte stehen, und daß es noch viel mehr Menschen gibt, welche bis auf eine Terz Alles für einen Ton halten, so daß es für sie innerhalb einer Octave höchstens vier leidlich unterscheidbare Töne, ein unrein Spielen oder Singen überhaupt nicht gibt, so ist das wohl ein etwas schauerliches Gefühl — für die Künstler. „Verlorene Liebesmüh". Doch wenn Beifall geklatscht wird, agiren die musikalischen Tauben vielleicht lebhafter mit als die wirklich Musikalischen. Bei meinem Freunde war doch ein musikalisches Moment vorhanden, nämlich das Gedächtniß für das Rhythmische: er erkannte die Melodie, als aus dem „Freischütz" entnommen, wieder. Aber auch dies Gedächtniß kann ganz fehlen, und doch wird Clavier gespielt. Ein junges Mädchen, das schon zwei Jahre lang Clavierstunden gehabt hatte, übte seit drei Wochen ein Stück von Mozart und hatte es so weit erlernt, daß sie es nun dem Lehrer vorspielen sollte. Sie kam etwas zu spät zur Stunde und fand den Lehrer am Clavier sitzend und spielend. Als er sich nicht stören ließ, fragte sie: „Was spielen Sie denn da?" Der Lehrer wandte sich verwundert um und sagte: „Das ist ja das Stück, welches Sie mir heute vorspielen sollen." „So ja!" Sie spielte nun das Stück ohne Fehler vor, und die Stunden wurden fortgesetzt. Die Dame verheirathete sich mit einem ganz musikalischen Mann. Von den drei hoch intelligenten Söhnen, welche dieser Ehe entsprossen, sind zwei absolut unmusikalisch,

der mittlere in hervorragendem Grade musikalisch — Nun noch ein Beispiel von scheinbarem Unmusikalischsein. Ein recht musikalisches Ehepaar hat einen Buben, der sich als kleines Kind nicht viel aus Musik zu machen schien. Die Mutter sang ihm, als er etwa acht Jahre alt war, Melodien vor, die er aber nicht nachzusingen vermochte, er konnte auch einen ihm auf dem Clavier angegebenen Ton nicht treffen. Die Mutter hielt ihn in Folge dessen für ganz unmusikalisch. Als der Bube gegen zwölf Jahre alt wurde, kam er, wenn die Mutter Clavier spielte, zuweilen und sagte „Das ist schön, Mama." Dann hörte man ihn auch beim Spielen ganz richtig Melodien singen, die er irgend wo gehört hatte und jetzt wünscht er Geige spielen zu lernen. Hier liegt theils eine geringe Aufmerksamkeit auf Tonesdrücke in frühester Kindheit vor theils die Ungeschicklichkeit, mit den Kehlkopfmuskeln den gehörten Ton nachzubilden, was dann wieder eine Art Scheu zur Folge hat, sich durch mißlungene Versuche lächerlich zu machen.

Diese drei Beispiele aus meiner jüngsten Erfahrung (ich habe dem Gegenstande früher keine besondere Beachtung geschenkt) zeigen wie mannigfaltig die Momente sind welche das Unmusikalischsein oder Unmusikalischscheinen bedingen.

Ich möchte sie neben den früher erwähnten „Angeborenen Rhythmus-Defecten" als „Angeborene Tonintervall-Defecte bezeichnen. Hoffentlich sind beide die gleichen, denn sonst würde die Zahl der Unmusikalischen eine erschreckend große werden, zumal noch die sehr wenig Musikalischen hinzu kommen, bei welchen sowohl Rhythmik als die Empfindung für kleinste Intervalle angeboren besteht, die aber kein Gedächtniß für Musik (nicht für zwei auf einander folgende Tacte) besitzen, und welche die Musik als solche so wenig interessirt daß sie absolut keine Freude daran haben der Tanfolge Aufmerksamkeit zu schenken. Dennoch behalten Letztere zuweilen Melodien und singen sie ziemlich richtig nach.

„Wer ist denn nun musikalisch?" Die Antwort auf diese scheinbar so einfache Frage ist eine sehr schwierige und höchst complicirte, weil die Bezeichnung „Musik" ebenso wohl von dem Schlagen eines Tamburins wie von der complicirtesten polyphonen Gestaltung eines Orchesterstückes mit Gesang gebraucht wird. Wer die eben gestellte Frage zu beantworten versucht, muß sich freilich selbst für musikalisch halten, sonst dürfte er und würde er sich auch gar nicht mit derselben beschäftigen. Schon hier kann Selbsttäuschung vorliegen, denn wir hören so oft Menschen über Dinge reden, von denen sie nichts verstehen, und doch viel zu verstehen glauben. Der Leser muß es eben darauf ankommen lassen, ob er mich für musikalisch hält und bis zu welchem Grade er mir die Berechtigung eines Urtheiles über Musik zugestehen will.

Der Begriff „Musik" ist, wie gesagt, im Laufe der Zeiten ein sehr complicirter geworden. Es gibt verschiedene Grade (fast möchte ich sagen „Arten") des „Musikalischseins", weil die „Tonkunst' aus verschiedenen Momenten zusammengesetzt ist, aus dem Rhythmischen, dem Melodischen und dem Harmonischen und in jedem dieser Momente wieder rein Technisches und eigentlich Aesthetisches liegt. Es kann Jemand mehr Empfindung, Begabung und

Interesse für das Eine wie für das Andere besitzen, ebenso wie die für bildende Künste Begabten bald mehr Interesse und Talent für Zeichnung für malerische Composition (für „Linien“) oder für Farbe oder für das rein Technische haben können. Je mehr man darüber grübelt, um so verwickelter wird das, was man heute unter „Musik“ versteht und ich kann den kühnen Versuch die oben gestellte Frage beantworten zu wollen, nur wagen, nachdem ich klar zu machen versucht habe, wie das entstanden ist, was wir heute unter „Musik“ oder „Tonkunst“ verstehen, und in welcher Weise diese Kunst auf uns wirkt. Ich folge damit nur einem wissenschaftlichen Zuge unserer Zeit, in welcher man sich bemüht, Alles, was um uns und in uns ist aus seinem Werden verstehen zu lernen und erst dann das „Immanente“ oder „Angeborene“, also das „Wunder“ walten lässt, wenn wir mit unseren Versuchen nicht weiter kommen, die Vorgänge in der Natur und um uns her in der menschlichen Gesellschaft mit unserem Empfinden, Beobachten, Denken zu begreifen. Das ist freilich meist bald genug der Fall. Dennoch sind diese Versuche die einzigen Quellen dessen, was uns neues „Wissen“ schaffen“ kann, und wir sollen uns durch die bisher relativ zum Ganzen freilich geringen Erfolge unserer Arbeit nicht entmuthigen lassen. Ob unser Verstand nothwendig Alles müsse bezwingen können, was in der Welt bestehen und geschehen könne, dafür scheint mir keine Garantie zu existiren“ (Helmholtz).

Jedes Geschöpf wendet zunächst denjenigen Sinneswahrnehmungen seine Aufmerksamkeit zu und bildet diejenigen Bewegungen aus, welche ihm einen Vortheil im Kampf ums Dasein oder eine angenehme Empfindung (ein Lustgefühl) gewähren.

Der erste Schrei des Neugeborenen ist ein rein physiologischer, sogenannter reflectorischer Vorgang, welcher ebenso wenig zum Bewusstsein kommt wie die ersten Sinnes- und Bewegungsempfindungen. Erst mit dem allmälig sich entwickelnden Bewußtsein mit der Entstehung des „Ichgefühls“ beginnt langsam die Wahrnehmung, d. h. die bewußte Unterscheidung der Empfindungen, die Aufmerksamkeit auf einzelne dieser Empfindungen, die Aushebung derselben in den inneren Blickpunkt, das Apperciprum. Das Kind kommt nach und nach durch das Muskelgefühl (d. h. durch die Empfindung des Spannungsgrades des Contractions- oder Erschlaffungsgrades seiner Muskeln) zum Bewußtsein, daß gewisse Vorgänge in ihm mit bestimmten Muskelbewegungen verbunden sind, es versucht dann diese Muskelbewegungen durch Vorstellungen aus seinem Gedächtniß selbst hervorzurufen. Gelingt dies, so hat sich bei dem kleinen Weltbürger der erste Causalitätsbegriff aus der Folge Empfindung, Wahrnehmung, Unterscheidung, Vorstellung, Wille und Bewegung in Summo also aus Erfahrung entwickelt. Er fängt an, bewußte Bewegungen auszuführen z. B. bewußt zu schreien. Dies hat einen für ihn bald wahrnehmbaren Erfolg: er bekommt in Folge seines Schreiens zu trinken und empfindet nun das höchste Lustgefühl, das er bis dahin überhaupt kennen gelernt hat, zugleich hat sich sein Causalitätsbegriff erheblich erweitert, die Association seiner Vorstellungen und Bewegungen hat ihn zu einem Schluß geführt, wenn

ich schreie, bekomme ich zu trinken. Seine Logik ist im Begriff, sich zu entwickeln

Das Kind hört indeß nicht nur Laute, die es selbst hervorbringt, es unterscheidet bald verschiedene Arten von Lauten welche Andere hervorbringen, bald lernt es die verschiedenen Tonhöhen kennen, in welchen die Menschen sprechen, bald unterscheidet es auch die verschiedenen Klangfarben der Stimmen. Ist einmal seine Aufmerksamkeit auf die Verschiedenartigkeit dieser Empfindungen rege geworden so versucht es, diese Verschiedenartigkeit für sich selbst hervorzubringen, was wiederum nur durch verschiedene von ihm empfundene Muskelbewegungen geschehen kann. Viele solcher Bewegungen sieht es und ahmt sie nach (Mundstellungen) andere findet es durch eigene Versuche Es wird besonders diejenigen Bewegungen hervorrufen und wiederholen, die ihm nützlich oder angenehm sind

Verlassen wir jetzt die Kinderstube und versuchen wir, uns erwachsene Menschen im Urzustande ihres Verkehrs mit einander vorzustellen, so dürfen wir wohl annehmen, daß sie bald herausgefunden haben, wie sehr die bewußt und absichtlich in verschiedenen Tonhöhen und in verschiedenen Timbre hervorgebrachten Laute die Verständigung durch sichtbare Gebärden des ganzen Körpers aber einzelner Theile desselben unterstützen Je mehr sich dann nach und nach der Mensch der außerordentlichen Modulationsfähigkeit seiner Stimme durch das Spiel mannigfacher empirisch gefundener Mund-, Zungen- und Gaumenbewegungen bewußt wurde (natürlich ohne über den physiologischen und physikalischen Vorgang dabei etwas zu ahnen), und je mehr praktischen Vortheil er als Gesellschaftswesen (politisches Thier, Aristoteles) davon zu ziehen lernte, um so mehr bildete er diese „Klanggebärden", die „Sprache" aus, verwendete sie im Laufe der Zeiten sogar vorwiegend zur Mittheilung, und vernachlässigte die weitere Detaillirung der sichtbaren Gebärdensprache mit anderen Körpertheilen Die sichtbaren Gebärden des gesammten Körpers, welche bei den Thieren immer noch das hauptsächlichste Mittel gegenseitiger Verständigung bilden, werden vom Culturmenschen nur noch als Unterstützung der Sprache verwendet, wenngleich sie bei einigen Völkern (z. B. Italienern) immerhin noch sehr vielfach gebraucht werden. Sie sollen endlich ganz fort bei der Verständigung durch die „Schriftsprache", welche durch den eingeübten Zwang, mit bestimmten Zeichen bestimmte Klangvorstellungen zu verbinden, beliebige Vorstellungskreise in gleicher Weise in uns hervorzurufen vermag wie die objective Wahrnehmung von Gebärden und Lauten. Nächst der Sprache selbst ist die Schrift wohl die höchste, weil praktisch für das politische Thier bedeutungsvollste Erfindung seines Geistes!

Ohne die Fähigkeit, verschiedene Klänge in verschiedenen Tonhöhen wahrzunehmen und sie hervorzubringen, wäre die Entwicklung der menschlichen Sprache unmöglich gewesen

Hätte aber die Fähigkeit, nur verschiedene Tonhöhen wahrzunehmen und hervorzubringen, nicht genügt eine reine Tonsprache zu bilden? Wäre dies nicht selbst mit einem Ton möglich gewesen? — Daran ist nicht zu zweifeln.

Eine solche Sprache hätte etwa nach Art der Telegraphenschrift gebildet werden können, die ja nur aus den verschiedenen Combinationen von Strichen und Punkten (längere und kürzere Töne) besteht, denke man sich die Punkte und Striche noch verschieden gefärbt (verschiedene Tonhöhen), so würde man über noch reichere Ausdrucksformen verfügen. Man könnte in dieser Weise hohe und tiefe Töne, rhythmisch combinirt, zur Ausbildung einer Tonsprache ohne Mitbetheiligung des Mundes, der Zunge, des Gaumens, also ohne Mitbenützung der Klangfarbe verwenden. Doch das kommt mir so vor, als wenn man die Frage aufwerfen wollte, ob der Mensch mit einem Bein und zwei Armen, oder mit zwei Beinen und einem Arm die gleiche Vollkommenheit seiner socialen Ausbildung hätte erreichen können wie bei seiner jetzigen Gestalt. Er hat nun einmal vier Extremitäten, von denen die hinteren bedeutend stärker und länger sind als die vorderen, darum geht er am bequemsten aufrecht und bildet die Arme und Hände zu allerlei ihm sonst nützlichen und angenehmen Zwecken aus. So hat der Mensch nun einmal eine Mundhöhle von großer Vielgestaltigkeit, die den meisten höheren Thieren fehlt, deren Mundspalte fast bis zu den hintersten Zähnen reicht; dadurch wird ihnen die Bildung der verschiedenen Vocale, sowie die der meisten Consonanten unmöglich. Der Mensch hat nun einmal eine ungemein bewegliche Zunge, er hat die Fähigkeit, durch sein Gaumensegel die Verbindung zwischen Mund und Nasenhöhle abzusperren, und hat durch Versuche und Erfahrung gelernt, mit allen diesen Apparaten die mannigfachsten Modulationen seiner Kehlkopftöne nicht nur hervorzubringen, sondern dieselben auch deutlich zu unterscheiden. Es war ihm **bequemer**, diese Klangfärbungsapparate bei wenig Veränderungen seiner Stimmtone zu benutzen, als letztere zu einer reinen Tonsprache auszubilden. Wir sprechen leichter als wir singen, weil das Sprechen unsere Athmungsbewegungen weit weniger behindert als das Singen, auch weil unsere Kehlkopfmuskeln leichter ermüden als die Muskeln unserer Mundhöhle ꝛc. — Ein Singen in schnellen und kurzen rhythmischen Bewegungen (Striche und Punkte), wie sie für eine reine Tonsprache erforderlich wären, wenn letztere auch nur eine unserer jetzigen Klangfarbensprache annähernde Vollkommenheit haben sollte, würde uns so oft in Collision mit unserem Athmungsrhythmus bringen, daß sie zu einer ängstlichen Qual für uns werden müßte[1]). Der Mensch könnte, wenn er müßte, durch unausgesetzte Uebung gewiß auch in dieser Richtung Unglaubliches leisten, ja sogar sich in solchem Grade daran gewöhnen, daß er das Unbequeme nicht mehr empfinden würde. Käme eine solche Art von Sprache in die Mode, wer weiß was geschähe!

Von der Sprache zum Gesang und gar zur „Musik“ ist nun noch ein weiter Weg, und doch ist meiner Ueberzeugung nach der Gesang (wenn auch

---

[1]) Die Vögel haben vorwiegend eine Tonsprache. Papageien sind durch ihre dicke, sehr bewegliche Zunge und den Bau ihrer relativ kurzen Mundhöhle für die menschliche Klangfarbensprache physiologisch begünstigt und intelligente Thiere dieser Art könnten bekanntlich dahin gebracht werden, Worte der menschlichen Sprache nachzusprechen, sowie auch das menschliche Pfeifen in verschiedenen Tonhöhen nachzuahmen.

vielleicht nicht alle Musik) aus der Sprache hervorgegangen. Ich denke mir diesen Vorgang ungefähr folgendermaßen.

In den ursprünglichen „Klanggebärden" gehören vor Allem auch die Anund Ausrufe, die Interjektionen. Mehr oder weniger langdauernde Töne werden stark und wiederholt ausgestoßen als klang-mimischer Ausdruck eines Empfindungszustandes. Dies war Anfangs wohl ein rein reflectorischer Vorgang wie der Schrei des neugebornen Kindes, wurde aber bald zu einem bewußt angewandten nützlichen Ausdrucksmittel. Bei sehr lautem Sprechen, beim öffentlichen lauten Gebet der Priester erwies es sich als besonders wirksam auf die Zuhörer, den Stimmton bald zu heben, bald zu senken; vielleicht war dies Anfangs nicht beabsichtigt und ergab sich von selbst als Folge der Anstrengung und Ermüdung der Kehlkopfmuskeln. Die meisten Menschen endigen einen Satz in tieferem Ton als sie begannen haben (Tonfall, Cadenz). Zum Hervorheben einzelner besonders wichtiger Worte und Sätze wurde die Stimme in eine höhere Tonlage gehoben, es gelang dadurch besser, die Aufmerksamkeit der Hörer zu fesseln als durch rein monotones Sprechen. Der stärker angeblasene Ton wird etwas höher, wie die Gasflamme heller wird durch stärkeren Druck in den Zuleitungsröhren. Stärkere Betonung ist zugleich unabsichtliche Tauerhöhung, doch geht der Vortragende auch oft bewußt in eine höhere Tonlage über, der Redner benutzt absichtlich verschiedene Tonhöhen, seine Sprache ist neben der Klanggebärde zugleich Tonsprache. Beim gewöhnlichen Sprechen bleiben wir etwa innerhalb einer Quint, beim erregten Sprechen benützen wir wohl eine Octav. — Die genannten Hülfsmittel des Ausdruckes wurden wohl besonders von den Priestern, den Sehern, den Propheten, den Rednern, den Erzählern benutzt, sie erwiesen sich eben nützlich für die Erreichung der angestrebten Wirkungen. Von einem derartigen pathetischen Sprechen zum halb singenden Recitiren ist ein leicht gethaner Schritt, schließlich ein kaum wahrnehmbarer Uebergang. Bald wurde fast nur noch im Sington von den Priestern gebetet. Dieser Gebrauch ging von den Griechen und Juden in die christliche Kirche über und wurde dort mannigfach ausgebildet. In allen diesen Fällen dient der Sington nur als praktisch nützliche Verstärkung des Ausdruckes. Die Sprachtöne beherrschen noch die Gesangstöne.

Näher kommen Töne und Worte dem, was wir heute „Gesang" nennen, wenn sie beide zu gleichartigen rhythmischen Gliedern verbunden werden. Damit entwickelt sich auch eines der wesentlichsten Momente für die Musik: *eine Abgliederung der Töne in bestimmten Stufenfolgen*, denn beim gewöhnlichen Sprechen kann man die Stimmtöne noch in einander übergehen lassen, ohne gerade undeutlich zu werden, das deutliche Verständniß eines Versrhythmus erfordert schärfer ausgeprägte Tonstufen. Endlich bringt der Vers das Allerwichtigste für die Form der Musik mit sich: die Wiederholung gleicher oder ähnlicher kleiner oder größerer rhythmisch gestalteter Glieder. Der einzelne Versfuß gleicht dem musikalischen Tact, die Verszeile (Stichos) dem Melodiengliede, aber „Metra", eine Gruppe von Verszeilen einer „Melodie" einem „Melos" im griechischen Sinne. Aus den gesungenen Versen entsprang die Ordnung in der Tonwelt. In den Fesseln der Ton-

stufenfolge und der Rhythmik, im engeren und weiteren Sinne, ist die „Tonkunst" das, was wir heute „Musik" nennen, geboren. Mit dem Abstreifen dieser Fesseln stirbt sie als Kunst[1])

[1]) Sehr feine Bemerkungen über den gesprochenen und gesungenen Rhythmus macht bereits Aristoxenus. Er sagt nach Westphal: „In der declamirten Poesie empfinden wir zwar lebhaft den Unterschied zwischen den Hebungen und Senkungen (Thesis und Arsis) des Versfußes; aber es ist hier schwer, vielleicht unmöglich, ein bestimmtes Zeitmaß dieser beiden Abschnitte anzugeben, wie sind befriedigt, wenn die Periode eine bestimmte Anzahl Hebungen (Ictus) hören läßt, wie lang oder kurz bei der Aussprache derselben verweilt wird, das irritirt und nicht, wir gestatten uns gern und sehen darin gerade den Vorzug eines ausdrucksvollen Declamirens, daß bei solchen Silben, welche für den logischen Sinn besonders bedeutungsvoll sind, länger verweilt wird, einerlei ob durch längere dauernde Aussprache oder durch Pausen, und an welchen Stellen diese Pausen vorkommen, ist uns ebenfalls einerlei, ob am Ende des Kolon (Verszeile) oder ob innerhalb des Kolons und des Versfußes. (Man sieht daraus, daß schon bei dem Vortrag nicht gesungener griechischer Gedichte auf die Länge und Kürze der Silben, auf welche die griechische Metrik aufgebaut war, nicht immer sonderlich geachtet wurde. Anmerkung des Verfassers.)

In der Musik aber ist die Ausdehnung der Hebungen und Senkungen einem bestimmten Zeitmaße unterworfen, und ebenso sind die hier vorkommenden Pausen integrirende Theile des Rhythmus. Die Zeichen – ◡ bedeuten, daß die zweite Silbe halb so groß ist wie die erste, also = ♩ ♪ oder ♪ ♪. Einen absoluten Werth haben sie nicht. (Außer wenn derselbe durch das Metronom bestimmt wird. Anm. des Verfassers.) Die einmal beim Beginn des Stückes angenommenen Werthe des Rhythmus bleiben in der Musik dieselben, während sie bei der Declamation jeden Augenblick beliebig geändert werden können. Beim gesungenen Liedervortrag ist der Tempowechsel der kleinsten Tacttheile (des Chronos protos) fast die Regel geworden, diese Art von Gesang kommt eben dadurch dem Sprechen nahe, doch darf die musikalische Rhythmik nie so vernachlässigt werden, daß sie dem Hörer unverständlich wird. Darin beruht eine große Kunst des Sängers.

Der freie instrumentale „Vortrag einer Gesangsmelodie" beruht darauf, daß er sich metrische Freiheiten erlaubt, wie der Sänger, gleichsam als wollte er Worte spielen, und wirkt gerade dadurch oft sehr lebendig, macht einen gesangsmäßigen Eindruck. Eine Uebertreibung des Vortrages nach dieser Richtung ist geschmacklos; sie kann leicht unmusikalisch werden. Die sogenannte Phrasirung muß trotz aller Freiheit immer einfach, klar und musikalisch sein, nie den Hörer über die Tactart in Zweifel lassen. Liszt, Rubinstein, Joachim waren und sind Meister in dieser Art des Vortrages. Moderne Musik wie Chopin und Schumann u. A. können viel wortartigeren Vortrag aushalten. Bei Bach und Händel, auch bei Mozart, Brahms und R. Wagner wirkt diese Art des Vortrages geradezu geschmacklos. Diese Componisten behandeln die componirten Verse metrisch und musikalisch-rhythmisch so correct, wie es der moderne Geschmack zuläßt, wenn ich damit auch nicht sagen will, daß sie nach dem Metronom abgesungen werden sollen. Jeder Componist will nach seinem Stil behandelt sein. Ein vernünftiger Schauspieler spielt und spricht ja auch nicht Shakespeare wie Dumas. So singt ein vernünftiger Sänger Händel anders als Massenet. Wer sich darin verrennt, das einfachste Lied mit pointirtem Hervorheben jedes Wortes und Verses des Gedichtes, wie er sich einbildet, effectvoll für die Masse eines Concertpublicums (also für die Unmusikalischen oder wenig Musikalischen) herauszuarbeiten, producirt oft eine musikalische Carricatur. Wer nur einfach rein musikalisch vorträgt, ohne viel Rücksicht auf den Text, kann bei dem Vortrage einer Händel'schen oder Mozart'schen Arie den Musikkennern einen großen Genuß bereiten, wird aber den größten Theil des Publicums ganz kalt lassen, um so mehr, wenn er beim Liedervortrag auch nur das rein Musikalische zur Geltung bringt oder bringen will. Die richtige Mitte da zu halten hängt von dem Charakter des Sängers ab, an welchem sich etwas durch häufiges Hören anderer guter Sänger und dann auch durch einen guten Gesanglehrer ändern, d. h. theils abdämpfen, theils anregen läßt. Man hört aber das Angelernte bald durch, und schließlich kommt der Charakter

Da man in jeder Musikgeschichte die Darstellung der sogenannten alten „Tonarten“ oder „Tonleitern“ von den Griechen an bis zum Mittelalter und ihre physikalischen Erklärungen in dem classischen Werke von Helmholtz findet, so gehe ich nicht weiter darauf ein, sondern möchte nur hervorheben daß meiner Ansicht nach diese Tonleitern immer erst physikalisch untersucht und in Notenschrift fixirt wurden, nachdem sie längst in Gebrauch waren. Man componirte (wenn man dieses Wort überhaupt auf die alte rectirende Musik anwenden kann) nicht nach bestimmten Tonleitern, sondern man construirte die Tonleitern aus den vorhandenen vorwiegend durch Tradition sich erhaltenden Compositionen. Auf diese hatten aber zweifellos die Ausbildung der Sprache, zumal die Aussprache der Vocale, einen großen Einfluß. Jeder weiß, daß wir auf dem gleichen Kehlkopfton die verschiedenen Vocale aussprechen können d. h. wir können die Klangfarbe des Kehlkopftones durch die Veränderung des Mundhöhlenraumes so modificiren, daß von den verschiedenen Tönen, aus welchen der Kehlkopfton zusammengesetzt ist, bald dieser, bald jener höhere Ober- oder Unterton vorwiegend mit gehört wird. Wäre dies nicht, wenn auch nur bis zu einem gewissen Grade möglich, so könnte man die tiefstklingenden Vocale (U, O, Ao) so nur mit tiefen, die hochklingenden (Ae, E, Ue, I) nur mit hohen Kehlkopftönen sprechend singen. In der That ist es schwer, die tiefen Vocale auf hohen Tönen und die hohen Vocale auf tiefen Tönen heraus zu bringen, doch gelingt es durch Uebung.

Je nachdem nun in einer Sprache oder in einem Dialect diese oder jene reinen oder unreinen Vocale vorwollen, müssen den Sprechenden und Hörenden diese oder jene Tonfälle geläufiger werden. Fixirt man dieselben nach ihrem Klang mit Notenschrift und bringt die bei den verschiedenen Intervallen vorkommenden Töne nach ihrer Höhenfolge innerhalb des Raumes einer Octave zusammen, so erhält man die überhaupt in Verwendung vorkommenden Töne als auf einander folgende Tonstufen, als Tonleiter. Daß eine solche Tonleiter je nach der Sprache oder dem Dialect des betreffenden Volkes (lydisch, jonisch, dorisch), so selbst noch dem Geschmack eines Individuums ziemlich verschieden ausfallen mußte ist klar. Die Italiener hielten nicht mehr an den Tonleitern fest, wie sie ihnen von den Griechen und Römern überkommen waren. Die Juden-Christen brachten neue Wendungen hinzu und so entstanden immer neue Tonleitern, die endlich gar nicht mehr fixirt wurden. Die Päpste Gregor der Große und Sylvester versuchten die Neufixirung der alten Tonarten für den Kirchengesang, sowie die Fixirung einiger neuerer Tonleitern, auch kamen manche Verbesserungen in den Notirungen der Intervalle auf und zwischen den Linien hinzu, endlich der früher gebrauchten Häkchen. Doch das Alles entsprach auch nicht dem Bedürfniß nach zeitgemäß angenehm klingendem zusammengesetzten harmonischem Zusammensingen, auch war die Folgerung der vielen Tonarten sehr complicirt. Es hat noch der Einführung der Principien für

---

des Vorangehenden doch wieder zum Barocken. Nur Wenigen ist es gegeben, rasch das musikalisch Richtige für den großen Theil des Publicums zu finden; wobei noch die Persönlichkeit einen großen Antheil am Erfolg hat. In einem dunklen Concertsaal würde das Urtheil darüber anders ausfallen, das Publicum will sehen, vor Allem sich selbst!

die heutige Notenschrift durch Guido von Arezzo († 1050) nach Jahrhunderte gedauert, bis sich ein Proceß vollzog welcher aus den alten Tonleitern endlich die heutige chromatische Tonleiter entstehen ließ, innerhalb dieser wurden zwei Tonleitern ausgewählt welche sieben Tonstufen innerhalb der Octave enthielten, und welche sich nur dadurch von einander unterscheiden, daß man entweder die kleine oder große Terz benutzte (Moll und Dur). Uebrigens konnte diese Tonleiter, welche sich eben nur aus ganzen und halben Tönen in fixirter Reihenfolge zusammensetzte, von jedem beliebigen der zwölf innerhalb der Octave liegenden Halbtöne ausgehen; nur in ihrem Ausgangston (Tonica) besteht ihre Verschiedenheit. Unsere ganze Harmonik und Melodik beruht auf diesem System. Wer hat dasselbe erfunden? Es ist gewiß nicht von Einem erfunden und gewollsam octroyirt — der Papst selbst vermochte dies nicht! — sondern es hat sich aus praktischem Bedürfniß, aus Convention (im früher angedeuteten Sinne dieses Wortes) heraus gebildet. Zu seiner Fixirung bedurfte es freilich geschulter Musiker, es bedurfte bestimmter, feststehender Zeichen für jeden einzelnen Ton, bestimmter Bezeichnungen für die Tonart, d. h. für den Ausgangspunkt der Tonleiter, bestimmter Vorzeichnungen für die Erhöhung und Erniedrigung eines Tones u. s. w. Einen eigentlichen Erfinder unseres heutigen Musiksystems kennt die Geschichte nicht, es besteht erst seit wenig mehr als zwei Jahrhunderte.

Ich meine, unser heutiges Musiksystem, in welches wir hinein geboren sind, und das wir uns nur mit Hülfe historischer Studien anders denken können, hat sich ebenso allmälig entwickelt wie unsere Sprache. Luther hat in seiner Bibelübersetzung das Neuhochdeutsche (als Compromiß aus dem Süddeutschen und dem Nieder- oder Plattdeutschen hervor gegangen) nicht erfunden, es dem deutschen Volke nicht aufgezwungen, doch er hat es in dem bedeutungsvollsten und populärsten Buche als Schriftsprache fixirt, und diese Sprache, von Goethe und Schiller durch süddeutsche Worte und Wendungen erheblich bereichert, wird, eben weil sie fixirt ist, noch und noch alle Dialecte absorbiren, sie bleibt deshalb nicht starr, sondern nimmt aus den Dialecten wie aus anderen Sprachen immer neue Worte und Wendungen in ihren Fluß auf, nicht durch absichtliche Vergewaltigung seitens einzelner Schriftsteller, sondern aus einem gewissen Bedürfniß nach immer detaillirteren Bezeichnungen für alte und neue Eigenschaften und Vorgänge, sowie aus Bedürfniß nach abwechslungsvollem Klang. Wir können uns ebenso wenig wegstellen, daß unsre jetzige Tonsystem sich wesentlich ändere, wie wir uns eine wesentliche Aenderung unserer Sprache vorstellen können. Eine Tonkunst ohne Rhythmik, ohne Melodie und Harmonie, ohne eine gewisse conventionelle Ordnung wäre für unsere Empfindung keine Kunst mehr, sondern ein Aneinanderreihen von Schreien, Heulen, Toben, Weinen, Wimmern, Juchzen in Form von kürzeren oder längeren Interjectionen, gleich einem Rückfall von der jetzigen staatlichen Ordnung zum Zustand der Wilden, zum Individualismus, zur Anarchie und zum Nihilismus. Auch die Sprache ist wie die Musik ein Kunstwerk, sie kann ohne conventionelle Satzgliederung ohne eine bestimmte Reihenfolge und Ordnung des Auszudrückenden nicht gedacht werden.

Digitized by Google

Ich habe dies Alles angeführt, um dadurch meine Ansicht zu stützen daß unsere moderne Musik mit ihrer Ausbildung von Harmonie und Melodie, welche — wie uns wenigstens scheint — sich nur in unserem modernen Tonsystem zu ihrer jetzigen Höhe erheben konnte, nicht aus anatomisch-physiologischen Naturgesetzen hervorgegangen ist in keinen mathematisch-physikalischen Formeln eines Laplace'schen Geistes" (Du Bois-Reymond) begriffen werden kann, sondern daß sie aus individuellen Empfindungen und aus socialen und Culturbedürfnissen hervorgegangen ist, die ihren Ursprung freilich in wesentlichen psychophysiologischen Eigenschaften des Menschen und der menschlichen Gesellschaft haben. Die physikalischen Darstellungen der Bedingungen für unsere heutige Harmonielehre können nicht mehr beanspruchen als mathematische Erklärungsversuche für die bereits instinctiv gefundenen, angenehm (consonirend) oder unangenehm (dissonirend) auf uns wirkenden Zusammenklänge von Tönen zu sein. Das Unsichere dabei liegt darin, daß „angenehm und „unangenehm' zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Menschen ebenso variable Empfindungsqualitäten sind, wie etwa „gut und „böse. Ich kann mir nun einmal nicht vorstellen, daß das Hören einer großen Terz und noch mehr das einer kleinen Terz je als Dissonanz unangenehm empfunden werden sollte, wenn es auch vor vielen hundert Jahren von den damaligen Menschen vielleicht so empfunden worden sein mag und es nach den in Zahlen ausgedrückten Schwingungsverhältnissen so sein soll. In der Kunst heißt es: Erlaubt ist was gefällt" nämlich den Zeitgenossen, welche besondere Freude an der Kunst haben und sich dieselbe durch Studium und Uebung zu eigen machen.

Was die Differenz von Dur- und Moll-Tonarten betrifft so verbinden wir heute damit conventionell die Begriffe „fröhlich" und „traurig", eigentlich dem Worte nach hart' und „weich". Mir ist es immer so vorgekommen, als ob die älteren Tanz- und Liederlieder der Franzosen und anderer Culturnationen meist in Moll ständen. Auch scheint mir in den Volksliedern der halb civilisirten slavischen und ungarischen Nationen die Moll-Tonart vorzuherrschen, trotzdem sie auch zugleich Tanzlieder sind, ebenso in den monotonen Gesängen der Orientalen. Auch Andere haben schon diese Bemerkung gemacht. Man hat dies dahin gedeutet, daß alle uncultivirten Nationen einen vorwiegend melancholischen Charakter haben, das „Natürliche" sei die Dur-Tonart theils wegen der Zahlenverhältnisse der Schwingungen, theils wegen der unbewußt gehörten Obertöne, welche den Dur-Accord geben. Ich halte diese Erklärung für unrichtig. Meine Ansicht darüber ist folgende: Es ist bequemer kostet weniger Anstrengung der Kehlkopfmuskeln, die kleine als die große Terz und Sext zu singen, das wird jeder, selbst der geübte Sänger, zugeben. Die meisten Menschen sprechen in Moll, tragen vor oder schreien in Dur. Bei allen Sprachen (mit Ausnahme der einsilbigen) fällt die letzte Silbe meist in die kleine Terz zurück. Wenn das Volk anfängt, zu singen, weiß es natürlich nichts von einer Tonleiter und Tonart. Doch die Tonfolgen der vorhandenen Gesangsrecitationen mußten bei Aufstellung von Tonleitern hauptsächlich auf Moll führen. Jeder Mensch spricht vorwiegend in einer Tonart, ich spreche bei der gewöhnlichen Conversation in D moll, beim Vortrag

in D dur. Wenn ich mich ruhig auf den Rücken lege und ohne Anstrengung eine Scala aufwärts singe, so ist mir als Bassisten folgende am bequemsten: D, E, F, G, A, B, C (durch) ebenso abwärts. Beim Singen von Tönen, welche ihrer Höhe wegen überhaupt Anstrengung erfordern, kommt es auf ein etwas Mehr von Anstrengung nicht an; in der Höhe ist Dur und Moll in dieser Beziehung gleich. Wenn also die Ausbildung der modernen chromatischen Tonleiter mehr auf socialen und conventionellen Motiven beruht, so scheint mir die Bildung von Dur und Moll, und zumal das Vorherrschen des letzteren in den Anfängen der Musik, wie es scheint bei allen Völkern mehr rein physiologische Gründe zu haben, nämlich die geringere Anstrengung der Kehlkopfmuskeln und die Beziehung zum Tonfall der Worte.

Die Entwicklung von Kunst und Wissenschaft geht wie jede Entwicklung, wie jeder Aufbau nie sprungweise vor sich, jede weitere Zuthat, jeder Fortschritt knüpft an etwas Früheres an. Nachdem der Dreiklang einmal als eine der angenehmsten Harmonien von Vielen empfunden und als solche angenommen war, entwickelte sich daraus alles Uebrige in ziemlich consequenter Weise. Ein mathematischer Beweis, daß nur der Dreiklang gerathen konnte, und daß nur er als Ausgang eines Harmoniesystems dienen konnte, ist nicht zu führen. Wir können nur sagen, daß der Mensch im Laufe seiner Culturentwicklung eine Freude an gewissen regelmäßigen Verhältnissen in sich ausgebildet hat. Dies gilt vor Allem in der zuerst entwickelten Kunst, der Architektur und war hier allerdings von rein physikalischen Verhältnissen von den empirisch gefundenen Gesetzen der Statik abhängig. Dabei wurde das ursprünglich Nothwendige und Nützliche in den Verhältnissen des Aufbaues nach und nach zum Gewohnheitsgemäßen, zum Angenehmen, zum Schönen. Es ist aber doch eine große Differenz zwischen Gesichts- und Gehörswahrnehmungen, und ein kühner Gedanke, zu meinen, daß unser Gehörorgan das Angenehme des Zusammenklanges von Tönen nach den physikalischen Ursachen seiner Intervalle etwa mit den Abständen der Octaven bemißt, wie das Auge ein Gebäude mit einem Maßstab. Ich kann der Akustik für die Entwicklung der „Tonkunst" keine so unbedingt fundamentale Bedeutung zugestehen wie der Statik für die Architektur, denn jede Tonverbindung ist möglich, nicht aber jede Art der Zusammenfügung von Baumaterial. Ich wüßte nicht, was man physikalisch und psycho-physikalisch dagegen einwenden könnte, wenn Jemand behauptete, der Zusammenklang von C Cis D, aber C D E, aber C Cis Dis sei nur ihm der schönste, er sei für ihn Harmonie, ein Dreiklang dagegen sei ihm höchst unangenehm. Es ist nur die Frage, ein wie großes Publicum sich bildet, welches das Gleiche mit ihm empfindet oder zu empfinden vorgibt, und welches die auf Basis dieser, für ihn harmonischen Tonverbindungen componirten Stücke mit steigender und immer mehr sich verbreitenden Begeisterung anhört: einen Beweis dafür, daß eine solche Musik absolut unmöglich und unschön ist, kann man nicht. Die Majorität des Publicums entscheidet und wird, wenn es an dieser Art von Musik erzogen ist, Anderen folgen, die ihm etwas Anderes bieten. Es ist wie mit der Bildung einer Secte; sie erfolgt aus der Empfindung und Grübelei eines

Einzelnen wird aber zu einer weit verbreiteten Religion nur durch die Menge Derer, welche sich ihr anschließen. Die Empfindung des Einzelnen ist nun freilich die Theilempfindung des Ganzen in einer besonderen Form, warum aber gerade die Form, in welcher sie auftritt, wenigen oder den meisten Zeitgenossen besonders gefällt, läßt sich weder mathematisch-physikalisch noch psychophysiologisch beweisen.

Ich muß schließlich meine Ueberzeugung dahin aussprechen, daß ich die Empfindung des Harmonischen für eine im Subject allmälig entstandene conventionelle, nicht für eine ursprünglich nothwendige halte[1]).

Ebenso verhält es sich mit dem, was wir heutzutage „Melodie" nennen. Es fällt mir nicht ein, behaupten zu wollen, daß es vor der Einführung der diatonischen und chromatischen Tonleiter keine auch für uns theilweise erfreuliche Harmonie und Melodie gegeben habe. Stammen doch beide Worte aus dem Griechischen und bezeichneten schon zur Zeit ihrer ersten Verwendung gewisse, dem Ohr angenehme Zusammenklänge und Tonfolgen. Ob wir aber Alles, was die Griechen „melodisch" (von Melos, Gesang) genannt haben, heute noch als angenehme Tonfolge empfinden würden, ist wohl sehr zweifelhaft. Dies gilt ebenso von der mittelalterigen Musik. Ja selbst manche von Luther fixirten protestantischen Choräle, bestimmt, von der Gemeinde mitgesungen zu werden und häufig weltlichen Volksliedern entnommen, machen uns kaum noch einen „melodischen" (ebenso wenig wie die Worte einen „poetischen") Eindruck. Es gehört die Erinnerung an die Kindheit und an den Eindruck, den der protestantische Gottesdienst auf die junge Seele gemacht hat dazu, um bei manchen dieser Choräle warm zu empfinden. Ein Katholik wird sich überhaupt schwer in das Mitsingen der ganzen Gemeinde finden, ebenso wie ein Protestant schwer Fühlung zur Messe und zur Meßmusik finden wird. Wer Gelegenheit sucht, sich musikalisch auszubilden, wird nicht umhin

[1]) Ein Ohrenzeuge (Wittman, in der „Neuen freien Presse") berichtet folgendermaßen über die chinesische Theatermusik: Der als Primadonna costümirte Staar singt eine Arie. „Das geht nun freilich beinahe über das, was ein europäisches Ohr zu ertragen vermag. Wir begreifen einfach nicht, daß man eine solche Stimmverquetschung Gesang heißen kann. So krächzt ein Rabe, so miaut eine Katze, so knarrt die Thür in den Angeln, so ächzt die dürre Stiefelsohle, so quickt ein Ferkel, so quietscht das Rad im Hemmschuh, so rätscht die Osterschnarre des Gassenjungen — so singt kein Mensch." — „Uebrigens pausirt das Orchester höchst selten. Die Vorstellung wird fast unausgesetzt melodramatisch begleitet. Höhere dramatische Momente werden natürlich ausführlicher behandelt, vor Allem Schlacht und Kampf. Dann arbeiten diese Spielleute wie besessen. Die Becken schwirren, das Tamtam dröhnt, die Pfeifen schrillen, die Fideln winseln. Alles weitert und scheppert wild durcheinander, und über das Ganze hin rasselt die fürchterliche Kesselpaute, als ob der Wahnsinn den Klappel schwänge. Von harmonischem Zusammenhang keine Spur. Hier verschwört sich der Genius der Dissonanz mit allen musikhassenden bösen Feen, um eine Symphonie von Geneltönen ins Leben zu rufen, von denen man sich schlechterdings keine Vorstellung machen kann." Die Chinesen sind das älteste Culturvolk und haben an ihrer Musik dieselbe Freude, wie wir an der unsrigen. Wer hat recht? Beide, ein Compromiß ist da nicht zu schließen. Unser Berichterstatter sagt noch hinzu: „In der lebendigen Gegenwart macht es (das Theater) den Eindruck einer greisenhaften Kunst des kindisch gewordenen Alters." Wird das auch das Ende unseres Theaters, unserer Kunst sein?

können, sich in beide Formen des christlichen Kirchengesanges hinein zu leben, und wird auch in beiden das Melodische zu finden wissen, doch es bedarf dazu immer einer Art historischer Anpassung. Was bezeichnet nun für uns der Ausdruck „Melodie“? Man pflegt gewöhnlich zu sagen: „eine rhythmisch gegliederte, dem Ohr angenehme Folge von Tönen.“ Im Allgemeinen ist dagegen vorläufig nichts einzuwenden, und wir wollen etwas näher darauf eingehen.

Ich habe schon früher hervorgehoben, daß die Musik sich hauptsächlich dadurch zu einer „Tonkunst“ entwickelte, daß sie sich an solche Wortgedanken anschloß, welche in Versen rhythmisch gegliedert waren, sie war dadurch an eine bestimmte Form rhythmischer Wiederholung gebunden. Sang man die Musik ohne Worte, oder spielte man sie auf einem Instrumente, so hatte man eine rhythmisch geordnete Tonfolge, eine „Melodie“, die wohl noch die Spuren des Sprachtonfalls an sich trug, doch für sich allein bestehen konnte. So entstand die gesamte absolute Musik, die Musik ohne Worte. Ich hörte von einer etwas civilisirteren Zigeunercapelle, wenn ich nicht irre in Großwardein einige Czardas, die mir besonders gefielen, da man mir sagte, es seien Compositionen des ersten Geigers, so fragte ich ihn, ob er sie habe drucken lassen, worauf er erwiderte „Nach nicht ich muß erst Texte dazu suchen.“ Auf vorhandene allbekannte Tanzlied-Melodien von einem bestimmten Rhythmus machen witzige Menschen im Volke oft genug neue Verse; die improvisirten Vierzeiligen rufen beim Volke ganz dasselbe Vergnügen hervor wie die improvisirten Couplets beim Theaterpublicum. So geht jetzt bald die Musik, bald das Wort voraus, daß aber Anfangs das Wort der Krystallisationspunkt für die Musik war, halte ich dennoch fest. Wenn sich die der Worte und Verse wegen rhythmisch gegliederten Tonfolgen vom Wort lösten, nach und nach selbständig machten, und sich dann auch allmälig vom Wort unabhängig tönende, verschiedenartig gegliederte Formen ausbildeten, so ist dies wohl ebenso verständlich, als daß sich weiterhin auch neue Sprachrhythmen ohne Rücksicht auf Töne entwickelten. Die Formen der vom Wort abgelösten Tonkunst erreichten nach und nach eine gewisse Selbstständigkeit und fanden die neuen Bedingungen ihrer Entwicklung in dem neuen Material. So entstand die selbständige Instrumentalmusik. Ihre Herkunft von Gebet-, Marsch-, Tanz-, Arbeitsgesang ist in den Formen unserer modernen Instrumentalmusik noch sehr deutlich zu erkennen. Die Suiten Bach's sind aus Tanzlieder-Musik zusammengesetzt. Courante, Sarabande, Passacaglia, Gavotte, Menuett, Gigue. Das Menuett hat sich bis in die neuesten Zeiten in Sonaten und Symphonien erhalten. Auch Märsche kommen noch in der ernsten Concertmusik vor, zumal Trauermärsche. Die Rhythmen der Reiterlieder, Wanderlieder, Dreschlieder, Schmiedelieder, Matrosenlieder (beim Aufziehen der Ankertaue), Spinnlieder, Schnitterlieder u. s. w. sind aus den rhythmischen Bewegungen des Körpers hervorgegangen, ihnen angepaßt. Wenn sie auch nicht gerade in Liedform für die reine Instrumentalmusik verwendet werden, so haben sie dieselbe doch durch ihre verschiedenartigen Rhythmen bereichert. Da die Sprache eines der ursprünglichen Momente ist

welches auf den musikalischen Rhythmus wirkt, so hat der internationale Verkehr, der uns mit den Sprachen und der Volksmusik anderer Völker häufiger in Berührung brachte, die internationale Musik auch um sehr viele neue Rhythmen bereichert, sie hat die Rhythmik der nationalen englischen, skandinavischen, italienischen, slavischen, ungarischen Tanzlieder und Tänze in sich aufgenommen.

Daß wir eine „Melodie" nur in rhythmisch geordneten Tonfolgen denken können, und daß diese Rhythmik aus verschiedenen Quellen stammt, wird wohl allgemein zugegeben. Doch die obige Definition von „Melodie" verlangt auch noch eine dem Ohr *angenehme* Folge von Tönen". Man fragt da gleich „*welchem Ohr angenehm?*" Antwortet man etwa. einem „musikalischen", so wird sich gleich die Frage anschließen: „welches sind die charakteristischen Zeichen eines musikalischen Ohres?" Wir kommen damit in einen Cirkel von Fragen, aus welchen ich keinen Ausweg finde. Vom Rhythmus fragen wir nicht, ob er uns unangenehm oder angenehm ist, man könnte höchstens sagen, eine lebhafte rhythmische Bewegung kann uns unangenehm sein, wenn wir uns gerade in einer contemplativen, ruhigen Stimmung befinden, sie stört uns darin oder ermüdet uns bei der Mitbewegung und Aehnliches; doch ein Rhythmus als solcher, unabhängig von unseren Stimmungen wird uns nicht leicht die Empfindung von schön und häßlich anregen. Anders ist es mit den Tonfolgen. Die Folge c fis h f', auch c' es fis' h' machen mir einen unangenehmen Eindruck, warum? weil mir bei der nicht zu raschen Aufeinanderfolge dieser Töne so viel Nachklang im Ohr bleibt, daß ich alle vier Töne als Zusammenklang empfinde und der Zusammenklang dieser Töne mir mißfällt. Hier kommen wir also auf die Harmonie zurück. Im volksthümlichen conventionellen Sinne der heutigen Musik erscheint uns eine Tonfolge angenehm, welche sich innerhalb der uns gewohnten und und dadurch angenehm gewordenen Harmonien bewegt. Wir kommen auf den Schluß, daß die Melodie mit der Harmonie aufs Engste verbunden ist. Man rufe sich irgend eine populär gewordene Melodie zurück, und man wird finden, daß sie sich in leicht übersichtlichen nicht zu oft wechselnden, uns gewohnten (conventionell gewordenen) Harmonien und Harmoniefolgen bewegt und schließlich auf die Tonart zurückkehrt, von welchen sie ausging. Darin beruht auch in der That das, was man „melodiös" zu nennen pflegt. Die Zahl der Menschen, welche bis zu dem Grade musikalisch sind, daß sie nicht nur einfache Lieder mitsingen, sondern daß man sie auch lehren kann, mehrstimmig zu singen, ist im deutschen Volke eine ungemein große. Das deutsche Oesterreich mag sich vielleicht in dieser Beziehung besonders auszeichnen. In St. Gilgen bei Salzburg am schönen Abersee, wo ich meinen Sommeraufenthalt zu nehmen pflege, besteht ein kleiner Chor und ein kleines Blasorchester, die Leute haben die größte Freude an ihrem Zusammensingen und Zusammenblasen und üben sich jeden Winter neue Stücke ein. Und doch hat der Ort nur 1200 Einwohner. Man darf natürlich keine scharfe Kritik an die Leistungen anlegen, doch die Freude an der Musik ist groß genug, um sich darum auch wohl etwas abzuplagen. Der Meßgesang, zu welchem vom Schulmeister und Organisten die zum Gesang

brauchbaren Kinder und Erwachsenen herangezogen werden, gibt mehr Gelegenheit zum Singen in der Kirche als der Unisonogesang der Choräle beim protestantischen Gottesdienst; der katholische Gottesdienst wirkt durch die Heranziehung von Musik, Malerei und farbiger Sculptur (die Madonnen-, Christus- und Heiligenbilder sind so ramer gemalt) besonders stark auf die Phantasie, davon geht dann auch etwas ins gewöhnliche Leben über

Der Zusammenhang des rhythmischen und harmonischen Elementes im Melodischen ist wohl allgemein anerkannt, ja er wird gewissermaßen immer vorausgesetzt. So hängt denn auch der Wunsch und das Streben, die Harmonienfolge immer mannigfaltiger zu gestalten, innig mit dem gleichen Wunsch für die Melodie zusammen, und zwar ebenso sehr nach der Richtung der Rhythmik als der Tonfolge. Was wir bisher besprochen haben, pflegt man gewöhnlich als volksthümliche Musik zu bezeichnen, weil sie sich leicht in größeren Volksschichten verbreitet. Das genügt aber Denen nicht, welche viel Musik hören müssen oder wollen, und welche aus innerer Anlage immer an Musik denken sich immer aus innerem Zwang damit beschäftigen müssen. Bleiben wir vorläufig beim Kirchengesang, so erwuchs nicht nur in den Chordirigenten, sondern auch in den Sängern der Wunsch nach Neuem, nach Abwechslung. — Man ermüdete nicht nur an den durch ewige Wiederholung endlich langweilig gewordenen Harmoniefolgen, sondern auch an den immer gleichzeitig fortschreitenden im Rhythmus wenig veränderten Melodien die man ursprünglich vom Tenor, dann auch wohl vom Baß und endlich fast allein vom Discant singen ließ. Man versuchte also die Stimmen nicht immer zugleich anfangen und aufhören, sondern sie nach und nach eintreten, einzelne zuweilen aufhören zu lassen, auch wagte man, die Rhythmen in kleinere Theile zu zerlegen aber sie zu vergrößern, ohne eine Störung in die Harmonie zu bringen. Letzteres führte sie zur sogenannten „Polyphonie". Jede einzelne Stimme ging ihren eigenen Weg ohne die Harmonie des Ganzen zu stören, um die Einheit nicht zu verlieren, traten sie von Zeit zu Zeit, nothwendiger Weise am Schluß, wieder zusammen. So entstanden Canon, Fuge und andere Tonformen, die Musik hatte die Oberherrschaft über das Wort genommen. Diese neue Methode gefiel und fand immer mehr und mehr Verbreitung. Das rhythmische Element (rhythmisches Motiv), aus welchem die Polyphonie entsprang, interessirte eine Zeit lang mehr als das harmonische und melodische, ja man schenkte ihm eine so vorwiegende Aufmerksamkeit, daß man es mit dem Harmonischen nicht mehr so genau nahm, man achtete nicht mehr darauf, die Aufmerksamkeit war hauptsächlich auf die Verfolgung der einzelnen Stimmen gerichtet. Die Componisten gingen ja rücksichtslos in dieser Richtung vor, daß die Musik immer schwieriger auszuführen wurde und sich immer mehr vom Volksthümlichen entfernte, ja sogar in einen gewissen Gegensatz zu demselben trat. Dies führte zur Rückkehr zum vorwiegend Harmonischen und Melodischen. Natürlich kam bei der übermäßigen Ausbildung der Polyphonie auch das Wort und der Gesammtausdruck der Wortgedanken zu kurz, die allzu polyphone und fortdauernd polyphone Behandlung der Stimmen entsprach nicht mehr der Stimmung, welche durch die Worte hervorgerufen werden sollte. Dieser Kampf

zwischen Musik und Wort, sowie zwischen Polyphonie und harmonischer Melodie zieht sich nun schon mehrere hundert Jahre durch die Geschichte der Musik. Kaum war man wieder auf gewisse Concessionen von beiden Seiten eingegangen, so ermüdete der Künstler und das Publicum daran, und man ging wieder mehr in die eine oder andere Richtung, kam wieder zu neuen Compromissen. Da die Verbindung von Wortgedanken und Tongestaltungen keine natürlich physiologische Basis hat, sondern rein conventionell ist, so wird das Schwanken, wie weit man die eine oder andere Wahrnehmung (das Hören der Worte und Gedanken oder das Hören der Töne und Tonfolgen) bei ihrer gleichzeitigen Einwirkung bevorzugen will, so lange dauern wie der Mensch überhaupt spricht und singt. Die Sprache hat ihre eigenen Formen zur Gestaltung von Gedanken und Empfindungen nach gewissen, in ihr liegenden Bedingungen für den poetischen Ausdruck entwickelt. Die Tongestaltungen haben sich vom Wort vom Gesang abgelöst und haben sich nach Bedingungen, welche eben in der Tonwelt selbst liegen, auch zu gewissen Formen, zur „Tonkunst“ ausgebildet. Die Bedingungen, unter welchen sich aber die höchste Wirkung der Poesie und die höchste Wirkung der Musik entfaltet, sind nur theilweise dieselben; oft steigern sie sich gegenseitig, oft stehen sie in vollstem Gegensatz.

Wir wollen jetzt von der Verbindung zwischen Ton und Wort ganz absehen und einen Blick auf die Entwicklung der Instrumentalmusik, der sogenannten absoluten Musik werfen. Ich finde es begreiflich, daß es den Instrumentalisten noch früher langweilig wurde, immer bei gleichem Rhythmus gleichzeitig in den conventionellen Harmonien vorzuschreiten. Sie fingen also jeder für sich an, zu ihrer Unterhaltung verschiedene Veränderungen zu machen. Sobald sich nur Einer diesen Spaß erlaubte, konnte das ja in der That die Langeweile angenehm unterbrechen. Wenn aber jeder Quartettist in jedem Tacte sich nach Belieben solche Veränderungen erlaubte, so mag das wohl manchmal im Vergleich zum conventionell Harmonischen sehr häßlich geklungen haben. Bei den Violinern hat diese Lust am Variiren bei Spielen von Quartetten und Symphonien wohl am längsten angehalten. So erzählt Spohr in seiner Selbstbiographie (19. December 1816, Bd I, S. 330) mit Entsetzen von den Variationen, welche selbst die Hornisten und Clarinettisten in der Begleitung zu einem seiner Violinconcerte in Rom machten. Mit Maß betrieben, erfreute aber das Variiren auch das größere Publicum, und die Componisten brachten bald mehr Bewegung und eine geregelte Polyphonie in ihren Instrumentalwerken an. Doch die Ablösung der Musik vom Wort hatte noch eine weitere Folge für die Entwicklung der Instrumentalmusik. Die Melodie war nicht mehr an den Wortsatz gebunden, man konnte sie daher auch stückweise verwenden, konnte sie in einzelne Bewegungsmomente, in „Motive auflösen, und diese nun freier verwenden, man konnte die den Melodien entnommenen Motive neben-, über-, untereinander legen, harmonisch und rhythmisch beliebig mit ihnen spielen. Ja man brauchte die Melodie in der früheren zusammenhängenden Form überhaupt nicht mehr, man konnte auch mit kürzeren oder längeren Motiven hübsch arbeiten, dann zur Abwechslung wieder eine geschlossene Melodie bringen u. s. w. — So entstanden neue, auf

rein musikalischer Basis beruhende Tonformen, unter welchen die sogenannte Sonatenform bald die Oberhand gewann. Dieselbe hat sich von Scarlatti und Emanuel Bach bis Brahms mannigfach ausgestattet. Ihr Wesen besteht in Abwechslung von rhythmischen und harmonischen Motiven, in theils vorwiegend polyphoner, theils vorwiegend melodiöser Gestaltung der Tonsarmen. Die Mannigfaltigkeit welche sich dabei unter der Hand hervorragender Talente entwickelte, ist eine außerordentlich große geworden, daneben oder auch innerhalb der Sonatenformen besteht die harmonische und rhythmische Variation abgeschlossener Melodien, eines sogenannten „Thema". Man kann freilich auch das Spielen mit Motiven, zumal die sogenannte Durchführung in der Sonatensarm im gewissen Sinne als ein Variiren derselben bezeichnen, doch ist diese nicht so streng an ein bestimmt gesormtes Thema gebunden. Diese Entwicklung rein musikalischer Formen hatte aber auch eigenthümliche Wirkung auf das, was man Melodie zu nennen pflegt. Bei der polyphonen Musik ist die Aufmerksamkeit ja vorwiegend von dem Verfolgen der rhythmischen Bewegung der einzelnen Stimmen in Anspruch genommen, von den aus einander, zu einander, über einander sich bewegenden Motiven, daß dabei die Dissonanzen, welche vorübergehend entstehen überhört werden, wenn nur an gewissen rhythmisch wichtigen Punkten die Consonanz wieder eintritt. Wir können viel und selbst ziemlich lang dauernde Dissonanz vertragen, wenn wir nur nach unseren, in die üblichen Harmoniefolgen eingewöhnten Empfindungen voraus fühlen, daß jetzt die Consonanz eintreten muß. (Ich erinnere z. B. an den langen Triller auf der Septime am Ende der Athalie-Ouverture von Mendelssohn.) Die Erscheinung, daß wir hauptsächlich und bewußt nur das wahrnehmen, worauf wir unsere Aufmerksamkeit concentriren, und Alles zugleich physiologisch Wohrgenommene unbeachtet lassen, ist eine sehr verbreitete auf dem Gebiete der Sinneswahrnehmungen. So haben die meisten Menschen eine Menge kleiner undurchsichtiger Pünktchen im Glaskörper ihres Auges, die sie nicht beachten, so lange sie Gegenstände fixiren, den Blickpunkt auf sie richten. Die aber beim gedankenlosen Hinstarren in die Weite sofort als sogenannte „Mouches volantes" sichtbar werden, ähnlich geht es mit den Nachbildern in den complementären Farben, die uns nicht stören, weil wir sie nicht beachten. Dasselbe findet aber auch bei rein psychischen Vorgängen statt. Es ist eine wesentliche Eigenschaft des Culturmenschen, die vom Kinde erworben werden muß, die Aufmerksamkeit, den inneren „Blickpunkt", auf einige wenige Vorstellungen seien sie direct erregt oder reproducirt, zu richten, zu „concentriren".

Wir haben früher zugestanden, daß das „Melodiöse" wesentlich darin liegt, daß die Tonfolge sich innerhalb gewohnter, nicht zu rasch wechselnder Harmonien bewegt. Für den musikalisch Gebildeten erweitert sich dieser Begriff aber wesentlich, er gewöhnt sich, vorübergehende Dissonanzen nicht nur zu überhören, sondern sie sogar als angenehm oder mindestens als „interessant" zu empfinden, wenn er dabei die großen Linien, in welchen sich die Tonmassen bewegen, klar überfieht. Wenn wir nur feste, starke Bässe deutlich durchhören,

sie gewissermaßen als Melodie oder Thema festhalten, macht es uns nichts daneben auf- und absteigende diatonische oder chromatische Scalen zu hören. In selbst fest und sicher dastehende Harmoniefolgen können durch nebenher laufende Scalen uns interessanter gemacht werden, die Momente vorübergehender gräßlicher Dissonanzen überhören wir. Beispiel: in der Einleitung zu Mozart's Don Juan-Ouverture. Will man diese Scalen als Melodie bezeichnen, so ist dagegen wohl nichts einzuwenden, obgleich es eine Tradition ist, daß Mozart sie erst nachträglich in die Partitur eingetragen habe. Chromatische Tonfolgen kommen von Bach bis Brahms und Wagner so oft in Melodien und Motiven vor daß wir uns vollkommen daran gewöhnt haben; wir rücken dabei die rhythmische Bewegung der Tonfolgen (das, was man in der Malerei die Linien, die Zeichnung nennt) in den inneren Hörpunkt (physisch und psychisch) und überhören das daneben Erklingende.

Es würde einem geschickten Componisten nicht schwer fallen, aus den Tonfolgen von welchen ich früher sagte daß sie mir unangenehm klingen ein interessantes musikalisches Motiv zu machen — die Tonfolgen Bach's (b, a, c, h) und Asch's (a, es, e, h), aus welchen Liszt und Schumann Fugen gemacht haben, klingen beim ersten Hören auch nicht viel schöner — so nach einiger Gewöhnung durch häufige Wiederholungen könnte man es auch für eine Melodie halten[1]).

So lange das Auftreten vorübergehender Dissonanzen eine gewisse Grenze nicht überschreitet, unterhält und interessirt es uns, denn das, was wir conventionell als harmonisch zu empfinden gewöhnt sind, langweilt uns, wenn es unverändert, dauernd auf uns einwirkt. Wo ist da aber diese Grenze des Interessanten? Wie lange halten wir die Dissonanzen und die Complication des Rhythmus aus, ohne im Genuß beeinträchtigt zu werden? — Ich erachte es für unmöglich, dies je festzustellen, weil es von rein individuellen und bis

[1]) Auf dem Clavier, wo es bei dem schwachen Forttlingen gehaltener Töne und bei dem gleichen Tonkolorit schwer ist die einzelnen Stimmen eines polyphonen Stückes aus einander zu hören, treten harmonische Härten ganz besonders stark hervor. Clavierübungen spielen ist sehr interessant, sie nur anhören ist oft ein sehr zweifelhafter Genuß, ebenso geht es auch mit anderer polyphoner Claviermusik, zumal mit durchaus arrangirten complicirteren Musikstücken. Gut eingeübte polyphone Orchester und Chormusik ist weit leichter zu verstehen, weil die einzelnen Stimmen durch die Verschiedenheit der Instrumentalen und Stimmklangfarben besser hervortreten. Daß schwierig zu bewältigende Musik, zumal Streichquartett, unter den Händen von sonst geübten Dilettanten ganz besonders gräßlich klingt, liegt hauptsächlich an der Unsicherheit und Furchtsamkeit mit welcher die Töne gegriffen und der Bogen angesetzt wird. Dadurch entstehen so viele Schwebungen und man hört neben den Tönen so viel Kratzen und Schnarren daß sehr viel guter Wille und Ausdauer dazu gehört, unter solchen Verhältnissen auf neuere complicirtere Musik einzugehen. Auf dem Clavier spielt man entweder falsch oder richtig, bei den Streichern (auch bei den Bläsern) gibt es aber so viele Nüancen der Falschheit, die wir als Unreinheit bezeichnen, daß der Hörer oft gar nicht weiß, was er hört und wie es eigentlich sein soll — Ich muß übrigens gestehen, daß ich selten, auch von den besten Künstlern ein Streichquartett gehört habe welches beim Beginn eines Concertes mir absolut rein geklungen hätte. Liegt es an den Spielern oder daran, daß sich das Ohr im großen Raum erst an den an sich ja eigentlich schlechten Zusammenklang der vier Streichinstrumente gewöhnen muß?

Digitized by Google

zu einem gewissen Grade von socialen Empfindungsmomenten (ästhetischen Motiven) abhängt — Es kommt immer darauf an, wie Viele demjenigen neuen Componisten, der vorwiegend das Interessante sucht als Jünger einer sogenannten neuen Compositionsweise folgen. Hat er wirklich die Richtung getroffen, nach welcher die Seele des musikalischen oder auch des unmusikalischen Volkes strebte, so wird er nach und nach immer mehr Jünger finden, wenn nicht so wird man ihn allein gehen lassen und über ihn lachen

Helmholtz spricht das, was wir in diesem Abschnitt in unserer Weise entwickelt haben, in seinem classischen Buch folgendermaßen aus[1]: „Wie viel Rauhigkeit der Hörer als Mittel musikalischen Ausdruckes zu ertragen geneigt ist, hängt von Geschmack und Gewöhnung ab, daher die Grenze zwischen Consonanzen und Dissonanzen sich vielfältig geändert hat. Ebenso sind die Tonleitern, Tonarten und deren Modulationen mannigfachem Wechsel unterworfen gewesen, nicht bloß bei ungebildeten und rohen Völkern sondern selbst in denjenigen Perioden der Weltgeschichte und bei denjenigen Nationen, wo die höchsten Blüthen menschlicher Bildung zum Aufbruch kamen.

Daraus folgt der Satz, der unseren musikalischen Theoretikern und Historikern noch immer nicht genügend gegenwärtig ist, daß das System der Tonleitern, der Tonarten und deren Harmoniegewebe nicht auf unveränderlichen Naturgesetzen beruht, sondern daß es die Consequenz ästhetischer Principien ist, die mit fortschreitender Entwicklung der Menschheit einem Wechsel unterworfen gewesen sind und ferner noch sein werden.

[1]) Erste Auflage, S. 358

Aus Karl Friedrich Reinhard's Leben.

Von

Wilhelm Lang.

Am Bundestag in Frankfurt a. M.[1]

(1816—1829.)

[Nachdruck untersagt.]

I

Am 26. December 1815 wurde Karl Friedrich Reinhard zum bevollmächtigten Gesandten Frankreichs bei der deutschen Bundesversammlung und bei der Freien Stadt Frankfurt ernannt. Drei Monate zuvor war der schwäbische Pfarrerssohn von Ludwig XVIII. in den Grafenstand erhoben worden. Es war der Dank der bourbonischen Krone für die Treue, die der Deutsche seinem Adoptivvaterland bewahrte. Frankreich hatte ihn aus dunklen und bescheidenen Anfängen auf die Höhen des Lebens emporgehoben, das empfand er zeitlebens dankbar als eine Gunst des Geschickes, und oft hat er sich zu diesem Gefühl der Pflicht bekannt, das ihn unwiderruflich an Frankreich fesselte. Dennoch war nach dem Sturze des Kaiserreichs eine Zeit gewesen, da er ernstlich schwankte und es ihn mächtig nach dem glorreich wiedererstandenen Vaterlande zurückzog. Nicht ohne schweren inneren Kampf hatte er es damals über sich vermocht, in französischen Diensten zu bleiben. Der Zug nach der alten Heimath war niedergekämpft worden, doch nicht erloschen. Nichts konnte ihm jetzt erwünschter sein, als seine Verwendung in Deutschland. „Meine Ernennung," schrieb er an Goethe, „ist allerdings einem geheimen Wunsche entgegengekommen. In Deutschland waren seine Freunde, hier lagen die Wurzeln seiner ganzen Bildung, wie der Diplomat Frankreich gehörte so gehörte der Mensch mit seinen geistigen Bedürfnissen durchaus Deutschland an, dem er schon dadurch niemals entfremdet worden war, daß er den größten Theil seiner diplomatischen Laufbahn auf deutschem Boden zugebracht hatte. Und jetzt war Friede nach der Erschöpfung der Völker voraussichtlich ein langer Friede, der Gedanke lag fern, daß ihn sein Beruf in ähnlichen

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1895 Bd. LXXXII, S. 426 ff.

Zwiespalt mit sich selbst bringen werde, wie dies dem Gesandten des Directoriums und des Kaiserreichs nicht erspart geblieben war. Jetzt, in den gesicherten Friedenszeiten, hoffte er, seine Verbindungen in Deutschland unbefangen pflegen, gleichzeitig ein Diener Frankreichs und unter den Deutschen ein Deutscher sein zu können. Er war froh in dem Gedanken, daß er nun doch dem alten Vaterlande wieder angehöre. „Der vielgeprüfte," so schreibt der Kanzler Müller in dem ungedruckten Lebensabriß der dem Goethe-Reinhard'schen Briefwechsel hätte vorangestellt werden sollen, „dem wilden Strudel der französischen Revolution glücklich entronnene, aber gleichwohl noch lange Jahre auf dem Meere politischer Verwicklungen umhergetriebene Mann konnte hier auf deutschem Boden wieder zum ersten Male Wurzeln schlagen und in geistiger Freiheit neu aufleben."

Reinhard ging seiner neuen Stellung „mit Muth und Zutrauen" entgegen, ohne sich deren Schwierigkeiten zu verbergen. Er hat diese Schwierigkeiten doch unterschätzt. Darauf war er nicht gefaßt, daß er eine „Dornenbahn" betrat, auf der er jeden Schritt erst erkämpfen mußte. Die Bundesversammlung hätte sollen im Spätjahr 1815 eröffnet werden, bis sie aber in Gang kam, dauerte es noch ein volles Jahr. Während dieser Zeit tagte in Frankfurt die Commission der vier Mächte, welche die Territorialveränderungen ins Reine zu bringen hatte. Frankreich hatte dabei nicht mitzureden, der Gesandte der Macht, die nach eben ihre Gesetze dem Welttheil vorgeschrieben, stand unthätig bei Seite. Reinhard hatte indessen hinreichend Muße mit anzusehen, wie Oesterreich mit Bayern wegen Salzburgs, Bayern mit Baden wegen der Pfalz sich stritten, wie Preußens Anspruch auf Gleichberechtigung mit Oesterreich von der Präsidialmacht zurückgewiesen wurde. Es war ein unerfreulicher Anfang des neuen Deutschlands, und man empfand die Anwesenheit des französischen Gesandten der ganz in der Stille seine Fäden spann, der so schweigsam war und so fleißig Depeschen schrieb, als lästig und unbequem. Schon daß er so nahe zur Stelle gewesen war, hatte Mißtrauen gegen ihn erweckt. Vertreter der anderen Großmächte, Großbritannien und Rußland, waren als Mitglieder der Territorialcommission in Frankfurt anwesend. Aber mit welchem Rechte war ein französischer Gesandter da? War es überhaupt zulässig, daß die fremden Mächte Vertreter bei der Bundesversammlung unterhielten? Diese Frage wurde ein neuer Streitgegenstand unter den Bundesgliedern. Sie hing mit der Anstrengung, die man der Bundesacte gab, aufs Engste zusammen. Wenn man die Frankfurter Versammlung, wie dies die kleineren Glieder thaten, als den politischen Mittelpunkt ansah, von dem künftig die deutschen Angelegenheiten geleitet werden sollten, so fiel auch die Pflege der auswärtigen Beziehungen in ihre Zuständigkeit, und dann war gegen die Zulassung auswärtiger Gesandten bei dieser Centralmacht nichts einzuwenden. Reinhard begründete den Anspruch der fremden Mächte in einer Denkschrift, die er im Mai 1816 an die Mitglieder der Bundesversammlung vertheilte. Er berief sich darauf, daß das deutsche Grundgesetz in die Wiener Schlußacte aufgenommen worden war. Die Mächte sind Garanten der neuen europäischen Ordnung, und in dieser ist der deutsche Bund ein wesentliches Element des

Gleichgewichts und der Ruhe. Die Nichtzulassung der fremden Gesandten wäre eine Beeinträchtigung der verhältnißmäßigen Gleichheit der Rechte aller Bundesglieder. Die größeren derselben hätten ihre diplomatische Vertretung, nicht oder die kleineren, man würde vielleicht über sie verhandeln ohne daß sie davon wissen, während umgekehrt die Anwesenheit auswärtiger Gesandtschaften am Bund den Souveränen dritten Ranges ein gewisses Relief, eine weitere Sicherheit der Existenz gäbe und damit dazu beträge daß der Bund im wahren Geiste der Bundesacte gehandhabt wird. Sollte es sich darum handeln die Bundesverfassung zu ändern, zu verbessern, so wären vallends die europäischen Mächte befugt bei einer solchen Aenderung der Wiener Verträge mitzuwirken. Reinhard hatte in der Denkschrift geschickt die verschiedenen Beweggründe gemischt, die in dieser Frage sich die Hand reichten: das Interesse seiner Regierung, die ihren Antheil an der Contrate des deutschen Bundes begehrte, das Interesse der kleinen Staaten, die etwas auf ihre Souveränetät hielten, das Interesse der Reichspatrioten, die den Mittelpunkt der Leitung Deutschlands nach Frankfurt verlegen wollten. Eine Mischung von allen diesen Motiven war in ihm selbst, der französische Gesandte hat ohne Zweifel die patriotischen Unklarheiten von damals benützt, aber bis auf einen gewissen Grad hat er sie selbst getheilt.

Die Entscheidung zog sich durch Monate hindurch. Oesterreich und Preußen stemmten sich der Zulassung ausländischer Diplomaten entgegen, von deren ständiger Anwesenheit verderbliche Einmischungsversuche zu besorgen waren. Um so eifriger waren die kleineren deutschen Höfe dafür, sie sahen darin einen Schutz gegen die Uebermacht der beiden deutschen Großmächte, und da auch Rußland sich auf die Seite Frankreichs stellte, blieb der Einspruch der deutschen Großmächte erfolglos.

Wie peinlich die Stellung Reinhard's in dieser Zeit war, ersieht man aus dem geschäftigen kleinen Krieg, der damals im untersten Stockwerk der preußischen Diplomatie gegen ihn geführt wurde. Wenn man den vertraulichen Briefen Glouben schenkt, die K. E. Oelsner an Varnhagen nach Karlsruhe schrieb war Reinhard der abgefeimteste Ränkeschmied der im Weichbild Frankfurts sein Wesen trieb, ein Urtheil, das um so auffälliger ist, als Oelsner zu den ältesten Pariser Freunden Reinhard's gehörte, mit ihm und seiner Frau Jahrelang einen vertrauten Briefwechsel unterhalten und wiederholt seine Dienste in Anspruch genommen hatte. Nach als Gesandter in Cassel war Reinhard bemüht gewesen, den aus Paris sich hinweg sehnenden Freund zu irgend einer Stellung behülflich zu sein. Nach dem Sturz des Kaiserreichs war Oelsner nach Frankfurt gegangen, um der preußischen Gesandtschaft seine Dienste anzubieten, er erhielt auch eine vorläufige Anstellung und hatte nun allmälig im preußischen Dienste vorzurücken, als diese Hoffnung getäuscht wurde, erfüllte ihn eine zunehmende Erbitterung, die eben in jenem Briefwechsel mit Varnhagen rücksichtslos sich Luft schaffte. So oft er und der gleichfalls bei Seite gestellte Varnhagen sich gegenseitig das Zeugniß ertheilten, daß sie für die höchsten Posten befähigt wären, fehlt es dabei nie an verständlichen Seitenblicken auf einen Glücklicheren; Varnhagen hat wiederholt von Oelsner

gesagt, er hätte ebenso gut Graf werden können wie Andere wenn er nur gewollt hätte. Ob es nun damals bloß die politische Gegnerschaft war, was Oelsner zum persönlichen Gegner des alten Freundes machte, oder ob irgend ein besonderes Zerwürfniß dazu kam, muß dahingestellt sein. Uebrigens erfährt man aus Oelsner's Briefen nichts Näheres, worin Reinhard's Ränke in Frankfurt bestanden und welches Ziel sie verfolgten. Nur im December 1816 kam er Varnhagen als Beweis von Reinhard's Insolenz mittheilen der französische Gesandte habe eine ihm zugegangene Antwort des Frankfurter Senats mit der Beschwerde darüber zurückgesandt, daß sie nicht in französischer Sprache abgefaßt war. „Wie muß sich der Mensch betragen haben dort, wo er überwiegender Minister war." Die höchste Aufregung aber zeigt ein von Oelsner am 9. Januar 1817 geschriebener Brief. Im Pariser „Constitutionel" war ein Artikel erschienen, worin Oelsner der Intrigenschreiberei gegen Frankreich beschuldigt wurde. Oelsner hielt Reinhard für den Verfasser. Er nennt ihn einen Meuchelmörder, der unter dem Schirm des Völkerrechts im Hinterhalt lauere. Ein feiges Gemüth wirft er ihm vor, dummen Hochmuth und heimtückische Rachsucht. Mit Varnhagen werden Pläne geschmiedet den Artikel in der Presse zurückzuweisen und heimliche Bosheiten über Reinhard in Umlauf zu setzen. Ein sprechender Beleg zu der Schilderung, die H. v. Treitschke von dem Treiben der beschäftigungslosen Diplomaten in Frankfurt entwirft, das in nichts Anderem bestand, als im Herumtragen von Geschichten, im Schmieden von Kabalen, in subalternem Klatsch. Später hat Varnhagen selbst ausdrücklich erklärt daß die Anklage Oelsner's gegen Reinhard grundlos gewesen sei. Im Gegentheil schreibt er, Reinhard sei eines solchen Strauches ebenso unfähig gewesen als Oelsner der ihm angeschuldigten Dinge unfähig war. Das Merkwürdigste an der Sache ist, daß einige Jahre nach dieser häßlichen Episode Reinhard mit Oelsner auf dem besten Fuße, das frühere Verhältniß ganz wieder hergestellt erscheint. Wie aus dem Briefe Reinhard's an Goethe vom 11. April 1823 hervorgeht, war auch die Correspondenz wieder aufgenommen worden als wäre nichts geschehen.

Als durchaus glaubhaft aber wird man es finden dürfen wenn Reinhard als im höchsten Grad unglücklich in seiner damaligen Stellung von Oelsner geschildert wird. Er spricht von Demüthigungen, die der französische Gesandte sich habe gefallen lassen müssen. „Nicht prädominirender Minister zu sein fühlt er sich entthronter, als Bonaparte auf Helena." In der Gesellschaft war er schon lange durch seine hypochandrischen Launen berüchtigt, was auch Oelsner bezeugt; Reinhard's Hypochandrie mache daß er sich allenthalben von Feinden und Verschwörungen umgeben sehe. Er selbst deutet in den Briefen an Goethe wiederholt an, daß ihm seine amtliche Stellung nichts weniger als befriedige. Der Großherzog von Weimar, der im Sommer 1818 in Frankfurt war und ebenso Frau von Wolzogen brachten „nicht ganz erwünschte" Nachrichten von Reinhard nach Weimar und Goethe schreibt darauf an Reinhard er könne sich denken daß dessen Lage etwas Peinliches haben müsse. Reinhard bestätigt dies und fährt dann fort: „Jeder macht sich sein Verhängniß selbst aber dadurch, daß unsichtbare Mächte treulich mithelfen, wird es erst zum

wahren Verhängniß. So läuft denn der rothe Faden durch, und ein ganzes schönes Leben wird zur Carricatur. Im Uebrigen hab' ich bei der ganzen Sache mit mir allein zu thun und sehr wenig mit dem Geschmeiß außer mir."

II.

Die Herbstmonate des Jahres 1817 brachte Reinhard in Paris zu. Ueber die Eindrücke, die er dort empfing, schrieb er am 4. October an seinen Neffen Karl Sieveking in Hamburg:

„Hier geht Alles einen gemäßigten, ziemlich geordneten Gang. Der Eindruck, den Paris im Ganzen diesmal auf mich gemacht hat, ist weit günstiger als in jeder anderen Epoche; und ich bin sehr überzeugt, die Achtung des Auslandes, die unsere Regierung sich mit so hohem Recht erworben hat, werde in Kurzem auch der Nation zu Theil werden. Viele Erscheinungen deuten auf Ernst und Besonnenheit, und dadurch wird die Masse von Verstandeskräften, die diese Nation auszeichnen, ihren vollen Werth erhalten. Indessen gestaltet sich die Welt anders, wie Anderen, die wir im Chaos uns matt und müde gearbeitet haben, können nur noch wünschen, daß das Wort des Dichters sich bewahre: „Ihr fühlt die Schauer, eh es tagt!" Aber wird es tagen? Wie die Sterbenden ein Anschein von Besserung, so gehen in der Geschichte den großen Katastrophen ähnliche Erscheinungen von Aufstreben voran; es ist das letzte Ahnen des hereinbringenden unabwendbaren Schicksals!"

Nachdem er nun endgültig an Frankreich sich gebunden, war auch entschieden, daß der Sohn Karl (jetzt sechzehn Jahre alt) Frankreich angehören solle. Im Jahre 1814, als Reinhard selber noch schwankte, hatte er — gleichfalls gegen Sieveking — geäußert, daß in jedem Falle seine Kinder ganz dem alten Vaterland angehören sollen. Davon war jetzt nicht mehr die Rede. Die Bildung des Sohnes allerdings, das blieb ausgemacht, sollte eine deutsche sein; er sollte deutsche Universitäten besuchen, aber der Aufenthalt in Paris galt vornehmlich dem Zwecke, Güter in Frankreich zu erwerben, auf die ein Majorat für den Sohn begründet werden konnte. Die Güter, die Reinhard seit 1806 am Rhein besaß, wurden zu diesem Zwecke veräußert. Nur den Apollinarisberg, den gemeinschaftlichen Besitz mit den Brüdern Boisserée, behielt er vorläufig noch bei, und hier, auf „seinem Berge", brachte er auf der Rückreise von Paris noch ein paar schöne Herbsttage zu, ehe er nach Frankfurt zurückkehrte.

Mit der Zeit kam Reinhard doch in bessere Beziehungen zu seinen Collegen. Schon im Juni 1817 konnte Sulpiz Boisserée, der ihn in Frankfurt besuchte, an Goethe berichten, daß der alte Freund sich in seiner Lage gut genug gefalle, und daß er von allen Collegen im diplomatischen Corps geschätzt sei. Es begreift sich, daß Reinhard auch persönlich den Vertretern derjenigen Staaten am nächsten kam, die die politische Abneigung gegen Frankreich am frühesten überwanden oder sie nie getheilt hatten, also zu den Diplomaten der deutschen Klein- und Mittelstaaten. Mehreres traf zusammen, was ein näheres Verhältniß nach dieser Seite begünstigte. An Frankreich suchten die kleinen Staaten, mehr oder minder ausgesprochen, einen Rückhalt gegen die Uebermacht Oesterreichs und Preußens, und Reinhard handelte der alten Ueberlieferung französischer Politik gemäß, wenn er dieser Neigung entgegenkam. Er that es mit der Zurückhaltung, die er sich zur Pflicht machen mußte, um auf

diesem Boden überhaupt erst festen Fuß zu fassen. Auch gab es kaum Geschäfte politischer Art, in die er seine Hand hätte einmengen können. Für thatenlustige Staatsmänner war Frankfurt nicht der Ort. Die große Politik wurde nicht hier gemacht, über Frankreichs Stellung zu dem neuen Deutschland nicht hier entschieden. Um so mehr blieb Raum für den Austausch von persönlichen Ansichten und Plänen, von gemüthlichen Hoffnungen und Luftgespinnsten, und da zeigte sich, daß Reinhard der geborene Deutsche in natürlicher Wahlverwandtschaft stand mit denjenigen Diplomaten, die man bald als die liberale Gruppe am Bundestag bezeichnete. Es waren die wohlmeinenden Patrioten, die an den Bundestag glaubten, deren Ideal ein ehrlicher Föderalismus war, „nicht die veraltete Superiorität unserer Kaiserkrone", wie Hans von Gagern es ausdrückte, „sondern die gänzliche Unabhängigkeit, die freie Bewegung und der Wetteifer in Allem, was auf der Erde Großes geschieht." Es ist in hohem Grade bezeichnend und lehrreich, daß der französische Gesandte eben in diesem patriotischen Kreise einheimisch werden konnte. Bourrée berichtete zwar von ihm, daß er nicht ohne bitteren Spott dem Treiben der deutschen Constitutionspedanten zusehe, aber dieser Spott entsprang doch nur der bald sich aufdrängenden Erkenntniß, daß die in diesen Kreisen gehegten Träume unerfüllbar waren. Es fehlt nicht an Zeugnissen, daß er die hier gehegten Ansichten selbst theilte und als sie sich nicht erfüllten sprach er sich bitter über diese Täuschung seiner Erwartungen aus. Er selbst stammte aus einem dieser Kleinstaaten, und man kann sagen, er habe seine Stellung in Frankfurt nicht anders aufgefaßt, jedenfalls nicht mit anderen Gesinnungen, als wenn er ein Deutscher geblieben wäre und jetzt etwa seinen angestammten Fürsten hier zu vertreten gehabt hätte. Das politische Interesse des Staates, den er vertrat, war dasselbe, dem er als Deutscher aus Neigung zugethan war. Unter dieser Gruppe deutscher Staatsmänner war er wie einer der Ihrigen. Es traf sich, daß unter ihnen eine Anzahl von geistreichen weltmännisch und literarisch gebildeten Persönlichkeiten sich befand, als Menschen trefflicher, denn als Staatskünstler, so vor Allem der eben genannte Hans von Gagern, der wackere Reichspatriot mit seiner gutgemeinten Vielgeschäftigkeit und phantastischen Planmacherei, dann der württembergische Gesandte Freiherr von Wangenheim, der beredte Anwalt der Liberalen, sodann der Bremer Smidt, eines der bedeutendsten Mitglieder der Frankfurter Versammlung, der treffliche Mecklenburger Plessen, der Holsteiner Eyben, der Oldenburger Berg, später der so gelehrte als liebenswürdige Sachse Lindemann — mit ihnen Allen verband Reinhard eine persönliche Freundschaft, die zum Theil die Frankfurter Tage überdauerte.

Bei der österreichischen Gesandtschaft befand sich bis zum Sommer 1818 Friedrich Schlegel, zu dem Reinhard im Jahre 1806 in Köln in freundschaftlichen Verkehr getreten war. Doch war das Verhältniß schon seit Schlegel's Glaubenswechsel gelockert, der Bundestag hat es nicht wieder enger geknüpft. Nähere Beziehungen pflog Reinhard zu einem anderen österreichischen Diplomaten, dem Freiherrn Johann Philipp von Wessenberg, der Mitglied der Territorialcommission in Frankfurt war. Unterhalten wurde dieses Ver-

hältniß vornehmlich dadurch, daß Reinhard mit Wessenberg's Bruder Heinrich, dem Coadjutor Dalberg's, einen Herzensbund geschlossen hatte, der mit den Jahren die beiden Männer immer enger verband.

Heinrich von Wessenberg war zu Ende des Jahres 1815 als Bevollmächtigter des Fürstprimas in Frankfurt erschienen, um seine Bemühungen für eine deutsche Nationalkirche mit denen er auf dem Wiener Congreß nichts ausgerichtet hatte, am Sitz des Bundestags wieder aufzunehmen. Allen Hindernissen zum Trotz war er unermüdlich, den deutschen Regierungen vorzuhalten, daß ihre Unterhandlungen mit Rom nur dann Erfolg haben könnten, wenn sie, auf ein bestimmtes Ziel gerichtet, in unverbrüchlicher Gemeinsamkeit geführt würden. Das Wirken des redlichen, von einem heiligen Eifer für seine Sache beseelten Mannes übte die stärkste Anziehungskraft auf Reinhard aus. Sein aller Nationalismus hatte schon durch die Einflüsse der Romantiker eine merklich veränderte Färbung erhalten, ohne doch in seiner Grundlage erschüttert zu werden, und jetzt verfolgte er mit innigem und ausdauerndem Antheil eine Richtung, die Frömmigkeit, Freisinn und Vaterlandsliebe verband und unerschrocken den Kampf mit Rom aufnahm. Als Wessenberg nach dem Tode Dalberg's, im Februar 1817 zum Bischof von Constanz gewählt, vom Papst aber nicht bestätigt worden war, reiste er im Juni selbst nach Rom, und als er zu Ende des Jahres gänzlich unverrichteter Dinge von dort zurückkehrte, führte er, anfänglich von der badischen Regierung unterstützt, trotz des Einspruches des Papstes, die Verwaltung seiner Diöcese fort, während er gleichzeitig eifrig die Conferenz der Bevollmächtigten der rheinischen Staaten betrieb, die am 24. März 1818 unter Wangenheim's Vorsitz in Frankfurt eröffnet wurde. Auch für den Fortgang dieser Verhandlungen zeigte Reinhard ein lebhaftes Interesse, er unterhielt persönliche Verbindung mit den Mitgliedern der Commission, unter denen er die württembergischen Landsleute Schmitz-Grollenburg und Jaumann besonders schätzte. Mit Wessenberg in Constanz aber setzte sich die angeknüpfte Freundschaft in einem lebhaft geführten Briefwechsel fort. Vollständig erhalten, bezeugt er das Einverständniß in den politischen und kirchlichen, literarischen und persönlichen Anliegen, welche die Freunde mit einander austauschten.

Nach seiner Rückkehr aus Rom veröffentlichte Wessenberg ein Bändchen Gedichte unter dem Titel: „Blüthen aus Italien." Er schickte sie Reinhard, und dieser schrieb am 8. April 1818 zurück:

„Glücklich die Hand, die auf einem Boden, wo ihrer nur Teufelszwerg und Schreeling zu warten schienen, solche Blüthen zu pflücken wußte. In Ihrer reizenden Sammlung ist der Dichter zugleich der Mensch, weil der Mensch noch der Dichter ist, das ist ein Vorrecht, das Sie sich bewahrt haben, und das ich nicht mehr besitze. Es sind jetzt neunzehn Jahre — während der Schrecken des Feldzuges von 1799, da sang ich, vertrieben aus Toskana, auch Erinnerungen aus Italien, es war im Lazareth von Toulon, wo die damals herrschende Fraktion der Jacobiner meine Quarantaine hinaustzog und wo ich mein Kind sterben sehen mußte, das man uns nicht erlaubte, ans Land zu bringen. Ich erinnere mich noch einiger Strophen:

Italien, wo schön're Sonnen strahlen,
Italien des Knaben goldner Traum!
Du seine Zauberwelt, umglänzt von Idealen
An beider Meere Saum,

Der Treue heilig und dem Männernahme,
Die Jugend im westfälischen Gewand,
Der Freiheit aufbewahrt dem grauen Altertume
Dem hehren Vaterland!
Ihnen bedeckt vom Schutt der Zeiten,
Auf Gräbern statt, vom Pöbelwahn verehrt
Des Kampfes sichrer Preis, den fremde Heere streiten,
Und eines Kampfes werth!
Vergisst fällt dann Thau am Abend nieder
Dem Frühling lenzt die schattenlose Flur,
Und deiner Trümmern Pracht begrüßt in Kämpfen wieder
Die zurkehrende Natur u. s. w.

So geschah es, Herr Baron, daß mein Tauschungen zerstört wurden, und nun ist mir nichts mehr davon geblieben. Wenn ich mir man behauptet, mir noch in Frankfurt wieder mache so sind sie von anderer Art."

Reinhard geht dann zu den Verhandlungen der Kirchencommission über, deren Arbeiten, wie er schreibt, rasch voranschreiten

„Da sie bis jetzt noch nicht contradictorisch verhandelt, so kommt es darauf an ob sie sich eine richtige Idee von dem Boden gemacht hat auf dem sie mit dem römischen Hof sich begegnen kann. Ist es zum Kampf, so ist es zur Verständigung. Wenn sie bloß ihren eigenen Standpunkt wählt, so ist zu wetten, daß der römische Hof ihn adoptiren oder ausweichen wird. In jedem Fall wird die Hauptfrage sind die Schwierigkeit die ihm zusammenhalten und fest zu bleiben. Das Schwierigste wäre die Commission zu schließen mit dem Hintergedanken, sie nicht ausgeführen. Das würde dem römischen Hof den Schein der ersten Partei geben, das Recht wäre immer auf seiner Seite, und man müß mit geschickt er ist, die Gelegenheiten, von diesem Recht Gebrauch zu machen zu ergreifen und sie herbeizuführen. Sein System ist offenbar, es darauf ankommen zu lassen daß man mit anderen Worten sagt: Wenn die Seelen zu Grunde gehen, was kümmert es mich! Denn worauf anders gründet Rom seinen Anspruch darauf, daß man es brauche als auf das Heil der Seelen!"

Kurz danach schickte ihm Wessenberg die Schriftstücke seines Processes mit Rom. Seine Mäßigung und Festigkeit erkannte Reinhard mit Wärme an, doch wird er sich schon jetzt über den Erfolg der guten Sache keine Täuschungen gemacht haben. Wenigstens klingen seine Aeußerungen vorsichtig genug.

„Das Einzige, wodurch sich mir scheint, das heutige Rom von dem früherer Jahrhunderte zu seinem Vortheil unterscheidet, ist das, daß es darauf verzichtet zu haben scheint, schlimmere Waffen zu gebrauchen als die Offenen des Quirinal. Doch wenn dies auch zu fürchten wäre, so bin ich sicher, Monate es gleichwohl der Heiterkeit Ihrer Seele in keiner Weise trüben. Heute ist Ihre Sache national geworden, so weit das überhaupt eine Sache in Deutschland werden kann, man wird es darauf ankommen, ob in Ihrem Sinne die unterrichteten und wohldenkenden Männer in Emmerichender Weise werden um den guten Willen der Regierungen zu lenken und zu unterstützen, denn durch die Einmischung des Gegners erringt der römische Hof vermuthlich seine Vortheile. Ich habe die Arbeiten der Kirchencommission vom Weiten verfolgt, ihre hundert Paragraphen scheinen mir sehr vernünftig und einsichtsvoll; ohne Ständlin aus Göttingen[1]) der einen Tag da war und einen Blick darein warf, rief mir: ist emmanl Das ist nicht päpstlich, das ist nicht päpstlich!"

---

[1]) Karl Friedrich Ständlin, der Theologe (1761—1826), mit dem gleichaltrigen Arnsdorf vom Tübinger Stift her befreundet

III

In einem Bericht an seinen Minister vom 31. Mai 1818[1]) faßte Reinhard seine Eindrücke vom bisherigen Gang der Dinge am Bundestag zusammen. So wie der Bund eingerichtet ist, meint er, eine Föderation von selbständigen aber an Macht höchst ungleichen Staaten sei er ein Unding und werde keine dreißig Jahre dauern. Die Geschäfte stocken, nichts geschieht für den Ausbau der gemeinsamen Einrichtungen, und die öffentliche Meinung hat sich schon gänzlich abgewandt von einer Versammlung, die lediglich ein diplomatischer Congreß ist. Noch ist gegen das Ausland der Bund fest gemeint, aber im Innern bereitet sich die Auflösung vor. Preußen ist mit seiner Stellung unzufrieden und erhebt überall Ansprüche, schon wird die Frage aufgeworfen, ob Preußen den Bund sprengen wird oder umgekehrt. Was aber aus dem Verfall hervorgehen mag, in jedem Fall ist dabei die Ruhe Europa's im Spiel. Es ist im Interesse Europa's, daß Deutschland nicht eins, aber gemeint sei, zusammengehalten durch ein wirkliches Band, und da die wahre Einheit Deutschlands nur in der Nation liegt, nicht in den Regierungen, so ist eine hattbare Bundesverfassung nur möglich dadurch, daß das Volk einen Antheil daran erhält. Das Mittel dazu liegt in der Ausführung des Artikels 13. Besitzt jeder Staat eine Repräsentativverfassung, so muß der Vertretung der Fürsten als der ersten Kammer eine zweite Kammer zur Seite treten, zusammengesetzt aus Mitgliedern, die von den Ständen aller Bundesstaaten gewählt sind.

Auch in diesem Bericht nimmt man eine merkwürdige Mischung wahr von echt französischen Gesichtspunkten und solchen Ideen, wie sie damals bei den liberalen Patrioten der Mittel- und Kleinstaaten im Schwunge waren. Was am Bundestage vor sich geht, betrachtet Reinhard selbstverständlich aus dem Sehwinkel, der ihm durch seinen amtlichen Beruf vorgezeichnet ist, aber man merkt doch einen Antheil, der über den eines fremden Beobachters hinausgeht. Die Doppelstellung, die ihm zeitlebens eigen ist, gibt auch seiner diplomatischen Correspondenz eine besondere Schattirung. Ernsthaft unterbreitet er seinem Minister Vorschläge, wie Deutschland zu einer besseren, dauerhaften, volksthümlichen Verfassung gelangen könne. Vorschläge, wie sie ganz im Sinne seiner Freunde, der liberalen, aber wie er selbst sagt, der „unabhängigen" Gruppe am Bundestag sind. Es waren Rathschläge, die ebensogut in einer Denkschrift aus diesen Kreisen stehen konnten, und selbst das Argument, daß Europa an dem Friedenscharakter des Bundes ein Interesse habe, ist deutschen Schriftstücken jener Zeit nicht fremd. Die Hoffnung auf eine liberale Entwicklung war freilich damals schon stark herabgestimmt. Kurz vorher hatte der Bundestag über den Plessen'schen Antrag wegen des Artikels 13 der Bundesacte einen nichtssagenden Beschluß gefaßt, und schon war Gagern als der unruhigste Wortführer der „Jacobinischen Partei" verrufen worden. Deutlicher noch sprach sich Reinhard's Enttäuschung in einem Briefe aus, den er im diesem Sommer an August Hennings, den Oheim seiner verstorbenen Frau, schrieb. Der ehemalige Herausgeber des „Genius der Zeit" lebte jetzt zu

[1]) A. Stern, Geschichte Europa's Bd. I, S. 640.

Rantzau als dänischer Administrator; bei ihm war am 6. Juni 1814 der alte Reimarus, Reinhard's Schwiegervater gestorben, dem drei Jahre später (Hamburg, 30. April 1817) auch seine Frau, die treffliche „Doctorin", nachgefolgt war. Reinhard schrieb dem Oheim am 11. Juli 1818:

„Kennen Sie eine Schrift von H. v. Gagern über die virgines germanicas, die vor einigen Jahren erschien? Sie ist mit Geist, aber wie Alles was von ihm kommt in Sprüngen geschrieben. Nationalität wird der Deutsche schwerlich aus seiner Geschichte schöpfen, und was in diesem Sinne in den letzten Jahren geschrieben wurde, war nur ein vorübergehender Impuls, die Einheit der deutschen Geschichte beginnt und endet mit Tacitus. Auf diese Bemerkung führt mich, was hier seit zwei Jahren unter meinen Augen vorgeht. Für jetzt ist die ganze Thätigkeit des Bundestages auf die Militärangelegenheiten beschränkt, allein sie hat sich ganz in die beiden Comités zurückgezogen und verbirgt sich, so viel sie kann, profanen Augen. Dieses schwierige Geschäft bringt, die Einheit ausgenommen, alle Systeme wieder zum Vorschein, zwischen denen der Congreß von Wien vor Errichtung der Bundesacte schwankte, und es steht noch zu erwarten, ob gütlicher Verein oder irgend ein schiedsrichterlicher Machtspruch über seinen Ausgang entscheiden werde. Ist es auf diese oder jene Art zu Stande gebracht, so wird die Competenz des Bundestages für die weitere Ausführung nur im Fall eines Krieges wieder thätig werden. Bis dahin wird seine Hauptbestimmung darin bestehen, etwaige Streitigkeiten zwischen Bundesgliedern auszugleichen. Für politische Verhandlungen ist von ihm nichts, und für gemeinschaftliche nationale Anordnungen wenig zu hoffen."

Am 1. October ging Reinhard mit seiner Familie nach dem Apollinarisberg, um hier in ländlicher Stille die Bundestagsferien zuzubringen. Doch schon nach zwei Wochen erhielt er einen Wink des Herzogs von Richelieu, der ihn bestimmte, nach Aachen zu kommen, wo der Congreß seit Ende September versammelt war. Am 12. October schreibt er an Wessenberg:

„Diesen Morgen habe ich mit meiner Familie eine reizende Fahrt zu Wasser und zu Land nach Nonnenwerth gemacht, einer Insel im Rhein am Fuß des Siebengebirges. Sie wissen, es ist der classische Boden der schönen Gegenden. Auf der Insel befindet sich ein Kloster von Nonnen, der einzigen, die auf dem ganzen französischen Boden der Zerstreuung entgangen sind. Durch Fürsprache der guten Josephine durften sie 1804 bleiben, um in dieser Einsamkeit ihr Leben zu beschließen. Von zwanzig, die es damals waren, sind sie jetzt nur noch zehn; die jüngste, die uns führte, zählt fast sechzig Jahre. Ein alter Geistlicher mit weißem Barett machte seinen einsamen Spaziergang; wir gingen mit ihm rund um die Insel, zu unseren Füßen fuhr eines jener mächtigen Fahrzeuge vorbei, die nach Holland gehen; es war heiß wie im Juni und das Wetter prachtvoll. Das Alles machte mich an Sie denken, und ich wollte diesen Abend dazu verwenden, Ihnen einen langen Brief zu schreiben, aber in diesem Augenblick erhalte ich einen aus Aachen, der mich benachrichtigt, daß am 9. die Convention für die Räumung Frankreichs unterzeichnet worden ist. Man theilt mir gleichzeitig mit, daß es nicht den Anschein habe, die Conferenzen werden sich wegen anderer Gegenstände noch lange hinziehen. Das bestimmt mich, morgen abzureisen, um dem Herzog von Richelieu meine Aufwartung zu machen, und da es eine eilige Abreise ist, sind noch tausend Anordnungen zu treffen."

Der Ruf nach Aachen brachte ihn um das Vergnügen, der Weinlese am Rhein beizuwohnen. Er mußte diesen Genuß seinen Kindern überlassen. Doch der Schauplatz von Aachen, den er nach zwölf Tagen „gierig eingesogener Landluft" betrat, bot nun eine Befriedigung anderer Art. Die verständige, den Extremen abholde Politik des Herzogs von Richelieu hatte den Verbündeten Vertrauen eingeflößt, so daß der Wunsch, die Besetzung des Landes durch fremde Truppen abgekürzt zu sehen, willige Geneigtheit fand. Damit war gleichsam die auf das friedlose Land gelegte Sperre aufgehoben; Frankreich war, obgleich

der Vierbund in der Stille vorsorglich erneuert wurde, öffentlich wieder in die Reihe der Großmächte aufgenommen, und Reinhard verhehlte nicht das Glück, das er empfand, durch seine Anwesenheit in Aachen diesen — der russischen Großmuth verdankten — Triumph mit zu genießen; er sah darin zugleich für sich selbst eine persönliche Anerkennung, die ihm wohl that. In diesen Tagen, gesteht er, sei er eigentlich erst ganz zum Franzosen geworden.

„Es war wenig zu sehen," schrieb er an Hennings nach seiner Rückkehr auf den Apollinarisberg, „und noch weniger zu hören, aber so wie man in einen Zirkel eintrat oder auch nur über die Straße ging, begegnete man berühmten oder bedeutenden Männern. Im engeren Zirkel, der eigentlich der meinige war, fand ich Wohlwollen und freundlichen Empfang, und in der That war dies ganz eigentlich die Familie, durch die ich, nach so manchen Stürmen, in Frankreich einheimisch bin. Ueberall, besonders in den ersten Tagen, nach leicht und glücklich und von allen Seiten ehrenvoll vollbrachtem Hauptgeschäft, zeigten sich fröhliche Gesichter, selbst die glänzende, wärmende Herbstsonne trug dazu bei; sie hätte keine anderen geduldet. Zwei Monarchen waren abwesend[1]), dem Kaiser von Oesterreich bin ich vorgestellt worden. Sie werden nicht erwarten, daß ich Ihnen über das, was geschehen ist und damals noch geschehen sollte, Aufschlüsse gebe. Ueberall hat Weisheit die Wahl der Gegenstände beschränkt und die Form der Behandlung geleitet. Vor Allen leuchtete Rußlands wohlthätiges Gestirn, von den Umgebungen nenne ich Ihnen den Grafen Capo d'Istria, einen Mann mit göttlichem Strahl im Auge, dem sein Kaiser Großes und Gutes getrost vertrauen mag. Ohne die Furcht, parteiisch zu scheinen, würde ich Ihnen den Herzog von Richelieu nennen, in dem eben auch ein Funken jenes Göttlichen wohnt, wodurch ihm so Schweres gelungen ist. — Nach einem Aufenthalt von beinahe drei Wochen bin ich wieder hierher zurückgekommen. Ich werde die Ebbe von Aachen erst an meinem Felsen vorüber strömen lassen, ehe ich selbst in die gewohnten oder ungewohnten Verhältnisse zurückkehre."

Bis in den December blieb Reinhard auf seinem Apollinarisberg. Er hatte auch Sulpiz auf dem gemeinsamen Berge erwartet, doch dieser war damals in Heidelberg mit dem Einpacken seiner Bildersammlung beschäftigt, die nach Stuttgart kommen sollte. Ihm selbst aber verrann unmerklich die Zeit auf dem prächtigen Landsitz.

„Im gewühlvollen Frankfurt hatt' ich ihrer eine solche Ueberlast," so schrieb er an Hennings, „daß ich nun sie zu tödten kein anderes Mittel wußte als eine oft sehr unfruchtbare Lectüre. Hier ist es anders. Des Morgens nach dem Frühstück eine Stunde mit den Kindern, alsdann bis 1 Uhr Briefe nach Frankfurt oder nach Aachen, von da an ein Spaziergang oder eine Fahrt, niemals unter zwei Stunden, bis zum Mittagessen, dann den Abend in Familie, literarische oder auch politische Studien mit den Kindern, zum Thee die Post, die Zeitungen, doch nicht alle Tage, und der Tag ist dahin. Wenn ich nicht irre, so ist dies ungefähr das nämliche Leben, das Sie im ganzen Jahre führen und um ebenso viel, als mir dies nur wie Ausnahme zu Theil wird, sind Sie glücklicher als ich. Dazu kommt die herrliche Gegend, eine der schönsten am Rhein, durch Legenden geheiligt, in allen Beschreibungen berühmt. Von weit her sehen wir die Reisenden herbei kommen, bis sie unten am Fuß von einem Felsen verschwinden; stromauf, stromab Schiffe, jetzt häufiger als in den Zeiten des Krieges und des Druckes, der Rhein in einer Linie von drei Stunden sichtbar, vier Städtchen, ache bis zehn Dörfer mit Einem Blick zu umfassen, das Siebengebirge, die Ruinen vom Drachenfels und von Rolandseck einander gegenüber, in der Mitte Nonnenwerth, die ganze Landschaft, Ebene und Berge, nicht zu eng, nicht zu weit, wie für unseren Horizont berechnet, und eben jetzt, um des Herbst- und Erntesegens willen von zufriedenen und fröhlichen Menschen bewohnt."

---

[1]) Der Zar und der König von Preußen hatten auf Richelieu's Wunsch einen Abstecher nach Paris gemacht.

Auch gegen Goethe rühmte er die wohlthätige Wirkung, die dieser Aufenthalt auf sein äußeres und inneres Wohlsein ausübe. Und zum ersten Mal genoß er das Gefühl, daß seine Verhältnisse nun endlich für die Dauer befestigt seien.

Zu Ostern 1819 bekam der französische Gesandte in Frankfurt einen lieben Besuch aus der Heimath. Es war der älteste Jugendfreund und einstige Saugesgenosse C. Ph. Conz, jetzt Professor der Dichtkunst und der Beredtsamkeit in Tübingen. Mit den Jahren war er ein umständlicher und unsäglich dicker Herr geworden, hatte aber die Liebe zu den Musen und das Gefühl der Freundschaft in unalterndem Gemüthe bewahrt. Reinhard nahm ihn mit zu einer Main- und Rheinfahrt, nach seinem Apollinarisberg, und während sie auf schwanker Barke an den vielbesungenen Ufern vorbeigetragen wurden, ergötzten sie sich an den Erinnerungen vergangener Tage, so sie übten sich, wie in alten Zeiten in wetteifernden Liederspielen — jetzt, der fortgeschrittenen Mode entsprechend, in Form von Sonetten. Wind und Wetter waren freilich in diesen Apriltagen nicht sonderlich gewogen, und als Reinhard ein ihm von Goethe mitgetheiltes Stück des westöstlichen Divans trotz des Gebotes der Geheimhaltung hervorzog, um den Freund an dem Genusse theilnehmen zu lassen, entführte ein Windstoß das Blatt, so daß es mit Mühe aus dem Flusse wieder ausgefischt werden mußte. Dem Freund Professor aber erweckte die romantische Rheinfahrt an den sogenannumrauschten Burgen vorbei einen wahren Liederfrühling, und auch das ausgestandene Ungemach verschmolz sich in der Erinnerung mit den freundlichen Bildern, die sie zusammen genossen hatten[1]).

Auch in Bonn brachte Reinhard damals wieder einen Tag zu und lernte u. A. August Wilhelm Schlegel kennen, dessen Schwärmerei für indische Religion und Philosophie er freilich gar keinen Geschmack abgewinnen konnte. Er hoffte Bonn, das zu den Füßen des Apollinarisberges lag, sollte ihm mit der Zeit das werden, was ihm während seines Cosseler Aufenthaltes Göttingen gewesen war. Die geistige Regsamkeit der neuen rheinischen Hochschule flößte ihm ebenso Achtung ein, wie die Fortschritte der gewaltigen Befestigungen von Coblenz. Gegen Goethe äußerte er sich mit Bewunderung über die Anstrengungen Preußens, „durch administrative, militärische und intellectuelle Bande von diesen Rheinländern Besitz zu nehmen". Er erkennte den preußischen Staat „trotz eines gewissen Anscheines als im Fortschreiten begriffen", worin ihn namentlich die umfassende Sorgfalt für Unterricht und Bildung bestärkte. Eben war, als erste Wirkung der Sand'schen That die Cabinetsordre erschienen, die den preußischen Studenten den Besuch der Universität Jena verbot und damit auch Bonn einen größeren Zuwachs versprach. „Ueber diese Ordre und ihre Veranlassung," fügte Reinhard hinzu, „lassen Sie mich ebenso schweigen wie Sie es gethan haben."

Mittheilsamer spricht er seine Ansichten über ihre öffentlichen Dinge in Deutschland in einem Brief an Hennings vom 24. September 1819 aus.

[1]) Conz Gedichte. Neue Sammlung. 1824. S. 131—133 und 309.

Soeben waren die Karlsbader Beschlüsse bekannt geworden. Sie mußten einen Staatsmann beunruhigen, der jetzt nach all' den Erfahrungen einer stürmevollen politischen Laufbahn die Einführung und ehrliche Handhabung verfassungsmäßiger Freiheiten für das Beste hielt. Die Charte, eine Regierung mit Controle der Volksvertretung, blieb fortan Reinhard's politisches Glaubensbekenntniß, und es schien ihm zum allgemeinen Besten zu dienen, wenn die beiden Völker, das französische und das deutsche, gleichzeitig in die ruhige Bahn stetigen Fortschritts gebracht und nicht durch die Verschiedenheit der inneren Entwicklung eine Kluft zwischen ihnen aufgethan würde. Eben diese Hoffnung hatte durch die Karlsbader Beschlüsse einen Stoß erlitten.

Der Brief war veranlaßt durch eine Schrift über die alten Deutschen des Tacitus, die der unermüdlich die Feder führende Oheim — auch ein Halbdeutscher — geschrieben und ihm zugesandt hatte. Reinhard entschuldigt zunächst die Verspätung des Dankes:

„In Manchem hab' ich Lust und Liebe verloren, auch zum Briefschreiben. Nach Geschäftsbriefen und Geschäften such' ich meine Erholung lieber im Lesen als im Schreiben, und wie es zu gehen pflegt, man verstockt sich in der Sünde. Die Versicherung wenigstens darf ich Ihnen geben, daß ich Ihrem Buch einige der interessantesten Abende verdanke und daß ich es im Druck mit ebenso vielem Vergnügen wieder gelesen habe als im Manuscript. Einigen Freunden hab' ich es mitgetheilt und für meine Kinder soll es der kleinen Sammlung beigelegt werden, die uns in künftiger Woche auf den Apollinarisberg begleiten wird. Eben einige Deutschland betreffende Stellen aus Tacitus hatten sie dort mit mir im vorigen Herbst übersetzt, unter Anderen die Geschichte vom Krieg des Civilis am Rhein; daran wird Ihr vollständiges Gemälde sich nun anreihen. Dies mögen wir Halbdeutsche thun, denen nicht vergönnt ist, an dem, was jetzt geschieht, einen Antheil wie an eigener Sache zu nehmen. Die Deutschen selbst haben, wie mir scheint, eben jetzt Lust und Muße verloren, zu solchen Untersuchungen und Betrachtungen der Vorzeit aufzusteigen. Die Gegenwart hat sich zu sehr der Gemüther bemächtigt, und es ist ungewiß, ob die neuesten Ereignisse eine Stimmung herbeiführen werden, in der man resignirt oder unbefangen genug sein wird, um an den Sagen der tiefen Vergangenheit sich zu trösten oder zu ermuthigen. Hermann's Schlacht hat vor einigen Jahren Wunder gethan, nun bleiben freilich Hermann und die Fürsten und Hermann's Tod. — Ehe Sie diesen Brief erhalten, werden die Gerüchte vom Resultate der Conferenzen zu Karlsbad längst zu Ihnen gedrungen sein. In wenigen Tagen werden die in Gemäßheit vom Bundestage einstimmig und ohne Discussion gefaßten Beschlüsse vor Ihren Augen liegen. Mir kommt es nicht zu, ein Urtheil zu fällen, aber ich fürchte, die Völker werden noch mehr in diesen Beschlüssen sehen, als was schon deutlich in ihnen ausgesprochen ist. Was geschehen soll, um dem allerdings weit um sich greifenden Uebel zu steuern, schreckt mich weniger, als was nicht geschehen ist. Die Radicalen in England schreien nach Reform und bedürfen Brot, hat man sich's in Karlsbad wohl klar gemacht, wonach die Deutschen schreien und was sie bedürfen? Einheit oder Republik mag die Losung einiger Thoren sein, aber was Alle bedürfen, sind Regierungen mit Controle, und davon steht in den Beschlüssen nichts. Diese, wie ich höre, ist fester Vorsatz, mit Strenge durchzuführen, auch dies ist nicht leicht, und auf jeden Fall, das Uebel, das zurückgedrängt wird, ist darum nicht gehoben. Was diese Ereignisse in Frankreich für eine Wechselwirkung hervorbringen werden, mag ich noch nicht zu bestimmen. Manches bei uns ist schon angepflanzt und scheint fest zu stehen, aber auch bei uns sind Leute, die Alles was schon ist als problematisch betrachten. Für Regierungen sind Beispiele jener Art verführerisch, das civilisirte Europa hängt zu innig zusammen, als daß es gleichgültig sein könnte, wenn Regierungssysteme statt sich zu nähern, divergiren. Von der anderen Seite ist der übermüthige Trotz einer Partei zu fürchten, die durch die letzten Wahlen eine Stärke gewonnen hat. Jetzt Weisheit, jetzt Mäßigung bei allen Denen, die in den Charten die Grundlage wahrer Freiheit erkennen, jetzt der Zeit nicht voraus eilen und die Entwicklungen lieber abwarten als erzwingen! Geschieht dies, so werden auch deutsche Regierungen ihre Maximen

in ein mildres Licht stellen und ihre Völker werden Zuversicht und Muth zur Ausdauer gewinnen. Im Uebrigen wie Jedermann weiß ist der eigentliche Streit nicht zwischen Regierung und Volk, sondern zwischen Privilegien Adel und Nation. Und so leben wir fort in einer verhängnißvollen Zeit, die uns nicht einmal gestatten wird die Hoffnung, daß für unsere Kinder und Enkel Tage der Sicherheit und Ruhe wiederkehren werden, mit uns ins Grab zu nehmen."

IV.

Zu Ende des Jahres 1819 schickte Goethe seinen Freunden das Blättchen „Erwiderung der Feier meines siebzigsten Geburtstages" zu. Das Reinhard wieder an Bekannte seiner Nachbarschaft, so an A. W. Schlegel, schickte. Und jetzt war auch der west-östliche Divan vollendet und gelangte zu den Freunden. Reinhard erhielt sein Exemplar am letzten Tag des Jahres ein „Neujahrsgeschenk, wie ich kein kostbareres mir hätte wünschen können!" Ihn selbst erinnerte dieser Liederstrauß der aus Goethe's morgenländischen Studien aufgeblüht war, an seine eigenen Studien auf diesem Felde, an das Tübinger Stift und den Orientalisten Schnurrer, an die Uebersetzungen, die er damals versucht und an die Abhandlung über die arabische Dichtkunst, mit der er die Mitgliedswürde erworben hatte. Dann war wieder ein Augenblick gewesen da er im Begriffe stand, diese Studien noch einmal aufzunehmen in Jassy wo er im Jahre 1806 mit dem österreichischen Geschäftsträger Hammer-Purgstall zusammentraf. bald aber seine gewaltsame Wegführung durch die Russen ihn in andere Gegenden und Schicksale warf. „So war mein Leben eitel Stückwerk und unübersehbar vom äußeren und inneren Schicksal!"

Indessen ist er fortdauernd bemüht, was er aus der französischen Gelehrtenwelt über die Farbenlehre erfahren und erreichen kann, zur Kenntniß Goethe's zu bringen. Und auch dem Freund Bausserée kann er sich in seiner Eigenschaft als französischer Gesandter hilfreich erweisen: endlich ist jener mit dem lange vorbereiteten Kölner Dombuch soweit fertig, daß er die Kupferplatten nach Paris schicken kann, wo sie vollendet und mit dem ganzen Werk herausgegeben werden sollen. „Es ist Zeit", schreibt Reinhard an Goethe, „daß das lange angekündigte Werk erscheine. Nach mehr freue ich mich wiewohl es keine Prachtwerke sind, auf die den Ihnen angekündigten Hefte. In und außer den Ferien des Bundestags bleibt mir Muße genug, auf den Wellen des literarischen Oceans mich hin- und herschaukeln zu lassen. Schriften wie die Ihrigen werden mir dann zur freundlichen Insel, wo ich lande und mich ausruhe."

Das Buch des Kabus, ein neues Heft „Kunst und Alterthum" und ein Heft zur Morphologie sind die nächsten Sendungen Goethe's, der den Freund zugleich durch die Versicherung erfreut, Ihre Theilnahme an meinen Zuständen und unser wechselseitiges Verhältniß bewähren sich mir immer mehr." Reinhard nahm die Schriften mit zu einem Landaufenthalt in Backenheim, wohin er sich nach einem Ausflug nach Straßburg im April 1820 zurückzog, „weil die Landluft für mich immer wohlthätiger ist und weil eine Entfernung von der Stadt, auch wenn sie nur eine Pariser Straßenlänge beträgt, doch eine Entfernung ist, die man durchschützen kann, um manchem Zwang und mancher Langeweile zu entgehen. Auch läßt, bis der Bundestagspräsident uns

die 65 oder 68 Artikel der Wiener Conferenzen mittheilt. Wenn mein Beruf mir alle mögliche Muße, und wenn ich nicht als ein wahrer Heautontimorumenos noch immer fortführe, die seit dreißig Jahren und länger täglich geopferten zwei Stunden an Zeitungen zu vergeuden, so würde ich seit einigen Wochen rein vergessen haben, daß ich der politischen Welt angehöre."

Der Ausflug nach Straßburg hatte den Zweck, seinen Sohn Karl, der jetzt achtzehn Jahre alt war, nach der dortigen Universität zu bringen. Er wählte Straßburg, „weil mir dies für seine deutsch-französische, jedoch stark auf die deutsche Seite neigende Bildung am Angemessensten schien." Zufällig traf es sich, daß das letzte Heft von „Kunst und Alterthum", das Goethe ausgehen ließ, eine lobende Anzeige von Arnold's Lustspiel in Straßburger Mundart „Der Pfingstmontag" enthielt. Reinhard machte in Straßburg die Bekanntschaft des Verfassers, der dort Professor der Rechte war und freute sich, als geborener Schwabe leicht in die Elsässer Mundart sich gefunden zu haben und durch das Stück gänzlich in seine Jugendzeit versetzt worden zu sein. Es war ihm kein Zweifel, daß Elsässer und Schwaben vom nämlichen Volksstamm seien, und was er weiter von der Erhaltung der deutschen Sitten, Gebräuche und Gesinnungsart in Straßburg schreibt, ist aus der Feder des französischen Gesandten immerhin zweifach von Interesse. Ueberhaupt bewahrt sich in Straßburg und im ganzen Elsaß ein eigenthümlicher Geist, die Vortheile der Einheit in der Nation, der man angehört, werden anerkannt, und Niemandem gelüstet nach der germanischen Zerstückelung, oder wenn man im politischen Sinn sich gerne als Franzosen betrachtet, so sind doch in jeder andern Richtung deutsche Cultur und deutsche Sitte überwiegend, und keine der französischen Superstitionen wird jemals dort tiefe Wurzeln schlagen."

Eben dieses Jahr sollte ein neues Band zwischen Reinhard und der Familie Goethe schlingen. Der Geburtstagsbrief, den er zum 28. August nach Weimar absandte, war zugleich ein Gevatterbrief. Die weltlich-geistige Verbrüderung wie Goethe schreibt erhielt noch eine geistlich-kirchliche Bekräftigung, indem Reinhard zum Pathen für Goethe's zweiten Enkel Wolfgang gewonnen wurde. Nur durch Rücksichten der Convenienz ließ er sich zurückhalten, selbst nach Weimar zu kommen, aber im Begriff, zur Weinlese wieder nach dem Apollinarisberg zu gehen, gestand er seine heiße Sehnsucht, einmal wieder über das „Salve" der Schwelle des Freundes zu treten, mit dem sich verbunden zu wissen seine Freude und sein Stolz ist.

Der Briefwechsel zwischen Frankfurt und Weimar ist in dieser Zeit von beiden Seiten besonders reich an Mittheilungen und Ergüssen aus dem Innersten, in denen die Befestigung einer edlen Männerfreundschaft aufs Schönste sich darstellt. Wenn Reinhard als Gevattersmann eine Sendung Scharfenberger Auslese nach Weimar gelangen läßt und Goethe dafür seine Hefte „Kunst und Alterthum", „zur Morphologie", „zur Farbenlehre", frisch wie sie entstanden sind, dem Freunde zusendet, so spinnt sich an diesen Fäden stets ein geistreiches Aussprechen innerer Lebenserfahrungen fort, dabei dem Freundschaft und Liebe, Anerkennung und Verehrung, Vorsorge und Nachhülfe das schönste Gleichgewicht allen Zuständen verleihen." Die Gedanken berühren abwechselnd

Wissenschaft und Literatur, aber auch Politik und Religion. In einem Briefe vom 9. Februar 1821 kommt Reinhard auf visionäre Erscheinungen zu reden, die ihn schon in frühen Jahren beschäftigt haben und für die ihm die gewöhnlichen physiologischen und psychologischen Erklärungen nicht genügen wollen, er bescheidet sich, solche Erscheinungen als Erfahrungen gelten zu lassen, ohne ihnen weiter nachzugrübeln, aber er gesteht: „Da ich von der unsichtbaren Welt um uns so überzeugt bin, wie von der sichtbaren, so entstehen daraus Ideenverknüpfungen, die ich nicht immer hemmen will noch darf." Wie seine politischen Ansichten, so befestigen sich in dieser Zeit auch seine religiösen. Eine vorgeschriebene, ausschließliche Rechtgläubigkeit erkennt er hier so wenig an als dort. Er läßt sich genügen an gläubigem Empfinden und Ahnen, mit Abweisung jedes dogmatischen Zwangs, und in diesem frommen Skepticismus weiß er sich mit dem Goethe der späteren Jahre wesentlich eins, wie er von hier aus gleichzeitig mit dem warmherzigen Idealismus Wessenberg's sich aufs Beste verstand.

In einem Briefe an Wessenberg vom 17. Februar 1821 sprach sich immer noch eine schwache Hoffnung für dessen Sache aus, aber auch dieser Rest von Hoffnung mußte bald vor den Thatsachen vollends schwinden. Seit dem Regierungsantritt des Großherzogs Ludwig wurde es immer deutlicher, daß Wessenberg von seiner Regierung im Stich gelassen wurde. Auch in den Frankfurter Conferenzen, die seit Januar wieder versammelt waren, kündigte sich der Abfall Badens an.

„Wie Sie," schrieb Reinhard am 20. Juni an denselben Freund, „bei der ganzen Sache sich benehmen, seh' ich mit Rührung und Bewunderung, mit Unwillen oder um nicht mehr zu sagen, was von anderen Seiten geschieht. Es ist hier ein Maßstab für das ganze Treiben der jetzigen Welt. Ueberall Ziele, aber kein Ziel, das Rechte und Wahre in tausend kleinliche Nebenrücksichten auseinander gezerrt, der ganze Fluch unseres sachverständigen, verweichlichten, egoistischen Zeitalters, den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen. Zuweilen geschieht wohl auch das Gegentheil. Man sieht nur den Wald und nicht die Bäume, man hält sich an einen leblosen Abstractionsbegriff, den man höhere Politik nennt. Daher in Laibach zur Assimilation der türkischen Legitimität mit der christlichen, ein Mißgriff, den man noch schwer bereuen wird, welches auch das Schicksal Griechenlands sei. Und woher diese beiden Erscheinungen? Aus lauter Uebercultur hat die gegenwärtige Generation den Instinct verloren, das richtige sittliche Gefühl, ohne welches keine Energie denkbar ist."

Seit dem Frühjahr 1821 hielten die Ereignisse im Süden des Welttheils die europäische Diplomatie in Athem. Die in Laibach Versammelten waren, auf die Niederwerfung Neapels bedacht, durch den Ausbruch der Revolutionen in Piemont und in Griechenland erschreckt worden. Noch war Frankreich nicht in der Lage, von der Politik der Ostmächte offen sich zu trennen; wie Reinhard persönlich schon jetzt über die Griechenfrage dachte, läßt sich der eben mitgetheilten Briefstelle entnehmen. In einem Brief an Goethe spricht er von dem politischen Carneval, dessen toller Wirrwarr im März alle Köpfe schwindeln machte. Er selbst rühmt sich, daß er in diesem allgemeinen Tarantellanz keiner der Gestochenen sei. Doch um ganz aus den politischen Zauberkreisen sich zu retten, weiß er ein bewährtes Mittel: er tritt in Goethe's Kreise und freut sich „aller der heiteren Genüsse, die uns da die nimmer

täuschende, nimmer alternde Muse bereitet"[1]). Auch die Farbenlehre verlangt immer wieder ihr Recht. Goethe selbst ist aufs Neue diesen Problemen zugewandt. Er schreibt Nachträge, er zieht die entoptischen Farben in den Kreis seiner Theorien, er sieht sich durch Hegel's Zustimmung bestärkt und das Alles regt auch den ehemaligen Schüler von Karlsbad zu erneuter Theilnahme auf. Nach dem Apollinarisberg, wo Reinhard Pfingsten zuzubringen gedachte, wollte er wieder die Farbenlehre und die Erfordernisse für entoptische Farben mitnehmen. Doch ein heftiger Podagraanfall hielt ihn im Mai in Frankfurt zurück, und die Besuche dieser Diplomatenkrankheit wiederholten sich fortan mit Regelmäßigkeit. Der Gesellschaft entzogen ihn diese Anfälle noch mehr. Er klagte über den Mangel eines Vereinigungspunktes in Frankfurt, wo ein Austausch über ernstere Fragen der Wissenschaft und Literatur möglich wäre und wo die Räthsel, die Goethe's neueste Sprüche aufgaben, Gegenstand der Unterhaltung sein könnten. Die Nichtigkeit der Assembleen, wo regelmäßig gespielt wurde, stieß ihn ab. Sobald in diesen Gesellschaften die Rippenstöße begannen, um Spieltische und Stühle zurecht zu setzen, pflegte er nach Hause zu eilen zu den Büchern die ihm der Frankfurter und der Straßburger Buchhändler geschickt hatten.

Im August dieses Jahres beschloß Graf Reinhard, wieder einmal seine schwäbische Heimath aufzusuchen und die Erinnerungen seiner Jugend aufzufrischen. Seit er vor dreiundzwanzig Jahren auf den Gesandtschaftsposten nach Florenz gereist war, hatte er die dortigen Verwandten und Freunde nicht gesehen. Die Kinder begleiteten ihn. Was in Stuttgart von Jugendfreunden sich befand, traf er am Abend des 13. August im Hartmann'schen Hause und die einstigen Liebgenossen wurden nicht müde, ihn aus seinem bewegten Leben erzählen zu hören. In Konstanz wurde Wessenberg besucht und diese Freundschaft neu befestigt. Daran schloß sich ein Ausflug in die Schweiz, und auch in Zürich sah Reinhard alte Freunde wieder. Ueber Schaffhausen und dem Rheinfall kamen die Reisenden zurück nach Balingen, wo der französische Gesandte einst den Vater im geistlichen Amt unterstützt hatte. Er konnte das Städtchen nicht wiedererkennen. Eine Feuersbrunst hatte es im Jahre 1809 fast gänzlich eingeäschert. Nur die Stadtkirche zu Unser Lieben Frau mit der Kanzel, darauf er oftmals gestanden, war verschont geblieben, und um sie hatte sich eine neue Stadt erhoben. Der Vater war schon im Jahre 1800 gestorben[2]). Reinhard führte die Kinder zum Grab ihrer Großeltern und die junge Gräfin Sophie, die vom Vater das poetische Talent geerbt hatte, widmete den Eindrücken, die sie auf dem Friedhof empfing, einige gefühlvolle Strophen. Hierher nach Balingen waren auch der Jugendfreund Professor Conz aus Tübingen und der geistliche Rath Jannann aus Ratteuburg herbeigerufen

[1]) In seiner vergnüglichen Ueberwachung sah er sich selber zum namenlosen Mitarbeiter am neuesten Heft von „Kunst und Alterthum" geworden. Goethe hatte zum Satze in Reinhard's Brief vom 22. Mai 1820 über die Bewahrung deutscher Sitte und Sprache im Elsaß in seine Nachträge eingeschaltet. Kunst und Alterthum, Bd. III, Heft 1, S. 70.

[2]) Nach der Ueberlieferung war er dem Schmerz darüber erlegen, daß der General Vandamme bei seinem letzten Durchzuge den Silberschatz des Pfarrhauses mitgenommen hatte.

gitz dby Google

worden. Ueber das Murgthal, Baden, Heidelberg wurde der Rückweg nach Frankfurt genommen. Es war eine dreiwöchentliche Erholungsreise, welche die angenehmsten Erinnerungen zurückließ. „Erinnerung und Vergessen," schrieb Reinhard an Wessenberg, „beides war die Absicht dieser Reise, in beiden Beziehungen hat sie ihren Zweck erreicht. Der herzliche Empfang, den mir alte und neue Freunde bereiteten, ließ das Vergnügen, das mir die Schönheiten der Natur darboten, in die zweite Linie treten. Hier will ich nach zwei Wochen bleiben und dann die Zeit, die mir noch übrig ist auf meinem Landgute am Rhein zubringen."

Noch einmal genoß er die Herbstwochen auf dem Apollinarisberg. Es war das letzte Mal, und in den Genuß der frohen Stunden mischte sich das Gefühl des Abschieds. Auf Sulpizens Wunsch und Drängen kam er mit diesem überein das gemeinschaftliche Eigenthum zu lösen. Eine tüchtige Verwaltung des Guts war bei dem getheilten Besitz nicht durchzuführen, und Reinhard erkannte, wenn auch ungern an, daß von den Mitbewerbern Sulpiz billiger Weise das Vorrecht beanspruchen dürfe, „und so wurde das letzte materielle Band gelöst, das mich an Deutschlands Baden knüpfte." Sulpiz war am 15. October gleichfalls auf dem Berge eingetroffen. Drei Tage später brannten auf den umliegenden Bergen die Feuer zum Gedächtniß der Leipziger Schlacht, und Sulpiz hätte gern auch auf dem Apollinarisberg eines angezündet, wenn nicht die Rücksicht auf Reinhard ihn gehindert hätte.

V.

In Paris hatte im December 1821 die Regierung des wohlmeinenden, aber schwachen Herzogs von Richelieu einem Ministerium der Ultra, Mantmorency-Villèle, Platz machen müssen. Reinhard sah mit Besorgniß diesen Gang der Dinge, er durfte sich wohl fragen, wie dies auf seine eigene Stellung zurückwirken werde. Er wußte, daß er als Liberaler angesehen war. Andererseits konnte ihm die Reise an den Königshof in Gent im Jahre 1814 nicht vergessen sein, auch wußte er wohl, daß man ihn für seinen jetzigen Posten besonders geeignet hielt, und zuletzt durfte er sich sagen: „Ich habe nun das Recht errungen, was auch jener Gewaltige, der Individualitäten so selten anerkannte, am Ende gelten ließ zu sein wie ich bin." Uebrigens war er entschlossen, in seinen nächsten Ferien selbst nach Paris zu gehen, um zu sehen wie es etwa weiter werden solle, und da er jetzt dreißig Dienstjahre hinter sich hatte, sah er der Zukunft ruhig entgegen. Auch war er überzeugt, daß die Dinge sich nicht überstürzen und trotz der erregten Debatten, die vorausgegangen waren, das Ministerium mit seinen Vorlagen vorsichtiger sein werde. „Auf beiden Seiten der Kammer," schrieb er im Februar 1822 an Wessenberg, „haben wir Hitzköpfe; diese Hitze verbessert sich aber rasch, wenn man sich im Mittelpunkt der Geschäfte befindet, nicht um zu reden, sondern um zu handeln. Die Regel ist, daß man dann der Diagonale folgt." Diese Theorie der Diagonale ist für den jetzigen politischen Standpunkt des einstigen Revolutionärs bezeichnend, und er kommt zu wiederholten Malen darauf zurück. „In Frankreich und in Europa gibt es eine Macht der Dinge, die alle Bewegungen im Sinn der Diagonale lenkt."

Ueberall waren die römischen Tendenzen im Vordringen, und auch die ausgedachten Künste der süddeutschen Staatsmänner vermochten sie nicht aufzuhalten. Die Briefe an Wessenberg aus diesem Jahre sind meist den kirchenpolitischen Verhandlungen zwischen Frankfurt und Rom gewidmet. Reinhard scheint an diesen Dingen fast mehr Antheil genommen zu haben als an den Verhandlungen des Bundestags. Ohne Einfluß war er auf die einen wie auf die andern. Immer aber spricht er ziemlich mißachtlich von den bundestäglichen Händeln, von dem Streit zwischen Preußen und Köthen wegen des Anhalter Schmuggels oder von dem „elenden nassauischen Contingentsstreit", der eine Zeitlang alle Arbeiten hemmte und eine Quelle bitterer Feindschaft zu werden drohte. Alle diese Fehden schienen ihm in schreiendem Mißverhältniß zu der Wichtigkeit der Dinge. Und selbst die unermüdliche Beredtsamkeit seines Freundes Wangenheim, der sich eben in diesen Streitfragen hervorthat, als ein eifriger Gegner Preußens und zugleich als ein wohlmeinender Anwalt freisinniger Grundsätze und Einrichtungen, scheint ihn ziemlich kühl gelassen zu haben. „Wangenheim wird wegen seiner improvisirten Beredtsamkeit lebhaft angegriffen, man sollte denken, daß er nothwendig entweder unterstützt oder preisgegeben werden müßte; aber man darf heutzutage bei den Deutschen nichts Folgerichtiges erwarten." Doch auch die große Politik, in der sich durch die orientalische Frage eine neue Gruppirung der Mächte langsam herausbildete, entlockt ihm unmuthige Betrachtungen. Besonders die Behandlung der Griechenfrage empört ihn. „So lange die Türken die Vorstädte von Pera nicht niedermetzeln, können sie sicher sein, daß man ihnen ihren Platz in der heiligen Allianz aufhebt, obgleich sie bis jetzt es verschmähen, ihn einzunehmen." Erst einige Jahre später hatte Reinhard Gelegenheit, seine griechenfreundlichen Ansichten in amtlicher Weise bei seiner Regierung zur Geltung zu bringen.

Vor der Reise nach Paris hatte der Arzt dem Gichtleidenden eine Kur in Baden verordnet. Die Heilquelle that Wunder. Nach einmonatlichem Aufenthalt konnte er neugestärkt und des Gebrauchs der Hand wieder mächtig. Ende August nach Paris abreisen. Seit fünf Jahren hatte er die Hauptstadt nicht gesehen, wo jetzt die reactionäre Partei obenauf war. „Ich finde dort neue Menschen, neue Maximen, eine andere Welt. Wie diese mich aufnehmen, wie ich mich in sie fügen werde, weiß ich noch nicht. Bis jetzt bin ich zwar durch mehrere Nuancen gegangen, aber doch immer auf der Lichtseite. Auf die Schattenseite überzutreten, ist gegen meine Natur." Da er seinen Minister nicht entraf, der nach Verona gereist war, ging er einstweilen nach der Normandie. Dort hatte er Güter erworben, die er noch nicht gesehen hatte. Das eine davon lag eine halbe Stunde von Caen, auf einer Anhöhe mit der Aussicht aufs Meer, auf dieses Gut war das Majorat für den Sohn gegründet. Eben dieses Gut sollte vergrößert und abgerundet werden, ein Geschäft, das, da die Normannen „niemals ja oder nein sagen", nur unter großen Schwierigkeiten abgeschlossen werden konnte. Anfang October kehrte er nach Paris zurück, wo er nach drei Monate zubrachte. Alte Bekanntschaften wurden erneuert, neue angeknüpft. Der Druck, der auf den liberalen Meinungen und ihren Vertretern lastete, machte sich überall fühlbar und mahnte auch im

Digitized by Google

persönlichen Verkehr zur Vorsicht. Fleißig besuchte er die Theater der Großstadt und wie in früheren Jahren ergriff ihn Talma's Spiel. Er fand daß der literarische Geschmack in Frankreich sich in einer Gährung befinde. Man begann sich mehr um ausländische Literaturen zu kümmern und fühlte das Bedürfniß, sich der engen Schnürleiber zu entledigen. Schon wogte man sich an Goethe. Eben waren zwei junge Franzosen daran, die Schrift „Rameau's Neffe" ins Französische rückzuübersetzen „Wilhelm Meister sollte folgen, ja schon war von einer Uebersetzung des „Faust" die Rede. „Doch," meinte Reinhard, „es muß noch Ungeheures geschehen, ehe Paris, und das ist Frankreich, den Scepter des alten guten Geschmacks niederlegt." Einige Tage brachte er zu Bonneuil on der Marne zu, auf einem Landgut des Grafen Beignot, dessen Sohn ihm in Frankfurt ottachirt war, und genoß hier die reizenden Umgebungen von Paris Er hatte sich lange nicht so wohl befunden als während dieser Reise, lange nicht einer solchen Heiterkeit des Geistes sich erfreut.

Im Februar 1823 wurde Goethe von einer ernsthaften Krankheit, einer Herzbeutelentzündung, befallen, die für sein Leben fürchten ließ und von der er sich nur langsam erholte Die Theilnahme und Freude über seine Rettung gab sich in und außerhalb Weimars mannich kund, und Reinhard wollte die Wiederkehr des Freundes von den Ufern des Acheron durch ein festliches Mahl feiern, zu dem er etliche Fremde lud. Einer der Theilnehmer war der württembergische Gesandte Freiherr v. Wangenheim, der dann einen Bericht über das Fest an seinen Stuttgarter Freund Geheimerath v. Hartmann sandte. Selbst von einer schmerzhaften Krankheit sich eben aufrichtend, erhielt Wangenheim von Reinhard, dem, wie er schreibt, „ein deutsches Herz in der Brust zu schlagen nie aufgehört hat," am 6. März folgende Einladung „Ein Hahn wird dem Aesculap geopfert für Goethe's Genesung, Sanntag, den 9 März um 4 Uhr. Der Eingeladenen sind sieben und in dieser heiligen Zahl ist Freund Wangenheim begriffen, wenn sein Zustand ihm erlauben sollte, der Feier der Genesung beizuwohnen. Auf jeden Fall gilt das Opfer auch der seinigen" Da nun inzwischen die Nachricht nach Frankfurt kam, daß eben am 6 März in Reinhard's Geburtsland Württemberg ein lange ersehnter Kronprinz geboren war, auch Wangenheim sich soweit erholt hatte um am Feste theilnehmen zu können, war Reinhard überglücklich, daß Alles so gut zusammentraf der Kronprinz, Goethe's Genesung und diejenige Wangenheim's Die Gäste sagten sich zu und nahmen warmen Antheil an den drei Gegenständen der Feier. Es versteht sich, daß Reinhard auch poetische Gerichte seinen Gästen vorsetzte Er feierte Goethe's Rückkehr von den Ufern des Acheron in Distichen, während seine Tochter Sophie auf die Geburt des Fürstenkindes artige Verse geschmiedet hatte.

Im Juni bezog Reinhard eine neue Wohnung, was ihm ein angenehmer Wechsel war Sie lag am Mainquai, gegenüber der Insel, wo das Goethedenkmal zu stehen kommen sollte mit der doppelten Aussicht auf den Fluß und auf den Taunus Oben ein Belvedere, das sein Olymp werden soll, wo er ganz den Musen leben will und wo auch ein paar Freunde zu vertrautem

Gespräch Platz hätten, wenn er Freunde besäße! Dieser Umzug war, wie er an Goethe schrieb, „die einzige Veränderung die mir seit sechs Jahren Vergnügen macht“ aber bei der ich gewinne.

Um Heilung von der Gicht zu suchen, ging Reinhard mit dem Anfang der Bundestagsferien Ende Juli nach Baden wiederum mit dem besten Erfolg. Im Herbst aber sollte ein längst geplanter Besuch in Weimar zur Ausführung kommen, um endlich Goethe wiederzusehen der von seiner Krankheit vollkommen hergestellt war und jetzt in Marienbad seine Lebenskraft verjüngt hatte. Sechzehn Jahre waren seit dem ersten Zusammentreffen in Karlsbad verflossen und in dieser Zeit war nur ein kurzer Besuch in Weimar im Jahre 1809 gefallen, der durch das unvermuthete Erscheinen König Jerome's unliebsam abgekürzt werden mußte. Die Reise wurde mit der ganzen Familie angetreten, außer der Tochter und dem Sohn, der damals in Göttingen seine Studien vollendete, war noch „eine kleine niedliche Reisegefährtin“ mit, Fräulein Virginie v. Wimpffen, Tochter des Oberförsters v. Wimpffen in Saarbrug, die als Freundin der Tochter seit Kurzem im Reinhard'schen Hause war. Am 30. September kamen die Reisenden in Weimar an, wa sie nun eine Woche blieben in täglichem Verkehr mit Goethe und den Seinigen. Sie trafen es günstig genug, Goethe war aus Marienbad in bester Stimmung heimgekommen und aus dem Liebesglück, das dem Herzen des Alternden die süßen Schmerzen vergangener Tage zurückgebracht hatte, machte er gegenüber dem Freunde kein Hehl. „Bei ihm und mit ihm habe ich eine herrliche Woche zugebracht, voll von Erinnerungen an Vergangenes und von Nahrung für die Zukunft ich brauchte erst einige Zeit, um an Geist und Seele aufzuthauen denn ich kam von einem Nowa-Semlja.“ Am 2 October wurde Reinhard's Geburtstag durch ein Mittagessen bei Goethe gefeiert. Vom folgenden Tag erzählt der Kanzler Müller. Goethe sei als Reinhard Abends von Belvedere zurückkam Anfangs still und unmittheilend gewesen, dann sei das Gespräch auf politische Dinge gekommen und Reinhard habe allerlei aus seinem amtlichen Leben, von seinem wechselnden Verhältniß zu Talleyrand u. s. w. erzählt. In Frankfurt fuhr er fort sei er eigentlich gleich Null und eben das habe ihm seine innere Unabhängigkeit die Freiheit des Worts und des Urtheils erhalten. Samstag den 4 October kündigte Reinhard an daß er am 6 abreisen werde, als er aber weggegangen war bat Goethe den Kanzler Müller, er möchte es verhindern. Seine Aeußerungen über Reinhard erzählt Müller waren rührend „ich lasse ihn sobald nicht fort, ich klammere mich an ihn an.“ Wirklich gab Reinhard nach ein paar Tage zu. Sonst ja wortkarg und gemessen, konnte er den Weimarer Freunden nicht genug erzählen, bald von Johannes von Müller und seinen letzten Tagen zu Kassel, bald ergreifende Scenen aus der Schreckenszeit über den Charakter Napoleon's und über die neuesten französischen Memoiren. Am 6 war man wieder zu Tisch bei Goethe, und der Kanzler trug zum Rheinwein aus dem Bremer Rathskeller Gedichte auf Goethe's und Reinhard's Wiedersehen vor. Für den 7. October bat sich Reinhard von Goethe nach eine vertraute Viertelstunde aus um über „persönliche jetzige oder längstvergangene Zustände“ mit ihm zu reden wozu er seinen

Kalb und seine Erfahrung bedürfe. „Tage wie diese kommen nicht wieder, und nur noch einer bleibt mir. In diesem Sinne will ich vermeiden, dass o mihi praeteritos referat si Jupiter aus eigener Schuld mir zurufen zu müssen."

Mit unauslöschlichen Zügen war die Erinnerung an diese glückliche Woche in die Seele des alten Freundes und in die jungen Gemüther seiner Begleiter gegraben. Und als sie auf dem Rückweg noch schöne Spätherbsttage am Rhein genossen, wurde überall Goethe's mit Dank und Liebe gedacht. Aus Frankfurt aber schrieb der zu den Bundestagsgeschäften Heimgekehrte: „Im Uebrigen befinde ich mich hier wieder in den ollen Wüsten und mehr als je entschlossen, nur in meinem Haus und in meinem Cabinet die erspriessliche Nahrung zu suchen." An Weissenberg fandte er einen ausführlichen Bericht über Goethe's Befinden, seine Lebensweise, seine unermüdliche Thätigkeit, seine literarische und persönliche Stellung, die er mit der Hofhaltung eines gekrönten Hauptes vergleich, mit Ministern und Vertrauten, mit Botschaften und Eroberungen in fremden Reichen. In demselben Brief erwähnte er, ohne weitere Glossen, die Expulsion des Bundestags, die Abberufung der Häupter der Opposition, Wangenheim's und Lepel's, der auch die Abberufung des preußischen Gesandten Grafen Goltz folgte. Alles, wie er urtheilt, „die Wirkung einer unwiderstehlichen Zeitrichtung, die keine Abweichungen gestattet." Diese Zeitrichtung machte sich nicht minder in Frankreich geltend, wo Villèle im Juni 1824 Ministerveränderungen vornahm, die ein Entgegenkommen gegen die Klerikalen bedeuteten. Reinhard sah sich wieder in ganz unbekannte Regionen verschlagen", wo ihm die eigene Zukunft unsicher erschien. Und zu den politischen Verdrießlichkeiten kam noch ein Anderes, was ihn in dieser Zeit beschwerte, eine Familienangelegenheit, in der die Entscheidung nicht länger verschoben werden konnte.

Seit dem Besuch in Weimar im Jahre 1823 finden sich in dem Briefwechsel zwischen Reinhard und Goethe Andeutungen über ein besonderes Anliegen, das zunächst die Tochter Sophie betraf, in der Folge aber auch Reinhard's Zukunft eine andere Wendung geben sollte. Während jenes Aufenthaltes in Baden, der dem Besuch in Weimar vorausging, war es unmöglich, der Gräfin Sophie begegnet, daß ihr Herz im Sturm eingenommen wurde durch die bezaubernde Schönheit eines Cavallerielieutenants. Vater Reinhard versuchte nachdrücklichen Widerstand, erkannte aber bald, daß der festgewurzelten Neigung der Tochter gegenüber die väterliche Autorität machtlos sei. Indessen wurden Erkundigungen über den jungen Mann eingezogen. Georges von Diemar stammte aus einem Ihringischen Adelsgeschlecht und war Stallmeister und Kammerjunker des Herzogs von Meiningen. Der Vater in seinen Vermögensverhältnissen zurückgekommen, wohnte auf dem Stammschloß Walldorf bei Meiningen. Goethe wurde ins Vertrauen gezogen und der Kanzler Müller, und der letztere besonders mochte in der Folgezeit den hülfreichen aufopferungsvollen Mittelsmann. Er erscheint von nun an überhaupt als einer der regelmäßigen Correspondenten Reinhard's. Auch mit ihm bestand ein Verhältniß der Gevatterschaft. Reinhard war Pathe bei einem von

Müller's Enkeln, bei dem zweiten Sohn des Kammerraths Adalbert Müller. Nur jetzt nun galt der eifrige Verkehr mit Müller vornehmlich jener Herzensangelegenheit. Im Winter 1824—25 sehen wir die Entscheidung getroffen. Die Neigung der Tochter hatte über den väterlichen Willen den Sieg davongetragen. An Wessenberg schrieb Reinhard am 8. Februar 1825: „Die Hochzeit meiner Tochter wird zu Ostern stattfinden. Es hat dies für mein eigenes Heim neue Entschließungen zur Folge über die ich mir mir selbst noch nicht ganz im Reinen bin." Er stand vor einem wichtigen Schritte des eigenen Lebens. Nach gestand er dem Freunde nicht welches Vorhaben er bei sich erwog. Es war kein anderes als sich selbst eine neue Häuslichkeit zu gründen. Mit Schmerz dachte er an die Trennung von seiner Tochter, ihm bangte vor seiner Vereinsamung „zumal in Frankfurt". Als der gefürchtete Zeitpunkt herannahte faßte er rasch den Entschluß sich mit der Freundin seiner Tochter, Virginie von Wimpffen zu verbinden, die seit zwei Jahren die unentbehrliche Hausgenossin war. Er stand im vierundsechzigsten Jahre, doch das Wagniß glückte über alles Erwarten, und die Ehe des Vaters wurde glücklicher als die seiner Tochter. Er fand in Virginie mit ihrem lebhaften, munteren, treu theilnehmenden Wesen eine Gefährtin, wie er sie für seinen Lebensabend nicht besser wünschen konnte.

Es war beschlossen, die beiden Vermählungen gleichzeitig zu feiern. Zuvor hatte Reinhard noch eine Zusammenkunft mit dem Kanzler Müller in Gotha und er dehnte, auf die Einladung Goethe's, die Reise auch nach Weimar aus. Am 12. April fand dann in Wallerf die Trauung der Tochter mit Georges von Diemar statt. Andern Tages ließ sich ebendaselbst Reinhard mit Virginie von Wimpffen trauen und da Letztere katholisch war, fuhr man unmittelbar nach der kirchlichen Handlung bis zur nächsten bayrischen Stadt Mellrichstadt, um den Ehebund auch durch die römische Kirche einsegnen zu lassen. Gleich nach der Rückkehr nach Frankfurt wurde der neue Ehemann wieder von Gichtschmerzen an Hand und Füßen heimgesucht. „Freilich hat" so schrieb er an Wessenberg, „die arme Virginie zwei Drittel ihres Honigmondes die Krankenwärterin machen müssen; aber das war eine der Bedingungen des Heirathsvertrags, sie hat sich wunderbar darein geschickt, und es scheint mir sogar, sie liebt mich nur um so mehr. So weit der Mensch sich erlauben darf die Zukunft voraussagen zu wollen, werde ich die Zufriedenheit für den Rest meines Lebens (das Wort Glück wäre zu viel) in dem Entschlusse finden, den ich gefaßt, er ist reiflich überdacht, er ist auf eine dreijährige Erfahrung gegründet, die ich von der immer gleichen Heiterkeit und der Charaktertreuhheit meiner kleinen Frau habe die sich wahrhaft glücklich fühlt mir anzugehören. Permitto divis caetera."

VI.

Im Mai 1825 ließ sich König Karl X. in Rheims durch den Erzbischof von Paris krönen und mit dem heiligen Oel salben. Zur Feier der Krönungskrönung gab der neuerwählte Bundestagsgesandte ein Ballfest in seiner Wohnung am Main. Das war in der Ordnung, überraschend ist aber doch daß er auch bei diesem Anlaß die deutsche Muse beschwor und daß der einstige

Freund der Königsmörder, der Revolutionshymnen gesungen hatte, jetzt mit seinen Versen eine kirchliche Handlung verherrlichte, in der alle Welt die priesterliche Weihe der Restauration, einen Triumph der clerikalen Strömung erblickte. Allerdings war in der zweiten Strophe auch der Schwur auf die Charte, das Panier der Liberalen, angedeutet. Die Verse, die vor Beginn des Ballfestes von einem deutschen Männerquartett gesungen wurden, gefielen ihm selbst so wohl, daß er sie an Goethe und an Wessenberg sandte.

Gleich nach diesem Fest zog Graf Reinhard mit seiner jungen Frau nach Kronberg, um das dortige Bad zu gebrauchen und in der herrlichen Luft des Taunus „die Abgeschiedenheit von allen frankfurtischen Dünsten" zu genießen. Seine Briefe athmen das volle Glück, das ihm seine Ehe gewährte, und diese ländliche Einsamkeit, die den Umgang mit Freunden nicht ausschloß, mit Gagern vornehmlich, dessen Hornau zwei Stunden entfernt war, und mit dem wunderlichen Gerning [1]), dessen Tusculum ganz in der Nähe lag.

Im September, als der Bundestag in die Ferien ging, reiste Reinhard mit seiner Frau wiederum nach Paris. Zwei Tage vor seiner Audienz beim König hatte er abermals einen kleinen Podagraanfall. „Glücklicher Weise paßten mir noch die Schnallenschuhe, dies gab mir Muth. Hinkend macht' ich die Runde der Aufwartungen und blieb zum Spiel der Wasser in St. Cloud, dafür den andern Tag Fieber und eine Krise, welche schnell die Krankheit brach." Die ritterliche, gewinnende Art des Königs verscheuchte jeden Zweifel an seiner persönlichen Loyalität und machte auch auf Reinhard einen günstigen Eindruck. Von seinem Minister aber erhielt er den Auftrag, eine Denkschrift über die griechische Sache aufzusetzen, die eben damals in ein kritisches Stadium getreten war. Die Politik des französischen Cabinets war bisher ganz mit Metternich gegangen, die öffentliche Meinung verlangte aber mit immer größerem Nachdruck eine philhellenische Politik, und in der Regierung selbst begann man die Räthlichkeit einer Wendung zu erwägen. Reinhard's Denkschrift empfahl eine Verständigung Frankreichs mit England und Rußland, die dann Oesterreich zwingen würde, nachzufolgen. Immerhin hat es noch über ein Jahr gedauert, bis die Schwenkung Frankreichs zur Politik Canning's endgültig sich vollzog.

Während Reinhard in Frankreich war, wurde in Weimar am 3. September das fünfzigjährige Regierungsjubiläum Karl August's gefeiert, dem am 7. November das Erinnerungsfest an Goethe's Ankunft in Weimar vor fünfzig Jahren folgte. Reinhard nahm aus der Ferne an diesen Festen Theil.

„Auch außer Weimar," schrieb er dem Kanzler Müller, „finden sich gerührte, dankende, jubelnde Herzen. Eine solche Regierung ist welthistorisch, sie wird nicht nur in der Geschichte, sie wird auch in der Sage leben; vielleicht wenn keine Geschichte mehr ist, denn auch auf die Stämme, die unsere Nachkommenschaft verdrängen, wird der Nachklang der Thaten und der Lieder, werden die Namen der Fürsten und der Heroen dieser herrlichen Epoche übergehen. Ihre Geschichte lebt alsdann in Amerika und im fünften Welttheil. — Sagen Sie der Frau Großherzogin, ich sei entwölkt und erheitert durch meine Virginie. Sie ist in Paris, wie Sie sie in Kronberg gesehen haben, ebenso lebensfroh, ebenso genügsam, ebenso, ich darf es sagen, für mich und in mir lebend! — Geben Sie unserem innig geliebten, innig verehrten Jubelsenior beiliegendes Blättchen."

[1]) Der Dichter und Kunstsammler J. J. von Gerning war Bundestagsgesandter des Landgrafen von Hessen.

Müller war ihm auch der treue Berichterstatter aus Weimar, der seiner Einbildungskraft und seinem Mitgefühl jene frohen Feste vergegenwärtigte.

Gerne kehrte er aus Paris wieder nach Frankfurt in seine vier Wände zurück. „Trotz Allem, was mir der Aufenthalt in Paris Angenehmes und Belehrendes bot trotz allem Ungemüthlichen und Widerhaarigen, was, wie ich wohl weiß mich hier erwartet überfiel mich selbst dort in den letzten Tagen ein gewisses Heimathgefühl, das ein zehnjähriger Aufenthalt gibt, besonders aber die Gewißheit, daß ich die Anerkennung meiner besonderen Tauglichkeit zu dem hiesigen Posten überall selbst an den höchsten Orten, fand, und so, im Gefühl noch einiger Kraft sei es der Thätigkeit, sei es des Widerstandes, mir nur vorbehielt meine Lebensweise so zu umschanzen, daß das Fremde und das Feindliche meinem engeren Bezirke fern bliebe." Das häusliche Leben war jetzt nach jahrelanger freudloser Stille, aufs Angenehmste belebt. Reinhard's hatten aus Lothringen eine liebliche Schwester Virginiens. Irene, mitgebracht; der Sohn, der nach Absolvirung seines Studiums in Göttingen nun doch zum französischen Staatsdienst bestimmt worden war, stand dem Vater als Attaché zur Seite, und ein zweiter Attaché, Enkel des Grafen Simeon des ehemaligen westphälischen Ministers, vervollständigte die jugendliche partie quarrée im Hauswesen. Das Alter gab Reinhard das Recht von gesellschaftlichen Rücksichten sich mehr und mehr loszumachen. Zu Anfang des Jahres 1827 ließ er endlich auch seine Bibliothek von Hamburg kommen, von der er seit zwanzig Jahren getrennt war. Von seiner stillen Warte sah er dem ehrgeizigen Treiben der Staatsmänner in Frankreich gelassen zu. „Ich ziehe mich," schrieb er dem Kanzler Müller, „gern in die Sphären des Gemüths und der Gesinnung zurück, die uns angehören."

Den Juli 1826 brachte Reinhard wieder in der ländlichen Stille von Kronberg zu. Aus einem Brief an Wessenberg erfahren wir, daß ihn damals vornehmlich Byron beschäftigte. „Ich hatte lange eine Antipathie gegen Byron. Aber seitdem Brömer seine Werke in einem Bande veröffentlicht hat, habe ich schon ein Drittel davon in Kronberg gelesen, und ich stelle ihn wegen seiner Originalität, der Tiefe seiner Empfindungen über alle bekannte Dichter. Er ist und macht schwermüthig. Selbst inmitten des Cynismus seines Humors. Er ist ein gefallener Engel." Diese Bekehrung zu Byron war eigentlich ein Triumph des Goethe'schen Kreises. Frau Ottilie Goethe hatte nicht nachgelassen, ihm den britischen Dichter zu empfehlen und Reinhard war jetzt so von ihm eingenommen, daß er sich an die Uebersetzung einer Scene aus „Foscari" machte. Er schickte sie Goethen, wenn sie als Fragment gedruckt würde, sollte es Frau Ottilien zugeeignet werden. Er nahm die Arbeit mit zu seinem nächsten Landaufenthalt in Kronberg und bekam Lust das ganze Stück zu übersetzen, doch widerstrebten andere Scenen seinem Gefühl, und so ließ er die Arbeit liegen. „Der Theil ist mehr als das Ganze."

Ueber die Reise, die er im Herbst dieses Jahres mit Virginie nach dem oberitalischen Seen ausführte, besitzen wir einen Bericht an Goethe, desgleichen an Wessenberg. Es traf sich, daß er seinen Geburtstag den 2. October in Vevey zubrachte, eben da, wo er vor vierzig Jahren den ersten Geburtstag außer

dem Vaterland erlebt hatte[1]). „Und welche Unermeßlichkeit von Erinnerungen, von Zeichen der höheren, leitenden, schützenden und strafenden Hand, von Freuden und Leiden liegt eingeschlossen zwischen diesen beiden Grenzen! Ich hob meine Blicke zum Himmel mit Rührung und Dank!“ Auf dem Rückwege zeigte Reinhard seiner Frau die schwäbische Heimath, Balingen, der Hohenzollern, Tübingen, Stuttgart wurden besucht, Jugendeindrücke aufgefrischt, alte Freundschaften erneuert. „Von Vevey bis Stuttgart war es für mich eine Erinnerungsreise, wie die erste Hälfte eine Reihe neuer Eindrücke gewesen war. Ich genoß sie einen wie die andern, und ich erfuhr, daß man, indem man dem Grabe näher rückt, auch der Wiege sich wieder nähert“ — ein Gedanke, den er in gefühlvollen Distichen ausdrückte, die er in Hechingen in das Album der Prinzessin Julie der Schwester des Fürsten, schrieb.

Vom Jahre 1825 war in den Gedankenaustausch zwischen Goethe und Reinhard ein neues gemeinschaftliches Anliegen getreten. In Frankreich kündigte sich die veränderte Geschmacksrichtung deutlicher an. In der Zeitschrift „Globe“ führte eine Gesellschaft junger Kritiker das Wort, die vom überlieferten Classicismus sich abwandten und durch das Studium fremder Literaturen neue Maßstäbe der Kritik zu gewinnen suchten. Man weiß wie freudigen Beifall Goethe dieser gelehrten Jugend schenkte, die sich selbst so entschieden auf seine Seite stellte. Erst durch Goethe ist auch Reinhard angeregt worden, den „Globe“ regelmäßig zu lesen, und er selbst hat dann seine Freunde Wessenberg und Gagern auf die neue Richtung hingewiesen. Wenn aber Goethe seine Freude an dem Phänomen einer kosmopolitischen Literatur hatte, und es ihm fast unbehaglich wurde, als der „Globe“ auch im Politischen die Tendenz hervorkehrte, war Reinhard vielmehr erfreut darüber, daß „der formlose Verband der Gleichgesinnten sich immer weiter auszudehnen“ scheine, und folgte mit gespanntem Antheil den Wirkungen der neuen Schule die sich im öffentlichen Leben zeigten. Er hielt namentlich auch dies für wichtig, daß durch die neue Schule das Urtheil über die große Revolution berichtigt und abgeklärt wurde, und in ihren Ansichten fand er die eigenen wieder: durch die Entfernung der Zeiten wurde jetzt die ruhige Uebersicht gewonnen, die er schon damals bis zu einem gewissen Grade dadurch besaß, daß er als geborener Fremder mitten in den Ereignissen über ihnen war. Seine Urtheile über die liberale Doctrin sind übrigens je nach den Ereignissen und Strömungen des Tages bald zustimmender, bald zurückhaltender. Er nennt sie epochemachend und findet unter den Mitarbeitern des Blattes herrliche Menschen im Wissen Wollen und Ausführen. Aber er tadelt dann wieder das starre Festhalten an dem, was sein soll und nie sein wird, und meint, eben daran seien die richtigsten Ansichten und reinsten Gesinnungen in der constituirenden Versammlung gescheitert. Er findet in den Tagen da das ehrliche, vermittelnde Ministerium Martignac heftig von der Linken gedrängt wird, daß der „Globe“ etwas zu zugendlich Partei genommen habe, doch setzt er hinzu: „eben auf der Jugend beruhen unsere Hoffnungen.“ Im Ganzen sind doch hier seine Sympathien,

[1]) Reinhard war 1786—1787 Hauslehrer in Schloß Blonay bei Vevey gewesen.

und er freut sich, daß er, einer anderen Zeit angehörig, gleichwohl fähig geblieben ist mit der Zeit fortzuschreiten glücklich genug, sich am Ende wieder zurechtzufinden. „Das Unvergängliche und allgemein Geltende ist das Recht und die Pflicht und beide sind ins Herz geschrieben. Wie sie sich in der Anwendung modificiren sollen, hängt von Umständen und Localitäten ab, aber Recht muß Recht bleiben, und am Ende Recht und Licht!"

VII

Reinhard war jetzt sechsundsechzig Jahre alt und begann das Alter zu spüren. „Ich werde nachgerade müde," schrieb er aus Kronberg am 1. Juli 1827 an den Kanzler Müller, „körperliche Schwächen kündigen sich an; vor dem Unmuth über Ereignisse und Menschen, vor der Beschämung, wie ein krankes Kind meine Noth geklagt zu haben, rettet mich nur Indolenz, und so bleibt mir die Behaglichkeit des häuslichen Umgangs oder die einsame Gesellschaft der Bücher, die reine Luft meiner Bergpfade und der gestirnte Himmel." Der Aufenthalt im Taunus wirkte so wohlthätig, daß sich Reinhard im Herbst zu einer neuen großen Reise gekräftigt fühlte. Diesmal nach dem Norden. Er brachte Virginie zu den Verwandten seiner ersten Frau in Hamburg, zu den Ueberresten des Reimarus-Sieveking'schen Kreises und machte dann mit dem jüngsten Bruder, der in Christiansand etablirt war, eine Reise durch Schweden und Norwegen. Zuletzt ging es über Berlin und Dresden wieder nach Weimar. Auch über diesen Besuch bei Goethe sandte er ausführlichen Bericht an Wessenberg. Wie er Goethe's handschriftliche Sammlungen fortwährend bereicherte, so hatte er durch die Vermittlung seines Bruders in Christiansand dem Cabinet des Freundes eine werthvolle Sammlung norwegischer Gesteinsarten zuwenden können, die das Entzücken des Empfängers war. Ueber Meiningen, wo die verheirathete Tochter besucht wurde, kam Reinhard nach elfwöchentlicher Abwesenheit nach Frankfurt zurück. „Die Reisen," schrieb er an Wessenberg, „sind ein nothwendiges Element meines Gesundheitssystems geworden."

In das häusliche Leben des Bundestagsgesandten während des folgenden Winters und in die schöngeistigen Allotria, die am Sitze des Bundestags getrieben wurden, läßt uns ein Brief des Sohnes an den Kanzler Müller vom 11. April 1828 blicken:

„Der Winter ist uns schnell und angenehm vergangen. Gesellschaften haben wir eher zu viel als zu wenig gehabt, besonders für uns, da Fräulein Irene durch ein längeres Unwohlsein zu Hause gehalten wurde und wir also immer nur mit Widerstreben in die große Welt, die uns von ihr trennte, gegangen sind. Dagegen haben wir so oft wie möglich mit meinem Vater gelesen und außer diesem häuslichen Kreis hat sich noch eine Gesellschaft von engeren Freunden und Bekannten gebildet, wo wir die Meisterwerke von Schiller, Goethe, Lessing mit vertheilten Rollen lesen. Dieser Zirkel, bestehend aus den Familien Trall, Lerchenfeld, Adlerflycht, Günderode und fünf jungen Herren von der Gesandtschaft und der Militärcommission, die zu meinen vertrauten Freunden, und ich kann es sagen, zu den ausgezeichnetsten der hiesigen Jugend gehören, hat sich sehr glücklich ausgebildet. Heute soll die Reihe an Goethe's Egmont kommen."

In Frankreich war inzwischen ein neuer Scenewechsel vor sich gegangen. Nach den Wahlen im November 1827, bei denen die Männer des „Globe" ihren steigenden Einfluß gezeigt hatten, war Villèle's royalistisch-clericales

Parteiregiment unhaltbar geworden. Durch seinen Sturz sah sich Reinhard von einem Centnergewicht entlastet, das ihm auf der Brust gelegen. Das Ministerium Martignac, das im December mit der ehrlichen Absicht, die Gegensätze zu versöhnen, ins Amt trat, schien ihm eine ebenso bedeutende Garantie der Charte wie der Schwur von Rheims. Wiederholt sprach er seine Befriedigung darüber aus, daß jetzt Alles nach Wunsch verlaufe, und im folgenden Jahre entschloß er sich, wieder nach Paris zu gehen, um sich den erfreulichen Wechsel der Dinge in der Nähe zu betrachten. Die Reise, die in den October fiel, hatte zugleich einen persönlichen Zweck. Der Sohn war nun seit fünf Jahren dem Vater in Frankfurt attachirt, ohne eine amtliche Stellung erhalten zu haben. Wirklich gelang ihm die Erfüllung seines Wunsches: der junge Reinhard wurde zum Secretär bei der Bundestagsgesandtschaft ernannt, der bisherige Secretär Segur erhielt die Stelle eines Geschäftsträgers bei der Stadt Frankfurt. Die letztere Funktion wurde somit dem Grafen abgenommen. „So bin ich denn ausschließlich meiner wichtigen Mission bei dem hohen Bundestage geweiht.“

Nach der Rückkehr aus Paris, im Februar 1829, war zunächst eine leidige Familienangelegenheit ins Reine zu bringen. Die Verhältnisse der verheiratheten Tochter ließen viel zu wünschen. Zwar lebte das Paar aufs Glückseligste zusammen auf dem Schlosse Walldorf, dem Erbsitze des Freiherrn von Diemar. Aber während fast jedes Jahr einen Zuwachs der Familie brachte, schmalz das Vermögen, das Graf Reinhard seiner Tochter mitgegeben hatte, unter den Händen des ehemaligen Cavallerielieutenants der ein Leben ohne Beschäftigung führte, rasch zusammen. Dem Grafen war das unerträglich, er beschloß rücksichtslos durchzugreifen und setzte schließlich — wiederum machte Kanzler Müller den aufopfernngsvollen Mittelsmann — eine vorläufige Trennung des Paares durch: der Schwiegersohn sollte in die russische Armee eintreten und den eben ausgebrochenen Krieg gegen die Türkei mitmachen, während die Tochter nach Weimar übersiedelte, wo sie bei Hof und in der Gesellschaft die freundlichste Aufnahme fand. Goethen machte sie sich besonders werth durch die Leichtigkeit, mit der sie Byron ins Deutsche übersetzte. Die Uebertragung Lara's brachte ihr aus seinem Munde das Lob ein: „Das ist keine Uebersetzung, es ist Byron selbst.“ Und noch in ihren alten Tagen bewahrte Frau von Diemar die Blätter des „Chaos“, jener intimen Wochenzeitung, die der schöngeistigen Gesellschaft Weimars, unter Führung von Frau Ottilie Goethe, zum Austausch ihrer poetischen Ergötzlichkeiten diente.

Der achtzigste Geburtstag Goethe's wurde auch in der Vaterstadt des Dichters festlich gefeiert. Das Theater gab am Vorabend Scenen aus Faust, mit Prolog und Epilog, und am Tage selbst war eine festliche Vereinigung auf dem Fürstenhaus, der französische Gesandte war als der persönliche Freund des Gefeierten aufgefordert worden als der Erste seinen Namen auf die Liste der Theilnehmer zu setzen. Diese Goethefeier sollte der Abschluß von Reinhard's Aufenthalt in Frankfurt sein.

In Paris hatten sich wichtige Dinge ereignet. Das Ministerium Martignac hatte vergebens an der Versöhnung der Gegensätze gearbeitet, den Angriffen von rechts und von links war es endlich erlegen und der König sah nun die

Bahn frei, sich mit einem Ministerium nach seinem Herzen zu umgeben. Am 8. August war das Ministerium Polignac gebildet. Reinhard wußte sofort, was das für ihn zu bedeuten habe. Gegen Goethe äußerte er, das Unternehmen sei ein stupides und noch stupider die Wahl der Werkzeuge, und weit wies er den Gedanken von sich, an solche Stützen sich anzuklammern. Dennoch war er überrascht und verstimmt, als er schon nach wenigen Tagen sein Abberufungsschreiben erhielt. So plötzlich hatte er die Veränderung seiner Lage nicht erwartet. „Uebrigens" schrieb er an Wessenberg am 11. September „es ist Alles auf die ehrenvollste Weise vor sich gegangen. Man hat mir den Großcordon der Ehrenlegion angekündigt, der bereits eingetroffen ist, und nebenbei meine Pensionirung, man hat mich des fortdauernden Wohlwollens versichert sowohl zur meine Person, die dasselbe für die Regelung der Pension bedarf, als für die meines Sohnes, der wahrscheinlich bleiben und dem Gehalt bekommen wird." Die Freunde aber, gegen die er seine Empfindlichkeit geäußert hatte, meinten, er habe vielmehr allen Grund sich geehrt zu fühlen, daß er der Erste war, an dem sich das Ministerium Polignac vergriff. „An seiner Stelle" schrieb J. G. Reinhold, der holländische Gesandte in Rom an Wessenberg, „würde ich mich freuen, mit seiner Regierung, wie sie jetzt ist, nichts mehr zu thun zu haben."

Eine kleine Herbstreise endete wieder mit einem Besuch in Weimar, wo es galt, von Goethe und von der hier wohnenden Tochter sich zu verabschieden. Wie vor sechs Jahren feierte Reinhard bei Goethe seinen Geburtstag, es war sein neunundsechzigster, und nach Frankfurt zurückgekehrt, schrieb er an den Kanzler Müller, der auf einer Reise nach Italien war.

„Nie hab ich Goethe in herzlich gesehen wie diesmal. Den Tag vor der Abreise zog er mich in sein Cabinet wo ich Schmetterlinge sitzen mußte. Zugleich hab' ich die Sammlung von sechzig Porträten kennen lernen, die das meinige einverleibt werden soll. Wie ich meine Zukunft einzurichten gedenke, bedarf ich Ihnen nicht zu sagen, aber der äußeren Ereignisse bin ich nicht Meister. Es ist nun einmal so. „Wir Söhne und Enkel der Revolution, müssen und fallen ihr Opfer werden!" — Auch zu Wessenberg berichtete er von der Herzlichkeit und Milde, die er diesmal bei Goethe getroffen und schrieb weiter: „Seit unserer Rückkehr hatte ich Personen und Bibliothek abzupfänden und in Ordnung zu bringen. Ich nehme nach Paris vor Allem deutsche Bücher mit, von den Ihrigen fehlt mir keines. Ich hoffe es wird möglich sein, auf dem Laufenden der Literatur zu bleiben nicht allein durch die Vermittlung meines Sohnes, sondern in Paris selbst. Die Trennung von Deutschland wird mir schmerzlich sein, durch Erziehung, Gewohnheiten durch langen Aufenthalt gehöre ich ihm mindestens ebenso an wie Frankreich durch meine Pflichten. In einer anderen Lage werden nun wohl die französischen Gewohnheiten vorherrschen, aber eine Trennung, für die ich schwer Ersatz finden werde ist die von den Freunden, die ich zurücklasse. Es bleibt mir die Aussicht auf Briefe vielleicht auf Reisen aber das Gefühl dessen, was ich verliere ist nun so inniger als es sich auf eine sehr kleine Zahl beschränkt. Wie dem sei, mein trefflicher Freund, dasjenige, das mich an Sie knüpft, ist süßes Leben und vielleicht darüber hinaus."

Auch an Goethe richtete der Scheidende in einem Briefe vom 28. October ein kurzes letztes Lebewohl, darin er bewegt nach einmal aussprach, was ihm seit zweiundzwanzig Jahren der Freund gewesen war.

Leichter als von den Freunden wurde ihm die Trennung von dem Amte, das er in Frankfurt bekleidete. Bis in die letzten Jahre ziehen sich die

Klagen des Gesandten über die Verdrießlichkeiten seiner amtlichen Thätigkeit. „In Frankfurt bin ich eigentlich gleich Null." Von seiner „Dornenbahn" ist in den Briefen an Goethe die Rede, und von den „Unbehaglichkeiten, die mir fast ausschließlich von Ihren Landsleuten kommen". Aus den Briefen an Sieveking ersehen wir, daß Reinhard in dem hamburgischen Gesandten am Bundestag, Syndikus Gries, einen seiner Hauptgegner erblickte. Am 5. Juni 1825 schrieb er an den Neffen:

„Das ‚sich Selbst-Wiedergegeben-Sein' mein lieber, junger Freund, ist eine banale Phrase. Ich bin mehr als Tausende, im Guten und Schlimmen, immer ich selbst gewesen. Daß aber, eben darum, nach solchen inneren und äußeren Schicksalen, in einer Folge der sonderbarsten und bizarrsten Verhältnisse, eben darum, bei einem auch persönlichen und politischen Feinden unantastbaren Ruf, und doch angetastet von einer Seite, wo der Angriff ehrlos und die Vertheidigung waffenlos ist, das ‚an mir' und ‚in mir' sich zuweilen verwirren, das muß ich tragen, willig die innere Nemesis anerkennend, aber mit vollem Selbstgefühl mich erhebend über die feige Bosheit ihrer Werkzeuge."

Sieveking mißverstand erst diese Stelle, und Reinhard erläuterte ihm dann, daß sie auf „Gries und Consorten" gemünzt war. (Ueber Gries s. Allg. D. Biogr.) Uebrigens ist nicht zu vergessen, daß Reinhard stets auch unter eingebildeten Feindschaften und Kränkungen litt.

Immerhin, auch hier galt es, sich von Verhältnissen loszureißen, die sich seit fast anderthalb Jahrzehnten festgeknüpft hatten. Und wenn die Stellung der französischen Gesandten am Sitz des Bundestags keine beneidenswerthe war, die beschränkte Thätigkeit auf diesem Beobachtungsposten keine befriedigende sein konnte, so sind doch die Berichte, in denen er die Geschäfte des Bundestags beleuchtete, von seinen Auftraggebern hochgeschätzt und in ehrendster Weise anerkannt worden. Man wußte in Paris, daß Niemand wie er mit solchem Fleiß und Scharfsinn, mit solchem Eindringen in die verwickeltsten Dinge den Berichterstatter aus Deutschland hätte machen können. Bignon hat in der Rede, die er am 14. Mai 1838 zum Gedächtniß Reinhard's in der Pairskammer hielt, dessen Berichte aus Cassel und aus Frankfurt als die wichtigsten und lehrreichsten hervorgehoben, und besonders rühmte er „das Talent, alle Fragen, die sich auf die alte und auf die neue Verfassung Deutschlands bezogen, klar und leicht verständlich zu machen, die eine durch die andere zu erklären und zuweilen in die kleinsten Einzelheiten einzugehen, ohne die allgemeinen politischen Bezüge aus dem Auge zu verlieren, von denen sie zwar nur ein unscheinbares Element bilden, aber ein Element, das sehr nützlich sein und dazu dienen kann, Vermuthungen daraus abzuleiten, die oft so gut als Gewißheiten sind. Diese Art der Folgerungen, dieser Scharfsinn, der von einem leichten Zwischenfall zur Kenntniß wichtiger, noch verborgener Ansichten aufsteigt, ist eine der ausgezeichnetsten Eigenschaften Reinhard's gewesen, und ganz besonders aus Frankfurt hat er in diesem Sinne die werthvollsten Informationen übersandt. Wir können es heute ohne Indiscretion sagen, er ist einer der Ersten gewesen, der alle Folgen des preußischen Zollsystems wahrgenommen und auf sie aufmerksam gemacht hat."

Nach sollte es nicht der letzte Abschied von Deutschland sein. Nach der Julirevolution bat der liberale Graf, der mit seinen neunundsechzig Jahren dem Thätigkeitstrieb und dem politischen Ehrgeiz nach nicht abgestorben war, der neuen Regierung seine Dienste an und ließ sich von ihr wiederum nach Deutschland schicken, diesmal nach Dresden und an die thüringischen Höfe. Seine Abberufung von diesem Posten traf mit dem Hingang Goethe's zusammen, der seit einem Vierteljahrhundert sein Stern gewesen war, und die letzten Eindrücke die er im Sommer 1832 aus dem alten Vaterlande mitnahm waren die Bundestagsbeschlüsse durch die das überall aufgekackerte liberale Wesen eingedämmt werden sollte, die Knebelung der Presse, der Rückschlag gegen die Wirkungen der Julirevolution. Und dennoch schied er ungern zögernd von dem mütterlichen Boden. „Obwohl es gut so ist," schrieb er dem Freunde in Constanz, „und ich es sozusagen ohne Wiederkehrgedanken thue, so scheint mir doch, indem ich Abschied nehme ich trenne mich von den wahren Elementen meines Daseins. Wie es sich auch künftig gestaltet, es wird nicht lange mehr dauern. Ich werde von Erinnerungen leben, und ich möchte nicht von den Freunden vergessen sein, die ich zurücklasse."

Es war ihm nach vergönnt, fünf Jahre in Paris zu verleben, in den angenehmsten Verhältnissen, als Mitglied der Pairskammer, des Instituts und des lutherischen Consistoriums bis zuletzt in ehrenvoller Thätigkeit. Für den Rest seiner Tage wollte er, nachdem sein Leben stets ein zerfunkeltes geblieben war, sich nun zusammenfassen und in jedem Sinne ganz Frankreich angehören. Freund Reinhold freilich der ihm scharf ins Innere sah, glaubte nicht daran, daß er jemals ein rechter Franzose werden könne. „Sein deutsches Gemüth kann sich nie ganz mit dem französischen Wesen befreunden, nicht einmal mit dem der Besseren."

Eines der frühesten Jugendgedichte Reinhard's war dem Preise jener heldenmüthigen Weiber gewidmet gewesen, die seine Vaterstadt Schornbarf von den räuberischen Horden des großen Königs befreiten; es ist doch kein Zufall daß die letzten Federzüge des Greises einer deutsch-patriotischen Schrift gegen französische Eroberungspolitik galten, nämlich der Uebersetzung eines Aufsatzes von Gulrauer, der eine vergessene Denkschrift Leibnitzens zur Sicherheit des Reiches gegen Ludwig XIV. aus dem Dunkel wieder hervorgezogen hatte.

So hat sich der Zwiespalt, der durch sein äußeres und inneres Leben geht, niemals völlig geschlossen wenn er sich auch milderte sowohl durch das Alter als durch die Gunst der Zeiten. Freundlich und friedlich klingen seine letzten Jahre aus: als er am 25. December 1837 nach kurzer Krankheit im Alter von fünfundsiebzig Jahren starb, hatte er längst gelernt — wenn auch nicht ohne Rückfälle in die selbstquälerischen Stimmungen vergangener Tage — mit der Ruhe des Weisen auf die Stürme seines wechselvollen Lebens zurückzublicken.

Türkiſche Geſchichten.

Von

Rudolf Lindau.

III Die Prinzeſſin Djevherli Hanum.

Vor vielen Jahren lebte in Stambul ein ſchöner junger Mann Namens Atta den Tauſende und Abertauſende von denen er ſelbſt nur eine geringe Anzahl kannte, wie einen Freund liebten und zu Dienſten waren. Er hatte nämlich die ſchönſte Stimme, die je gehört worden war, und wenn er ſang und dazu mit unübertrefflicher Kunſt die Laute ſchlug, ſo waren Alle, die ihm verwundert und entzückt lauſchten, wie im Bann einer höhern Kunſt bei ſeinen traurigen Weiſen war es, als müßte ihnen die Bruſt zerſpringen vor unbeſchreiblichem Sehnen nach dunkel geahntem oder hoffnungslos verlorenem Glück, und ließ er ein luſtiges Lied erſchallen, ſo wurden die Herzen leicht und jubelten, und Augen und Mund lachten. Er war ein großer Künſtler, geſchaffen die Menſchen zu rühren und zu beglücken, und er erkannte die Größe ſeiner göttlichen Begabung; doch war er nicht glücklich und in dem kleinen Hauſe das er mit ſeiner verwittweten Mutter bewohnte zeigte er ſich von ſo trübem Sinne befangen, daß die alte Frau für das Leben ihres geliebten Kindes zu fürchten begann. Sie beſtürmte Atta deshalb mit Fragen, was ihm fehle, aber er gab ihr wortkargen Beſcheid, und es dauerte lange Zeit, ehe ſie aus ſeinen kurzen Antworten einen Einblick in ſein Herz gewinnen konnte. Als ſie es endlich erkannt hatte, wurde ſie ſehr traurig, denn ſie ſah wohl, daß es ihr nicht möglich ſein würde, ihrem Sohne zu helfen, ihn froh und zufrieden zu machen. — Atta war nicht eitel, dagegen verzehrten ihn Stolz und Hochmuth. Der Beifall, mit dem man ihn als Sänger und Schauſpieler überſchüttete, ekelte ihn an. Gute Kanddianten waren beliebt, aber ſie ſtanden niedrig in der Achtung der Vornehmen, und Atta dürſtete nach der Gemeinſchaft mit den Beſten des Landes. Als Sänger war er überall willkommen, hätte er um eine Anſtellung als Beamter werben wollen, ſo würde man ihm lächelnd den Rücken gekehrt haben. Deshalb beſchloß Atta ſich von der Welt zurückzuziehen und, außer mit ſeiner Mutter, mit Niemandem mehr zu verkehren.

Um dieselbe Zeit lebte in einem großen Palaste in der Nähe des Schlosses der Sieben Thürme, ein reicher vornehmer Pascha dem das Glück Jahre lang gelächelt, den es dann aber plötzlich verlassen hatte. Er war als junger Officier in den Krieg gegen die Ungarn gezogen und hatte sich während desselben durch Umsicht und Tapferkeit so sehr ausgezeichnet, daß sein Ruhm bis zu den Ohren des Sultans gedrungen war. Dieser hatte ihn zu seinem Adjutanten ernannt, nach Beendigung des Feldzuges in seiner nächsten Umgebung behalten und schnell von Rang zu Rang vorrücken lassen, so daß, als zehn Jahre später ein neuer Krieg ausbrach, der noch junge Pascha an der Spitze einer großen Armee gegen den Feind ausgesandt wurde. Bald darauf war diese Armee auf die der Sultan all' seine Hoffnungen gesetzt hatte, aufs Haupt geschlagen und der Pascha als Kriegsgefangener nach Wien abgeführt worden. Dies rettete dem unglücklichen General das Leben, denn der erzürnte Padischah würde ihn zu schmählichem Tode verurtheilt haben, wäre er in seine Hände gefallen. Nach Abschluß des Friedens wurden alle Kriegsgefangenen freigelassen, und da der letzte Sultan aus Kummer über seine Niederlagen im Felde gestorben war und sein Nachfolger sich Denjenigen gegenüber, die den unglücklichen Krieg geführt hatten, zu besonderer Gnade geneigt zeigte, so war es auch dem Pascha ohne Gefahr für sein Leben gestattet, nach Stambul zurückzukehren und sich in seinem Konak niederzulassen. Aber seine Versuche, sich dem neuen Herrscher zu nähern, scheiterten an dessen persönlicher Abneigung Denjenigen gegenüber die sich zu irgend einer Zeit der besonderen Gunst seines Vorgängers zu erfreuen gehabt hatten. — Der Pascha besaß noch einige alte Freunde bei Hofe und in der Armee. Sie besuchten ihn heimlich und empfahlen ihm an, sich in keiner Weise bemerkbar, vielmehr wo möglich vergessen zu machen, denn seine Reichthümer könnten doch für Diesen oder Jenen eine starke Versuchung sein, und ein Vorwand, ihn aus der Welt zu schaffen, würde mit Leichtigkeit gefunden werden, sobald er aus der strengsten Zurückgezogenheit hinausträte. Der Pascha würdigte die Weisheit dieser freundschaftlichen Rathschläge und lebte seitdem innerhalb der Mauern seines Konak wie in einem Gefängniß. Ein Freund, der ihm vor Allen treu geblieben war, hielt ihn von den Vorgängen in Stambul und am Hofe unterrichtet. So erzählte er ihm eines Tages, es habe sich bereits Gelegenheit geboten, seinen Namen vor dem Sultan auszusprechen, seine Klugheit und Tapferkeit zu rühmen und ihn, nicht etwa als einen Günstling des verstorbenen Sultans sondern als ein verschwiegenes Opfer der Unlüchtigkeit und der Launen desselben darzustellen. Die große Schlacht sei verloren worden, weil man dabei nicht nach den Anordnungen des Generals, sondern den entgegengesetzten Befehlen des Großherrn vorgegangen sei. — Der Sultan, setzte der Freund hinzu, scheine dieser Auffassung zuzuneigen, und der Pascha solle deshalb guten Muths sein, er dürfe hoffen, demnächst wieder in Gnaden bei Hofe aufgenommen zu werden.

Aber Wochen, lange Monate gingen dahin, ohne daß der Pascha durch ein Zeichen kaiserlicher Huld beglückt worden wäre, tiefe Schwermuth bemächtigte sich seiner, und der Freund bemühte sich vergeblich, ihn seiner

trüben Stimmung zu entreißen. Der Pascha klagte nicht, er ertrug sein Schicksal mit Ergebung, aber das Leben hatte seinen Werth für ihn verloren, und er wünschte sich den Tod herbei als Erlöser von einem freudlosen Dasein. Da kam dem sorgenden Freund der Gedanke dem Pascha innerhalb seines öden Kanak nach andere Zerstreuung zu verschaffen, als ihm die Gemahlin, obgleich sie eine schöne und tugendhafte Frau war, gewähren konnte. Er erinnerte sich, mit welchem Vergnügen er selbst oftmals den Liedern Atta's gelauscht hatte, und er beschloß, ihn zum Pascha zu bescheiden, damit er ihn zerstreue und aufheitere. Er entsandte deshalb einen Boten an den Sänger, der diesem zwanzig Muradiéh (etwa 80 Mark) überbrachte und den Auftrag seines Herrn ausrichtete: Atta solle sich mit seiner Laute zum Pascha begeben und ihm bis auf Weiteres zu Diensten sein; hielte ihn dieser länger als eine Woche zurück, so würde Atta dafür gebührend belohnt werden. — Der Sänger fühlte sich tief gekränkt durch diesen Befehl und ließ dem Freunde des Paschas zurücksagen, er sei kein Sklave, im Reiche hätte nur der Sultan das Recht, ihm Befehle zu ertheilen, und er weigere sich, auf Geheiß eines Anderen zum Pascha zu gehen, um vor diesem seine Künste zu üben.

Der Freund erkannte, daß er einen Fehler begangen hatte, und wenn er auch in seinem Herzen über die Unverschämtheit des Komödianten zürnte, so war doch seine Liebe zum Pascha stärker, als sein Unmuth gegen Atta, und er suchte diesen sanft auf, um sein Anliegen diesmal in höflicher Form zu wiederholen und demselben durch ein größeres Geldgeschenk Nachdruck zu verleihen. Als er aber den Sänger sah und dessen Augen von derselben tiefen Traurigkeit verschleiert fand, die ihn bei dem Pascha betrübte, da wurde ihm klar, daß er weder durch Geld noch durch Höflichkeit Einfluß auf Atta's Entschließungen ausüben würde, und daß er sich bemühen müsse das Herz des traurigen Mannes durch Sanftmuth zu gewinnen. Er entschuldigte deshalb zunächst die Art, wie sein Auftrag überbracht worden sei, und schrieb dies der Ungeschicklichkeit und dem Unverständniß seines Boten zu. Dann sagte er:

„Ich sehe wohl, daß Ihr nicht zum Singen und Spielen aufgelegt sein könnt. Sagt mir Atta-Bey, was betrübt Euch?"

Der Sänger schüttelte das Haupt. „Was würde es nützen, wenn ich Euch mein Unglück klagte? Ihr würdet mir nicht helfen können. Mir kann Niemand helfen."

„Allah kann Euch helfen," sagte der Freund des Pascha.

Atta nickte fromm zustimmend, aber er antwortete nicht.

„Ich habe einen Freund," fuhr der Andere fort, „der ebenso traurig ist wie Ihr erscheint. Ich hätte gewünscht, Ihr besuchtet ihn um seinen Schmerz zu zerstreuen — nicht als bezahlter Künstler sondern als Freund. Ihr würdet ein gastfreundliches Werk thun." Atta blieb stumm.

„Ihr saget soeben, Niemand könne Euch helfen, und ich erwiderte darauf, Allah könne helfen. Ihr habt im heiligen Koran gelesen: ‚Seid freundlich, denn Gott liebt die Hochmüthigen und die Stolzen nicht, wer aber um Gottes Willen eine gute Handlung thut, dem wird sicherlich köstlicher Lohn werden.' So seid denn freundlich und thut um Gottes Willen eine gute Handlung. Er wird es Euch lohnen, er kann Euch helfen."

Die Worte drangen zum ersten Male tief in Atta's Seele obgleich er sie früher schon gelesen hatte. Er wußte, daß er stolz und hochmüthig war. — Also deshalb wurde er von Gott nicht geliebt' — „So will ich um Gottes Willen thun, was Ihr von mir verlangt," sagte er leise und nachdem er die Mutter von seinem Entschluß benachrichtigt hatte, nahm er seine Laute und folgte dem Fremden nach dem Hause des Paschas. Dieser, der von seinem Freunde verständigt worden war, daß Atta nicht als bezahlter Sänger zu ihm komme, sondern ihm nur einen artigen und hoffentlich erfreulichen Besuch machen wolle, begrüßte seinen Gast wie einen Gleichgestellten mit großer Höflichkeit und Atta der in diesem Empfang seitens des vornehmen Paschas einen Beweis erblicken zu können glaubte daß seine gute That bereits Lohn erntete war bemüht, sich von seiner besten Seite zu zeigen und erbat sich alsbald, dem Pascha etwas vorzusingen. Der Pascha nahm dies dankend an. Atta sang ein altes, trauriges Lied, in dem ein Verbannter das verlorene Vaterland betrauert. Er sang mit solcher Innigkeit, daß ihm selbst Thränen in die weit geöffneten Augen traten, der Pascha bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen und weinte. — Als Atta geendet hatte, wurde es still und in dieser Stille erholte sich der Pascha langsam von der Rührung, die ihn übermannt hatte. Dann sagte er:

„Es ist mir, als wäre ein Eisblock geschmolzen, den ich in meiner Brust trug. Du hast mir unendlich wohl gethan. Ich danke Dir. Möge Gott es Dir lohnen.' Darauf zog er einen kostbaren Ring von seinem Finger und gab ihn an Atta. „Nimm diesen Ring," sagte er dazu, „als ein Andenken an die Stunde, in der Du mich dem Leben wiedergegeben hast."

Der Sänger verblieb im Kanak des Pascha, und dieser genas in seiner Gesellschaft. Atta selbst fühlte sich wie zu neuem Leben erwacht. Seine erloschenen Augen gewannen den Glanz der Jugend und Gesundheit wieder und aufrecht und stolz ein Bild männlicher Kraft und Schönheit schritt er einher in dem Bewußtsein, der Freund des Paschas zu sein. Dieser schloß ihn wie einen Sohn in sein Herz und machte dies so offenkundig, indem er befahl, die ganze Dienerschaft solle in Zukunft Atta gehorchen, wie ihm selbst, daß die Frau des Pascha von Eifersucht erfaßt wurde, denn sie meinte, der Fremdling habe ihr die Liebe des Gatten geraubt — Sie brütete, was sie wohl thun könne, um die Beiden von einander zu trennen, den fremden Eindringling aus dem Kanak zu vertreiben und den Pascha in ihre Arme zurückzuführen.

Es war zur Rameſan-Zeit — Als das Bairam-Fest nahte, kündigte Atta dem Pascha an, er wünsche seine Mutter, die er seit zwei Monaten nicht gesehen hatte, auf einige Tage zu besuchen. Der Pascha konnte sich dem nicht widersetzen, nur bat er Atta, ihn nicht zu lange allein zu lassen. „Deine Lieder und Deine Erzählungen sind mir nöthig wie mein Athem," sagte er. „Wenn sie mir fehlen, fühle ich mich beklommen und die Schwermuth, die Du verscheucht hast, droht sich meiner wieder zu bemächtigen."

Atta versprach in einer Woche drei Tage nach dem Bairam-Feste, zum Pascha zurückzukehren.

Am Morgen des Bairam beschenkte der Pascha sein Hausgesinde in üblicher Weise. Der erste Diener, der alte Haushofmeister, der gewissermaßen zur Familie gehörte, erhielt zwei vollständige Anzüge aus feinem Tuch, zehn Okа wohlriechenden Tabaks, Gebäck und Zuckerwerk die Menge und fünfzig Gold-Muradieh. In ähnlicher Weise wurden Kammerdiener, Kutscher, Stallknechte, Köche und Küchenjungen, Gärtner und Gärtnerburschen, Pförtner und Nachtwächter, Haremsdiener und -Dienerinnen — je nach ihren Beschäftigungen und berechtigten Ansprüchen — reichlich bedacht. Die Barsummen des Herrengemachs und des Harems glichen förmlichen Kaufläden, so vielerlei Stoffe, Kleidungsstücke und Eßwaaren waren darin aufgestapelt, um vom Hausbofmeister oder von der Frau des Paschа an Diener und Dienerinnen, Freie und Sklaven vertheilt zu werden. Der Pascha hatte die Besorgung all' dieser Sachen dem erfahrenen Intendanten und seiner Frau überlassen, ein Geschenk jedoch war von ihm selbst sorgfältig ausgesucht worden. Es bestand aus einem werthvollen, in einer Kiste aus Cedernholz verpackten Pelz, der für Atta bestimmt war. Der Pascha hatte dem Haushofmeister Befehl gegeben das kostbare Kleidungsstück am Bairams-Morgen dem Sänger mit seinen Glückwünschen zu überbringen. — Der Auftrag kam dem Intendanten ungelegen, denn er hatte gerade an dem hohen Festtage für Vielerlei zu sorgen, aber der Befehl des Pascha mußte ausgeführt werden, und so begab er sich, mit der leichten flachen Kiste unterm Arm eiligst in den Harem, um der Frau des Pascha zu melden, daß er sich auf etwa drei Stunden vom Hause entfernen müsse.

„Wahin gehst Du?" fragte die Herrin.

„Zum Atta Bey, um ihm das Bairam-Geschenk des Pascha zu überbringen." Dabei deutete er auf die Kiste, die er unter dem Arme trug.

„Laß mich sehen, was Du ihm bringst," sagte die Frau.

„Ich habe keine Zeit. Es ist schon sehr spät."

„Du darfst einen meiner Wagen benutzen, dann kannst Du schon in anderthalb Stunden wieder hier sein."

Und ohne die Zustimmung des Intendanten abzuwarten, ergriff sie die Kiste, wickelte das große Tuch ab, in das dieselbe eingeschlagen war und öffnete sie — Da erblickte sie den kostbaren Pelz. — Sie glaubte zuerst, sie müßte umsinken vor Verdruß, aber sie beherrschte sich schnell und sagte ruhig:

„Das Kleid ist sehr schön."

„Wie für einen Pascha," sagte der Intendant.

„Atta Bey wird sich darüber freuen."

„Er hat Grund dazu. Aber nun entlaßt mich, ich bitte darum, damit mich der Pascha nicht einer Vernachlässigung zeihen könne."

„Bestelle den Wagen. Bis der angespannt ist, soll der Pelz wieder eingepackt und die Kiste eingewickelt sein. Geh' nur! Hassan" — das war einer der schwarzen Haremsdiener — „bringt Dir die Kiste hinunter, sobald ich den Wagen vor der Thür weiß."

Die Frau hatte eine List ersonnen. — Als der Intendant gegangen war, verbarg sie den Pelz in einem Schrank und legte statt dessen den für Hassan bestimmten Anzug — einen blauen Kittel, rothe Beinkleider und gelbe Schuhe —

in die schöne Kiste, die sie sorgfältig verschloß und wieder in ein großes Tuch einwickelte. Dabei lächelte sie. Sie wußte wohl, daß sie etwas Boshaftes und Strafbares that, aber der Gedanke, daß es die Absicht des Pascha gewesen war, den Fremden reicher zu beschenken, als seine Frau hatte sie so aufgeregt, daß sie sich kaum nach Rechenschaft von ihren Handlungen ablegte — „Der Anzug des schwarzen Sklaven ist gut genug für den Räuber meines Glückes,' sagte sie. „Wenn der Pascha mich tödten will, so mag er mich tödten. Ich bin des Lebens satt"

Atta Bey war ausgegangen, um Bairam-Besuche zu machen als der Haushofmeister an seine Thür klopfte. Er übergab dem Diener, der ihm geöffnet hatte, die Kiste die, wie er annahm das kostbare Geschenk des Pascha enthielt, und hinterließ den Auftrag sie solle an Atta nach dessen Rückkehr mit den Glückwünschen des Paschas ausgeliefert werden. Darauf kehrte er nach dem Konak zurück, meldete seinem Herrn, in welcher Art sein Befehl ausgeführt worden sei, und stand später auch der Frau des Paschas Red' und Antwort, als diese neugierig fragte, wie Atta Bey das ihm zugedachte Geschenk aufgenommen habe.

Als Atta Bey nach Hause gekommen war, ließ er die Kiste des Paschas in das Frauengemach tragen, um sie in Gegenwart seiner Mutter zu öffnen, denn er zweifelte nicht sie werde kostbare Geschenke enthalten, und er wollte, daß auch seine Mutter sich an dem Glanz erfreuen möchte Als nun die Perlen an Stelle der erwarteten Pracht Kleider eines schwarzen Haremsklaven erblickten, wie sie der niedrigste Mann des Hauses nicht hätte tragen wollen, waren sie zuerst ganz bestürzt Die Mutter bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und weinte denn sie erblickte in dem Anzug Spott und Schimpf für ihren Sohn, Atta stieg die Zornesröthe in das Gesicht, er schwur, daß er die ihm zugefügte Beleidigung nicht verdient habe und nie wieder in das Haus des Paschas zurückkehren werde

Dieser sah zunächst mit Verdruß, sodann mit Unruhe den dritten und den vierten Tag nach dem Bairam vorübergehen, ohne daß sein geliebter Freund sich bei ihm gezeigt hätte. Am fünften Tage schickte er den Haushofmeister zu Atta, er solle eine Erklärung für seine Unhöflichkeit geben. — Der Intendant kam unverrichteter Sache zurück Atta's Haus sei verschlossen er scheine es verlassen zu haben denn Niemand habe ihm auf wiederholtes Klopfen geöffnet. Nun nahm der Pascha an daß Atta ein Unglück zugestoßen sei, und am folgenden Tage beschloß er, selbst Erkundigungen nach dem Verlorenen anzustellen Da er aber eingedenk der Ermahnungen seiner Freunde, jedes Aufsehen vermeiden wollte, so machte er sich zu Fuß und allein auf den Weg nach Atta's Wohnung

Von diesem Ausgang kehrte er nicht zurück Seine Frau und der Haushofmeister nahmen an, er sei bei Atta geblieben, worüber sich die Frau so grämte, daß sie zu schluchzen und zu weinen begann und gar nicht zu trösten war. In ihrer Trauer und Angst erzählte sie dem Haushofmeister, daß sie an Stelle des Pelzes, den der Pascha seinem Freunde zugedacht, diesem den Anzug Hassan's geschickt habe. — „Dann sind wir beide verloren," sagte der

Intendant. „Der Pascha wird Euch nie verzeihen, daß Ihr seinen unschuldigen Freund beleidigt habt und auch mich wird er für Eure Missethat verantwortlich machen.“ Doch kam ihm der Gedanke nicht, sich der drohenden Strafe durch die Flucht zu entziehen, denn er betrachtete den Konak des Pascha als sein einziges Heim auf Erden

Am zweiten Tage nach dem Verschwinden des Paschas erschienen drei unbekannte Reiter vor dem Konak Sie forderten ungestüm Einlaß und befahlen dem Pförtner, den Haushofmeister zu rufen Als dieser schnell herbeigekommen war, übergab ihm einer der Reiter einen eigenhändigen Brief des Pascha Er enthielt nur wenige Worte „Du sollst Demjenigen, der Dir dies Schreiben bringt, tausend Gold-Muradieh auszahlen, ohne danach zu forschen, wo ich mich befinde, und Du sollst für den heutigen Tag der nächsten Woche eine gleiche Summe, die Dir in derselben Weise abgefordert werden wird, in Bereitschaft halten — Dies sind meine Befehle.“

Der Haushofmeister beeilte sich, zu gehorchen, auch ein zweites und drittes Mal that er seufzend dasselbe. Er hatte die Frau des Pascha sogleich von dem Vorfall unterrichtet und ihr auch den Brief des Herrn gezeigt. Weder die Frau noch der Intendant zweifelten daran, daß der Pascha mit Atta Bey zusammen wohne, und die Frau jammerte Tag und Nacht darüber von ihrem Gemahl verlassen zu sein, so. sie überlegte ob sie Atta nicht auf irgend eine Weise aus dem Wege räumen könnte Dies wagte sie jedoch dem alten Diener nicht zu sagen, dessen Treue und Ehrlichkeit sie fürchtete

Als der Intendant zum dritten Male tausend Muradieh an die unbekannten Reiter ausgezahlt hatte sagte er zur Frau: „Nun seht Ihr, welch' großes Unheil Ihr angestiftet habt. Der Pascha kehrt nicht zurück und er scheint zu beabsichtigen sein ganzes Vermögen dem Fremden zu schenken. Wehe über uns und über Alle, die von der Gnade des Pascha lebten!“

„Was können wir thun, um das Unheil abzuwenden?“ fragte die Frau

Der Haushofmeister hatte sich dies bereits überlegt und antwortete: „Ich sehe nur eine Rettung. Gebt mir den Pelz zurück Er muß in die Hände seines Besitzers gelangen. Und gebt mir einen zweiten schönen Pelz als Geschenk für seine Mutter Ich werde mit den Beiden sprechen, und vielleicht lassen sie sich durch die Worte eines alten Mannes erweichen, den Pascha den Seinigen zurückzugeben.“

„Wenn Du mich verräthst, so wird mich der Pascha tödten, sagte die Frau

‚Seid unbesorgt,“ antwortete der Intendant. „Ich werde Euch nicht verrathen.“ Darauf begab er sich mit den in schönen seidenen Tüchern eingewickelten Kleidern zu Atta Bey, von dem er auch empfangen wurde

„Ich flehe Euch fußfällig um Verzeihung,“ sagte der Intendant, als er vor Atta Bey stand, „und ich bitte Euch, mir durch Euren Einfluß auch die Verzeihung des Paschas zu erwirken.“

„Des Paschas?“ sagte Atta verwundert. „Ich verstehe Euch nicht Ich weiß nichts vom Pascha, und ich will auch nichts von ihm wissen Er hat mich tief gekränkt.“

„So befindet er sich nicht bei Euch?“

„Ich habe ihn nicht wiedergesehen seitdem ich seinen Kanak verlassen habe.“

Der Intendant maß den wahren Worten Atta's nicht unbedingten Glauben bei. Unter allen Umständen wollte er ihn wieder versöhnen und das an ihm begangene Unrecht gut machen. Er erzählte deshalb, daß Atta vom Pascha zum Bairamsfest ein seiner würdiges Geschenk zugedacht worden sei. Dies wäre aber von einer diebischen Sclavin gegen ein werthloses Gewand vertauscht worden. Der Betrug sei vor Kurzem entdeckt und die ungetreue Dienerin gebührend gezüchtigt worden. „Die Gemahlin des Paschas' — so schloß er seine Rede — „wünscht Euch zu zeigen, daß sie das, was geschehen ist, bedauert, und deshalb überbringe ich Euch mit dem Geschenk, das dem Pascha für Euch bestimmt war, auch ein Kleid für Eure Mutter, das Ihr derselben mit den verspäteten Glückwünschen meiner Herrin übergeben wollt.“

Mit diesen Worten breitete er vor Atta's Augen die beiden Gewänder aus, und als er erkannte, daß dessen Zorn gegen den Pascha gewichen war, setzte er hinzu: „Ich bitte Euch nun, von der Sache nicht weiter zu reden. Der Pascha, wenn wir das Glück haben sollten, ihn wiederzusinden, würde mich für das Mißverständniß verantwortlich machen, das ich hoffentlich zu Eurer Befriedigung aufgeklärt habe.“

Atta versprach dies. „Nun aber,“ sagte er, „erklärt mir, wie es kam, daß Ihr den Pascha in meinem Hause suchtet.“

Der Intendant erzählte darauf von dem geheimnißvollen Verschwinden seines Herrn, von dem dreimal wiederholten Besuch der fremden Reiter, und daß diesen bereits dreitausend Gold-Muradiéh ausgezahlt worden seien.

„Ihr wißt also nicht, wo der Pascha augenblicklich weilt?“ fragte Atta.

„Ich weiß es nicht.“

„Und Ihr habt auch nicht erforscht, wohin sich die Reiter mit dem Gelde begeben haben?“

„Ich habe sie nur mit meinen Augen verfolgen können, denen sie aber bald entschwunden waren. Sie entfernten sich jedesmal in der Richtung nach dem Weißen Schloß.“

Nachdem sich Atta noch erkundigt hatte, wann die Reiter zurückkommen würden, um die vierten Tausend Muradiéh in Empfang zu nehmen, sagte er: „Ich werde ihnen an jenem Tage von der Stelle aus, wo Ihr sie aus den Augen zu verlieren pflegt, folgen, und ich denke, es wird mir gelingen, zu entdecken, wohin sie das Geld tragen. Die Straßen zwischen dem Schloß der Sieben Thürme und Al Serai sind belebt, so daß ein Fußgänger wohl Schritt mit einer kleinen Reitergruppe halten kann.“

Am bestimmten Tage verbarg sich Atta an einer Stelle, von der aus er das Thor des Kanak nach erblicken konnte, und bald sah er drei der Reiter erscheinen, die nach kurzem Aufenthalt ihre Pferde wandten und nun im Galopp auf ihn zugeritten kamen, aber sie mußten wegen des Gewühls in den Straßen bald eine langsamere Gangart nehmen, und es ward dem leichtfüßigen Atta nicht schwer, ihnen unbemerkt in geringer Entfernung zu folgen. In der Nähe der Hagia Saphia angelangt, setzten sie ihre Thiere in Schritt,

und plötzlich mochten sie vor einem mit hohen Mauern umgebenen Palaste Halt, an der Stelle, wo heute der Brunnen der Tausendundeine Säule — Bin „Kiz“ dizek — gezeigt wird. Ein Thor wurde geöffnet, und die drei Reiter waren gleich darauf dahinter verschwunden.

Atta, ein Kind von Stambul, kannte den Palast. Die reiche und schöne Prinzessin Dyevherli Hanum, die Tochter Fasil Achmed's, des Sohnes des berühmten Großwesirs Köprüli Mehmed Pascha bewohnte ihn, seitdem sie vor fünf Jahren, nach kurzer Ehe mit dem durch seine Kriegsthaten gegen die Ungarn bekannten General Kara Mustapha Pascha, Wittwe geworden war. Mehr wußte Atta nicht von der Prinzessin, und viel mehr war überhaupt nicht von ihr bekannt, denn sie führte das zurückgezogene Leben, das vornehmen Wittwen ziemt, und Niemand hatte sie seit dem Tode ihres Gemahls auf der Straße erblickt. Zwar rollten nicht selten Haremswagen aus dem Schloß, aber sie waren stets dicht verschlossen, und Niemand konnte sagen, ob die Prinzessin selbst oder ihre Hofdamen darin Ausflüge nach den „Süßen Wassern“ und andern Punkten der Umgebung unternahmen, die die Frauen von Konstantinopel bei gutem Wetter zu besuchen lieben. Ihr Vater und ihr mächtiger Großvater deren Liebling die Prinzessin gewesen sein sollte, hatten ihr große Reichthümer geschenkt. Das war in Stambul bekannt. In dem Ruf unvergleichlicher Schönheit stand sie seit ihrer Jugend, und deshalb auch hatte man sie den „Edelstein“ unter den Prinzessinen, Dyevherli, genannt.

Atta war unter einem Baume in der Nähe der Stelle, wo die Reiter verschwunden waren, stehen geblieben. Da öffnete sich eine kleine Thür, die in dem großen Thore angebracht war, und ein verschleiertes Mädchen trat hervor. Sie sah sich suchend rechts und links um, bevor sie aber Atta erblickt hatte, schritt sie auf diesen zu, und begrüßte ihn freundlich, wobei sie ihn bei Namen nannte.

„Woher kennst Du mich?“ fragte Atta.

„Ich bin in Stambul groß geworden. Wie sollte ich Dich nicht kennen.“

„Woher wußtest Du, daß Du mich hier treffen würdest?“ fragte er weiter.

„Nun weil ich Dich sah,“ antwortete sie lächelnd.

Sie hatte dunkle, sanfte Augen, und hinter dem feinen Schleier, der sie nur wenig verhüllte, erkannte Atta den frischen Mund und die jugendlichen Formen eines lieblichen weißen Gesichts. Deshalb überhörte er auch den Spott, der in ihrer Antwort gelegen hatte.

„Was willst Du von mir?“ fragte er.

„Meine Herrin die Prinzessin, will Dich sehen. Folge mir!“

„Die Prinzessin? Du spottest. Erfinde etwas Besseres, wenn Du willst, daß ich Dir folge.“

Ich hätte nicht geglaubt, daß Atta Bey zu furchtsam wäre, um einem jungen Mädchen zu folgen, wenn diese ihn dazu auffordert.

„Ich fürchte mich nicht,“ sagte Atta.

„Nun, so folge mir,“ wiederholte das Mädchen.

Darauf that Atta, wie ihm geheißen.

Als das erste Thor zum Palast geöffnet worden war, durchschritt Atta an der Seite seiner Begleiterin einen schmalen mit Steinen gepflasterten Hof und gelangte dann durch ein Gewölbe unter einem langen, schmalen Hause, dessen Fenster in der Art der Haremsfenster vergittert waren auf einen zweiten, größeren Hof auf dem zwanzig riesige bewaffnete Männer in glänzenden Uniformen Wache hielten. Einer näherte sich Atta und sagte ihm etwas in einer fremden Sprache. „Was will der Mann?“ fragte Atta seine Begleiterin.

„Das ist der Führer jener Soldaten, ungarischer Kriegsgefangener. Gieb ihm fünf Muradieh. Es ist die Regel des Konak.“

Atta durfte weiter gehen, nachdem er den Soldaten beschenkt hatte, und durchschritt noch zwei schmale Höfe in dem einen befanden sich zwanzig Albanesen, in blutrothen Jacken und kurzen, weitabstehenden Röcken, die in ihren bunten, reich verzierten Gürteln Schwert, Dolch und Pistole trugen — in dem andern zwanzig scheußliche Neger in langen Kitteln, von denen einige Stöcke in den Händen hatten. Auch an die Albanesen und an die Neger hatte Atta, auf Geheiß seiner Begleiterin, je fünf Muradieh zu entrichten.

„Wenn Du mich noch durch andere Höfe führst, wo ich Backschisch verabfolgen soll, so werde ich zu bekennen haben, daß ich nichts mehr besitze — Ich war auf die Aufnahme nicht vorbereitet, die mir in dem Palast Deiner Prinzessin zu Theil wird.“

Das Mädchen lächelte. „Nun hast Du Deine Eingangsgebühren nach dem hier bestehenden Gebrauch entrichtet,“ sagte sie. „Favian wird Du nur noch Mädchen und Frauen sehen, die nichts als freundliche Blicke von Dir erwarten.“ Diese dreiste Rede verwunderte Atta, aber er gab keine Antwort zurück. Er fühlte sich beunruhigt, denn es war ihm, als sei er in ein fremdes Land geführt worden, und er bereute sich seiner Verführerin anvertraut zu haben. Aber da er einsah, daß er nicht mehr zurück konnte, so ging er muthig weiter. Er bemerkte, daß das Mädchen ihn mit Wohlwollen, ja, er glaubte, mit Mitleiden betrachtete — Gleich darauf kamen die Beiden in einen freundlichen grünen Garten, in dem einige alte Bäume standen, und unter den weiten Laubdächern, die diese Bäume bildeten, saßen geputzte, junge hübsche Mädchen, die Zuckerwerk aßen und Wasser tranken und sich vergnüglich zu unterhalten schienen. Sie waren unverschleiert und musterten Atta mit herausfordernden Blicken. Eine von ihnen sagte laut, so daß Atta jedes Wort verstehen konnte: „Kerimeh hat einen guten Fang gethan. Das ist ja Atta, der Sänger. Er wird vor der Prinzessin singen müssen, wie er es nie zuvor gethan hatte — Der Arme!“ Die anderen Mädchen lachten dazu, und Kerimeh führte Atta hastig durch ihre Reihen.

Sie waren nun vor einem niedrigen Hause aus weißem Marmor angelangt. Dort, in einem leeren, kühlen Vorzimmer bat das Mädchen ihren Begleiter zu warten, und verschwand durch eine mit Teppichen behangene Thür. Nach einer Weile kehrte sie zurück und bedeutete Atta, ihr zu folgen, wobei sie, Schweigen gebietend, einen Finger auf den Mund legte. Dann trat sie mit ihm in ein kleines Gemach, das mit der größten Pracht ausgestattet war: alte Teppiche von vollendeter Arbeit, theils aus Seide, theils

aus feinster Wolle, hingen an den Wänden und lagen auf den Divans und auf der Erde. In der Mitte des Zimmers auf einem etwas erhöhten Platz saß die Prinzessin. Unter ihr war das langhaarige Fell eines schneeweißen Bären ausgebreitet. Sie war verschleiert, und Atta sah zunächst nur ihre dunkelblauen, glänzenden Augen. Der Schleier war über der Stirn durch ein fein gearbeitetes, goldenes, mit großen Edelsteinen verziertes Diadem zusammengehalten. Atta blieb in ehrfurchtsvoller Entfernung vor ihr stehen, bis sie ihn durch kurze Worte aufforderte, ihr näher zu treten und sich zu setzen. Dann fragte sie ihn, wie ein Richter einen Gefangenen, nach seinem Namen, seiner Wohnung, seinen Anverwandten und Freunden und seinen Verhältnissen. Als sie hörte, daß er arm sei, versinsterte sich ihr Blick.

„Du trägst die Kleider eines angesehenen Mannes," sagte sie. „Womit bezahlst Du Deinen Aufwand, wenn Du, wie Du angibst, nichts besitzest als was Du bei Dir trägst?"

„Ich spiele die Laute und singe dazu," antwortete Atta, „und damit verdiene ich, was ich zu meinem und meiner Mutter Lebensunterhalt gebrauche. Ich habe jetzt während einiger Monate gefeiert, und in der Zeit sind meine Ersparnisse aufgezehrt worden; doch fürchte ich die Noth nicht, denn ich kann mit meiner geringen Kunst an einem Tage genug verdienen, um eine Woche davon zu leben."

„Nun, so singe und spiele nur etwas vor," sagte die Prinzessin. „Ich glaube kaum, daß Du eine Woche davon leben wirst."

Atta verstand den Sinn dieser Worte nicht. Er erkannte nur, daß unfreundlicher Spott darin lag. Kerimeh brachte ihm auf Befehl ihrer Herrin eine alte Laute, deren gleiche er nie gesehen hatte und die einen wunderbaren Klang von sich gab, wie er mit seinen Fingern hineingriff. — Als er zu singen begonnen hatte, richtete sich die Prinzessin zuerst aus ihrer halb liegenden Stellung empor, dann beugte sie sich vorwärts und blickte ihn verwundert an, denn sie hatte nicht gewußt, daß solche Töne aus eines Menschen Brust dringen konnten. Nachdem Atta geendet hatte und in seiner jugendlichen Herrlichkeit und Anmuth mit niedergeschlagenen Augen schweigend vor ihr verharrte, sagte sie leise:

„Für dieses Lied soll Dir ein höherer Preis werden als Du je zuvor erhalten hast. Ich schenke Dir dafür Dein Leben."

Auch diese Worte waren Atta unverständlich, aber er wagte nicht, deswegen eine Frage an die zu Prinzessin richten. — Sie wandte sich von ihm ab, um leise mit Kerimeh zu sprechen, diese machte Atta darauf ein Zeichen, ihr zu folgen und führte ihn in eine entlegene Kammer des Palastes, wo sie ihn allein ließ. Bald darauf wurde dem Gefangenen von einem stummen schwarzen Sclaven ein schmackhaftes Mahl vorgesetzt, und als er dies vollendet hatte, erschien Kerimeh wieder, die er in dem fremden, geheimnißvollen Hause wie eine Freundin begrüßen wollte, obgleich er sie erst seit einer Stunde kannte und noch nicht einmal unverschleiert gesehen hatte. Das Mädchen blieb jedoch in der Nähe der Thür stehen und flüsterte, kaum vernehmbar: „Nähere Dich mir nicht. Es wäre Dein und mein Tod, wenn wir beisammen über-

rascht würden, aber achte auf das, was ich Dir sagen werde. . . . Du bist an einem schrecklichen Orte. Viele, Viele sind schon hier getödtet worden, zahlreiche Gefangene werden noch in den unterirdischen Gewölben verborgen gehalten, um zu sterben, sobald sie keine Mittel mehr besitzen, die unersättliche Habgier der Prinzessin zu befriedigen, auch Du hättest das Leben noch heute verloren, nachdem die Dzeyherli Hanum erkannt hatte, daß nichts von Dir zu erpressen war, hätte Dein Lied sie nicht gerührt. Sinne auf eine List, um das Haus verlassen zu können, sonst siehst Du die Welt außerhalb dieser Mauern nicht wieder."

„Schändliche!" sagte Atta. „Und so lockest Du mich in den Tod, als Du mich aufforderteſt, Dir zu folgen!"

„Was konnte ich thun? Wäre ich allein zurückgekehrt, so hätten mich die Schwarzen zu Tode gepeitscht. Und doch . . . Jetzt wünsch' ich, ich hätte Dich nicht gefunden!"

„Warum entfliehst Du nicht?"

„Wohin sollte ich meine Schritte wenden? Ich bin eine Sclavin Verzeihe mir, Atta! Gern gäbe ich jetzt mein Leben für Dich hin." Sie zog den Schleier bei Seite und er erblickte ein liebliches bleiches Kindergesicht.

„Ich verzeihe Dir, Du Arme!" sagte er. „Was geschehen ist und wird, stand geschrieben. Du konntest es nicht ändern."

Sie blickte ihn dankbar an, und dabei fielen Thränen auf ihre Wangen. Noch bevor er ihr jedoch ein Wort des Trostes sagen konnte, war sie verschwunden.

Am nächsten Morgen wurde Atta wieder vor die Prinzessin geführt. — Er mußte sich ganz in ihre Nähe setzen, und er durfte ihr den Fuß küssen. Kermeh, die in einer Ecke des Gemachs auf die Befehle der Herrin gewartet hatte, brachte Atta dieselbe schöne Laute, auf der er am vorhergehenden Abend gespielt hatte. „Singe etwas Heiteres," sagte die Prinzessin. „Die traurige Weise, die ich zuletzt von Dir hörte, hat mich während der ganzen Nacht verfolgt. Dasselbe Lied, oder Aehnliches, magſt Du heute Abend wieder vortragen . . . zu Deinem Heile! Jetzt sollst Du mich froh machen."

Atta begann zu spielen, aber noch ehe er den Mund zum Singen geöffnet hatte, unterbrach ihn die Prinzessin, deren Augen das Spiel seiner geschickten schlanken Finger beobachtet hatten.

„Du trägst einen schönen Ring," sagte sie. Es war der Ring, den der Pascha Atta bei dessen erstem Besuch geschenkt hatte. „Zeige ihn mir."

Atta überreichte den Ring der Prinzessin. Sie betrachtete ihn aufmerksam. „Das ist ein Stein von seltener Schönheit," fuhr die Prinzessin fort. „Wie bist Du dazu gekommen, der Du vorgiebst, ein armer Mann zu sein?"

Da dachte Atta an den Rath seiner Freundin Kermeh. „Sinne auf eine List, um das Haus verlassen zu können, sonst siehst Du die Welt außerhalb dieser Mauern nicht wieder." — „Der Stein hat keinen großen Werth," sagte er. „Er ist falsch. Ich habe zwei Muradieh dafür bezahlt."

„Zwei Muradieh?" wiederholte die Prinzessin. „Er ist tausendmal mehr werth. Versuche nicht, mich zu täuschen. Es würde Dir übel ergehen!"

„Wie sollte ich wagen, Euch täuschen zu wollen," antwortete Atta demüthig. „Es ist, wie ich sage: der Stein kostet zwei Murad'ch, und ich könnte zu demselben Preis mehr davon bekommen, als ich zu tragen im Stande wäre."

Die Augen der Prinzessin erglänzten in habgierigem Feuer. „Erkläre mir, was Du sagen willst," sprach sie. Ihre Stimme klang heiser, so groß war die Habsucht, die Atta in ihr angefacht hatte. Dieser erzählte darauf, er kenne einen Derwisch, der das Geheimniß besitze, für einen geringen Preis falsche Steine zu machen, die von den echten nicht zu unterscheiden seien.

„Wie kommt es, daß ich nie von ihm gehört habe?" fragte die Prinzessin.

„Er ist sehr fromm, er verlangt nicht nach Reichthümern, er hält sich verborgen und sieht nur wenige Menschen, die er zufällig kennen gelernt und lieb gewonnen hat. Ich bin Einer von ihnen. Als er mir jenen Stein gab, der Euch gefällt, mußte ich ihm geloben, mich seiner nie zu entäußern. Es würde mein Tod sein, wenn ich ihn einen Tag lang nicht am Finger trüge."

„Das glaubst Du?"

„Der Derwisch sagte die Wahrheit."

„So würdest Du also sterben müssen, wenn ich Dir den Ring vor morgen früh nicht zurückgäbe?"

„Ich würde sterben."

Die Prinzessin dachte nach. Dann sagte sie: „Ich lege Dein Leben in Deine eigene Hand. Suche Deinen Freund, den Derwisch, auf und führe ihn zu mir. Er soll so viele von Steinen, wie er augenblicklich besitzt, mit sich bringen. Kerimeh wird Euch beide eine Stunde vor Sonnenuntergang, am Thore des Schlosses erwarten. Beeile Dich! Ich behalte Deinen Ring zum Pfand zurück."

Atta wurde durch einen unterirdischen Gang ins Freie geführt. Kerimeh begleitete ihn zum Ausgang. Auf dem Wege dorthin küßte Atta das schöne Mädchen und sagte: „Wenn ich zurückkommen kann, so werde ich auch Dich befreien."

„Möchte ich Dich wiedersehen," antwortete sie, „denn wenn Du nicht zurück kommst, so wird mich Djeyherli Hanum tödten lassen."

Sobald Atta im Freien war, begab er sich geradeswegs nach dem Toplapu Serai und verlangte dort den Sultan zu sprechen. Nur solche Personen, die dem Großherrn etwas Wichtiges mitzutheilen hatten, durften wagen, sich ihm aus eigenem Antriebe vorzustellen, und deshalb wurde Niemand abgewiesen, der ihn zu sehen verlangte.

Atta erzählte dem Sultan Alles, was ihm während der letzten vierundzwanzig Stunden zugestoßen war. Der Großherr ließ ihn seine Erzählung beenden, ohne ihn mit einem Worte zu unterbrechen. Dann sagte er: „Du bleibst im Serai, bis ich Dich rufen lasse," und entließ ihn.

Zwei Stunden vor Sonnenuntergang wurde Atta aus dem Zimmer, das man ihm angewiesen hatte, von einem Diener in schlichten Kleidern abgeholt, der ihn nach der Moschee Kütschük Aja Sofia führte. Dort hieß ihn der Diener verharren, und bald darauf gesellte sich ein ehrwürdiger Derwisch

zu ihm, in dem jedoch Atta sobald die Beiden aus der dunkeln, alten Moschee getreten waren, den Sultan erkannte.

Kerimeh erwartete die Beiden an der Pforte des Palastes der Djevherli Hanum und geleitete sie durch dieselben Höfe, die Atta am vorhergehenden Tage durchschritten hatte, nach dem Marmorhause, das die Prinzessin bewohnte. Die ungarischen Kriegsgefangenen sowohl wie die Albanesen und Neger ließen den Mönch und seinen Begleiter ungehindert ihres Weges ziehen und die unverschleierten Mädchen unter den Bäumen wandten die Köpfe von ihnen ab, als die Beiden in ihrem Garten erschienen, auch das Geschwätz und Lachen der Frauen verstummte.

Der Derwisch und Atta standen bald darauf vor der Djevherli Hanum. Der Derwisch begrüßte sie nach mönchischer frommer Art, indem er die rechte Hand auf seine Brust legte und sich verbeugte. Atta küßte ihr den Fuß. Die Prinzessin begann sogleich zu sprechen:

„Atta hat mir gesagt, daß Du die Kunst besitzest, falsche Steine zu machen, die von den echten nicht unterschieden werden können. Ist dem so?"

„So sagte Dir Atta. Nun urtheile selbst, wie Dir meine Steine gefallen."

Mit diesen Worten zog er ein altes seidenes Tuch aus seinem Kaftan und breitete es auf dem weißen Bärenfell aus, auf dem Djevherli Hanum saß. In unbeschreiblicher Pracht erglänzten die Diamanten, Rubine, Saphire, Smaragde und Perlen von einer Größe, Reinheit und Schönheit, wie sie nur im kaiserlichen Schatz gefunden werden können — Die Prinzessin beugte sich darüber und musterte sie mit gierigen Blicken. Sie athmete laut in großer Erregung. Dann sagte sie mit zitternder Stimme:

„Alles dies behalte ich, Alles!" und sie breitete ihre weißen Hände über die unermeßlichen Schätze aus. „Und Du sollst für Niemanden mehr arbeiten als für mich," fuhr sie, zum Derwisch gewendet, fort. „Es soll Dir wohl ergehen in diesem Hause. Du sollst darin schalten und walten wie ein mächtiger Scheich. Aber Du mußt Steine machen, noch schönere, noch größere Steine als diese — und nur für mich, denn Du wirst mich bis zu Deinem Tode nicht wieder verlassen."

„Und wenn ich Dich nun verlassen wollte?" sagte der Derwisch finster.

„Dann würde ich Dich mit Gewalt zurückhalten. Du vergissest, daß Du vor der Prinzessin Djevherli Hanum stehst."

Von den Höfen erscholl dumpfes Geräusch, Rufen und ängstliches Schreien. Der Derwisch vernahm es wohl und auch Atta und Kerimeh, nur Djevherli Hanum hörte es nicht, all' ihr Sinnen war bei den kostbaren Edelsteinen, die vor ihren Augen funkelten und blitzten, und ihre unersättliche Gier sich nach mehr davon zu verschaffen, hielt sie ganz gefangen. „Du vergissest, daß Du vor Djevherli Hanum stehst," wiederholte sie, „die Dir befiehlt, zu bleiben und für sie zu arbeiten."

Da richtete sich die hagere Gestalt des Derwisch in die Höhe, er warf den Kopf zurück, und seine Augen sprühten Feuer. „Elende! Du wußtest nicht, vor wem Du standest? Ich bin der Padischah!"

Sie warf sich entsetzt zu Boden und erhob flehend die Hände. „Gnade! Gnade!“

Der erzürnte Sultan aber hatte einen langen Dolch gezogen und stieß ihn der großen Messelhäterin tief in die Brust. Sie sank auf das weiße Fell zurück das sie mit ihrem Blute färbte, und war gleich darauf eine Leiche.

In demselben Augenblick drang eine Abtheilung Janitscharen in den Garten, wo sie die wehrlosen Frauen gefangen nahmen, die sich mit weit aufgerissenen Augen in den weißen Gesichtern auf die Treppe zum Palast geflüchtet hatten und sich nun von lachenden und schreienden Soldaten aus einer Gefangenschaft in die andere führen ließen. — Kermeh allein, die sich mit dem Sultan und Alla im Gemach der erstochenen Prinzessin befand, theilte das Schicksal ihrer Genossinnen nicht. Alla bat um Gnade für sie, und der Sultan, der aus Alla's Erzählung wußte, welchen Antheil das Mädchen an der Entkommen des Sängers aus dem Schloß genommen hatte, sagte: „Ich schenke sie Dir!“

In den drei Höfen lagen die von den Janitscharen überfallenen und erschlagenen Ungarn, Albanesen und Neger — In dem Keller unter dem Palast fand man, an den Säulen angeschmiedet, die das schwere Gewölbe trugen zahlreiche Gefangene, darunter den Pascha, den Freund Alla's. Der Sultan ließ sie sämmtlich in Freiheit setzen. Dann befahl er, daß das Schloß ausgeräumt und nachdem dies geschehen, dem Erdboden gleich gemacht werden sollte. Dies geschah und nur ein Theil der unterirdischen Säulen blieb stehen und bildet jene Ueberreste aus aller Zeit, die noch heute unter dem Namen „Der Brunnen der Tausendundeine Säule“ den Fremden gezeigt wird.

Der Pascha, auf den die Aufmerksamkeit des Sultans durch sein merkwürdiges Schicksal gelenkt worden war, wurde wieder in Gnaden aufgenommen und zu einer hohen Stellung in der Armee berufen. Alla Bey für seine Besonnenheit und seinen Muth, die zur Bestrafung der schändlichen Prinzessin geführt hatten, zum Kammerherrn ernannt. Aber noch reichlicher belohnte ihn der Pascha. Er erblickte in Alla seinen Lebensretter und behandelte ihn als wäre er sein Sohn gewesen, indem er ihm einen schönen Kanak schenkte und ihn reichlich mit Geldmitteln versah, damit er sich an der Seite Kermeh's, die der Sänger wegen ihrer Schönheit und Liebe in ihm in sein Herz geschlossen hatte, einen Hausstand gründen konnte. Sie lebte lange Jahre als treue Frau neben Alla Bey und hinterließ ihm drei wohlgeartete Söhne die sich zu angesehenen Stellungen in der Armee und bei Hofe empor schwangen, und eine schöne Tochter die sich mit dem jüngsten Sohne des Pascha, des Wohlthäters ihres Vaters, vermählte. — Und so hatte Alla Bey auf dem Wege den er eingeschlagen, als er das erste Mal zu dem kranken Pascha gegangen war, schließlich das Ziel erreicht, nach dem er in seiner Jugend gestrebt hatte: er und die Seinen standen hoch in der Achtung der Vornehmen, und er lebte in freundschaftlicher Gemeinschaft mit den Besten des Landes.

Bekenntnisse eines protestantischen Landpredigers.

[Nachdruck untersagt.]

Kaum jemals früher hat sich der durch Bildung und Besitz begünstigte Theil der Gesellschaft mit den Zuständen der breiten Masse des Volkes so eifrig beschäftigt, wie in unseren Tagen geschieht. Indessen die Einen die Möglichkeit neuer, der Gerechtigkeit entsprechender Vertheilungen der irdischen Güter zum Gegenstande unermüdlicher Untersuchung machen, sind Andere und noch zahlreichere darauf aus, der Mehrheit ihrer Volks- und Landesgenossen reichlicheren Antheil an den Schätzen sittlicher und intellectueller Bildung zu vermitteln. Von Staatswegen geschieht das durch erhöhte Fürsorge für Kirche und Volksschule, von privater Seite durch die Thätigkeit gemeinnütziger Bildungs- und Sittlichkeitsvereine der verschiedensten Gattungen und Arten. Gemeinsam ist der Mehrzahl dieser Vergesellschaftungen, daß sie das Bildungsbedürfniß und die geistige Aufnahmefähigkeit der Gebenden zum Maßstabe derjenigen Zuwendungen machen, welche den Empfangenden gewährt werden sollen. Von genauer Wissenschaft darüber, was die Masse des Volkes verlangt, und was sie aufzunehmen vermag, sind unsere Tage dabei ebenso weit entfernt, wie diejenigen, in denen das sog. Volk literarisch „entdeckt" wurde. Wäre das anders, so erlebten wir nicht immer wieder, daß Entscheidungen über Glaubens-, Bildungs- und Culturfragen, denen die Betheiligten maßgebenden Einfluß auf den Weltlauf zuschreiben, an diesen Massen nahezu spurlos vorübergehen, daß ein großer Theil dem Gemeinwohl gewidmeter Einrichtungen das eigentliche Volksbedürfniß unberührt läßt, und daß wir nur allzu häufig Nöthen abzuhelfen suchen, die von den Betheiligten niemals als solche empfunden worden sind. Ein Unterschied ist dabei allerdings zu machen. Wo und soweit es sich darum handelt, den minder begünstigten Schichten der städtischen Bevölkerung moralisch zu Hülfe zu kommen, gelangt man hier und da zum Ziel, weil man es mit wenigstens annähernd bekannten Voraussetzungen zu thun hat: dafür wissen wir von dem flachen Lande und von dem Antheil, welchen die Bewohner desselben an unserem sogenannten Bildungsbesitz nehmen, der Regel nach so wenig, daß die Wirkungen der denselben bestimmten modernen Förderungsmittel vielfach noch fragwürdiger erscheinen, als diejenigen der primären Veranstaltungen alter Zeit.

An die Wahrheit dieser wenig beachteten Thatsache ist der Schreiber dieser Blätter durch die Lectüre eines Buches erinnert worden, das außerhalb des eng umschriebenen Kreises seiner Adressaten so gut wie unbekannt geblieben ist. Zur „Handreichung für Candidaten und junge Geistliche" hat ein (anscheinend der Provinz Sachsen angehöriger) Landprediger, Herr Paul Gerade, seine pastoralen „Erlebnisse und Beobachtungen" (1883—1898) als Buch erscheinen lassen (Magdeburg bei Albert Rathke) und in denselben einen Beitrag zur modernen Volkskunde geliefert, dessen socialpolitische Ausgiebigkeit ungleich reicher ist, als nach der Anspruchslosigkeit und dem bescheidenen Umfang des Büchleins (151 S. in 12°) erwartet werden durfte. Gegen Composition und Vortragsweise der Schrift könnte Manches ein-

Digitized by Google

gewendet werden dafür iſt dieſelbe von einer Wahrhaftigkeit und Ungeſchminktheit, die nicht wohl übertroffen werden können. Der Verf. gehört zu den Glücklichen, die „die Dinge außer ſich mit dem Organ ſehen, womit man ſieht“, d. h. mit den Augen, und zwar mit eigenen Augen und ohne die Zuhilfenahme von Brillen der Schulmeinung und Parteirückſicht. Trotz der Entſchiedenheit ſeines kirchlichen Standpunktes hält Herr Gerade mit der Meinung nicht zurück, daß die Mehrzahl der „Fragen“, welche Theologie, Pädagogik, Kirchen- und Schulregimenti unſeres ausgehenden Jahrhunderts in Athem halten, für die Thätigkeit des ländlichen Seelſorgers kaum in Betracht kommen, und daß es ſich für dieſen weſentlich um die Bekämpfung derſelben Uebel handelt, gegen welche ſeine rationaliſtiſchen Väter[1]) und Kniſtlinen-orthodoxen Großväter die Waffen getragen haben. Mit einer Unerſchrockenheit, wie ſie bei ſtreng kirchlichen Geiſtlichen häufig nur am unrechten Orte gefunden wird, ſetzt der Verf. in dem zweiten Capitel ſeiner Schrift auseinander, daß die religiöſen Anſprüche des Landvolkes ſich auf das nämliche beſcheidene Maß beſchränken, mit welchem vor hundert Jahren gemeſſen zu werden pflegte. „Der Bauer will ſich in der Kirche erbauen an einer Predigt von der Liebe und väterlichen Fürſorge Gottes .... Von dieſem Gotte verlangt er gutes Wetter, Schutz und Schirm bei ſeiner Arbeit.“ An dieſen Forderungen wird ſo unerſchütterlich feſtgehalten, daß man zu glauben verſucht iſt, „der Bauer ſuche in Gott nur ſeinen Fetiſch .... und der Aberglaube iſt das eigentliche Element, in dem er lebt und webt .... Es kommt (für den Landprediger) darauf an, dem Bauern Alles darzuſtellen unter dem Geſichtspunkte eines Handelns Gottes an und mit den Menſchen und für uns Menſchen. Alle hohe und tiefe Speculation über Gottes Weſen und Eigenſchaften, über ſein Verhältniß zum Sohne, wie über das Verhältniß der göttlichen und menſchlichen Eigenſchaften u. dgl. muß man drangeben.“

Dem Verfaſſer würde bitteres Unrecht geſchehen, wenn man aus den vorſtehend zuſammengeſtellten, beſonders prägnanten Stellen ſeines zweiten Capitels den Schluß ziehen wollte, Lehre und Bekenntniß der Kirche ſeien ihm gleichgültig und er ſehe als Summe praktiſch-paſtoraler Weisheit die Andequemung an den Standpunkt des Bauern an, der das Rückgrat des Staats ſein mag, das Rückgrat der chriſtlichen Kirche in unſerem Volke aber einſtweilen nicht iſt.“ Herr Gerade weiß Folgerungen ganz anderer Art zu ziehen in dem hier erwähnten Theile ſeiner Schrift aber kommt es ihm lediglich darauf an, zu ſagen, wie die Dinge wirklich ſind, was in Wirklichkeit von dem Landpaſtor verlangt wird und was von den Illuſionen derjenigen zu halten iſt, die aus der ſpecifiſchen Beſchaffenheit ihres theologiſchen Standpunktes Schlüſſe auf eine ſogenannte „geſegnete Amtsthätigkeit“ ziehen zu können vermeinen. — Weiter geht der Verfaſſer zu dem Nachweiſe über, daß der Einfluß des bäuerlichen Kirchenbeſuchs auf die Lebensführung des Bauern nach wie vor die denkbar geringſte geblieben iſt und daß „die Religion, welche wir bisher als diejenige des Bauern kennen gelernt haben, ihm erlaubt, eine ganz beſondere Sittlichkeit zu haben“. Das Princip dieſer Ethik iſt das wirthſchaftliche „Was ſeiner Wirthſchaft nutzt, darf er thun, was ihr nicht ſchadet, das braucht er nicht zu laſſen. Diebſtahl, Betrug und geſchlechtliche Zügelloſigkeit werden demgemäß nach einem Katechismus des bäuerlichen Herkommens beurtheilt, der mit dem geiſtlichen ſo gut wie nichts gemein hat, und gegen welchen anzukämpfen die ſtete, wenngleich wenig ausſichtsvolle Aufgabe des Geiſtlichen iſt — Die dieſen Punkten gewidmeten, mit überzeugender Greifbarkeit und Prägnanz geſchriebenen Ausführungen müſſen in dem vorliegenden Buche nachgeleſen werden, wenn ſie

[1]) „Der Rationalismus iſt deshalb ſo tief in unſer Volksleben gedrungen, wie nie eine theologiſche Richtung weil er noch der praktiſch nüchternſte Sinn des Bauer wie auf den Leib geſchnitten iſt und — weil er ſich mit der Lebensanſchauung des kleinen Mannes förmlich identificirt. Etwas Aehnliches ſehen wir in unſeren Tagen an der Ritſchl'ſchen Schule — ſie kommt dem Zuge der Zeit entgegen.“ (a. a. O. 101.)

volle Wirkung thun und den Leser über die wahre Natur der dem Landgeistlichen gestellten Aufgaben und über die Berge von Schwierigkeiten belehren sollen, durch welche Aberglauben und Sinnlichkeit aller wahren Sittlichkeit und Bildung den Zugang zum Herzen des Landvolks versperrt haben. „Eine kurze Predigt und eine lange Brautwurst“ — mit der Wiedergabe dieser Cardinalforderung des Bauern wird der zweite Abschnitt der Gerade'schen Schrift abgeschlossen.

An Lehrhaftigkeit wird dieses Capitel noch durch die Ausführungen übertroffen, in welchen der Verfasser die wirkliche Bedeutung der im Mittelpunkte der heutigen Discussion stehenden, auf Synodal- und Schulwesen bezüglichen „Fragen“ vorlegt. Anlangend den ersten Punkt, die Gemeinde- und Synodalordnungen, sagt der Verfasser rund heraus, daß dieselben sich im ländlichen Volksleben schlechterdings keine Stellung zu erobern vermocht hätten. Von den dem Gemeinde-Kirchenrath zugewiesenen Functionen wird praktisch nur eine wahrgenommen und diese zumeist in negativem Sinne, d. h. von dem Rechte zu Geldbewilligungen für Bauten und Gehaltsaufbesserungen wird vom Gemeinde-Kirchenrathe wirklicher Gebrauch gemacht und der Regel nach nichts bewilligt, was irgend verweigert werden kann. Von der Erfüllung anderweiter Verpflichtungen, insbesondere derjenigen zur Betheiligung an der kirchlichen Armen- und Krankenpflege ist dagegen so gut wie niemals die Rede, die Floskel: „Herr Pastor, das besorgen Sie wohl besser allein“, vielmehr die stehende Antwort auf bezügliche Inanspruchnahme. Auf christliche Zucht und Sitte zu achten sind die Kirchenräthe außer Stande, weil ihnen jede Autorität fehlt. „Ich möchte keinem Mitgliede rathen, auch nur einem sechzehnjährigen Jungen Vorhaltungen zu machen — wie würde der anlaufen!“ Der Einwendung, daß die Sache nach neu sei und der Eingewöhnung bedürfe, wird mit der kategorischen Bemerkung begegnet, „daß es mit dem Institut des Gemeinde-Kirchenraths nach weiteren zwanzig Jahren nicht besser stehen werde, als nach den bisherigen — wenn inzwischen nicht etwas Besonderes passirt.“

Ungleich günstiger urtheilt der Verfasser über die Aussichten des — in kirchlichen Kreisen nur allzu häufig verurtheilten — modernen Volksschulwesens, und schon dadurch beweist er, daß Anklagen auf Pessimismus und grundsätzliche Gegnerschaft gegen die zeitgenössische Entwicklung ihm gegenüber durchaus unrichtig angebracht sein würden. Sein Hauptstreit ist dahin freilich, daß auch diese Bäume nicht in den Himmel und nicht über den Himmel (die christliche Weltanschauung) hinaus wachsen werden. Ohne Weiteres wird eingeräumt, daß der moderne Geistliche die für die Schulaufsicht erforderlichen Qualitäten in der Regel nicht mitbringe und wegen Mangels an entsprechender Vorbildung nicht mitbringen könne. Wunderlich genug nehme sich freilich aus, wie die Schulamtscandidaten diesen Mangel abzuhelfen versuchten — ihm, dem Verfasser, sei z. B. bei Antritt seines ersten geistlichen Amtes gesagt worden, daß er der für die Beaufsichtigung einer sechsklassigen Schule erforderlichen Erfahrung noch entbehre, und er habe das nicht unbegründet gefunden, zu seinem Erstaunen aber gleichzeitig erfahren, daß er mit der Aufsicht über sechs einklassige Schulen betraut sei! So genau der Verfasser auch weiß, daß der seminaristisch gebildete Schulinspector sehr häufig um ebenso schlechter Inspector sei, wie der Pastor, so hält er mit dem Zugeständniß nicht zurück, „daß die geistliche Schulaufsicht zur bloßen Farce herabsinke, wenn der Pastor nicht in der Lage sei, die Methode in allen Disciplinen zu beurtheilen,“ und daß darum am zweckmäßigsten sein würde, die geistliche Schulaufsicht als solche fallen zu lassen und auf den Religionsunterricht zu beschränken. Sei es nun den Radicalismus des modernen Volkslehrerthums auch vielfach ein bedenkliches Ding, so dürfe man die Sache doch nicht übertreiben und nicht aus gelegentlichen Thorheiten der jüngeren Lehrerschaft allzuweit gehende Schlüsse ziehen. Nach einigen Jahren praktischer Thätigkeit würden diese Heißsporne vielfach davon überzeugt, daß sie mit dem Prediger zusammen gehen müßten, von der Beseitigung mancher der durch das Verhältniß geschaffenen Reibungspunkte werde sich vollends eine Besserung der beiderseitigen

Beziehungen erwarten lassen. „Es wird nur abzuwarten sein, ob die Landlehrer sich unter einem aus ihren Reihen hervorgegangenen schneidigen Vorgesetzten wohler fühlen werden, als bisher.“ Die schlimmste Seite der gegenwärtig bestehenden Verhältnisse sei die Parteilichkeit der Presse, die bei jedem Konflikt zwischen Pastor und Schullehrer für den letzteren eintrete und dadurch terrorisirend auf das Verhalten der Behörden einwirke — Im Uebrigen richtet die Kritik des Verfassers sich nicht gegen die Lehrer selbst, sondern gegen die Art ihrer Vorbildung. Die jungen Leute würden zur Vielwisserei auf Kosten der Gründlichkeit angehalten und vielfach mit Dingen vollgepfropft, die praktisch nicht zur Verwerthung kämen. „Drill ad hoc, aber keine Anleitung zu selbständigem, wissenschaftlichem Arbeiten“ werde in den Seminarien getrieben. „Wer sich die Pensa unsrer Präparanden-Anstalten und Seminarien angesehen hat, weiß, daß nicht leicht Anstalten gefunden werden, auf denen so viel gearbeitet wird . . . —, er begreift aber auch, daß nicht die Hälfte von dem Durchgenommenen verdaut werden kann.“ Damit hänge denn auch zusammen, daß die in Internate zusammengepferchten und überarbeiteten jungen Lehrer weder das Zeug noch die Neigung mitbrächten, sich um das Wohl der Kinder außerhalb der Schule zu kümmern, d. h. während der übrigen Stunden täglich, wo andere, zumeist heterogene und ungünstige Momente auf die Jugend einwirken.

Die einzelnen Typen modernen Schullehrerthums, mit denen der Verfasser zu thun gehabt, werden in unserer Schrift mit ebenso viel Humor wie Bonhomie geschildert. Wir lernen den ernsthaften, bescheidenen Jüngling kennen, der seine Pflicht nach Kräften thut, und zur den die Hauptschwierigkeit darin besteht, den Fallen zu entgehen, welche ihm Schönen des Dorfes seinem Cölibat stellen, — den Lehrer älteren Schlags, „der um so ertriger im Amte ist, je weniger ich inspicire,“ und der im Uebrigen dem Grundsatze folgt: „die Methode bin ich“, — den hochstrebenden Schwärmer, der seine Zeit zwischen Musik, Schiller's Dichtungen und Herbart's Philosophie theilt, und schließlich von dem „System“ dieses seines Meisters, von „formalen Stufen“, „Gesinnungsunterricht“ u. s. w. redet, nichts desto weniger aber im zweiten Examen durchfällt und nie recht begreifen hat, was mit dem Worte „System“ eigentlich gemeint ist, — weiter das schulmeisterliche Kneipgenie, das der Pastor als Freudenstörer mit seinem Hasse verfolgt, — den „Patent“-Schullehrer „mit Kneifer, Renommirstöckchen, spitzen Schuhen und faltenlosem grauem Anzuge“ — endlich den Biedermann aus der Schule weiland Dinter's, „der noch am Sokratisiren hängt,“ der den Religionsunterricht durchaus katechetisch ertheilt und dessen Leib- und Magenbuch Zschokke's „Stunden der Andacht“ ist, der sich Jahre lang mit Weib und Kind bei hundert Thalern Gehalt durchgehungert hat, und dem der streng kirchliche Pastor das Zeugniß ausstellt, „in jeder Beziehung die persönlichste Pflicht gewesen und zu seinem (des Pastors) Freunde geworden zu sein!“

Seinen bekannten Ausspruch, „daß der protestantische Landgeistliche wahrscheinlich der schönste Gegenstand einer modernen Idylle sei,“ illustrirt Goethe u. A. mit der Hinweisung darauf, „daß ihm (dem Geistlichen) aufgegeben sei, die Menschen ins Leben zu führen und für ihre geistige Erziehung zu sorgen“ Wie viel von dem edlen Charakter ländlicher Pastoralexistenzen in unseren Tagen übrig geblieben, mag unerörtert bleiben; erwähnt muß indessen werden, daß auch die Aufgabe, „für die geistige Erziehung“ seiner Gemeinde zu sorgen, von unserem Verfasser in ernsthafte Rücksicht gezogen worden, und daß er in zweifacher Beziehung bemüht gewesen ist, in diesem Stücke seine Pflicht zu thun: durch Verbreitung von Schriften christlicher und gemeinnütziger Tendenz, wie durch den Versuch, die Geselligkeit des heranwachsenden Geschlechts zu veredeln und dadurch dem in den sog. Spinnstuben getriebenen Unfug entgegen zu wirken. In beiden Fällen sind die gemachten Erfahrungen merkwürdig geringe gewesen. Zunächst versucht der Pastor es mit Versendung der Stöcker'schen Pfennigpredigten an Kranke oder sonst zum Kirchenbesuch zurückgehaltener Personen. Den Kranken genügen diese Predigten nicht,

weil in denselben „nicht von Krankheit die Rede ist" — kirchenscheue Angehörige der Kranken und andere Betheiligten aber sehen in der Zusendung „Stachelbeeren" (Maßregungen zum Kirchenbesuch), nehmen dieselben übel und verbitten sich dergleichen Zusendungen für die Zukunft.

Mit Erzeugnissen der specifisch christlichen Unterhaltungs-Literatur hat der Verfasser gleichfalls kein rechtes Glück gehabt, und zwar (wie er selbst bemerkt), weil in den Schriften dieser Art „das Christenthum in der Regel zu dick aufgetragen" und so gethan wird, „als handle sich's um Heidenbekehrung und nicht um Unterhaltung und Belehrung einfacher Christenmenschen;" dazu komme der üble Eindruck, „den die Reclame für diese Literatur und die allzu zahlreiche Zusendung derselben erregt". Als wirklicher Sach- und Volkskenner kommt der Verfasser zu dem schließlichen Resultat, daß seit Verbreitung der politischen Tagesblätter die Zeit vorüber sei, zu welcher die Bücherversorgung der Gemeinde durch den Pastor ein Bedürfniß war. Das wirksamste Mittel, den Bauern von dieser Seite beizukommen, seien gemeinverständliche Vorträge des Predigers, die fast ausnahmslos ein dankbareres Publicum finden, als Bücher, über welchen — auch wenn dieselben landwirthschaftlichen Inhalts sind — der ermüdete Landmann einzuschlafen pflege, „sobald dieselben auch nur hundert Seiten stark sind" — höchst ergötzlich ist endlich, was der Verfasser über seine Versuche berichtet, auf die Geselligkeit der bäuerlichen Jugend „veredelnd" einzuwirken. Die von ihm gegründeten Jünglings- und Jungfrauen-Vereine, zusammt den in denselben zur Aufführung gelangenden Gesangs-, Declamations- und Theaterstücken finden allgemeinen Anklang; schade nur, daß der Pastor erfährt, die von ihm bekämpften „Spinnstuben" würden nach beendeter Vereinsversammlung abgehalten, und der Erfolg seiner Bemühungen reducire sich darauf, daß die Burschen und Mädchen diese bereits an und für sich bedenklichen Zusammenkünfte um 7½ Uhr Abends auf 10 Uhr verlegt hätten. Der anfangs lebhaft besuchte Jünglingsverein aber läßt sich auf, weil der Pastor der Verlesung einer „äußerst schmutzigen Berliner Hintertreppen-Liebesgeschichte" seine Zustimmung versagt hat!

Auf den weiteren, speciell pastoralen Aufgabe betreffenden Inhalt des interessanten kleinen Buchs kann hier nicht näher eingegangen werden. Einzelne Aufstellungen desselben möchte ich für bestreitbar halten — das Ganze macht dem gesunden Sinne, dem religiösen Ernste und sittlichen Tact des Verfassers die höchste Ehre. Außerhalb des Kreises, welchem die „Erlebnisse und Beobachtungen" zunächst bestimmt sind, würden dieselben indessen noch nützlicher wirken, als unter den Amtsgenossen des Verfassers — wenn Bücher dieser Art überhaupt an das größere Publicum und in die Hände Derer gelangten, welche über Volkskirchenthum und Volksbildung das letzte Wort sprechen. Ihr Wissen über das, was dem Volke Noth thut, schöpfen die Einen aus Acten, die Anderen aus Lehrbüchern, die Dritten (und diese bilden die Mehrheit) aus Zeitungen, und zwar solchen, die in Städten geschrieben und nach städtischen Gesichtspunkten geleitet werden. In des Dichters Lande geht man, um den Dichter zu verstehen (unter Umständen bis an das Nordcap und bis an die Meerenge von Gibraltar); wer aber ginge in das Land der Bauern, um den Bauern zu verstehen?

Dem Schreiber dieser Blätter drängte diese letztere Frage sich mit besonderer Lebhaftigkeit auf, weil er auf das Gerade'sche Buch just in Tagen geriet, zu denen der Kampf um die Zulässigkeit, bez. die Gemeingefährlichkeit der Berner Ferienkurse für Theologen auf- und niederging; gleichzeitig hatte das Abgeordnetenhaus von den Debatten wider, die alljährlich über das Verhältniß zwischen Kirche und Volksschule stattfinden, und wurden auf verschiedenen Synodalversammlungen Verhandlungen über kirchliche Gemeinde-Verfassungsfragen u. s. w. geführt. Unwillkürlich drängte sich mir die Frage nach dem Ertrage auf, den diese und die ihnen verwandten Parteikämpfe für das Volksleben, wie es wirklich ist", abwerfen. Welche Fülle von Gelehrsamkeit, Kraft und Eifer wird an die Discussion um Dinge gesetzt, die denjenigen, deren Wohl und Wehe es gelten soll, unverständlich

sind und aller Zeit unverständlich bleiben werden! Wie bescheiden ist das Theil dessen, was aus den mühsam und mit Anstrengung gewonnenen Resultaten in die Volkskreise wirklich durchsickert, — wie bedeutlich groß das Residuum, das in den dem Volkswohle gewidmeten Apparaten zurückbleibt! Mindestens in unserem deutschen Norden ist der größere und größte Theil dessen, was als „Volk" bezeichnet wird, Landvolk, wie es unser Verfasser auf Grund vielseitiger Erfahrungen schildert. Die wesentlichsten und dringendsten geistigen Bedürfnisse dieser zahlreichen und wichtigen Gesellschaftsschicht sind trotz allen Wechsels der Zeiten und Verhältnisse die nämlichen geblieben, die sie zur Zeit unserer Väter waren, während der zur Befriedigung dieser Bedürfnisse bestimmte Apparat sich unleugbar vergrößert und complicirt hat. Sollen Aufwendung und Ergebniß wirklich im richtigen Verhältniß, hat es zur Lösung von Aufgaben so elementarer und unbeweglicher Natur in Wahrheit der ungeheuren Kraftanstrengungen bedurft, welche die in Kirche und Staat geführten Parteikämpfe in Anspruch genommen haben? Hält man das Maß religiösen Bedürfnisses und intellectuellen Aufnahmevermögens unserer ländlichen Massen mit der Wuchtigkeit zusammen, welche den geringsten Verschiebungen des kirchlichen Dogmas zugemessen wird, und vergegenwärtigt man sich die Heftigkeit des um das Grenzgebiet von Kirche und Schule geführten Streits, so könnte man ernstlich versucht werden, in den Straßburger Karl Moor's auszubrechen, der zu bekannt ist, als daß er hier wörtlich wiederholt zu werden brauchte.

—t.

Arthur Chuquet.

Der Krieg 1870—71[1]).

[Nachdruck untersagt.]

Der Verfasser ist den Lesern der „Deutschen Rundschau“ kein Unbekannter. Sein bändereiches Werk über die Kriege zur Zeit des französischen Convents hat vor drei Jahren hier eine ausführliche Besprechung erfahren[2]). Die Geschichte des Krieges von 1870, welche jetzt in einem stattlichen Bande vorliegt[3]), ist absichtlich nicht mit der mikroskopischen Genauigkeit ausgearbeitet, welche jener früheren Darstellung ihr eigenthümliches Gepräge gab. Während letztere durch die schärfste Beobachtung aller einzelnen Vorgänge zu einem unparteiischen Urtheil über die Gesammtheit jener Ereignisse das actenmäßige Material beizubringen bemüht war, ist in der neueren Arbeit bezweckt, ein leicht übersehbares Bild der Begebenheiten vorzulegen. Dach dient sich die Darstellungsweise des Verfassers darin gleich, daß sie den Nachdruck auf das Militärische legt, nur in verändertem Maßstabe. Die Beleuchtung des politischen Hintergrundes ist nebensächlich behandelt, weil er weniger wichtig und weniger interessant ist als der der revolutionären Epoche. Es wird schwerlich ein Buch geben, welches in gleich bequemer, lesbarer und anregender Weise den Verlauf dieser Dinge zusammenfaßt und bei aller Objectivität, die den Grundcharakter des Verfassers bildet, doch dem Leser über den allmäligen Verlauf wie über das Ganze der Begebenheiten eine Urtheilsbildung erleichtert. Die beiden Hauptabschnitte des Krieges, vor und nach Sedan, sind als Typen zweier unter sich wesentlich verschiedener Arten der Kriegführung dargestellt, wenn schon beide denselben Geschick erlagen. Es wird nachgewiesen, daß in den Zusammenstäßen des ersten Abschnittes die Deutschen beinahe immer die Zahl auf ihrer Seite hatten, daß während des zweiten Abschnittes das Gegentheil der Fall war. Bei einem einzigen vollständigen Sieg, den die Franzosen nach des Verfassers Aussage erfochten, bei Coulmiers, worin sie in doppelter Stärke auf dem Schlachtfelde. Doch Chuquet beruft sich auf eine numerische Ueberlegenheit der Deutschen nicht etwa, um des Siegers Ersatz zu verkleinern, sondern er leitet auch die Herbeischaffung der größeren Zahl auf dem Schlachtfelde von dem Vorzug einer moralisch und intellectuell überlegenen Führung her. Er weiß namentlich nicht genug den Geist des bethätigten Solidaritätsbewußtseins hervorzuheben, welches die deutschen Befehlshaber jeden Ranges beseelte, im Gegensatz zu dem zerfahrenen, oft sogar hinterhaltig eifersüchtelnden Verhalten der Generale des Kaiserreiches. Auch die Führung unter der Republik bei den Kämpfen im Innern des Landes entgeht, wenn schon in geringerem Grade, demselben Tadel nicht, nur mit dem Unterschiede, daß

[1]) La guerre 1870—71. Paris, Léon Chailley. 1895.

[2]) Deutsche Rundschau. 1892, Bd. LXXIII, S. 240 ff. „Arthur Chuquet. Ein Muster objectiver Geschichtschreibung“.

[3]) Auch bereits in deutscher Uebersetzung erschienen „Arthur Chuquet. Der Krieg 1870—71“. Zittau, Pahl'sche Buchhandlung (A. Hanke). 1895.

ihr mehr Mangel an Einsicht als Mangel an Thatkraft vorgeworfen wird. Die Anerkennung, mit der Chuquet von den deutschen Führern im Punkte der gegenseitigen Unterstützung spricht, findet ihre glänzende Bestätigung in den interessanten Schilderungen, welche General v. Verdy du Vernois in diesen Blättern veröffentlichte. Der lebendige Zug kameradschaftlichen Geistes, dem der so eminent sachverständige deutsche Stratege mit herzlicher Genugthuung das wärmste Lob spendet, kann zwar natürlich nicht von dem französischen Schriftsteller auf Grund solchen eingeweihten Erkennens von innen heraus gewürdigt werden, aber seine Wirkungen auf dem Schlachtfelde gewahrt er mit erstaunlichem Scharfblick. Er zeigt, wie namentlich in den der Schlacht von Gravelotte vorausgegangenen Treffen regelmäßig das kühne und entschlossene Vorgehen der deutschen Truppenführer auf gut Glück in einer zunächst unbedacht aussehenden Initiative an den Feind heran trat, wie aber die stets wachsame und behende Hülfsbereitschaft von allen Seiten kräftigen Succurs heran brachte und damit den ersten Angriff rechtfertigte. Nur Gravelotte und Sedan waren planmäßig vorbereitete und voraus berechnete Angriffe, bei deren ersterem jedoch gerade die Vorausberechnung mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Jede nationale Kriegsbeschreibung wird von den Vorgängen im Lager der eigenen Nation immer mehr zu sagen haben als von den gegnerischen Zuständen. Es würde darin einem Deutschen nicht anders gehen als einem Franzosen, wer sich vollständig orientiren will, muß beide Theile hören. Aber am guten Willen und Talent, das Gleichmaß zu beobachten, fehlt es Chuquet nicht.

Er läßt nicht bloß der Tüchtigkeit der deutschen Führung, sondern auch der Tapferkeit der Mannschaften volle Gerechtigkeit widerfahren. Tapfer war man ja auf beiden Seiten. Wir wissen auch aus deutschen Schilderungen zur Genüge, wie heldenmäßig die französischen Soldaten in den Schlachten um Metz und bei Sedan gefochten haben. Unsere Verluste sprechen darüber deutlich genug. Aber die oberste Leitung stand dort in traurigem Gegensatz zu dieser Aufopferung. Und zu dieser nach allen Seiten hin unzulänglichen Befähigung der Führerschaft kam der verhängnißvolle Einfluß der politischen Leitung, die vom Hofe der Regentin in Paris aus die Bewegungen im Felde dictirte. Das Qu'en dira-t-on des Boulevards war schließlich das, was die kaiserliche Armee nach Sedan hin dirigirte. War doch von Anbeginn die Stimmung des Boulevards nicht wenig am Ausbruch des Krieges betheiligt gewesen! Dies bestreitet auch Chuquet nicht. Uebrigens fand der schädliche Einfluß der Stimmungspolitik auch mit dem Sturz des Kaiserthums nicht sein Ende. Chuquet versagt zwar der Regierung Gambetta's nicht die Anerkennung, daß ihre bis zur äußersten Verzweiflung fortgesetzte Gegenwehr der Ehre des Landes gedient habe, aber er ist weit davon entfernt, Alles an ihr vortrefflich zu finden, und der heißblütige Dictator hat an dem Deutschen von der Goltz eigentlich einen größeren Bewunderer als an seinem Landsmann. Auch für die unregelmäßigen Truppen, welche der zweite Theil des Krieges aufzubieten nöthigte, hat der Verfasser nichts weniger als blinde Anerkennung. Er sagt es jedesmal unverhohlen, und die Fälle sind häufig, wo es die Mannschaften oder die Officiere an Tapferkeit, an Disciplin haben fehlen lassen. Er schwärmt, wie wir das schon aus seinem älteren größeren Werke wissen, durchaus nicht für die improvisirten Soldaten, in denen Begeisterung das erlernte Handwerk ersetzen soll. Auch die großthuenden Proclamationen der Garibaldi'schen Hülfsarmee imponiren ihm durchaus nicht, ebenso wenig wie die heroischen Gebärden der Pariser Nationalgardisten. Das Boulevard des belagerten Paris hatte seinen störenden Einfluß auf die Kriegsführung wie vorher die Umgebung der Kaiserin Eugenie.

In der Anerkennung, die er dem General Ducrot zollt, geht er vielleicht ein wenig weit, während man ihm in dem zum Ruhme eines Chancy, Faidherbe und Aurelles de Paladine Gesagten nur vollständig beistimmen kann. Die furchtbaren Schwierigkeiten, mit welchen diese Generale zu kämpfen hatten, sind bekannt, aber

es darf darum nicht übersehen werden, wie gewaltige Hindernisse auch die Deutschen zu besiegen hatten, um in dem Winterfeldzug, mit Ausnahme des ersten Rückzuges von Orleans, immer Herren der Situation zu bleiben. Dieser Winterfeldzug stellte in der That an beide Heere die äußersten Ansprüche, und die Leistungen waren auf deutscher Seite wenigstens ebenso groß, wenn auch nicht von so glänzendem Effecte, wie im ersten Abschnitt. Gerade im zweiten Theil der Campagne ist Chuquet vielleicht durch den Einblick in die eigenen Verhältnisse besser im Stande, die Härten der Lage zu verfolgen als bei der deutschen Armee. Für die, welche von unserer Seite die Dinge in der Nähe ansahen, hat es an ernsten Besorgnissen nicht gefehlt. Das Ganze des Widerstandes nach der Entscheidung bei Sedan ward in gewisser Weise zu einer Ueberraschung für die deutsche Führung. Man erzählte einmal im Hauptquartier in Versailles während der schweren Monate November und December, Moltke hätte gesagt, das französische Volk leiste da einen ruchlosen Widerstand. Das kann eine erfundene Anecdote sein, aber möglicher Weise ist sie auch wahr. Vor seinem, die Lage vom Standpunkte des kriegerischen Handwerks, oder sagen wir, um seinem vornehmen Geist nicht ungerecht zu sein, der Kriegskunst aus beurtheilenden Geist war die Sache doch für Frankreich eine verlorene, und, von diesem Standpunkte aus betrachtet, waren die furchtbaren Opfer, die auf beiden Seiten der Fortführung des unwiderruflich entschiedenen Kampfes gebracht wurden, ein grausames Spiel. Die Franzosen beurtheilten die Sache natürlich anders. Gambetta war die Personificirung des Glaubens ans Vaterland, das nie verzweifeln will und selbst dann noch zum Widerstand auffordert, wenn jede Aussicht auf Erfolg augenfällig dahin geschwunden ist. Zur Zeit, als diese schrecklichen Kämpfe unter allen Bedrängnissen eines ausnahmsweise harten Winters den Garten Frankreichs, das Land an der Loire, mit grausem Elend überzogen, war die Stimmung auch auf französischer Seite nicht allgemein die, welche jetzt geschichtlich formulirt ist als der Ausspruch: daß auch diese Opfer unerläßlich waren für die Ehre und das Selbstbewußtsein des Landes.

Gewiß hat das Vieles für sich. Wenn die Todten und die Schmerzen vergessen sind, lebt allein das Gefühl für die Ehre und das Selbstbewußtsein fort. Das ist die Unsterblichkeit des Ganzen, die über die Sterblichkeit der Theile triumphirt und den Tod auf dem Schlachtfeld zur höchsten Verklärung erhebt. Aber der Moment, wo die Opfer fallen und die Schmerzen brennen, hat doch auch seine gesunden Ansprüche; bekanntlich hat nicht nur der Ueberlebende, sondern auch der Lebende sein Recht. Viele patriotische Franzosen hielten den Augenblick, wo der Widerstand ganz zwecklos geworden war, für den, welcher auch der Ehre genügt und damit nutzlose Opfer erspart hatte. Doch Gambetta, der Formel der guerre à outrance getreu, wollte sogar noch nicht von Frieden hören, als selbst die neu gewählte Volksvertretung zu Bordeaux ihn annahm. Thiers, kein schlechter Patriot, nannte ihn darum den „fou furieux“. Auch Chuquet stellt sich durchaus nicht auf Seite dieses gewollt blinden Widerstandsparoxismus. Die Sache hat übrigens noch eine Bedeutung, welche, über die dem Moment gefallenen Opfer hinaus, nicht nur vom Standpunkt selbst des überlebenden Vaterlandes zur Frage berechtigt, ob nicht im höchsten Interesse Frankreichs eine frühere Beendigung des Kriegs rathsam gewesen wäre. Es ist so gut wie gewiß, daß in einem früheren Stadium des Kriegs, auch noch nach der Wiedereinnahme von Orleans, Deutschland sich mit einer Gebietsabtretung von minderem Umfang als der des Frankfurter Friedens hätte abfinden lassen. Und wenn nicht nur das Point d'honneur, sondern die gewiß nicht minder berechtigte Liebe zu den Landesgenossen bei der schließlichen Entscheidung mitzureden hatte, so konnte doch für den wahren Vaterlandsfreund die Erwägung, daß er einige Hunderttausend Landsleute dem Unglück der Losreißung für immer entzog, nicht gleichgültig sein.

In der Würdigung dieser Gegensätze finden wir das vorliegende Werk überall auf dem Wege vorurtheilsfreier Mäßigung, wenn auch natürlich der patriotische

Ehrenpunkt im vollſten Maße zu ſeinem Rechte kommt. Desgleichen hätt ſich die Schilderung frei von allen jenen Verunglimpfungen der deutſchen Führer und Truppen, mit welchen ſich ein phraſenhafter Patriotismus durch falſche Beſchuldigung für die Niederlage zu entſchädigen ſuchte. Nur in einem Punkte begegnen wir auch bei Chuquet einer irrigen Auffaſſung, und ſie muß in der That überraſchen, wenn man nicht nur ſeine vorurtheilsfreie Gerechtigkeit in allen anderen Stücken bewundert, ſondern auch berückſichtigt, welch' ein genauer Kenner deutſcher Literatur und deutſchen Weſens er iſt. Wenn ſonſt Franzoſen der Anſicht huldigen, Deutſchland ſei ſchon vor Ausbruch des Krieges lebhaft mit dem Gedanken umgegangen, Elſaß und Lothringen wieder zu erobern, und es habe mit Wonne die Gelegenheit des erlittenen Angriffs vom Zaun gebrochen, um dieſen alten Traum zu verwirklichen, ſo hat das nichts Verwunderliches. Die Vorſtellung iſt aus der franzöſiſchen Empfindungsweiſe geſchöpft, die ihre Eigenart ſo gerne auf fremde Volksindividualitäten überträgt. Aber Chuquet überraſcht mit dieſer Auffaſſung, die er, ohne Zweifel im guten Glauben, vorträgt. Demgegenüber muß aber ausdrücklich geſagt werden, was jeder in der Zeit vor dem Krieg herangereifte Deutſche weiß, daß der Gedanke an die Wiedereroberung der verlorenen Provinzen ſich weder im dritten Volksbewußtſein noch in dem Gedanken der Gebildeten vor dem letzten Krieg zu einem lebendigen Verlangen verdichtet hatte. Wohl gab es eine Romantik, welche die Entfremdung der alten deutſchen Grenzmarken beklagte, eine Poeſie, welche den Gedanken an ihre Rückkehr verherrlichte, aber das Alles hatte keinen Boden im praktiſchen politiſchen Leben, ſei es bei der Maſſen, ſei es der Politiker von Beruf gefunden. Das Verlangen nach der Wiedererlangung der verlorenen Provinzen nahm in der Literatur und Publiciſtik nicht entfernt den Raum ein, welchen die Theorie von der „natürlichen Rheingrenze" in franzöſiſchen Auslaſſungen einnahm, beiſpielsweiſe in der officiöſen Geſchichtſchreibung eines Théophile Lavallée, die in den Schulen geleſen wurde.

Hätte Frankreich es über ſich gewinnen können, ruhiger Zuſchauer zu bleiben, wenn Deutſchland ſich zu einem nationalen Staat zuſammenfaßte, ſo würde niemals eine Stimme, die zur Wiedereroberung von Elſaß-Lothringen aufgefordert hätte, ernſten Anklang gefunden haben. Bismarck hat ſein Bekenntniß dieſes Sinnes des Oefteren ausgeſprochen, und was der ihm nüchterne Anſchauung eines hohen Politikers war, das entſprach bis zum Kriege dem allgemeinen Gefühl in Deutſchland. Natürlich trat eine Umſtimmung ein, nachdem man ſich ungerecht angegriffen und dann im glorreichen Kampf als Sieger gefühlt hatte. Jetzt kam auch die Romantik zu ihrem Recht, und im erſten Rauſch erfüllte ſie die Köpfe ſo ſehr, daß Viele ſich einbildeten, die Elſäſſer würden ſich gerührt an die Bruſt der alten Brüder werfen. Wenn ſchließlich Bismarck, wie er auseinanderſetzte, dem Gebot der Selbſterhaltung gehorchend, die Linie 200, wie ſie Moltke als fortificatoriſch unentbehrlich verlangte, ſo übte der dieſer Stellung zur Sache allerdings auch das romantiſch-patriotiſche Element, aus der Nation ſich ihm aufdrängend, ſeinen Einfluß aus. Nach ſolchen Leiden des Kriegs und Freuden des Sieges hatte das Gefühl eben eine Macht erlangt, der auch die Berufspolitik ſich nicht entziehen konnte. Doch, den Cirkelſchluß, der ſelbſt über einen Mann wie Chuquet ſeinen Zauber ausdehnt, werden nun einmal die Deutſchen nach franzöſiſcher Logik nimmer durchbrechen können. Da heißt es immer wie recht hatte Frankreich, über den Sieg von Sadowa Beklemmung zu empfinden' aus dieſem Sieg entſprang ja die Gefahr, der vier Jahre ſpäter Elſaß-Lothringen zum Opfer fiel. Daß die Gefahr nur durch franzöſiſche Schuld eine wurde, und daß ohne die Eiferſucht auf Sadowa und Preußens Machtzuwachs niemals eine Grenzerweiterung nach Frankreich hin ſtattgefunden hätte, wird, da ſelbſt ein Mann, wie Chuquet, es nicht glaubt, niemals ein Franzoſe glauben, und doch iſt es für den der Vorgeſchichte kundigen Deutſchen unumſtößlich wahr.

Noch ein anderes Mißverständniß, allerdings von viel geringerer Bedeutung, sei hier erwähnt, weil es auch in die sich fortpflanzende Ueberlieferung sich eingenistet hat. Chuquet führt aus Anlaß der Beschießung von Paris auch den berühmt und sprüchwörtlich gewordenen „Moment psychologique“ an. Nun ist aber dieser Ausdruck nach der ersten solchen Verirrung, die er durch Uebertragung aus dem Deutschen ins Französische erhielt, von seinem wahren Sinn ganz abgerückt worden. Chuquet, der die deutsche Sprache in allen ihren Feinheiten so gut kennt, wie ein deutscher Philologe, hat sich wohrscheinlich nur dieser falschen Auffassung angepaßt, weil sie eben einmal eine stehende geworden ist und auch mit der unterschobenen Bedeutung sich nicht ganz und gar von der ursprünglichen entfernt. Aber wenn das Wort doch einmal dem Historiker zur Gesammtheit seiner Betrachtungen verwerthet wird, sollte es auch zur Geltung kommen, wie es wirklich geschrieben und gemeint war. Es handelt sich nämlich in dem deutschen Schreiben, welches den Franzosen in die Hände fiel, nicht um den psychologischen Moment, sondern um das psychologische Moment. Wie man Deutschen nicht erst zu sagen braucht, ist ein großer Unterschied zwischen der Moment, d. h. der Augenblick, und das Moment, d. h. die ins Gewicht fallende Seelenbewegung, das movimentum, nicht der Zeit, sondern des Denkens. Die Sache ist die: in jenem deutschen Schreiben war die Frage, ob man Paris beschießen solle, von allen Seiten erwogen. Die verschiedensten Ansichten trafen da auf einander. Es gab artilleristische Gutachten, die meinten, die zerstörende Wirkung könne nicht so stark sein, um entscheidend einzuwirken. Demgegenüber wurde nun von andrer Seite geltend gemacht, wenn auch die Verheerung selbst nicht den Ausschlag geben möchte, so würde die psychologische Wirkung auf die Gemüther der Art sein, daß sie die Belagerten zur Nachgiebigkeit bestimmen würde. Aus dieser Erwägung, die gar nichts Unmenschliches an sich hat, machte nun die des wahren Wortsinnes unkundige französische Version eine teuflische Berechnung auf den Moment, in dem die durch die zerstörende Wirkung des Bombardements hervorgerufene Verzweiflung aufs Höchste gestiegen sein würde, aus dem moralischen Schrecken machte sie den Gipfel physischer Tortur, und dadurch bekam die Sache einen gehässigen Zug, der ihr von Hause aus fern lag. Wie unrettbar befangen das menschliche Urtheil in eigner Sache ist, kehrt gerade der Unmuth über dieses Bombardement. Wer in die intime Vorgeschichte der Maßregel im deutschen Hauptquartier Einblick zu thun Gelegenheit hatte, weiß, daß sie auch von der menschlichen Seite sehr ernstlich erwogen wurde, jedenfalls ganz anders, als die Mordbrenneren, mit welcher kurz darauf die Führer der Commune gegen das eigne Fleisch und Blut ans Werk gingen mit wahrer Henkerslust.“ Die Führer der Commune wurden amnestirt, die deutsche Kriegsführung, welche keiner Begnadigung bedarf, findet hier nicht einmal Gerechtigkeit. Nicht als ob der Verfasser dieses Buches sich dieser Verirrung schuldig machte. Nur in der Schattirung, die in der Verwendung des „psychologischen Momentes“ liegt, hat er sich an die Befangenheit der landläufigen Auffassung angelehnt. Im Uebrigen findet sich von Anfang bis zu Ende kein Wort des Unglimpfes gegen die unvermeidlichen Härten, welchen der Krieg auch auf deutscher Seite gehorchen mußte. Schade ist, daß Chuquet sich nicht über die Urheber der Zerstörung des Schlosses von St. Cloud geäußert hat. Auch hier hätte er der Gerechtigkeit einen Dienst leisten können. Aber er hat ihr und der Wahrheit der ganzen Anlage und Durchführung seines Werkes nach einen so schönen Dienst geleistet, daß gerade auch von uns die Gerechtigkeit verlangt, auf diese wenigen Einzelheiten leisen Nachdruck zu legen. Der deutsche Leser wird das Buch mit ungemischten Gefühlen dankbar lesen und aus der Hand legen.

L. Bamberger.

Eduard Hanslick.

Zu seinem siebzigsten Geburtstage.

[Nachdruck untersagt]

Ungeachtet aller Klagen über den Jammer dieses Erdenlebens pflegt man doch nicht Trauergesänge anzustimmen, wenn Jemand das siebzigste Lebensjahr erreicht hat, vielmehr bricht bei solchen Gelegenheiten, dem unreflectirten Pessimismus zum Trotz, die natürliche Freude am Dasein siegreich durch, und um den Jubilar scharen sich seine Freunde und Verehrer, die dieser Freude Ausdruck geben.

So werden sich auch am 11. September auf Eduard Hanslick's Tisch Briefe und Telegramme häufen mit Glückwünschen zum siebzigsten Geburtstage. Und die „Deutsche Rundschau" hat wohl das Recht, diesen Glückwunsch, wenn schon etwas verfrüht, öffentlich auszusprechen, denn Hanslick ist ihr immer ein treuer Mitarbeiter gewesen — die anfänglich an dieser Stelle veröffentlichte, anmuthende Erzählung seines Lebens und Strebens hatte ja noch frisch im Gedächtniß aller Leser.

Hanslick nimmt in der Presse eine Stellung ein, wie sie vor ihm kaum einem Musikkritiker von der öffentlichen Meinung eingeräumt worden ist. Sein Urtheil wird unter allen Umständen gehört und, je nach dem Parteistandpunkt, heftig bekämpft oder mit hoher Befriedigung aufgenommen.

Es ist nun mit dem Urtheil über musikalische Dinge eine eigene Sache. C. M. v. Weber äußert sich einmal über die Schwierigkeit, durch Worte ein bestimmtes Bild des beurtheilten musikalischen Gegenstandes zu geben oder etwas dem Eindruck Aehnliches, dessen das Werk selbst fähig ist. „Es schien mir," sagt er, „dabei immer entweder auf die gewöhnlichen Gesellschaftsurtheile hinauszulaufen, wo ohne weitere Beweisführung es eine Partei gut, die andere schlecht findet, die gemäßigte es weder vertheidigt noch erhebt, und Alles nur Gewicht und Glaubwürdigkeit durch die Person des Beurtheilers und des ihm wieder partiell geschenkten Vertrauens erhält; oder es scheint, in die Einzelheiten des musikalischen Baues in technischer Hinsicht sich einlassend, bei den großen Werken, die nicht sogleich in Jedermanns Hände kommen können, in kleine Theilchen aufgelöst zu zerstieben." In der That gibt die technische Analyse eines Musikstückes von seinem wirklichen Wesen nur eine sehr unzulängliche Darstellung. Es können z. B. zwei Sonatensätze bis auf den Tact gleich gebaut sein und doch eine unendlich verschiedene Wirkung ausüben, der eine kann uns in alle Himmel heben, der andere uns mit dem Gefühl höchster Langeweile von sich entlassen. Der Beurtheiler oder Beschreiber muß also versuchen, dem Transcendentalen in der Musik, das ihre eigentliche Stärke ausmacht, auf irgend eine Weise beizukommen. Das heißt aber nichts Anderes, als: er soll das Unfaßbare fassen, und die einzige Möglichkeit, solchem Vorhaben einen Schein des Gelingens zu geben, besteht darin, daß er von dem Eindruck spricht, den das musikalische Kunstwerk in ihm hervorgerufen hat.

So wird die Musikkritik auf den Boden absolutester Subjectivität gestellt. Der Kritiker kann wohl die Componenten seines Urtheils einzeln anführen, aber diese Componenten sind eben wieder subjective Momente. Denn es fehlt jedes Mittel, um zu beweisen, daß diese harmonische Wendung interessant, jene nichtssagend, daß diese Melodie schön, jene trivial sei. Das besprochene Kunstwerk spiegelt sich deshalb aus einer Besprechung auch viel weniger deutlich zurück, als die Persönlichkeit des Beurtheilers, der in der Musik etwa wirkt, wie ein Reagens in der analytischen Chemie: erst die Anwendung mehrerer Reagentien gestattet einen sicheren Rückschluß auf die Natur des zu analysirenden Körpers, und erst die Vergleichung mehrerer Kritiken von bekanntem Persönlichkeitswerth gibt ein annäherndes Bild von der Beschaffenheit des tragischen Musikstückes.

In diesem Sinne ist Hanslick ein sehr starkes Reagens, denn er ist eine kräftige, fest ausgeprägte Persönlichkeit. Seine Ansichten über das Wesen der Musik hat er ungweideutig ausgesprochen in dem Buche „Vom Musikalisch-Schönen“ (1854), das bei seinem Erscheinen allgemeines und berechtigtes Aufsehen erregte. Hanslick stellt hier die Grenzen der musikalischen Ausdrucksfähigkeit scharf ab und setzt dem Ueberwuchern des poetisirenden Elementes in der Tonkunst einen starken Damm entgegen. Er weist Schritt für Schritt und mit unantastbarer Logik nach, daß die Musik keinen anderen Inhalt haben könne als sich selbst, nämlich Tonreihen und Tonformen, und daß ihr Darstellungsvermögen auf das Dynamische, auf die Wiedergabe psychischer oder realer Bewegungsmomente beschränkt sei.

Im Jahre 1854 gehörte ein gewisser Muth dazu, solche Ansichten auszusprechen. Denn gerade damals war die Programmmusik üppig ins Kraut geschossen. Die merkwürdiger Weise sogenannte neudeutsche Schule — ihre Hauptvertreter waren ein Franzose und ein französirter Magyar — stand daran in dem Kampfe um das Dogma, daß die Musik poetische Ideen ausdrücken müsse, also eines außermusikalischen Bestandtheiles zur Vervollständigung bedürfe.

Es ist ziemlich klar, wie dies Dogma hat entstehen können. Um von einem Kunstwerke etwas auszusagen, das über die formale Beschreibung hinaus geht, muß man seine Zuflucht zu poetisirenden Umschreibungen nehmen, muß vielleicht Erscheinungen der realen Welt, des Gedanken- oder Empfindungslebens zur Erklärung herbeiziehen. Dies Verhältniß ist dann umgekehrt worden durch die Folgerung, jene nicht rein musikalischen Elemente, die ausschließlich Eigenthum des hörenden Subjects sind, wären der Musik inhärent.

Und noch ein anderer Umstand mag dazu beigetragen haben. Jede Kunst zeigt in einer Periode der Ueberreife gelegentlich das Bestreben, ihre eigenste Domäne zu verlassen und sich auf dem Gebiete einer nachbarlichen Kunst anzusiedeln. So sehen wir augenblicklich die Malerei und die Dichtkunst auf dem Wege zur Musik hin. „Sinfonien“ in Violett und anderen Farben sind auf unseren Gemäldeausstellungen nichts Seltenes, und die jüngstdeutschen Dichter verursachen mit Worten ein so starkes Tuten und Klingeln, wie es die Schlegel-Tieck-Periode nur je hervorgebracht hat. Auch die Musik hat sich eine Zeit lang sehr gemüht, ein Stückchen Land von der Poesie zu erobern. Wenn die Componisten von solchem wenig fruchtbringenden Beginnen nachgerade abgelassen haben, so gebührt Hanslick ein großer Theil des Verdienstes an dieser Besserung der Zustände. Seit dem Erscheinen seines Buches hat er unablässig und mit allen Waffen des Geistes, mit Ernst, Spott und Satire gegen die Ausschweifungen der Programmmusiker gekämpft, und da es das Gesunde und Natürliche war, wofür er in die Schranken trat, so hat ihm die Entwicklung der musikalischen Kunst schließlich Recht gegeben.

Bei der Bestimmtheit von Hanslick's Anschauungen und bei seiner geistvollen Art, klipp und klar auszusprechen, was er dachte, ist es erklärlich, daß zahlreiche Widersacher gegen ihn aufstanden. Denn nur die Mittelmäßigkeit bleibt unangefochten, was darüber hinaus ragt, muß Kämpfe bestehen, und desto mehr, je

Digitized by Google

weiter es sich vom Gewöhnlichen abhebt. Es mag daher als ein gutes Zeichen gelten, daß Hanslick von den verschiedensten Seiten heftig angegriffen worden ist. Aber man hat ihm nicht viel anhaben können, in dem „Musikalisch-Schönen" sind nur unwesentliche Aeußerlichkeiten mit Recht beanstandet worden, so der nicht eben glückliche Vergleich der Musik mit der Arabeske. Diese Trope paßt schon deshalb nicht recht, weil auch die schönste Arabeske nie eine Wirkung auf das Gemüth haben wird, während die Musik gerade sehr starke seelische Eindrücke auszuüben fähig ist. Viel eher könnte man sie der Gebärde vergleichen, mit der sie auch das Unbestimmte des Ausdruckes theilt. Die Gebärde deutet eine innere Erregung an, kann sie aber nicht aussprechen, so vermag auch die Musik nur die äußeren Bewegungen eines Gefühlsprocesses nachzuzeichnen: der Hörer mag dann ahnen, welchen Quellen der Strom der Töne entsprungen ist.

Solche Kleinigkeiten müssen also vielleicht von Hanslick's Buch geopfert werden; an dem philosophischen Kern des Ganzen ist bis jetzt noch die Logik aller Widerlegungsversuche stumpf geworden. Deshalb wird es voraussichtlich noch auf lange Zeit hinaus seinen wohlthätigen Einfluß ausüben. Denn es ist sicherlich das meistgelesene von allen Büchern, die über eine so abstracte Materie veröffentlicht sind. Und diese große Verbreitung dankt es neben seinen inneren Vorzügen vornehmlich dem glänzenden stilistischen Gewande, das ihm sein Autor mitgegeben hat.

Hanslick ist ein Stilkünstler ersten Ranges. Diese Eigenschaft zeichnet auch seine Musikkritiken so sehr aus, daß man dreist behaupten darf, sie sind formell die vollendetsten, die in Deutschland geschrieben werden. Ich gestehe offen, daß ich in manchen Fragen anderer Meinung bin als Hanslick, daß ich z. B. Wagner's Kunst viel höher stelle als er, und doch ist die Lectüre einer Hanslick'schen Kritik für mich immer ein Genuß erlesenster Art. Zu der scharfen Dialektik und dem eleganten, fein zugeschliffenen Ausdruck seiner Betrachtungen gesellt sich noch eine Fähigkeit, die ihn gerade zum Musikschriftsteller prädestinirt: die Fähigkeit, durch ein treffendes Bild, durch eine charakteristische Umschreibung uns das Wesen eines Musikstückes nahe zu bringen. Sein Schlag fällt immer scharf auf den Punkt, den er im Auge hat, gleichviel ob es in ernster Deduction geschieht oder im leicht hingleitenden Witzwort, das ihm in besonders hohem Grade zu Gebote steht. So vertongt er einmal nach einer „schön gewachsenen Melodie, die nicht auf einem instrumentalen Ameisenhaufen sitzt", ein andermal findet er, daß „ein kleines Hündchen von Fugenthema unablässig über Stock und Stein gehetzt wird", oder er wirft einem Componisten vor, daß er „Meyerbeer mit einer aus Diebische grenzenden Zärtlichkeit nachgeeifert hat". Ich könnte aus dem Gedächtniß Dutzende solcher Wendungen anführen, die sich mir nach dem ersten Durchlesen unverlöschlich eingeprägt haben. Und aus allen diesen Aeußerungen blicken uns die hellen Augen eines Mannes an, der, um einen Ausdruck von ihm selbst zu gebrauchen, „mit seiner Vernunft und dem Leben auf dem besten Fuße steht".

Das siebzigste Lebensjahr wird gemeiniglich als ein Abschnitt angesehen, bei dem der Mensch sich auf sein Ruhebedürfniß besinnt und das Lager von wohlverdienten Lorbeeren aufsucht. Aber es gibt Leute, die es auch anders machen. Ich denke hier an unseren Theodor Fontane, der trotz seiner fünfundsiebzig Jahre an Schaffenskraft und Lebensfrische es mit den Jüngsten aufnimmt. Möge auch Hanslick an seinem Lebensabend nicht im schönen, dem Alter ja freilich so wohl anstehenden Nichtsthun sein Genügen finden, sondern in einer, hoffentlich noch recht langen, fröhlichen und ersprießlichen Thätigkeit.

Carl Krebs.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt]

Berlin, Mitte August.

Die Feierlichkeiten zur Erinnerung an die Großthaten, durch die auf blutigen Schlachtfeldern Deutschlands Einheit vorbereitet wurde, werden sicherlich dazu beitragen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller deutschen Volksstämme zu bethätigen. Ohne auch nur im geringsten sich in gehässige Anwandlungen zu verirren, zeigt das deutsche Volk, daß es fest entschlossen sei, die Errungenschaften des großen Jahres niemals preiszugeben. Mit diesem unwandelbaren Entschlusse steht aber die Friedensliebe Deutschlands wohl im Einklange; es trachtet nicht nach neuen Eroberungen, vielmehr will es nur den unter schweren Opfern erkämpften Besitz für alle Zukunft behaupten. Wie tief gerade die Friedensliebe im deutschen Volksbewußtsein wurzelt, das gelangte nicht bloß im verflossenen Vierteljahrhundert, nachdem Deutschland seine Machtstellung gewonnen hatte, bei jedem sich darbietenden Anlasse zur deutlichen Erscheinung, sondern wir sehen es auch in diesen Tagen von Neuem, gleichviel, ob im äußersten Oriente oder auf der Balkan-Halbinsel Conflicte entstanden sind.

Die Ermordung Stambulow's, des früheren bulgarischen Ministerpräsidenten, in einer der belebtesten Straßen Sofia's, mußte in Verbindung mit den mazedonischen Ruhestörungen die Aufmerksamkeit auf die Balkan-Halbinsel hinlenken. Tauchten hier in der That am politischen Horizonte schwarze Punkte auf, die einen Sturm ankündigten? Seit den ersten Meldungen hat sich die öffentliche Meinung beruhigt, die mit Recht über ein Verbrechen entrüstet war und bleibt, dessen Opfer der um die Entwicklung seines Landes wohlverdiente Staatsmann geworden ist. Andererseits erwiesen sich die Nachrichten über die aufständische Bewegung in Mazedonien als übertrieben. Vor Allem durfte nach wie vor als feststehend gelten, daß keine einzige europäische Großmacht den von bulgarischer Seite ausgehenden Bestrebungen, einen Conflict mit der Türkei hervorzurufen, auch nur die geringste Förderung zu Theil werden ließe. Die bulgarische Regierung würde daher ein sehr gefährliches Spiel gewagt haben, falls sie es auf einen ernsteren Zusammenstoß mit dem Suzerän hätte ankommen lassen. Ist sie doch ohnehin in gewissem Sinne tragisch schuldig geworden, indem sie den nunmehr vom Mordstahle getroffenen und dann seinen Wunden erlegenen früheren leitenden Staatsmann vor einigen Monaten daran verhinderte, in das Ausland zu gehen, um dort Heilung oder wenigstens Linderung einer schweren Krankheit zu finden. Mag immerhin hie und da in der Presse eine unmittelbare Mitschuld bulgarischer Machthaber an der Ermordung Stambulow's behauptet worden sein, so trifft es doch für eine so schwere Anschuldigung an vollkräftigen Beweisen, während keineswegs ausgeschlossen ist, daß der Staatsmann, der, so lange er die Zügel der Regierung führte, durch sein entschlossenes Vorgehen sich zahlreiche Feinde schuf, einer Privatrache zum Opfer

gefallen ist. Thatsächlich bezeichnet denn auch die Ermordung Stambulow's für den Prinzen Ferdinand, der zur Zeit der grausigen That in Karlsbad zur Kur verweilte, und für dessen Regierung einen schweren Schlag. Mag diese Auffassung zunächst überraschen, so braucht doch nur erwogen zu werden, daß das gegenwärtige Régime mit dem Tage der Ermordung Stambulow's vielmehr dort, wo es noch Sympathien besaß, diese wesentlich gefährdet hat. In dieser Hinsicht kann keinem Zweifel unterliegen, daß, so lange der thatkräftige, seines Zieles klar bewußte Staatsmann, wenn auch nicht mehr in leitender Stellung, noch am Leben war, gewisse Begehrlichkeiten sich nicht hervor wagten, die nunmehr sehr bald in die Erscheinung treten werden. Der Empfang der bulgarischen Deputation in Petersburg hat andererseits allerdings dem Anscheine nach zu einer Annäherung zwischen Bulgarien und Rußland geführt, so daß Prinz Ferdinand nach seiner Rückkehr nach Sofia dem Gefühle der Genugthuung über diese Besserung der Beziehungen Ausdruck geben konnte.

Deutschland steht in Bezug auf Bulgarien noch wie vor auf dem Boden der vom Berliner Congresse gefaßten Beschlüsse. Der berechtigte Einfluß Rußlands in Bulgarien würde durchaus den großen Opfern entsprechen, die ersteres im orientalischen Kriege gebracht hat. Wird aber der Einwand erhoben, daß die Stellung Oesterreich-Ungarns berührt werden könnte, sobald Rußlands Machtsphäre auf der Balkan-Halbinsel wächst, so war diese Eventualität eben bereits im Berliner Vertrage vorgesehen. Der zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn abgeschlossene Bündnißvertrag, auf den mehrfach aus Anlaß der Vorgänge in Bulgarien hingewiesen worden ist, kommt aber in diesem Zusammenhange überhaupt nicht in Betracht. Welche Entwicklung die inneren Verhältnisse Bulgariens nehmen werden, entzieht sich zunächst der Beurtheilung. Die deutsche Regierung wird jedenfalls auch in Zukunft daran festhalten, daß sie kein unmittelbares Interesse an diesen Vorgängen auf der Balkan-Halbinsel hat. Mit den übrigen europäischen Regierungen begegnet sich die deutsche nur in dem Wunsche, daß der Weltfriede keine Störung erfahre.

Von diesem Wunsche hatte Deutschland sich auch leiten lassen, als es, zugleich im Interesse seiner handelspolitischen Beziehungen im äußersten Orients, an der gemeinsamen diplomatischen Action in Tokio mit Rußland und Frankreich theilnahm. Der Zweck dieses Vorgehens wurde denn auch erreicht, da die Gefahr weiterer Verwicklungen beseitigt wurde. Allerdings harrt die Frage der Kriegskostenentschädigung, die China an Japan zu gewähren hat, nach ihrer Lösung. Nachdem Rußland unter eigener Garantie für einen Theilbetrag dieser Kriegskosten in Frankreich eine chinesische Anleihe hat aufnehmen lassen, für welche die unter englischer Controlle stehenden Seezölle als Deckung dienen, müssen spätere Anleihen mit großen Schwierigkeiten verbunden sein, da die ersten Pfänder vergeben, mithin die Gefahren eines Ausfalles gewachsen sind. Diese Lage genommen hat das einseitige Vorgehen Rußlands, das, anstatt sich sogleich an den europäischen Geldmarkt, namentlich auch an den deutschen, zu wenden, dem es in Hinblick auf die gemeinschaftliche diplomatische Action der Regierungen besondere Rücksichten schuldete, nur in Frankreich die bevorzugte chinesische Anleihe zur Zeichnung auflegen ließ. Da nun aber Japan mit Fug die Bezahlung der ganzen Kriegsentschädigung beanspruchen darf, wird es allem Anscheine nach Bedenken tragen, den von seinen Truppen noch besetzten Theil der südlichen Mandschurei zu räumen, so lange nicht alle Bürgschaften dafür vorhanden sind, daß es in vollem Maße Befriedigung finde. Dieser Standpunkt erscheint so correct, daß es unberechtigt wäre, etwa in einer neuen gemeinschaftlichen Action der drei europäischen Großmächte von Japan die Räumung der Halbinsel Liaotong zu verlangen. Erheben sich doch auch in Frankreich Stimmen in dem Sinne, daß das Aequivalent, das in dem chinesisch-französischen Vertrage über Grenz- und Handelserleichterungen gewährt worden sein soll, in keinem angemessenen Verhältnisse zu den von französischer Seite gebrachten Opfern und geleisteten Diensten stehe. Sollte daher der Versuch gemacht werden, behufs Be-

friedigung der berechtigten Ansprüche Japans nochmals an die französischen Capitalisten zu appelliren, so könnte eine solche minderwerthige chinesische Anleihe immerhin Schiffbruch leiden. Die Japaner aber werden in dieser complicirten Lage einen stichhaltigen Grund erblicken, die Räumung des chinesischen Festlandes bis auf Weiteres hinauszuschieben, ohne daß deshalb europäische Verwicklungen befürchtet zu werden brauchen. Inzwischen haben die Verfolgungen christlicher Missionare in China die öffentliche Meinung in Europa und jenseits des Weltmeeres sehr erregt, so daß die Regierungen Englands und der Vereinigten Staaten von Amerika, die zunächst betheiligt sind, dringend aufgefordert werden, eine ausreichende Sühne der verübten Verbrechen zu veranlassen. Die chinesische Regierung hat auch allen Grund, diesem Verlangen in vollem Maße zu entsprechen, zumal die sie jüngst erst durch die Intervention europäischer Mächte schweren Verwicklungen entgangen ist.

Politische Schwarzseher hielten dafür, daß der große Sieg, den das Cabinet Salisbury bei den Wahlen für das Unterhaus davon getragen, die neue englische Regierung, die nunmehr für die Dauer von fünf Jahren befestigt erscheint, zu einer besonders energischen auswärtigen Politik veranlassen könnte. Da Lord Salisbury früher bereits Proben seines entschlossenen Vorgehens abgelegt, wird jedenfalls mit diesem Factor gerechnet werden müssen, wie denn auch russische und französische Organe bereits solchen Erwägungen Ausdruck verliehen haben. Im Interesse der Aufrechterhaltung des Friedens kann es aber nur liegen, wenn gerade im Hinblick auf das im Vergleiche mit dem Cabinet Rosebery impulsivere Ministerium Salisbury Rußland und Frankreich dort, wo ein Zusammenstoß mit englischen Interessen erfolgen könnte, ein langsameres Tempo für angemessen erachten.

Im äußersten Orient wird Lord Salisbury eine minder schwankende Haltung beobachten als sein Vorgänger, so daß Rußland wohl Bedenken tragen würde, die Saiten allzu straff aufzuziehen, falls Japan sich nicht einseitigen Forderungen gefügig erweisen sollte. In Aegypten, wo sich die Verwaltung bisher durchaus bewährt, wird die neue englische Regierung noch weniger an dem status quo rütteln lassen als das Cabinet Rosebery. Aus demselben Grunde konnten der italienische Conseilpräsident Crispi und der Minister des Auswärtigen, Blanc, ganz abgesehen von den glänzenden Erfolgen, die der General Baratieri in der Colonie Eritrea gegenüber den Derwischen bei Kassala und nach Abessinien hin errungen, eine durch aus zuversichtliche Sprache führen, als auf gewisse Ränke hingewiesen wurde, die von dem Negus von Abessinien, Menelik, geschmiedet, von französischer und insbesondere von russischer Seite unterstützt sein sollte. Der Empfang, der einer abessinischen Deputation in Petersburg zu Theil wurde, konnte allerdings die Vorstellung erwecken, daß es sich nicht nur um das Betonen kirchlicher Zusammengehörigkeit, sondern auch um das Anknüpfen politischer Beziehungen handelte. Inzwischen hat sich aber herausgestellt, wie wenig geeignet diese abessinische Deputation ihrer ganzen Zusammensetzung nach war, Verbindlichkeiten einzugehen oder politische Zusicherungen entgegenzunehmen. In wohl unterrichteten russischen Kreisen wird deshalb betont, daß lediglich religiöse Erwägungen maßgebend waren, da die orthodoxe Kirche Rußlands an den gleichen Bestrebungen in Abessinien regen Antheil nehmen müsse. Für die Italiener, welche die Treulosigkeit des Negus von Abessinien kennen gelernt, enthält der überschwänglich freundliche Empfang der Deputation ihrer Gegner in Petersburg jedenfalls eine nützliche Lehre, da sie dem König Menelik gegenüber jetzt noch mehr auf der Hut sein werden als früher. Die von Seiten der deutschen und der englischen Colonialverwaltung erlassenen Verbote der Waffenzufuhr nach Abessinien lassen keinen Zweifel darüber bestehen, daß das italienische Protectorat gemäß dem Vertrage von Uccialli durch die beiden Großmächte in vollem Maße anerkannt wird. Dasselbe gilt von den übrigen Großmächten einschließlich Frankreichs, und wenn Rußland auf die Anzeige des italienischen Protectorates zunächst gewisse Einwendungen erhoben, eine spätere Mittheilung stillschweigend entgegengenommen hat, so durfte Crispi in der italienischen

Deputirtenkammer hervorheben, daß diese Einwendungen sich gar nicht auf das Verhältniß Italiens zu Abessinien beziehen. Die Interessengemeinschaft Italiens und Großbritanniens in Nord- und Ostafrika ist anderseits so offenkundig, daß selbst die extremsten russischen Freunde des Negus Menelik, dessen Einfluß abendrein allem Anscheine nach sehr überschätzt wird, Bedenken tragen werden, sich auf Abenteuer einzulassen, die dem Ansehen Rußlands nur schaden könnten. General Baratieri, dem bei seiner jüngsten Reise nach Rom überall und insbesondere in der Deputirtenkammer ein enthusiastischer Empfang bereitet worden, wird sich jedenfalls nach seiner Rückkehr in die Colonie Eritrea nach wie vor seiner Aufgabe gewachsen zeigen, ohne daß es der Erschließung bedeutender Hülfsmittel für die Durchführung seiner bewährten Politik bedarf.

Der italienische Senatspräsident kann denn auch mit dem Verlaufe der ersten parlamentarischen Session der nach der Auflösung der früheren Deputirtenkammer eröffneten Legislaturperiode durchaus zufrieden sein. Hatten die Widersacher Crispi's recht, den Neuwahlen angekündigt, daß die ministerielle Mehrheit sehr bald in die Brüche gehen würde, so sehen sich der Führer der Rechten, Rudini, die Chefs der Linken, Zanardelli und Bonghi, sowie die ultraradicalen Demagogen Cavallotti und Imbriani enttäuscht, da die Kammermehrheit, ohne sich durch die Versuche neuer Scandale derroten zu lassen, die auf die Wiederherstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte abzielenden Finanzreformen und das Budget durchberieth. Immer von Neuem bemühte sich das eine oder das andere Mitglied der Opposition, die Discussion zu unterbrechen, indem es die Angelegenheit des früheren Senatspräsidenten Giolitti zur Sprache gebracht oder die von Cavallotti gegen Crispi erhobenen Anschuldigungen erörtert wissen wollte; allein diese Obstructionsversuche wurden regelmäßig vereitelt. Die Regierung und die Kammermehrheit gingen mit Recht von der Voraussetzung aus, daß das Parlament zum Convent werden würde, falls außerhalb des Rahmens der gesetzlichen Formen eine Art Scherbengericht über den leitenden Staatsmann eröffnet werden sollte. Crispi hatte seinem Vorgänger ausreichende Gelegenheit geboten, die von ihm erhobenen Anschuldigungen zu beweisen; Giolitti zog jedoch vor, der von dem Senatspräsidenten erhobenen Verleumdungsklage gegenüber den Competenzeinwand zu erheben, mit dem Hinweise, daß er nur von der Kammer in Anklagezustand versetzt und dann vom Senate als dem für ihn zuständigen Staatsgerichtshofe abgeurtheilt werden könnte. Nur verbohrter Parteihaß kann sich daher in der falschen Darstellung gefallen, daß Crispi die Untersuchung habe ersticken wollen, während es doch gerade Giolitti war, der sich der Verantwortlichkeit entzog, die von ihm gegen den leitenden italienischen Staatsmann erhobenen Anschuldigungen zu beweisen. Daß dieser die im Staatsinteresse gebotenen Finanzreformen nicht durch neue Lärmscenen im Parlamente verhindert sehen wollte, die unvermeidlich mit einer Erörterung des Falles Giolitti aber der von Cavallotti vorgebrachten „Anklagepunkte" verbunden gewesen wären, ergab sich mit Nothwendigkeit aus der gesammten parlamentarischen Lage. Bezeichnend ist denn auch, daß selbst Rudini Bedenken trug, bei der Berathung des Budgets der auswärtigen Angelegenheiten mit den Ultraradicalen gemeinschaftliche Sache zu machen, so daß die Kammer mit einer überwältigenden Mehrheit den Ausführungen Crispi's zustimmte.

Wie verfehlt aber die ganze Taktik Cavallotti's und seines Anhanges war, das zeigte sich, als von ultraradicaler Seite die Frage der Herabsetzung der königlichen Civilliste angeregt wurde. So wurde der Senatspräsident in den Stand gesetzt, unter dem Beifalle der Majorität zu betonen, welchen wahrhaftigen Gebrauch gerade König Humbert von einem nicht unbeträchtlichen Theile der Civilliste mache. Die Abgeordneten der äußersten Linken hätten wohl begreifen müssen, daß es ihnen noch schwieriger, als es zuvor bereits der Fall war, werden müßte, Crispi zu stürzen, aber beim Monarchen zu verdächtigen, falls sie in einer so wenig taktvollen Weise vorgingen. Nicht minder ungeschickt war es, als den ultraradicaler Seite

Google

gegen die Abgeordneten der südlichen Provinzen durchaus grundlose Verdächtigungen geäußert wurden. In dieser Weise gaben die Genossen Cavallotti's ehrem Grolle darüber Ausdruck, daß es ihnen nicht gelungen war, die Regierungsmehrheit zu sprengen. Jedenfalls bekundeten aber die südländischen Deputirten größeren Patriotismus, indem sie durch unzeitgemäße Reformen die Wiederherstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte vorbereiteten, als die Republikaner vom Schlage Cavallotti's, die den Parlamentarismus durch tumultuarische Scenen jeder Art in Mißkredit bringen und selbst nicht davor zurückschrecken, in der ausländischen Presse ihre Agitation gegen den leitenden Staatsmann des eigenen Landes zu betreiben.

Wie charakteristisch ist, daß Imbriani unter nichtigem Vorwande den aus Anlaß der fünfundzwanzigjährigen Wiederkehr des Gedenktages der Einnahme Roms durch die italienischen Truppen gestellten Antrag bekämpfte, wonach von diesem Jahre ab der 20. September als Nationalfeiertag festlich begangen werden soll' Imbriani, dessen ganzes Verhalten ihn wohl in den Verdacht bringen kann, daß ihm Liebedienerei für die Clericalen keineswegs fremd ist, machte geltend, daß, so lange es noch „unbefreites" italienisches Gebiet, terra irredenta, gebe, von einer solchen Nationalfeier Abstand genommen werden müßte. Mit schlagenden Argumenten widerlegte jedoch Crispi den irredentistischen Deputirten, der in Wirklichkeit die Sache der Clericalen führte. Hervorgehoben zu werden verdient, daß von derselben Seite, die das Nationalitätsprincip als das für die moderne Staatenbildung maßgebende betrachtet wissen wollte, verlangt wurde, es möchte gegen die slawischen Bestrebungen Front gemacht werden. Als ob die Slovenen und andere slawische Stämme nicht dieselben Ansprüche erheben dürften wie die italienischen Irredentisten, wenn anders das Princip überhaupt durchgeführt werden könnte. Die Vertreter der Regierung wiesen aber in der italienischen Deputirtenkammer auf die ernstharten Verwicklungen hin, die sich für den Weltfrieden ergeben müßten, falls solchen Anwandlungen irgend welche Folge gegeben werden sollte. Auch beschloß die Kammer mit großer Stimmenmehrheit, den 20. September fortan als Nationalfeiertag festlich zu begehen.

In seltsamer Verblendung erwarteten die italienischen Ultraradicalen, daß in letzter Stunde noch der von dem Conseilpräsidenten Crispi und dem Schatzminister Sonnino in der Deputirtenkammer erzielte Erfolg im Senate wieder preisgegeben werden müßte. Hierbei wurde nur übersehen, daß gerade der Senat bereits zu der Zeit, als Giolitti sich noch am Staatsruder befand, bei jeder Gelegenheit seine Sympathien für Crispi bekundete. Ohne zu zaudern, genehmigte daher diese parlamentarische Körperschaft nicht bloß den Staatshaushalt, sondern sie nahm auch in der Sitzung vom 7. August mit 88 gegen 12 Stimmen alle vorgeschlagenen Finanzreformen an, ja, diese Schlußsitzung des Senates gestaltete sich zu einer glänzenden Ovation für den leitenden italienischen Staatsmann und den Schatzminister Sonnino, der, wie einst Sella, sich in der That große Verdienste um das Finanzwesen Italiens erworben hat. Nachdem Cambray-Digny am 7. August den Senat aufgefordert, vor seiner Vertagung den vom Schatzminister Sonnino erzielten Resultaten die Anerkennung des Hauses auszusprechen, und der Berichterstatter Finali sich diesem Antrage unter lebhaftem Beifalle des Hauses angeschlossen hatte, erwiderte Sonnino, daß ein solches Ergebniß nur durch den Wetteifer aller Minister unter der Leitung Crispi's erzielt worden sei. Er betonte ausdrücklich, daß das Gleichgewicht im Staatshaushalte gesichert wäre. Der Conseilpräsident dankte gleichfalls für die der Regierung gewährte wirksame Unterstützung, worauf der Senator Cavalletto, ehe das Haus sich auf unbestimmte Zeit vertagte, im Namen und unter der Zustimmung der Mehrheit zum Ausdrucke brachte, daß die Regierung verstanden habe, mit vielem Glücke und unter dem Beifalle des Landes das große Werk zu vollenden. So schloß die parlamentarische Session in Italien ohne jeden Mißklang, während die Widersacher Crispis parlamentarische Stürme angekündigt hatten, die für diesen verhängnißvoll werden sollten

Während aber jenseits der Alpen die Regierung den ihrem schwierigen Reformwerke trotz aller Bemühungen der Ultraradicalen von den Kammern wesentlich unterstützt worden ist, würde jenseits der Vogesen das Ministerium einen schwierigen Stand gehabt haben, falls Deputiertenkammern und Senat augenblicklich noch versammelt wären. Mußte doch durch die pessimistischen Berichte französischer Blätter über den Verlauf der Madagaskar-Expedition die öffentliche Meinung in hohem Grade beunruhigt werden. Nicht nur, daß die Organisation aller Einzelheiten des Unternehmens bemängelt, sowie auf die zahlreichen Erkrankungen der Mannschaften und Offiziere hingewiesen wurde, betonten verschiedene Organe auch die Zerfahrenheit, die sich im Schoße der Regierung selbst gezeigt habe, so daß bald der Kriegsminister, bald der Marineminister für den unbefriedigenden Verlauf der Expedition verantwortlich gemacht werden sollte. Zugleich wurde darauf hingewiesen, daß die französischen Streitkräfte nicht mehr vor dem Beginne der Regenzeit in die Hauptstadt Antananarivo einziehen würden, so daß erst wieder die günstige Jahreszeit abgewartet werden müßte. Inzwischen sind jedoch maßgebende Berichte eingelaufen, aus denen erhellt, daß die früheren Befürchtungen in vielen Punkten übertrieben waren. Insbesondere nimmt die französische Heeresverwaltung auf der Grundlage positiver Thatsachen an, daß der Einzug in die Hauptstadt des Hovareiches in diesem Herbste erfolgen wird, wie denn auch die Gesundheitsverhältnisse im Expeditionscorps günstiger sind, als von Anfang an angenommen wurde. Der unbefangene Beurteiler des Vormarsches der französischen Truppen muß denn auch zugestehen, daß der Obercommandirende, General Duchesne, im Hinblick auf die zu überwindenden Schwierigkeiten des Geländes und des Klimas Beträchtliches geleistet hat. In Deutschland wird jedenfalls der endgültige Erfolg der Expedition auf Madagaskar ohne jede Mißgunst aufgenommen werden, zumal da die Hoves sich als jedem Culturfortschritte feindselig erwiesen haben.

Minder günstig als die militärischen Operationen der Franzosen auf Madagaskar verlaufen diejenigen der Spanier auf Cuba, wo, trotz der Oberleitung des Marschalls Martinez Campos, die aufständische Bewegung an Ausdehnung zugenommen hat. Wäre doch der Obercommandirende selbst unlängst beinahe den Insurgenten in die Hände gefallen. Daß die Centralregierung in Madrid die Veröffentlichung ungünstiger Nachrichten in der unabhängigen Presse zu verhindern sucht, ist gleichfalls nicht geeignet, das Vertrauen auf die Heeresleitung zu verstärken. Das Cabinet Canovas del Castillo wird aber um so mehr Alles daran setzen müssen, die Expedition auf Cuba zu einem glücklichen Abschlusse gebracht zu sehen, als andernfalls die Großmachtstellung Spaniens gefährdet erscheinen muß.

Literarische Rundschau.

Zur Länder- und Völkerkunde.

[Nachdruck untersagt.]

1. Where three Empires meet. A Narrative of recent travel in Kashmir, Western Tibet, Gilgit and the adjoining countries by E. F. Knight. London, Longmans, Green and Co. 1894

Den Freunden vorzüglicher Reiseliteratur sind die letzten Zeiten besonders günstig gewesen, indem von englischen Bahnbrechern durch die fast unermeßlichen Ländergebiete Centralasiens nicht weniger als drei Werke ersten Ranges geboten wurden: des Han G. N. Curzon M. P. „Problems of the Far East", Capitän Bower's Entdeckungsmarsch von Ladak durch Tibet nach Shanghai und E. F. Knight's einjährige Märsche und Abenteuer im Sibirien Kaschmirs, von den westlichen Himalaya's bis zum Hindoo-Koosch, an den Felsenburgen der Pamirs, wo die drei größten Reiche der Welt, Rußland, China, Britisch-Indien, mit ebenso unbestimmten Grenzen als ungemessenen Ansprüchen sich berühren. Obwohl die drei genannten Werke, weil sich gegenseitig ergänzend, nicht von einander getrennt werden sollten, ist es uns an dieser Stelle nur von dem letzteren zu berichten vergönnt. Wir würden ein Reisewerk unbefriedigt aus der Hand legen, welches uns nicht auch für den Helden des Stücks, den Reisenden selbst, zu interessiren vermöchte. Mr. Knight ist diesem Wunsch auf seine Weise entgegen gekommen: er spricht nie über sich selbst. Wir erfahren nur ganz zufällig, daß er zuweilen zwei Tage lang so gut wie nichts zu essen hatte, nachdem ihn sein Weg durch Schnee und Eis, über Bergpässe von 12000—15000 Fuß Höhe geführt. Pfade und rauhe, unwirthliche Gebirgsgründen, die ihm als beinahe unpassirbar bezeichnet worden waren, findet er nicht so schlimm, als man sie ihm geschildert hatte. Seine Reise, Eskorte und seine Lastträger wechseln beständig. Von Srinagur, „dem Paradies von Asien", von wo aus ein jüngdes Maharajah die mohammedanische Bevölkerung von Kaschmir beherrscht, wurde Mr. Knight von Eingebornen begleitet, die, wie ihre ganze Rasse, so furchtsam sind, daß zwei kleine Köter des zugleich mit Knight auf dem Weg befindlichen Capitän Bower sie niederzuwerfen pflegten, worauf sie heulend und weinend um Hülfe schrieen. Anders in Ladak, dem angrenzenden tibetanischen Gebiet, dessen buddhistische Einwohner den Großen Lama zu Lhassa als ihren eigentlichen Gebieter verehren, obwohl sie seit 1842 politisch zu Kaschmir gehören. Knight fand die Ladakis ehrlich, verträglich, gastfreundlich und frei von jedem religiösen Fanatismus. Für sie besorgen die Lamas durch Abwinden von Gebetrollen und andere religiöse Uebungen nach mohammedanischer Vorschrift das Seelenheil. Nicht weniger gut fand er sich jedoch in Baltistan unter einer Bevölkerung von mohammedanischen Schiiten zurecht,

Digitized by Google

armen unterdrückten Menschen, die, von den wilden Bergstämmen der Kanjuti und dazu von ihren sunnitischen Glaubensbrüdern geplündert und verfolgt, ein elendes Dasein führten, bis Oberst Durand 1888 durch die Eroberung der Bergfeste Gilgit den Einfällen der wilden Stämme dem Land des Indus entlang Halt gebot. Allein auch unter diesen tapferen barbarischen Horden wußte Knight sich zuverlässige Anhänger zu gewinnen, nachdem er als Freiwilliger der Expedition sich angeschlossen hatte, die im Herbst 1891 die Raubfeste der Gunza-Nagars belagerte und zerstörte. Dieses kriegerische Abenteuer bildet den Glanzpunkt der Reise, deren ursprüngliches Ziel die militärische Station von Gilgit war, dem nordöstlichsten Punkt der britischen Herrschaft, der die Pässe des Hindoo-Koosch, vom Pamir gelegenen Shimthal bis zu den Quellen des Yasin im Westen, beherrscht. Allein russischer Einfluß und wiederholte Ueberfälle von Kokuten sorgten dafür, daß die beiden Räuberstaaten Gunza und Nagar niedergeworfen und damit die Communicationen nach dem verbündeten Chitral gesichert werden mußten, bevor die neue Straße von Kaschmir nach Gilgit, die der Ingenieur Spedding im Auftrag der indischen Regierung 1893 vollendete, und die 240 englische Meilen meist durch eine Bergwildnis führt, ihren strategischen Zweck erfüllen konnte. An ihrem Ausgangspunkt, an den Pässen des Hindoo Koosh, liegt nunmehr der Schlüssel zur englischen Position auf der Südseite des Gebirgszuges, der unter dem Namen „the Roof of the World" das englische Reich abschließt. Als Mr. Knight Gilgit erreichte, hatten die Engländer Chilas und Chitral noch nicht besetzt, und das Flußbett des Indus mit Spedding's Route war folglich ihre einzige Verbindung mit Kaschmir, das diese entlegenen Gebiete unter unsäglichen Schwierigkeiten während der Sommermonate für den langen Winter verproviantirt. Mr Knight betrachtete es als einen außerordentlichen Glücksfall, daß der Thum oder Beherrscher der Dars von Gunza, der Nachfolger Alexander's des Großen", wie er sich nannte, in Wahrheit der geschickte Häuptling einer Räuberhorde, durch russische Versprechungen verleitet, den Engländern im November 1891 den Krieg erklärte. Sie hatten die Verlängerung ihrer militärischen Straße durch sein Gebiet für nothwendig erachtet und erwiderten seine Weigerung, ihnen dies zu gestatten durch den Einmarsch von 1000 Mann regulärer Truppen, ebensoviel irregulärer Punials und Pathans und 2000 Coolies aus Baltistan, die den Transportdienst besorgten. Den sechzehn englischen Offizieren des Expeditionscorps schloß Knight sich an. Der liebenswürdige Despot, dem der Angriff galt, hatte, unter anderen Greueltaten, seinen Vater und zwei seiner Brüder ermordet. Jetzt zwang er seinen Verwandten, der im benachbarten Nagar regierte, sich dem Krieg gegen die Engländer anzuschließen. Auch dieser war durch Vater- und Brudermord zur Herrschaft gelangt, nachdem sein von ihm getödteter Vorgänger sich seines Vaters dadurch entledigt hatte, daß er ihm durch die Schwester ein tödtliches Gewand übersandte, in welchem soeben ein Mann an den Blattern gestorben war. Das Mittel wirkte, und der vorletzte Khan von Nagar erlag auf Anschlag seiner Kinder der Seuche. Die Stämme zwischen Yarkand und Afghanistan konnten von den Plünderungen, dem Sengen und Brennen und den Metzeleien erzählen, denen sie seit Menschengedenken von Seiten ihrer fürstlichen Bedrücker von Nagar und Gunza ausgesetzt waren. Diese wohnten in befestigten Felsennestern, von wo aus sie in die angrenzenden Thäler drangen, den Flußbett des Indus entlang, die Karawanen ausraubten und allen Versuchen der Engländer, sie durch Verträge zu binden, Trotz und Widerstand entgegensetzten.

Die erste Waffenthat des kleinen Corps, das nach Sicherung der englischen Forts Gilgit und Ghalt nur aus tausend kampffähigen Soldaten bestand, war die Einnahme von Nilt, einer Bergfeste, die nach der heraufch dau einer Handvoll Leuten ausgeführten Sprengung ihres Hauptthors gestürmt wurde. Zwei Victoriakreuze lohnten die Heldenthat, allein der Führer der Expedition, Oberst Durand, wurde schwer verwundet, der Thum sandte insultirende Botschaften, und es bedurfte

Digitized by Google

einer neuen Waffenthat, der Einnahme des für unbezwingbar gehaltenen Malun, und eines Kampfes auf dem 1200 Fuß hohen Plateau, wo der Feind sich verschanzt hatte, um seinen verzweifelten Widerstand zu brechen. Der Nachfolger Alexander's des Großen flüchtete nach Centralasien und seine vielgequälten Unterthanen ergaben sich freudig in das Schicksal, nunmehr in englische Zucht genommen zu werden. Ueber die Schneegefilde des Zoji La, zwischen Baltistan und Ladak, etwa 14000 Fuß über der Meeresfläche, gelangte Mr Knight aus dem Sibirien von Kashmir zurück in die Civilisation von Srinagur und von da nach England, das er ein Jahr früher verlassen hatte. Dankbar gedenkt er seiner Wanderungen im Reich des Maharajah Pertab Sing von Kashmir, unter den phantastischen Ladakis, den harmlosen Baltis, den männlichen Darden, den tapferen Kriegern der Gurkhas, Dogras, Pathans und Sikhs, um mit den Worten zu schließen: „Ich war so glücklich, mir die Freundschaft der Militärs und Civilbeamten zu erwerben, die durch ihre loyalen und tapferen Dienste die Ehre des Reiches im fernen Osten hochhalten. Dort lebt sich's wie in einer reineren Atmosphäre, und die alte Vaterlandsliebe tritt an die Stelle der Kirchthurmspolitik und des Haders der Parteien. In Asien von Allem läßt sich erkennen, was das britische Weltrecht bedeutet, und dort fährt die Blüthe seiner Männer das weite, edle, große Dasein, das dem Menschen gezieml."

Lady Blennerhassett

---

2. **Madagascar par Albert Mithaud. Avec une carte de Madagascar. Paris, Felix Alcan, Éditeur.**

Dies Büchelchen kommt bei der gegenwärtigen französischen Expedition nach Madagascar sehr gelegen. Es gibt eine klare und ausführliche Uebersicht über unser augenblickliches Wissen von dieser nächst Neu-Guinea und Borneo größten Insel der Welt, deren Flächenraum nach um ein Sechzehntel denjenigen Frankreichs übertrifft. Bewohnt wird die Insel von den Hovas, einem malayischen Stamm, und den Sakalaven, einer aus Papuas und Negern gemischten Rasse, die den Nordwesten einnehmen. Im Beginn dieses Jahrhunderts wurden die Hovas, der herrschende Stamm, durch den englischen Gouverneur von Mauritius, Farquhar, zur Eroberung der Insel angestiftet. Sie breiteten sich über die ganze innere Hochfläche der Insel aus, die zahlreichen Rinder- und Schafherden zur Weide dient. Aber dies hohe Granitplateau im Inneren ist zugleich dem Ackerbauer außerordentlich günstig; es ist mit Reisfeldern und Zuckerrohrpflanzungen, Manioc- und Bataten-Feldern bedeckt. Außerdem ist es ein Versuchsfeld für die Acclimatisation europäischer Arten. Früchte, Reben und Blumen gedeihen dort vortrefflich. Um dies durch sein gesundes Klima auszeichnete Binnenland legt sich die Küstenregion, welche besonders auf der östlichen, dem Indischen Ocean zugekehrten Seite für Europäer unbewohnbar ist. Die Sümpfe und Lagunen, die sich rosenkranzähnlich an der Ostküste entlang ziehen, sind eine Brutstätte der Malaria, in dem Hauptshafen Tamatave steigt die Hitze von 15° im Juli auf 34° im December. Statt des steppenartigen Inneren hat man auf den Abhängen der Küstengebirge tropische Wälder, in denen sich effektliche mit afrikanischen Pflanzenformen mischen. Acazien und Palmen, die den Palmen verwandten Pandangs oder Schraubenbäume, Bambus und Farne wechseln mit einander ab, dazwischen steht die merkwürdige Reisenheidepflanze, deren Blätter ein urnenähnliches Gebilde tragen. Die Insel ist reich an Gold-, Blei- und Kupfergruben, die zum Theil schon seit der Regierung Ludwig Philipp's von Franzosen ausgebeutet worden sind. Indeß kann dort kein Fremder Grundbesitz oder auch nur eine Pacht auf längere Zeit erwerben, der erste Minister, der nach dem Gesetz der Hovas die Königin heirathen muß und alle Macht in Händen hat, bewilligt den Ausländern gegen hohe Cautionen

Digitized by Google

lediglich „Concessionen“ auf den Kronländereien. Er bleibt außerdem bei allen diesen landwirthschaftlichen und gewerblichen Unternehmungen Geschäftstheilhaber und bezieht 25—65 vom Hundert der Bruttoerträge. Es handelt sich auf diesen „Concessionen“ vorzugsweise um die Ausbeutung von Wäldern, die Gewinnung von Kautschuk und Gummi, ferner um Zuckerfabriken, Gold- und Kohlenbergwerke. Unter den Concessionären befinden sich etwa fünfzehn Engländer und ebenso viele Franzosen. Trotz des Protectorats, welches die Franzosen seit dem Vertrage von 1885 über Madagaskar ausüben, ist England und besonders seine Colonie Mauritius noch immer in erster Linie an dem auswärtigen Handel Madagascars mit 40 Procent betheiligt, während auf Frankreich und die Insel Réunion nur 24 Procent entfallen. Obgleich die Hovas in Kleidung, Architektur, Ceremonien und Militärorganisation europäische Cultur nachahmen, sind die Zustände auf der Insel keineswegs erfreuliche. Die Justiz ist willkürlich und käuflich, das Bandenthum bildet eine beständige Plage und ergänzt seine Reihen immer von Neuem durch flüchtige Sklaven, Deserteure und Verarmte, die sich den drückenden Steuern entziehen wollen. Die christliche Mission hat auf der Insel erfolgreich gewirkt, und zwar sind gerade die oberen Classen protestantisch, die englischen Methodisten haben hier den französischen Jesuiten den Rang abgelaufen. Madagascar ist ein zukunftsreiches Land. Zur Erschließung seiner mannigfaltigen Hülfsquellen gehört vor Allem eine Entwicklung der Verkehrswege und -Mittel. Zwar hat der französische Ministerresident Le Myre de Vilers die Hauptstadt Antananarivo mit dem Hafen Tamatave durch eine 200 km lange Telegraphenlinie verbunden. Aber die Hovas haben aus strategischen Gründen keine Straßen angelegt. Es gibt auf der Insel nur drei nennenswerthe Fußsteige, die alle von der Hauptstadt ausgehen: nach Tamatave im Osten, nach Majunga im Nordwesten, nach Fianarantsoa und von da an die Küste nach Fort Dauphin im Süden. Alle diese Straßen sind mühsam zu begehen, weil man auf dem schlüpfrigen Thonboden beständig ausgleitet oder einsinkt. Deshalb kann man auf ihnen auch keine Lastthiere gebrauchen, sondern den Transport nur durch Träger bewerkstelligen.

~~~~~~~~~~

3. **Korea.** Von M. A. Pogio, kaiserlich russischer Geschäftsträger. Aus dem Russischen übersetzt von St. Ritter von Urbsz-Paszynski. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1895.

Der Verfasser kennt das Land, welches in dem chinesisch-japanischen Kriege den Ausgangspunkt bildete, aus mehrjähriger eigener Anschauung und schildert es in einem absatzreichen matter of fact-Stil. Illustrirte Zeitschriften haben uns bereits mit dem Aussehen der Hauptstadt Korea's, Chan-Jen oder Soul, bekannt gemacht, die als Festung mit einer von echt Thoren durchbrochenen Mauer umgeben ist. Ueber den Thoren erheben sich Pavillons in chinesischem Stil, im Uebrigen aber besteht die Stadt aus einstöckigen Lehmhäusern. Der meist unsichtbare König ist von Concubinen und Eunuchen umgeben und übt ein autokratisches Regiment. Jährlich geht eine Gesandtschaft an den Hof von Peking, um als Zeichen der Unterwürfigkeit den chinesischen Kalender abzuholen. Die chinesische Gesandtschaft, welche diesen Besuch erwidert, ist in Soul stets mit großer Pracht und Ehrerbietung empfangen worden, und ihr zu Ehren fanden gewöhnlich Falkenjagden auf Fasanen statt. Sehr anziehend schildert der Verfasser die im Norden beliebten Tigerjagden, bei denen sich die Tiger meist aus spitzen Holzpfählen, die in mit Erde verdeckten Gruben verborgen sind, aufspießen. Er rühmt den Koreanern ihre aufopfernde Kinderliebe, ihre Ehrerbietung gegen die Eltern und Gastfreundschaft nach, tadelt aber ihre Verschwendungssucht, welche sie häufig zu Bettlern macht
~~~~~~~~~~

Fast alle Staatsämter, vor Allem die Statthalterstellen in den acht Provinzen liegen in den Händen des Adels, neben dem es noch die Stände der Freien und Leibeigenen gibt. Im Beamtenthum herrscht eine ausgedehnte Bestechlichkeit, und bei Untersuchungen wird mit der äußersten Willkür und Grausamkeit verfahren. Die Folter und besonders die Prügelstrafe sind allgemein in Gebrauch. Korea ist geistig nur eine Provinz des chinesischen Reiches und in Schrift, Sprache, Literatur und Religion von ihm abhängig. Der Buddhismus ist sehr zurückgegangen, und seit dem sechzehnten Jahrhundert haben die Bekenner der Lehre des Confucius stetig zugenommen, während das Christenthum trotzdem keinen Boden gewonnen hat. Mit Japan wurde 1876 ein Handelsvertrag geschlossen, kraft dessen den Japanern drei Häfen Korea's geöffnet wurden. Aber die japanischen Kaufleute hatten in Korea wenig Erfolg, da die Koreaner ihnen mit Mißtrauen begegneten. Sie waren auf die Vermittlerrolle beim Einfuhrhandel beschränkt, der zunächst nur von Shanghai und Kobe ausging. Die Handelsverträge, die Korea später mit China, England, Deutschland, den Vereinigten Staaten und Rußland geschlossen hat, schufen ihnen dazu noch zahlreiche Concurrenz. Diese ungünstigen Handelsbeziehungen zu Korea waren eine Hauptveranlassung zu dem Kriege mit China. Als Russe hebt der Verfasser mit besonderer Genugthuung den Aufschwung hervor, den Wladiwostock seit dem Handelsvertrage mit Korea genommen hat.

H v. Horn.

Die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.

Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Mit Erinnerungen an die Brüder als Einleitung herausgegeben von Herman Grimm. Große Ausgabe. 28. Auflage. Mit 4 Aquarellen von B. P. Mohn. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung). 1895.

Mit erneuter Dankbarkeit empfangen wir diese Ausgabe des schönsten deutschen Märchenbuches aus den Händen Herman Grimm's, der in der Einleitung erzählt, auf welche Weise die Sammlung entstanden. Unseren Lesern ist diese Geschichte bereits aus einem früheren Hefte der „Deutschen Rundschau“ bekannt geworden und hat, wenn wir nicht irren, tiefen Eindruck auf sie gemacht; aber erst hier, aus der Verbindung mit den Märchen selbst, schöpft sie gleichsam ihre volle Lebenskraft, wie wenn sie von jenen fortan nicht mehr zu trennen sei. Das unpersönliche Element des Märchens erhält einen Hintergrund von lieben Menschen, alten Häusern und stillen Gärten, der es uns noch traulicher macht. Die beiden für immer ehrwürdigen Gestalten erscheinen uns als junge Männer, schon damals in ihrer charakteristischen, einander so wunderbar ergänzenden Eigenart und in der Mitte eines Kreises, den sie geistig belebten. Aus dem Nachbarverkehr befreundeter Familien in Kassel sind diese herrlichen Blüthen deutscher Volkspoesie zu unverwelklichem, unvergänglichem Leben gelangt: von Dortchen Wild, die nachmals Wilhelm's Frau und Herman Grimm's Mutter wurde, von deren Schwester Gretchen, von Marchen und Jeannette Hassenpflug, den Schwestern des Ministers, der eine Grimm heirathete, stammt eine ganze Zahl der jetzt bekanntesten Märchen. Aber weiter, bis ins eigentliche Volk zurück, reicht doch ihr Ursprung: bis zur „Alten Marie“, der Kinderfrau im Wild'schen Haus, und der „Viehmännin“, einer Bäuerin aus dem Dorfe Zwehren bei Kassel, der Märchenfrau, deren Porträt Ludwig Grimm gezeichnet. Es schwebt etwas Familienhaftes um diese Märchen, die bestimmt waren — nicht von den Sammlern, denn diese konnten es nicht voraussehen — ein Hausschatz des deutschen Volkes zu werden.

Digitized by Google

Jacob Grimm braucht einmal das Bild vom Schnee, der, wenn er im Frühling sonst überall schon geschmolzen, sich hier und da noch hinter den Hecken hält. So haben die Brüder diese Märchen, die jetzt unsere Kinder- und Hausmärchen sind, in Hessen gefunden. Hessen ist ihre Heimath, der Märchen und der Brüder Grimm. Und zu dem Familienhaften, das sie haben, kommt nun auch noch dieser Zauber des Heimathlichen, dieser Erd- und Wurzelgeruch, den ihnen bloße Gelehrsamkeit so wenig hätte verleihen können als etwa künstliche Zubereitung. Nein, die Brüder haben mehr und Besseres gethan; man erinnere sich, an Goethe's „Ich ging im Walde", das gleichfalls die Ueberschrift „Gefunden" trägt:

Ich grub's mit allen
Den Wurzeln aus
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort,
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

Was die Brüder für das deutsche Volksmärchen in Wirklichkeit gethan haben, läßt sich nicht so darstellen, als ob jeder Andere, der nach ihnen gekommen wäre, wenn er nur gewollt, das Gleiche hätte thun können, oder als ob sie, wie nach einem Diktat, nur niedergeschrieben, was ihnen erzählt worden. So einfach liegt die Sache hier nicht, sagt Herman Grimm, es gehörte dazu der Forscherblick Jacob's, die poetische Receptivität, der Formensinn Wilhelm's und die gemeinsame Arbeit Beider. „In der Gestalt, in welcher die Märchen von den Brüdern Grimm dem Volke dargeboten worden, sind sie erst dadurch, daß sie von i h n e n dargeboten wurden, w i e d e r zum Eigenthum des Volkes geworden, denn vor der Grimm'schen Fassung waren sie das nicht."

In der Vorrede zum zweiten Bande sprechen die Brüder sich über den Werth der Märchen aus als eines Buches, das Kindern in die Hände zu geben sei, und selbst damals ward wohl mehr ins Auge gefaßt, was daraus den Kindern etwa erzählt werden könne. Inzwischen aber, bemerkt Herman Grimm, hatten die Kinder der Märchen sich mit eigenen Augen bemächtigt. Und daran wird kein Wechsel der Geschmacksrichtung etwas ändern. Wir Großen, wir Erwachsenen sind wandelbare Leute, die Kinder aber sind ein conservatives Publicum, und eines, das nicht ausstirbt.

J. B.

6033c

Ein Verzeichnis welche der Rubriken bis zum 20 August angetragen sind erscheint alle nächsten Dinge hier kann und Gelegenheit und entbehrlich

Adlhochdeutsches Lesebuch — Die Nothwendigkeit, weitere Anlagen Begehung bei Sie Verwaltungen und die zweckmäßigen und technischen Mittel zu ihrer Ausführung Von Adolph Blanckertz. Christian Brennenschwig Friedrich Vieweg & Sohn 1865

Breslau — Die hygienischen Grundsätze der ärztlichen Gesellschaften Vortrag in Adolf Hagenau Zweite Auflage Braunschweig Friedrich Vieweg & Sohn

Brandbuch — Aus der Jugendzeit Von Rudolf Brandbuch Leipzig A G Liebenthal 1865.

Bergerein. — Bilder Dörfer Provinzial in alter Sprache Von Jerg Wagen Regelein Leipzig Gottlieb Mich & Leipz (Sep Conte).

Biel — dort Herdel die waterme Dichte Stadt von Dr Franz Biel Zürich Verlags Magazin 1865.

Brandes. — William Shakespeare Von Georg Brandes. Dritte und vierte Lieferung Paris und Leipzig, Albert Lange 1865.

Brandt — Die facultativen Frage und die Stellung der Philosophie an den Deutschen Universitäten Eine historische Erörterung von Dr Moritz Brandt Leipzig Ed Wartig's Verlag 1865.

Brandenrid — Rapsodie Armen von Louis Cooperus Stuttgart und Leipzig Deutsche Verlags-Anstalt

Deutsche — Das neue allgemeine Krankenhaus zu Hamburg-Eppendorf Unter Mitwirkung von Dr H Curschmann bearbeitet Von Dr Th Deutsche Zweite, vermehrte Auflage mit Beiträgen von Dr H Schau Barky Braunschweig Fr Vieweg & Sohn 1865

Deutschland's Wahnsinn 1870—71 — In Schlachtungen von Mitwirkern Allgemeine Mitarbeiten

Deutschland — Diese Lage die militärische Stärke durch politischen Verhältnisse der Bevölkerung Von Dr Chas. Jeaffcke Gemeinfaßlich verfaßt von Hermann Trinius 1865.

Gerlag — Mährens Geschichten. Ein Beitrag zur Von Rudolf Gelerich Berlin Dritte Auflage Leipzig August Schnee 1865

Gruber — Theodor Körner in Dichtung und Wahrheit Von Dr Hugo Gruber Hamburg Meißner'sche und Druckerei K G 1865.

Hermann — Gustav Freytag Geschichtsmaterial von Dr Adalbert v Hanstein Heidelberg J Hirsting 1865.

Hertel — Bronze Gedichten Von H Hertel Berlin Achtzehnte Auflage 1865

Hess — Bonitäre heissi gestehen saint Thoma und Bonnie von Dr Anton Hess Hamburg Otto Meissner 1865.

Heyn — Die Erfolgsbedingungen einer Hebung des Silberpreises als Mittel zur Hebung der schlechten der deutschen Zwischenhandel Von Dr Georg Heyn Berlin Puttkammer & Mühlbrecht 1865

Huber — Die Philosophie in der Socialwissenschaft Von Victor Dr Johann Huber München, Georg'sche Buchhandlung Sortiment 1864

Huber — Die Socialismen Aufsätze auf das Hüber Thum Von Professor Dr Aschbach Huber München Verlag für Geschichtswissenschaft 1865.

Hirth. — Localitäten Physiologie Die Lust Berlin Theorie angewandt auf psychologische Probleme Von Georg Hirth Zweite vermehrte Auflage München G Hirth's Verlag 1865

Jaffé — Der neue Stoff Novellistik in drei Akten Von Robert Jaffé Berlin Allgem Deutscher 1865.

Jesus von Nazareth nach naturwissenschaftlichen Quellen und andern geschildert Von Hellmuth Pfeil Kirchner (in Commission) 1864

Im Tune — Mein Stoff Zeitgemäßes in Gedichten Von Theodor Tune Mein Stoff Im Tune Erster Theil Zürich Verlagsmagazin (J Schabliz) 1865

Kampf oder **Kompromiss** — Ja medio virtus Von Ernst Kampf Zweite Auflage Berlin Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt 1865

Königsberg — Riem wie voll Ein Kind von Elbern von Werner zu Königsberg Hildburg I Chil. Mehlhei d Alt

Johnung — Loch Nelson und der Herzog Franz Carmichele Die Dr Rudolf Johnung Hamburg Verlagsanstalt und Druckerei A G 1865

Kraft — Gegnerisches Urtheil Eine offene Kritik der Bundesakte unseres Oberlenzers von Rud Kraft Martin Kaiser Magdeb. Robert Kay 1865

Kerrik — Billige Bücher Lustspiel von Friedrich Kerrik Wien Carl Gerold 1865.

Klein. Der theil schlesische — Dichtungen aus einem Generalstabe Erster Band Bilder aus Zweiter Band Heldenlieder Berlin Groß Siegfried Mittler & Sohn 1865.

Lindau — Eine Heimkehr nach Norwegen Tage und Nächte im mittlern Norden Von Paul Lindau. Breslau, E Schottländer 1865.

Marcuse — Wie ein Strauß verglimmt Drama in einem Akt von Kurt Marcuse Leipzig Costenoble (Adolf Lehmann) 1865.

Marx — Akademische Kritiker Ein Vorlesung im Anfange Lehrbuch der Gegenwart Von Karl Marx Zürich Verlagsmagazin 1865.

Meyer's Konversations-Lexikon — Fünfte gänzlich neubearbeitete Auflage Zweites Buch Hohenstaufen bis Pyramiden Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1865

Paris — The structures and culturship of the new testament By Dr Alfred Graham Mann

Perl — Ein Seelenleiden Neue Kunstgeschichten von Karl Perl Berlin Hugo Storm

Reichert — Schwarz Roth Gold Von R von Reichert Berlin Verlag des deutschen Reichsfestkomitees 1865

Rodenberg — Die Rückwanderin Eine Komödie in drei Akten von Julius Rodenberg München, Carl Ampyx'sche Buchhandlung 1865.

Schmidt — Ein Kabinettstück aus Lateinischer Feldmarschall im Dienste des Großen Von Dr. Rudolf Schmidt Berlin, Fuerstinger'sche Buchhandlung 1865.

Staudt — Die Schweiz im Lichte der Staatskunst Von Dr Gustav Heinrich Schmidt Zürich, Verlagsmagazin 1865.

Schreiber-Weisen — Viel Ehrbare Roman aus dem Schweizerischen Jena Hermann Costenoble

Schmidt-Phiseldek — Theorie de beaux Par Martin Schmidt Zweite Auflage Leipzig Verlag des Schmidt 1865

Siegmund — Alois Brunners und seine Zeit Von Ernst Siegmund Zweite Auflage Wissenschaft. Jena Frommann 1865

Teilmann — Neues Novelle von Konrad Telmann Berlin C Schindler 1865

Tiel — Tiel Novels von Gottlieb Tiel Neue Von Gelerich Tiel Zweite Auflage Leipzig Hoff 1865.

Thiele — Die Theaterzettel der Hamburgischen Nationalgesellschaften (1767—1769) Von Dr Richard Thiele Die Blätter gab Theaterzettel in Leipzig herausgegeben Dramaturgie Ernst Hugo Günther 1865.

Thieme — Richard Wagner im Urtheil französischer Kritiker Eine kritische Studie von Hans Adolf Thieme Leipzig Carl Conrad Hille & Berlin

Unsere — Ein gemeinnütziger Beleg Literatur auf den Schriften Unsere Zeitschrift Jahrgang 1865 Jahrgang 1865 Heft illustrirter Jahrgang Ohnsorg aus Leipzig Schaltjahr Gebrauchsanleitung

Wolf — Wolf Reinh von Unsere Lied. Von Arnim Gedichte Zweite vermehrte Auflage Heilbronn Max Gelmann in Commission) 1865.

Wieber — Der Selbstmord und die Selbstmordlust Historisch-medicinische Studien von Dr Max Wieber Zweite Auflage Jena Hermann Costenoble 1865.

Wichmann — Denkmale der Baukunst des Mittelalters Von Dr A Wichmann Berlin, Richard Schulz 1865

Warnebrecht — Lebensmittel unserer Mahlzeiten Jahrbuch Anleitung Tabellarische Übersichten und mit vielen Einleitung zweiten von Eugen Zabel Berlin Siegfried Cronbach. 1865

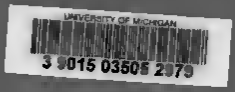
Wilhelm II. als Mitglied — Von einem Berliner Berlin Ernst Siegfried

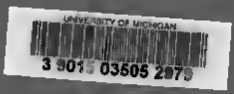
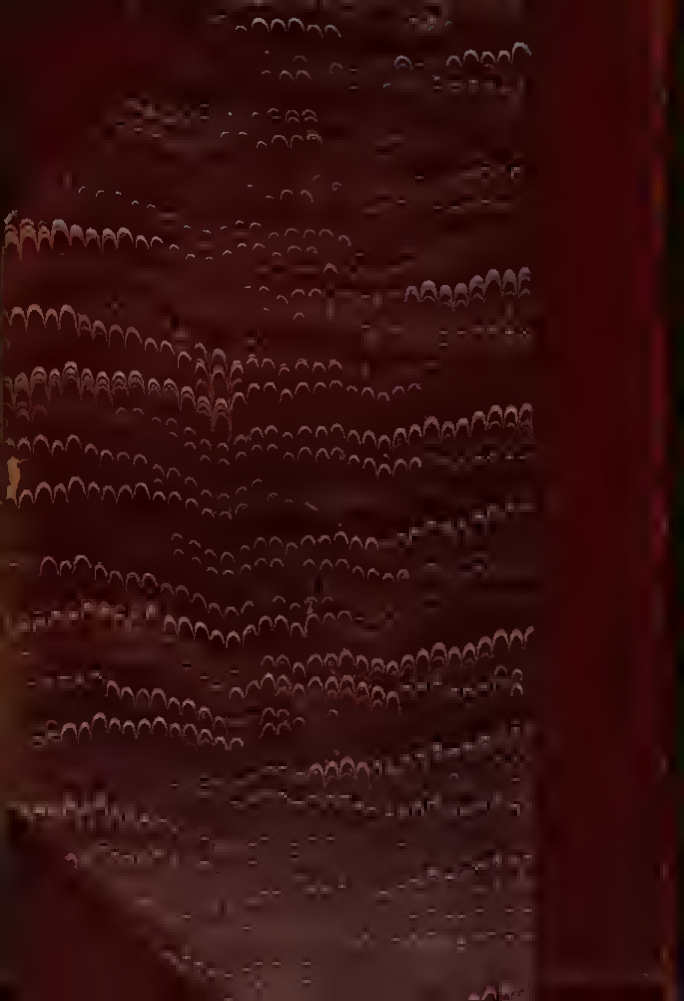
Zunge — Liederbuch für höhere Schulen von F Zunge Zweite Auflage Mit Melodien Otto Onkar Breslau 1865.

Zeitung — Franz Zeile Von Hugo Zeitung Zürich, Verlagsmagazin. 1865.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Unger'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg
Für die Redaction verantwortlich: Dr Wallis Paetow in Berlin-Friedenau.
Nachdruck jeglicher Art und jede Übersetzung dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03505 2979


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03505 2979